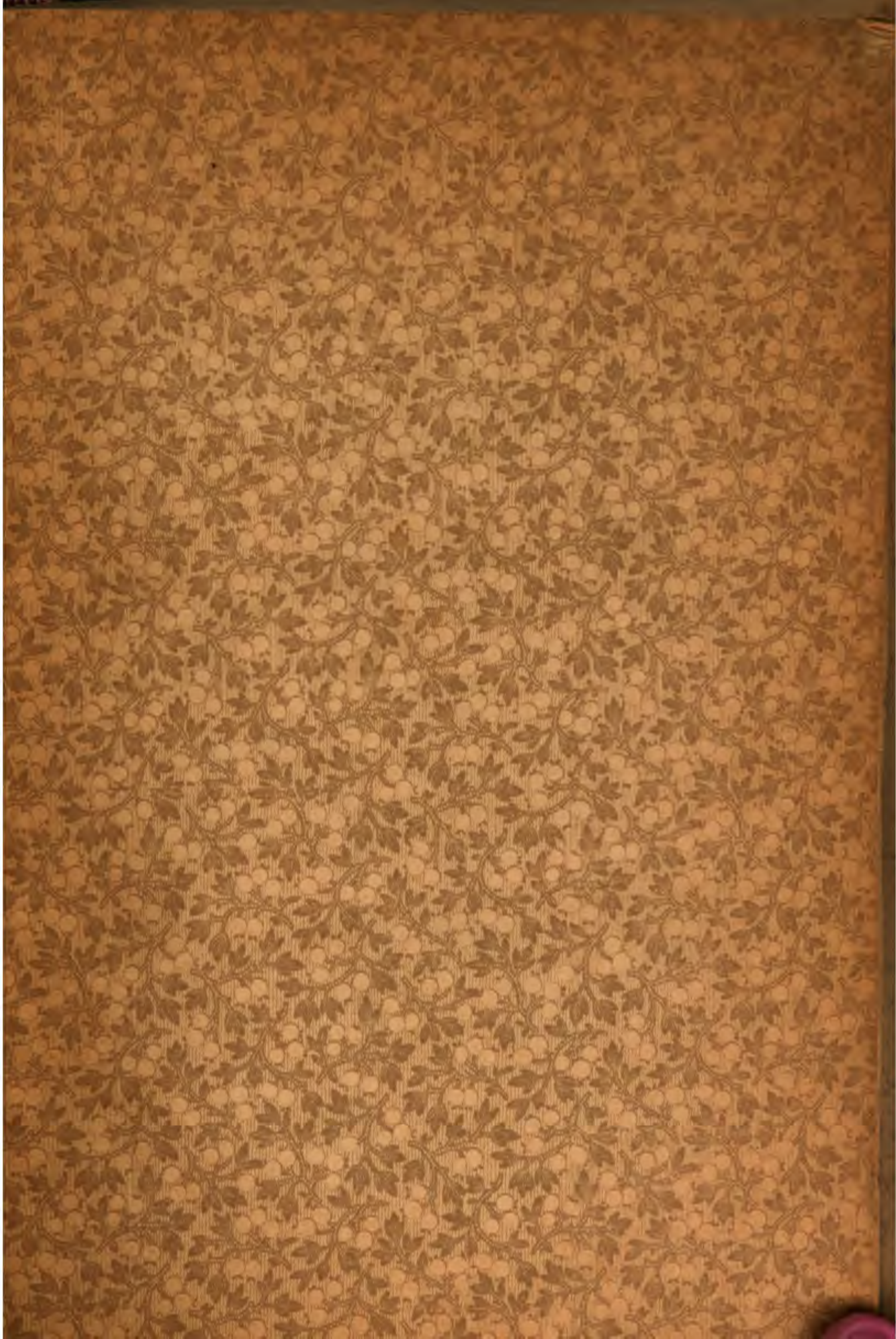
Prof. Dr. H. Paasche,

Kultur und Reiseskizzen aus Nord und Mittel Amerika.



Magdeburg
Verlag von Albert Rathke



Kultur- und Reiseskizzen

aus

Nord- und Mittel-Amerika.



Entworfen

auf einer zum Studium der Zuckerindustrie
unternommenen Reise

von

Dr. H. Paasche.

Professor der Staatswissenschaften,
Mitglied des Reichstages und des preussischen Landtages.



Magdeburg,
Verlag von Albert Rathke.
1894.

Vorwort.

Sowie ich mich längst daran gewöhnt habe, gute Bücher, aus denen ich etwas lernen will, mit der Feder in der Hand zu lesen, so ist es mir liebe Gewohnheit geworden, Reisen in fremde Länder und Landstriche nicht ohne ein Tagebuch zu unternehmen.

Nicht als ob ich meinte, dass alles, was an fremden und neuen Eindrücken auf den Reisenden einstürmt, des Aufzeichnens oder gar der Veröffentlichung wert sei, sondern weil ich weiss, dass man viel mehr und viel intensiver sieht, und auch Nebendinge beobachtet, die beim einfachen Anstaunen eines grossartigen Naturschauspiels, einer eigenartigen Volksscene oder dergleichen, wohl mit dazu beitragen, den Gesamteindruck zu erhöhen, von deren Sonderwirkung man sich aber keine Rechenschaft abgiebt, wenn man nach dem behaglichen Genuss des ganzen, seine Blicke und Gedanken anderen Bildern und Eindrücken zuwendet.

Wie der Maler eine Fülle von Einzelheiten, Farben- und Lichtwirkungen sieht, weil er sich bemüht, das Bild in Gedanken oder mit dem Pinsel festzuhalten, so lernt man mehr und besser beobachten, wenn man zwar nicht den Stift des Künstlers, wohl aber den des Schriftstellers in der Hand hält, und kurz zu skizzieren und zu zergliedern sucht, was man gesehen und empfunden hat.

So habe ich auch meine Studienreise nach Nord- und Mittelamerika, die ich unternahm, um die Zucker-Industrie jener Landstriche, um tropischen Plantagenbau und das eigenartige sociale Leben der älteren und neuesten »neuen

Welt« kennen zu lernen, mit dem Skizzenbuch in der Hand gemacht.

Ein Teil der entworfenen Skizzen ist schon während der Reise im Feuilleton der »Kölnischen Zeitung« zum Abdruck gebracht, einige sind in den Spalten des »Deutschen Wochenblattes« erschienen und zahlreiche Anfragen haben mich bewogen, auch den Rest der Sammlung mit jenem ersten vereint in dem vorliegenden Buche einem grösseren Leserkreise zugänglich zu machen.

Ich habe dabei absichtlich die anspruchslosere Form der Skizzensammlung beibehalten und wollte kein wissenschaftliches Buch im strengen Sinne des Wortes schreiben; hoffe aber, dass trotzdem sich auch für meine Fachgenossen manches Lesenswerte und Interessante unter dem leichteren Gewande einer Reiseschilderung verbirgt, das vielleicht weniger Leser gefunden hätte, wenn ich es in das steifere Kostüm einer wissenschaftlichen Abhandlung gekleidet hätte. Die speziellen Ergebnisse meiner Studien auf dem Gebiete der Zuckerkulturen erscheinen in der Zeitschrift des »Vereins für die Rübenzuckerindustrie des Deutschen Reiches.«

Zum Schluss ist es mir Pflicht und Bedürfnis, auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank allen Denen auszusprechen, die dazu beigetragen haben, die Zwecke meiner Reise zu fördern. Zunächst der hohen Reichsregierung, die mir durch ihre Empfehlungen an die deutschen Gesandtschaften und Konsulate die Wege geebnet hat, sodann dem Verein für die Rübenzucker-Industrie des Deutschen Reiches, der in hochherziger Weise mein Unternehmen auch materiell unterstützt hat, endlich den vielen, vielen Freunden, die ich jenseits des Ozeans gefunden und die sich in aufopferndster Weise des lernbegierigen Landsmannes angenommen und ihm das Lernen leicht und angenehm gemacht haben.

Berlin, den 12. Dezember 1893.

H. Paasche.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort.

Erster Theil.

Aus Nord-Amerika.

	Seite.
Aus den Urwäldern der Adirondak mountains	3
Vom Niagara	24
Von den Indianern am Niagara	32
Eine Fahrt auf dem amerikanischen Rhein	39
Der Nordamerikanische Zucker-trust	44
Aus Washington	55
Von den grossen Seen	63
Aus dem fernen Westen	76
Land- und Volkswirtschaftliches aus dem »fernen Westen«	84
Aus dem Lande der Mormonen	101
Wirtschaftliches aus Utah-Land	110
Aus Kalifornien	122
Das Zuckerland Kalifornien	131
Durch die Wüsten von Kalifornien und Arizona	144
Amerikanisches Eisenbahnwesen	152
Durch Neu-Mexico und Texas	165

Zweiter Theil.

Aus Mexico.

Durch die Hochebene von Mexico	179
Nach dem Gipfel des Nevado de Toluca	189
Aus der Hauptstadt von Mexico	200
Nach der tierra templada von Mexico	217
Aus Orizaba	229
Aus den Kaffeegegenden am Fusse des Orizaba	236
Aus Mirador	248
In Vera-Cruz und Uloa	260

Seite.
Auf einer Hazienda des Hochlandes von Mexico 270
Ein Ausflug an die Ufer des Papaloapan 283
Aus den Silber-Minen von Pachuca 302

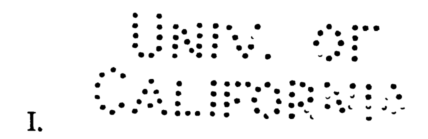
Dritter Theil.

Von den Antillen und Venezuela.

Aus Kuba 315
Aus Habana 326
Nach Matanzas 335
Aus den Zuckerdistrikten von Matanzas und Cienfuegas 345
Aus Santiago de Kuba und den Eisenminen des Südens 359
Hayti und St. Domingo 373
Aus Portorico 390
Aus den Kaffeedistrikten von Portoriko 404
Quer durch die Insel nach Ponce 422
Eine Extrafahrt nach St. Domingo und St. Thomas 437
Aus La Guayra und Carácas 445
Volkswirtschaftliches aus Venezuela (Kaffee-, Kakao- und Zuckerrohr-Kultur) 465
Deutsche Kultur-Arbeit in Venezuela 480
Aus Puerto Cabello und Valenzia 493
Von Puerto Cabello nach Trinidad 506
Aus Trinidad 518
Über Grenada und St. Vincent nach Barbados 538

I. Theil.

Aus Nord-Amerika.



I.

Aus den Urwäldern der Adirondak mountains.

»Was wollen Sie jetzt in New-York? Es ist ja niemand hier, reisen Sie doch erst noch 14 Tage zu den Niagara-Fällen, den Thousand Islands, sehen Sie sich Montreal, den Lake Champlain an, besuchen Sie Saratoga, das amerikanische Baden-Baden, und kommen Sie auf dem Hudson hierher zurück, dann finden Sie jemanden!« So empfing mich der deutsche Vice-Consul in New-York, als ich nach unruhiger Seefahrt etwa 3 Tage auf amerikanischem Boden weilte und ganz erfüllt von der Grossartigkeit des Verkehrs, verwirrt von dem Strassenlärm, dem Drängen und Hasten in der City zu ihm kam, um alte Bekanntschaft zu erneuern und von ihm Rat zu holen, wie ich meine Studien am besten beginnen und fortsetzen könne.

»Es ist ja niemand hier!« So sonderbar dies in der Millionenstadt klingt, es ist nur zu wahr und war auch mir schon zum Bewusstsein gekommen, als ich mit meinen Empfehlungsbriefen vor verschlossene Thüren kam oder hören musste, der Herr sei auf dem Lande, an der See oder »drüben«, vor Anfang September sei er nicht mit Sicherheit zu finden.

Die vornehme Welt meidet in dieser Zeit drückender Hitze die schwüle, erstickende Luft der Hauptstadt und sucht in den grossartigen Bädern von New-Port, Coney Island oder auf ihren Landsitzen Erfrischung. Ganze Strassen in den eleganten Stadtvierteln sind verödet, Gras wächst zwischen den Trottoirplatten, die Fenster und Thüren sind verhangen

oder gar mit Brettern verkleidet da, wo in den ruhigen Seitenstrassen der fünften Avenue die stattlichen, überaus behaglich und kostbar eingerichteten Privatwohnungen der reichen Amerikaner bei einander liegen. Gilt es doch für viele Familien fast als selbstverständlich, wenigstens einen Theil des Sommers in Europa zu verleben oder wenigstens die vierteljährlichen Schulferien bis Ende September in der Sommerfrische zu verbringen. Darum fort nach dem Norden! war auch meine Losung, heraus aus der über Erwarten heissen, schwülen Stadtluft, hinein in die schattigen Urwälder, die Berge und Seen der Adirondak-Gebirge!

Zwar hatte ich nicht zu klagen. Ich war in dem prachtvollen Plaza-Hôtel nach »american plan« für 5 Dollar täglich in einem eleganten Zimmer des siebenten Stockwerkes mit der Aussicht auf den meilenweit sich hinziehenden, mitten in der Weltstadt liegenden, Central-Park so gut verpflegt und aufgehoben, wie ich es noch in keinem europäischen Gasthaus gefunden habe. Der herrliche Blick aus den Fenstern meines Zimmers auf die himmelhohen, bis 17 Stockwerke angewachsenen Riesenhôtels, auf die Paläste der fünften Avenue, auf den herrlichen Park mit seinen Seen, auf das wunderbare Durcheinander der Pferdebahnen, Equipagen und Fussgänger entschädigte einigermassen für den Staub und Schmutz, die erstickende Luft und den Lärm in dem Menschengewühl der City und des Hafenviertels. Aber ich fühlte mich noch nicht wohl in diesem Wirrwarr, und da ein junger Kölner Landsmann, der seit langen Jahren hier im Bankgeschäft thätig ist, die gleiche Absicht hatte, auf kurze Zeit sich in reiner Natur gesund zu baden, so entschloss ich mich schnell mit ihm die Reise in die nordische Wildnis zu machen.

Was sind und wo liegen die Adirondak mountains? so fragte ich, so wird mancher meiner Leser fragen.

Es ist jenes herrliche Gebirgsland, im Norden des Staates New-York gelegen, das vom Champlain-See, dem St. Lawrence-Strom, dem Mohawk und Black-River begrenzt,

noch eine köstliche Wildnis von unberührten, herrlichen Urwäldern enthält, dessen zahlreiche Seen und Wasserläufe Unmassen von auserwählten Fischen bergen und dem sportlustigen Amerikaner unerschöpfliche Gelegenheit zum Fischen und Angeln bieten, dessen Wälder noch wimmeln von Wild, in denen man »camp«, unter freiem Himmel campieren muss, wenn man in die Wildnis eindringen und den geheimnisvollen Zauber einer unverfälschten Natur geniessen will.

»The bear and deer somewhat reduced in numbers, still haunt these remote places; panther still roam untrammeled, and the wolf alone, persecuted by traps and poison, begins to be relatively scarce«, so steht es zu lesen in den reich illustrierten »Routes and rates for Summer Tours« für 1892.

Also Bären und Hirsche, Panther und Wölfe, echte Urwälder und womöglich noch Indianerdörfer, mit all dem Zauber der Cooperschen Lederstrumpf-Geschichten umwoben, wen sollte das nicht reizen, wenn er hinüberfährt nach der neuen Welt, um Land und Leute kennen zu lernen und nicht Lust hat, mit dem Reisehandbuch in der Tasche nur die viel begangenen und ausgetretenen Wege zu wandeln, die vor ihm schon so viele Tausende gegangen und beschrieben haben?

So fuhren wir denn am Abend des 27. August in dem eleganten »Wagner car« der New-Yorker Centralbahn frohen Mutes nach Norden der unbekannten Wildnis entgegen. Die 8 Schlafwagen des Zuges waren vollbesetzt von Männern, Frauen und Kindern, schwüle Gewitterluft herrschte überall, und da es erst 7 Uhr war, als wir unsere Fahrt antraten, so sassen wir mit einigen qualmenden und spuckenden Nordländern zusammen noch einige Stunden im smoking room, in dem Rauchzimmer des Zuges, um hier ungeniert in Hemdärmeln zu plaudern und ab und zu bei den grellen Blitzen eines tüchtigen Gewitters einen Blick in die Landschaft zu werfen.

Der aufwartende Neger war inzwischen beschäftigt, im Schweisse seines Angesichtes die Lagerstätte für die müden

Reisenden herzurichten, und da ich mir klugerweise ein unteres Bett genommen hatte, so wartete ich discret bis die über mir campierende junge Dame die Treppe zu ihrem Lager hinaufgeklettert war, ehe ich mich in dem bequemen Bett einem erquickenden Schlummer hingab.

Die hier für die weiten Entfernungen viel notwendigeren und viel mehr benutzten Schlafwagen sind eben ganz anders gebaut als die unsrigen. Nicht in enge Abteilungen mit 2 oder 4 Betten wird man eingefercht, sondern in langer Reihe werden an beiden Seiten des breiten Mittelganges die Betten aus den bequemen, über meterbreiten Sitzen aufgeschlagen, ein dichter Vorhang verbirgt den glücklichen Schläfer gegen die Blicke der Vorübergehenden und hinter diesem Vorhang muss er wohl oder übel sich seiner Kleider entledigen und Morgens wieder notdürftig Toilette machen, um dann ungeniert um die Mitreisenden dem Damen- oder Herren-Waschzimmer zuzueilen und dort seinem äusseren Menschen den nötigen Schliff zu geben. Anfangs geniert das den Fremden, bald aber gewöhnt man sich an dies freiere Gebahren und errötet nicht mehr, wenn man eine der mitreisenden Damen beim Ordnen ihres Anzuges überrascht.

Früh um 5 Uhr sollten wir in Plattsburg ankommen, als ich daher um diese Zeit hinter meinem Vorhang hervorkam und Toilette machte, erklärte mir der Neger grinsend, wir wären ungefähr zwei Stunden »behind time«; bei Saratoga sei ein Güterzug entgleist und wir hätten dort warten müssen, bis das Geleise frei war, es sei ein furchtbarer Gewittersturm in der Nacht gewesen, und wohin man sah, überall erblickte man rinnende Wasser und Pfützen und der Champlain-See, an dessen hohem Felsenufer, dicht über dem Wasser, wir dahinsausten, war aufgeregt und trieb tüchtige Wellen brandend an die Klippen.

Den Anschluss nach dem Saranak-See, dem Ziel unserer Reise, zu verpassen, brauchten wir uns nicht zu ängstigen. »Der Zug wartet«. — »Aber wir kommen um unser Frühstück

und werden erst um 11 Uhr ankommen?« — »Auch das hat keine Not, es wird Zeit genug sein.«

Und so war es! — Um 7½ Uhr trafen wir in Plattsburg ein; setzten uns in dem grossartigen Sommerhôtel beim Bahnhof ruhig zum Frühstück nieder, speisten für 75 Cts., d. h. drei Mark, Früchte, Eierspeisen und Beefsteak, tranken vorzüglichen Thee dazu und warteten dann der Dinge, die da kommen sollten.

An der bar, dem im unteren Stockwerk gelegenen Schenktisch des Hôtels wollte mir nach echt amerikanischer Weise ein wildfremder, pausbäckiger Farmer absolut einen Schnaps aufnötigen. »Jou take a drink Sir?« fragte er mich ohne weitere Einleitung und griff in die Tasche, um für mich mitzubezahlen, — auf mein ablehnendes »no Sir!« ward er ganz wild und ich hatte Mühe, ihm auseinander zu setzen, dass ich zu so früher Morgenstunde noch auf keinen Branntwein geaicht sei. Auf seine weitere Frage aber »Jou take a smoke?« (Rauchen Sie eine Cigarre?) durfte ich nun, obgleich leidenschaftlicher Nichtraucher, nicht wieder verneinend antworten, musste also von den zwei am Schenktisch gekauften Zigarren eine dankend annehmen und ihm als Gegengabe eine andere dediziren. Die Landessitte oder Unsitte fordert es so, und ich durfte noch froh sein, dass mein liebenswürdiger Gastgeber nicht in Gesellschaft von einem halben Dutzend Anderer die Fragen an mich gerichtet hatte, sonst hätte es der Anstand erfordert, mit jedem einen drink zu nehmen und jedem wieder einen brandy zu bezahlen.

Ich hielt mich seitdem selten wieder an der bar eines Gasthauses auf und eilte an diesem Morgen umsomehr zum Bahnhof hinüber.

Hunderte von Personen standen hier auf dem öden Bahnsteig umher, kein Bahnbeamter liess sich blicken; endlich erhielten wir die freudige Mitteilung, der Wolkenbruch der letzten Nacht habe die Bahn an verschiedenen Stellen unterwaschen, ein eben einlaufender Zug hatte die ganze Nacht auf freier Strecke liegen müssen. So standen wir und warteten

geduldig. Ein Zug kam und ging, ein anderer that desgleichen, der unsrige liess sich nicht blicken. Von Abrufen, Läuten oder Klingeln ist nicht die Rede; Jeder muss wissen, wohin der Zug fährt, und da wir es nicht wussten, fragten wir höflich den Kondukteur, ob das der Zug nach Sarnak lake sei? »No Sir« war die stets wiederkehrende Antwort.

Endlich gegen 10 Uhr kam auf dem schmalspurigen Geleise langsam ein Zug angeklingelt. Das muss er sein! Ein Mitreisender bejaht es, wir sind zufrieden. Ohne Glockenzeichen, ohne Pfeifen, ohne irgend welches Ausrufen setzt sich die Maschine in Bewegung, als alles Gepäck verladen ist — mag jeder selbst aufpassen, sonst bleibt er sitzen.

Die Fahrt war echt amerikanisch. Die schmalspurige, eingleisige Bahn war natürlich mit möglichst geringem Aufwand von Geld erbaut. Zwar lagen die Holzschwellen dicht aneinander, denn Holz steht ringsum in Unmassen und braucht nur geschlagen zu werden, der Unternehmer hat es unentgeltlich; aber die hölzernen Brücken, die Durchlässe und Dämme sind in der liederlichsten Weise hergestellt.

So kam es, dass fast alle hundert Meter die Schienen unterwühlt waren und einzelne Schwellen in der Luft hingen, dass zweimal der Damm so abgerutscht und auf etwa 10 Meter weggeschwemmt war, dass man mit Balken und Pfosten in aller Eile die Schienen gestützt hatte und wir nur in langsamster Fahrt hinüber konnten.

Das hinderte aber nicht, dass wir, wo die Strecke sicher zu sein schien, mit mehr als Kurierzuggeschwindigkeit dahin sausten und um die Kurven herumflogen, dass man ängstlich werden konnte.

Trotzdem war die Fahrt ganz lustig, wir standen ungehindert auf der Plattform des letzten Wagens und schauten in die entzückende Landschaft, ärgerten uns über die entsetzliche Waldverwüstung, die oft meilenweit den herrlichsten Urwald durch Feuer vernichtet hatte, sodass die öden, ausgekohlten Stümpfe der Waldriesen melancholisch emporragten, freuten uns dann wieder der prächtigen, unverfälschten Ur-

wälder, die noch reichlich vorhanden waren, bedauerten die armen Farmer, die hier in der unwirtlichen Gegend zwischen Baumstümpfen und Granitblöcken ihre Blockhäuser aufgeschlagen hatten und noch immer auf das Reifen der Ernte ihrer winzig kleinen Roggen- und Haferfelder warteten.

Es ist doch nicht so leicht, aus dem Urwaldboden einen Kulturboden zu schaffen, wie wir ihn als Grundlage des Ackerbaues für selbstverständlich halten, und Jahrzehnte mögen darüber hingehen, ehe die Baumstümpfe verschwunden, die Felsblöcke bei Seite geschafft sind und für Pflug und Egge, für Drill- und Mähmaschine Platz geschaffen ist.

Scheinbar ohne allen Grund hielt der Zug einige Male auf freier Strecke, wir stiegen ab, pflückten einige Himbeeren, die verlockend aus der üppigen Vegetation hervorlugten, und liefen dem Zuge nach, wenn er sich plötzlich und stillschweigend wieder in Bewegung setzte. Einem königlich preussischen Eisenbahnbeamten würden über dieses reglementswidrige Betragen die Haare zu Berge stehen, und ich will gern zugeben, dass ich wohl erst noch einige Zeit im Lande der Freiheit weilen muss, um an dieser Formlosigkeit Gefallen zu finden.

Aber hier ist jeder für sich selbst verantwortlich. Es steht ja deutlich für jeden, der lesen kann, angeschrieben, dass er auf der Plattform nichts zu suchen hat und dass er, wenn er hier Schaden leidet, selbst dafür verantwortlich ist. Die Eisenbahngesellschaft hat damit ihre Schuldigkeit gethan, hindert aber Niemanden in der Freiheit, sich das Genick zu brechen, oder sonst zu Schaden zu kommen.

Endlich gegen ein Uhr Mittags, statt um 10 Uhr, war der Zug am Ziele angelangt, wir bestiegen die vierspännige mail coach, um auf dem schwankenden Verdeck derselben durch aufgeweichte, grundlose Wege dem grossartigen, entzückend am See gelegenen Ampersand-Hôtel zuzugondeln.

Statt der erwarteten Wildnis empfängt uns hier der raffinierteste Luxus. Hunderte von Amerikanern verträumen hier bei vortrefflichster Verpflegung, in herrlicher Umgebung

und erfrischender Luft, die Sommertage, rudernd und fischend, Tennis und Billard spielend und Sonntags faul umhersitzend und liegend, Choräle singend und Predigten hörend.

Der Gasthof selbst ist überfüllt und ausser den festen cottages die neben dem grossartigen Gebäude in reizenden Formen zwischen den Bäumen zerstreut liegen, sind nicht weniger als 18 Zelte in den Wald hineingebaut und von Sommerfrischlern bewohnt.

Herrlichster Hochwald mit fusshoher Humusschicht, zahllosen verwesenden, alten Baumstämmen, entzückend mit Moos und Farren bewachsenen gewaltigen Felsblöcken, erhebt sich unmittelbar hinter dem Hôtel und zieht sich in unbeschreiblicher Schönheit den Berg hinauf.

In diese Wildnis, ohne Weg und Steg zu ebenen, ohne auch nur einen einzigen faulenden Baumriesen aus dem Wege zu schaffen, nur auf meterbreiten, erhöhten Holztrottoiren erreichbar, sind die Zelte gebaut auf solider Holzgrundlage, die in dem abschüssigen Gelände vorn eine breite Veranda lässt. Bei Sonnenschein machen diese behaglich mit Teppichen, guten Betten und Schaukelstühlen ausgestatteten luftigen Wohnstätten einen ganz romantischen Eindruck. Beneidenswert erscheint Jeder, der hier in der Hängematte liegend, unter den rauschenden Bäumen den murmelnden Quellen lauschen und hinausschauen darf auf die schwarzen Wasser, die dicht bewaldeten Ufer des herrlichen Sees. Aber wenn der Regen herniederprasselt und, wie jetzt, die kühlen Herbstnächte einsetzen und dazu zwingen, den kleinen transportabelen Ofen in dem luftigen Raume zu heizen, so gehört schon die ganze Passion eines eigensinnigen Amerikaners dazu, um das als notwendigen Bestandteil einer »Vergnügungsreise« mit in den Kauf zu nehmen.

In stundenlangen Bootfahrten, auf leichten, nur etwa 60 bis 70 Pfund schweren, etwa 5 m langen und für Landtransport eingerichteten Booten lernten wir die Schönheiten des Saranaksees kennen, dessen schroffe Felsenufer, dessen zahlreiche dichtbewaldete Inseln und prachtvolle Ausblicke

auf die bis zu 5000 Fuss aufsteigenden Bergkuppen in Europa kaum ihres gleichen haben.

In weiten Spaziergängen suchten wir in die echten Urwälder einzudringen, und so sehr auch die sogenannten »Lumber-Companies«, die Holz-Gesellschaften, verwüstend eingegriffen haben und die schönen, alten Bäume unbarmherzig der Axt überlieferten, so konnten wir doch nach stundenlangem Wandern in die unberührte Wildnis eindringen. Ein eigenartiger Zauber umgibt diese nordischen Urwälder. In buntem Gemisch stehen alle Baumarten durcheinander, Tannen und Birken, Buchen, Eichen, Ahorn und Linden.

Was die Natur in üppiger Fülle geschaffen, vernichtet sie selber wieder, und auf Schritt und Tritt muss man über wirr durcheinander gefallene, verwesende oder schon verweste Bäume steigen, und nicht selten versinkt man in der modrigen Holzmasse, wenn man, um dem rieselnden Wasser zu entgehen, auf einen solchen, scheinbar festen Baumkadaver springt. Wir waren schliesslich froh, als wir aus dieser Wildnis auf einen von Kühen getretenen, schmalen Pfad gelangten, der uns durchnässt und ermüdet durch Schmutz und Kot wieder zu Thale führte, wo wir den Weg zum Gasthofe zurück fanden.

Wir mochten wohl die einzigen Sommerfrischler sein, die solche Ausflüge wagen, denn die echten Amerikaner verbringen die schönsten Tage im Schaukelstuhl liegend und schlechte Romane lesend oder Billard spielend; nur reiten und fahren oder rudern und fischen, soweit es sportmässig betrieben werden kann, bringt sie herunter von der grossen Veranda des Gasthofs.

Als wir einen vor seinem Hause thätigen Farmer nach dem Wege zum Berggipfel fragten, konnte er sich nicht anders denken, als dass irgend ein Geschäft uns dort hinauf treibe. Er erklärte daher sofort, er habe dort oben einige sehr schöne Bauplätze mit Forellenfischerei und herrlicher Aussicht abzugeben, er wolle sie uns billig lassen, da wir die ersten wären, die darnach fragten — gerade wie

der Colonel in Dickens Roman, der die ihm empfohlenen Auswanderer in die Sümpfe des Südens schickte und ihnen Land verkaufte, das ihm gar nicht gehörte.

Doch es genügte uns nicht, das Leben in der Wildnis nur von dem vornehmen Gasthof aus kennen zu lernen und uns an auserlesenen Mahlzeiten, an den schönsten Früchten zu erfreuen, die man aus dem fernen Kalifornien oder aus Florida bis hier hinauf in den unwirtlichen Norden gebracht hatte; wir hatten von Bären, Panthern und Wölfen gelesen und hörten von unsern Tischnachbarn stets die schönsten Jagdgeschichten, hörten sie das Leben im »camp«, im Zeltlager rühmen, und entschlossen uns kurz, diesen eigenartigen Sport der Amerikaner selbst kennen zu lernen und dabei in die unverfälschte Natur zu kommen.

So nahmen wir denn zwei bewährte guides (Führer) in Sold, entnahmen dem Laden des Gasthofs alles, was der Mensch für eine tagelange Fahrt in die Wälder gebraucht, beluden unsere Boote mit Kochgeschirr, Zelten und Decken, mit Kaffee, Zucker, Mehl, Eiern, Butter und Fleischkonserven, nahmen gute Winchester-Büchsen und Angelgerät mit und eilten zum Frühzuge der neuerbauten Adirondak and St. Lawrence railroad. Der manager des Hôtels, ein deutscher Landsmann, der mit meinem Freunde jahrelang in demselben Bankgeschäft thätig gewesen, sorgte in uneigennützigster Weise dafür, dass wir im Interesse seines Hôtels unnütz viel Sachen einkauften und empfahl uns gerade diese Eisenbahn, weil er, wie wir hernach erfuhren, für seine Reklamen entsprechend honoriert wurde(!)

Die Abfahrtszeit war längst vorüber, aber unsere Boote so wenig wie der Eisenbahnzug zur Stelle.

Endlich fährt ein Zug ein.

Aber kein gebildeter Europäer würde es geglaubt haben, wenn man ihm gesagte hätte, das sei der Personenzug, für den wir Billette erster Klasse genommen.

Eine Lokomotive, zwei zum Transport von Sand und Holz bestimmte Plattformwagen ohne alle Brüstung, darauf

je zwei etwa 40 cm hohe Holzbalken gelegt, das war die Fahrgelegenheit. Mochten die lieben Passagiere zusehen, wo sie Platz fanden und wie sie sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen und vor dem Herabgeschleudertwerden schützten. So fahren wir etwa 15 Minuten in rasendem Tempo durch Wald und Sumpf mitten in einen See, in welchem die erst vor vier Wochen fertig gestellte Bahn bereits unterbrochen war, weil der leicht aufgeschüttete Damm nicht die Liebenswürdigkeit gehabt hatte, während der Sommersaison zu halten, sondern bereits in den See gerutscht war.

Wir mussten also über ein lose verankertes Holzfloss etwa 100 Schritt hinwegturnen, um dann in einen andern Zug zu steigen, der aus zwei solcher Sandwagen und einem eleganten Personenwagen bestand, in dem gleichzeitig die Billetausgabe, der Gepäckraum und die Wiegevorrichtung sich befanden.

Alle Plätze waren besetzt, selbst alle Koffer im Packetraum als Sitzgelegenheit von Herren und Damen in Anspruch genommen; wir turnten also in voller Fahrt auf die Plattform der Sandwagen hinüber, setzten uns zwischen unsere Boote und lachten mit unsern Führern um die Wette über die gelungene Fahrt.

Doch das Vergnügen hörte bald auf. Nach 20 Minuten setzte man uns mitten in der Wildnis ab, wo weder Haus noch Hütte zu sehen war und nur ein Dreieck von hier zusammenlaufenden Eisenbahnschienen darauf hindeutete, dass hier die berühmte Station »Saranak Junction« einmal entstehen sollte.

Im glühenden Sande des Eisenbahndammes sitzend, warteten wir geduldig 30 Minuten, ich fing an, in mein Tagebuch zu schreiben und Reflexionen darüber anzustellen, was wohl unsere Landsleute daheim schimpfen würden, wenn sie für ihr gutes Geld so herumstehen müssten und nicht einmal ein rotbemützter Bahnhofsvorsteher sichtbar ist, von dem sie das Beschwerdebuch verlangen könnten. Hier

findet das jeder natürlich und nicht ein einziges böses Wort hörte ich, die Bahn ist ja neu, da kann man's nicht besser verlangen. Bei uns denkt man nicht daran, eine Bahn zu eröffnen, ehe nicht bis auf den letzten Nagel Alles tadellos fertig ist, — hier war der Verkehr schon seit 6 Wochen ziemlich lebhaft und man fing eben an, auf diesem wichtigen Kreuzungspunkte mitten zwischen den verkohlten Baumstümpfen ein Haus zu erbauen, — und zwar ganz aus Brettern. Etwa 5 bis 6 Centimeter starke Bretter bilden die Säulen und Balken, dünnere Bretter die Dachsparren, mit der Säge, Hammer und Nägeln kann Jeder solch Haus sich selber zimmern. Leichtere Bretter bedecken die Wände und das Dach, dünne gehobelte Bretter bilden die Zimmerdecken und die grossen Sägemühlen und Schreinereien liefern Alles, was notwendig ist, zu billigen Preisen, sodass die alten Blockhäuser, aus den Stämmen des Waldes zusammengeschichtet, immer seltener werden.

Noch wenige Wochen vielleicht und auch die Station Saranak Junction macht mit ihren Holzhäusern einen ganz leidlichen Eindruck.

Bis jetzt aber war's fürchterlich und wir recht froh, als endlich ein Zug kam, der uns und unsere Ausrüstung aufnahm. Ob er aber nach der von uns gewünschten Station Anschluss habe oder nicht, war von niemandem zu erfahren.

Hoffen wir also das Beste!

Durch entsetzlich verwüsteten Wald, in dem Tausende von Cubikmetern des allerschönsten Nutzholzes übereinander gestapelt verfaulen müssen oder, was zumeist der Fall ist, angezündet und verkohlt daliegen, fuhren wir etwa 25 Kilometer, ohne irgendwelche Ansiedlungen zu erblicken, und wurden dann auf der Tupper-Lake Junction wieder ausgesetzt und mit unserm Gepäck unserm Schicksal überlassen.

Vielleicht geht morgen früh 5 Uhr ein Zug, das war die einzige Antwort, die wir endlich herauspressten. Der schön illustrierte Fahrplan hatte alles ganz anders angegeben.

Doch was half es? Alles Beschwerdeführen würde uns nur lächerlich gemacht haben und so folgten wir dem Rat unserer Führer, denen diese Eisenbahnfahrt gar nicht behagte, und machten uns auf zur nächsten Ansiedelung, von wo aus sie uns zu Wasser an das Ziel unserer Wünsche bringen wollten. Vor dem elenden Stationsgebäude stand ein mit Kisten und Kasten bepacktes Bauernfuhrwerk, auf dem bereits sechs Passagiere Platz gefunden hatten, aber wir mussten hinauf, es gab keine andere Gelegenheit und los ging es über einen Weg, von dem man gar keine Vorstellung hat.

Ich hatte noch vor Kurzem in Dickens »America« geblättert und dachte dabei, als ich seine interessanten Schilderungen über die Fahrten in der Postkutsche las, das sei ein überwundener Standpunkt. Aber nein! Dies war schlimmer, als was er mit gewandter Feder beschreibt.

Durch unglaublichen Schmutz und Schlamm, durch tiefe Löcher, sodass wir uns gegenseitig halten mussten, um nicht links und rechts hinuntergeschleudert zu werden, ging es kilometerweit durch abgebrannten Wald, dessen kahle teils verkohlten, teils in der Sonne gebleichten Stämme und Äste phantastisch in die Lüfte ragten, über Brücken aus zusammengehäuften Baumstämmen schaukelten wir und gelangten so nach Tupper-Lake City, einer Stadt, die, ganz aus Holz gebaut, nur von Holz, d. h. von drei kolossalen, am See gelegenen Schneidemühlen zu leben scheint und vor zwei Jahren noch nicht existierte, heute aber bereits mehr als 1400 Seelen mit zwei Kirchen und vielen Gasthäusern zählt.

Man sah dem Städtchen freilich das Neue noch an, die Holzhäuser standen weit von einander entfernt, die Lücken zwischen ihnen waren mit Kartoffeln bepflanzt, an denen der Koloradokäfer sein Zerstörungswerk übte und die Holztrottoire, welche die einzelnen Häuser verbanden, waren noch oft unterbrochen, und doch muss man das Geschick der Amerikaner bewundern, die hier in die Waldwüste

hinein in so fabelhaft kurzer Zeit ein ganz stattliches Gemeinwesen zu bauen verstanden.

Nach bescheidenem Mahle und nachdem wir unsere Boote von dem Agenten der Eisenbahn, der uns in die Stadt nachgelaufen war, gegen die unverschämte Fracht von 25 Mk. eingelöst hatten, begannen wir endlich unsere Wasserfahrt und genossen bei prächtigstem Wetter die ganze wunderbare Schönheit dieses langgestreckten, mit bewaldeten Klippen eingefassten und von entzückenden Felsen-Inseln belebten Sees.

Keine menschliche Ansiedlung rundum, nur die angeschwemmten Holzblöcke beweisen, dass auch hier in der köstlichen Waldeseinsamkeit die Lumber-Companies ihre habgierige Zerstörungsarbeit begonnen haben.

Nach stundenlanger Bootfahrt, bei der Jeder von uns seinem Führer in dem leichten zerbrechlichen Fahrzeuge gegenüber sass und kein anderer Laut als das gleichmässige Plätschern der Ruder die fast beängstigende Ruhe der Waldeinsamkeit unterbrach, tauchte plötzlich bei einer Biegung wie ein Märchenschloss ein prächtiges Gasthaus aus dem Grün des Waldes auf, das hier am Ende des Sees in völliger Einsamkeit romantisch gelegen von Gästen reich besetzt war und auch uns für die Nacht Unterkunft bot.

Mit drei jungen Leuten, deren Aussehen, unrasiert, mit zerrissenen Anzügen, schmutzigen dicken Wollhemden und hohen Wasserstiefeln, recht wenig gentlemanlike war, die sich aber als fidele Studenten aus Boston entpuppten, die bereits 10 Tage mit ihren Führern und Zelten die Wälder durchwandert und unter keinem Dache geschlafen hatten, nahmen wir unsere Abendmahlzeit ein.

Strömender Regen schien am nächsten Morgen alle unsere Hoffnungen vereiteln zu wollen, aber der liebe Gott verlässt keinen guten Deutschen und gegen 9 Uhr luden wir die Boote und Proviante auf einen leichten Wagen und marschierten durch prächtigen, sonnendurchstrahlten, dampfenden Urwald über einen etwa 500 Fuss hohen Berg-

rücken zum Horse Shoe Pond, einem hufeisenförmigen See, über dessen bewegte Wasser uns unsere leichten Boote mit grosser Schnelligkeit trugen.

Statt wieder zu Land über die Berge zu klettern, wagten wir in unsern zerbrechlichen Fahrzeugen die Ruderfahrt durch einen oft nur 1 ½ m breiten, etwa drei Kilometer langen Verbindungskanal. Mit starkem Gefälle und zeitweiligen Stromschnellen über Felsblöcke und Baumstämme rauscht das Wasser und führte uns in ewigen Windungen zwischen einer mit versunkenen und verdorrten Bäumen und niedrigem Gestrüpp bestandenen Sumpfwildnis in den Flusslauf der Bog River.

Nach etwas ermüdender Fahrt kamen wir zu schönen Wasserfällen, die wir umgehen mussten, um oberhalb derselben unsere Boote durch die rauschenden Stromschnellen hinauf zu arbeiten, bis wir plötzlich gegen 5 Uhr, nachdem wir den ganzen Tag keine Menschenseele erblickt, am Third pond die Zelte und Borkenhütten eines jungen Amerikaners von der felsigen Uferhöhe herabschauen sahen, an den man uns im Gasthofe verwiesen hatte.

Es war »just dinner time«, wie der liebenswürdige junge Mann in etwas sehr verwildertem Costüm am Landungsplatze seiner Boote uns freundlich versicherte, wir hatten also gleich Gelegenheit, nach heisser Tagesarbeit zu erproben, was diese Indianer spielenden, vornehmen jungen Amerikaner in dieser ihrer Waldeinsamkeit sich für Genüsse gönnen.

Doch zuvor müssen wir einen Blick in dieses selbst geschaffene Sommeridyll werfen, um die Eigenart dieses amerikanischen Sports begreifen zu lernen.

Mit einem 16jährigen, eben der Schule entwachsenen Jüngling und zwei Führern teilte Mr. de H. schon seit zehn Wochen diesen Camp. Völlige Wildnis hatte hier geherrscht, als sie ankamen, auf viele Meilen im Umkreise ist keine menschliche Ansiedlung zu finden, und nun hatten sie mit Axt und Feuer zunächst, ohne irgend jemand zu fragen,

in der Nähe einer guten Quelle ein vorspringendes Plateau soweit gesäubert, dass sie ihre Zelte aufschlagen und sich für ihre Jagd- und Fischzüge »wohnlich« einrichten konnten. Für jeden der jungen Gentlemen war eine aus jungen Baumstämmen und abgeschälten Tannenborken gezimmerte Hütte hergestellt, nach vorn ganz offen, nur nach drei Seiten leidlich geschützt, der Fussboden mit den Fellen der erlegten Hirsche bedeckt, aus jungen, biegsamen Baumstämmen, aus Kisten und Kistendeckeln waren die Möbel selbst angefertigt, das Bettgestell ebenso aus jungen Tannen zusammengenagelt und duftige Tannenzweige in Menge darüber gelegt, als Ersatz der Sprungfedermatratze. Wollene und wasserdichte Decken vervollständigten die Lagerstatt.

In einem besonderen Zelte, in derselben Weise elegant ausstaffiert, schliefen die Führer; ein weiteres Zelt mit zwei »Betten« war als Logirzimmer hergerichtet und kam uns wohl zu statten. Unter einem Leinwanddach war der dining room aufgeschlagen, in dem nach einander erst die Herren, dann die Diener mit dem wenigen vorhandenen Geschirr ihre Mahlzeiten einnahmen. Eine Feuerstätte mit Rindendach gegen den Regen gesichert, ein Vorratshaus und ein Fleischständer, an dem, durch Moskitonetze geschützt, die Hirschviertel hingen, vervollständigte die originelle Einrichtung.

Dabei lagen überall die umgestürzten, faulenden oder umgehauenen frischen Baumstämme herum, nicht fünf Schritte weit konnte man gehen, ohne über einen Baumstamm klettern zu müssen, und kaum zwanzig Meter von dem Lager entfernt begann der fast undurchdringliche Urwald.

An sich ist die Sache ganz romantisch und hier, in der unendlichen Einsamkeit, Abends an dem grossen Feuer zu sitzen, zu dem regelmässig einige Kubikmeter des schönsten Holzes zusammengetragen werden, in die lodernden Flammen zu schauen und den geheimnisvollen Stimmen des Urwaldes zu lauschen, hat seine unbestreitbaren Reize.

Aber wie junge Leute aus guter Familie ein volles Vierteljahr hier hausen können, in Wind und Wetter, mit ungebildeten Führern ihr tägliches Brot teilen, von selbst gefangenen Fischen, selbst erlegtem Wildpret sich nähren und den ganzen Tag mit Fischen, Jagen und Kochen verbringen können, ohne all und jede geistige Anregung — das begreift man eben nur, wenn man die jungen Amerikaner in ihrer Eigenart beobachtet und sich die meist recht oberflächliche Geistesbildung dieser jungen Leute vergegenwärtigt. Von Sinn für die Schönheiten der Natur, von Freude an der Natur und ihren Erzeugnissen, von Lust am Sammeln und Studieren habe ich hier und bei Andern nichts entdeckt.

Der entzückendste Bergsee mit seinen bewaldeten Ufern und hoch aufragenden Felswänden, überwältigend schön in seiner majestätischen Einsamkeit, ist nichts als »a very good fishing place« — vortrefflich zum Fischen —, der prächtigste Urwald nur »a nice place for deer shooting« — ausgezeichnete Hirschjagd —, die mit Schilf und Wasserrosen bewachsenen Ufer der Flüsse und Seen nur »very good for duck hunting« — eine gute Entenjagd —, und fragt man nach dem Namen eines farbenprächtigen Vogels oder eines kleinen Nagetieres, so hört man sicher den Zusatz: »J killed about twenty of them« — ich habe deren wohl zwanzig erlegt. — Für wenige Tage ist dieses Leben in der Wildnis jedoch herrlich und so gaben auch wir uns mit vollen Zügen dem Genusse hin, der uns wohl nur einmal im Leben geboten wird.

Das erste Mahl, aus Hirschsteak, Speck und Eiern, Thee und frischgebackenem Kuchen bestehend, mundete uns, trotz der primitiven Tafelgeräthe, nach der ermüdenden Fahrt ausgezeichnet, und der Abend verging in angeregter Unterhaltung, indem wir um die hohen Flammen eines mächtigen Feuers herum sassen und die wunderbaren Lichteffekte beobachteten, welche die roten Feuergarben, der dunkele Rauch und das silberne Licht des Mondes erzeugten.

Und dazu das erhebende Bewusstsein, mitten im Urwald zu sein, viele Meilen von jeder Kultur entfernt!

Wir gaben uns auch alle Mühe, in unsern Tannenbetten trotz des Schnarchens unserer auf dem Fussboden mit uns kampierenden Führer zu schlafen. Aber gegen Mitternacht brauste ein eisiger Wind daher und starker Regen prasselte stundenlang auf unser Zeltdach, es war so empfindlich kalt — das Thermometer sank auf den Gefrierpunkt —, dass wir, trotzdem wir in all' unsern Kleidern schliefen und mit doppelten Wolldecken uns zugedeckt hatten, es uns gern gefallen liessen, dass unser Führer ein tüchtiges Holzfeuer in dem kleinen Blechofen anzündete und so wenigstens für einige Stunden erträgliche Temperatur erzeugte.

Am frühen Morgen erweckte uns das Gebell der Hunde, die sich mit dem Kopfe einer Tags zuvor geschossenen Hirschkuh herumbalgten, unser Gastgeber trat uns in einem unglaublichen Kostüm von ölgetränkten Oberkleidern entgegen, er wollte noch einige Fische zum Frühstück holen und ich schloss mich ihm im Regenmantel und hohen, bis zum Leib heraufgehenden Gummistiefeln an.

Im Boot gings hinüber an das andere Ufer des Sees, dann durch das nasse Unterholz des Urwaldes zu einem reizenden kleinen Bergsee, dessen merkwürdig warmes Wasser reichliche Nebelmassen aufsteigen liess. Hier war ein drittes Boot stationiert, mit dem wir zu den Nachtangeln ruderten, und nicht weniger als sechs grosse, 2—3 pfündige Lachsforellen hervorzogen, mit denen wir schleunigst den Heimweg antraten.

Trotzdem es nun ziemlich spät geworden war, muss ich doch gestehen, dass mir die gut gebratenen Forellen nicht recht zusagen wollten, nachdem ich gesehen, wie sie zappelnd aus dem Wasser geholt und ihnen die Kiemen zerdrückt wurden; auch das Hirschfleisch, das nebst einigen Eierkuchen mit Zuckersyrup das Frühmahl vervollständigte, wollte nicht recht munden. Den Morgen und Nachmittag verbrachten wir nach einer wundervollen Fahrt durch den

Urwald fischend auf dem Graves Pond, einem am Fusse eines wohl tausend Fuss steil aufsteigenden Granitfelsens gelegenen kleinen See, dessen eigenartige, wunderbare Schönheit mich weit mehr reizte als die neun Forellen, die wir in vier Stunden aus den kühlen Fluten hervorzogen.

Das Mittagsmahl um 4 Uhr brachte uns wieder Lachsforellen und zur Abwechslung Hirschrippchen mit frischem Brot und man wird sich vorstellen können, dass ich unsere lieben Wirthe beneidete um ihren Magen, der sich Tag aus Tag ein mit diesem wenig abwechslungsreichen, zum ersten Mal ja gewiss verlockenden Speisezettel vertragen konnte.

Am Abend bei prächtigem Mondschein fuhr ich auf Drängen meines alten braven Führers auf die Hirschjagd. Bei der Undurchdringlichkeit des Waldes ist die Jagd stets eine Wasserjagd. Vorn am Boote oder, was noch häufiger geschieht, am Kopfe des Jägers wird eine Blendlaterne befestigt, welche die Aufmerksamkeit des zum Wasser kommenden Hirsches fesselt und dem Schützen genug Licht auf den Büchsenlauf wirft, um einen sichern Schuss abgeben zu können, obwohl er vom Wilde nichts als dessen funkelnde Lichter sieht.

Trotz der empfindlichen Kälte des Abends war diese Bootjagd wunderbar schön. Lautlos glitt unser Fahrzeug dahin, immer den Uferbiegungen folgend; majestätische Ruhe lag über der einsamen Natur, kein Laut war weit und breit hörbar, nur hier und da das Plätschern des Wassers, das Rauschen der Wasserrosen, wenn unser Boot darüber hinglitt, und gespannt lauschten wir beide, ich mit der schussfertigen Winchesterbüchse in der Hand, auf jeden Laut, der aus dem Walde ertönte.

Endlich, nachdem wir stundenlang so einhergerudert waren, hörten wir leises Knacken und Brechen von Zweigen, ein leises Plätschern im Wasser deutete die Nähe des Tieres an, es stand im dichten Unterholz, im undurchdringlichen Schatten des Waldes, wir mochten etwa 20 Schritte herangekommen sein, ohne das Geringste zu sehen, da glänzten

auf einen Augenblick die Lichter des Tieres, aber im selben Moment war es auch schon — laut schreckend — im Dunkel des Waldes entschwunden.

Mir war das ganz recht, denn den wunderbaren Reiz einer solchen Jagd hatte ich vollauf genossen und an dem Tödten des Tieres lag mir durchaus nichts, obgleich wir natürlich später unseren Tischgenossen im Saranak-Hôtel die schönsten Jagdgeschichten erzählten. Auch unser Wirth, der volle 14 Stunden bis morgens um $^1/_2$ 8 Uhr in der eisig kalten Nacht im Boote gelegen hatte, kam mit leeren Händen zurück.

Der fabelhafte Wildreichtum der dortigen Berge ist überhaupt zum grössten Teil Märchen, es giebt natürlich in dieser Hunderttausende von Hektaren umfassenden Waldwildnis noch Hirsche genug, aber nicht mehr als in unsern zusammenhängenden deutschen Wäldern, und da jeder, der im Besitz einer Flinte ist, jagen und schiessen kann, wo und wann er will, so wird auch dieser Wildstand bald genug schwinden.

Bären hausen auch noch hier, und wenige Tage vor unserer Ankunft hat einer das Lager unserer Freunde umschlichen, aber vor dem Gebell der Hunde sich schleunigst zurückgezogen.

Am nächsten und folgenden Tag traten wir über den Bog-Fluss, den Tupper-See, den Raquette-Fluss, den obern und untern Saranak-See unsere Rückfahrt zum Gasthof an. Der Raquette-Fluss, der noch vor 15 Jahren zu den schönsten des dortigen Waldgebiets gehörte, weil prächtiger Urwald seine Ufer in ununterbrochener Folge schmückte, machte jetzt einen überaus traurigen Eindruck.

Viele Meilen weit fuhren wir durch versumpfte, mit verdorrten Baumstämmen bestandene Gegenden, weil es einzelne geldgierige Holzkompagnien verstanden hatten, durch reichliche Dollarspenden die Einwilligung der Regierung dazu zu erlangen, den Tupper-See um einige Fuss aufzustauen, um eine grössere Wasserkraft zum Schneiden der Urwaldriesen zu erhalten.

So war meilenweit das flache Ufer in einen Sumpf verwandelt, in dem prächtige Waldvegetation elend zu Grunde ging, sodass auf weite Entfernungen die weissen nackten Baumstämme hoch in die Luft ragten, während auf dem Wasser sich allmählich Sumpfpflanzen zwischen den Stämmen ansiedelten, um vielleicht nach Jahrzehnten wieder eine feste Erdkruste zu bilden.

Wenn hier Gesetz und Ordnung nicht bald eingreifen, so wird auch diese prachtvolle Waldwildnis verschwinden, der Wälderreichtum in's Land der Fabel verwiesen sein, und wo heute zahlreiche »camps« der Sportlust junger Amerikaner und Amerikanerinnen dienen, denn auch Damen teilen dieses Indianerleben, erheben sich vielleicht in 10 Jahren schon elegante Gasthöfe und Villen, um den stets und rasch wachsenden Strom der Sommerfrischler sich tributpflichtig zu machen.

II.

Vom Niagara.

Als ich vor Kurzem müde von langer Wanderung und ermattender Bootfahrt den schäumenden Wasserfällen des Saranakflusses zusah und mich in wohligster Stimmung des herrlichen Naturschauspiels erfreute, sagte ein alter vertrockneter Amerikaner, der neben mir über das Brückengeländer sah: Goddam! Da laufen wohl tausend Pferdekräfte nutzlos den Berg herunter. Ich wandte mich entrüstet ab, alle Poesie war von dem idyllischen Bilde geschwunden und ich sah schon im Geiste die geschmacklosen Steinbauten der amerikanischen Fabriken an Stelle der herrlichen Waldvegetation emporsteigen und hörte in dem Rauschen der Wogen nur noch den Lärm der Maschinen und Turbinen. Und dennoch will ich heute dieselbe noch grössere Sünde begehen und, an dem grossartigsten Naturwunder der Welt stehend, meinen Lesern von den Versuchen erzählen, die man mit unverkennbarem Erfolge gemacht hat, um die Hunderttausende von Pferdekräften, die in dem fallenden Wasser des Niagarastromes donnernd in die gewaltige Tiefe hinabstürzen, in den Dienst der arbeitenden Menschheit zu stellen.

Zwar wird man mich nicht für so prosaisch halten und glauben, dass ich gewagt hätte, im Anschauen dieses majestätischen, gewaltigen Wunderwerkes so nüchterne Gedanken zu hegen.

Im Gegenteil, ich habe in vollen Zügen die unendlich hoheitsvolle Schönheit des Niagara genossen, habe trunkenen Auges in die wogenden Wellen der rapids geschaut, habe andächtig die Wasser des Amerikanischen und des Hufeisen-

Falles in smaragdgrünen Bogen über den Rand der Kalksteinfelsen hinwegschiessen und zu weissen Schleiern aufgelöst donnernd in die Tiefe stürzen sehen, um dort an Felsen und Klippen aufschlagend in undurchdringlichen Dampfwolken wieder zum Himmel aufzusteigen.

Ich habe mich nicht gescheut, hinabzusteigen in die Höhle der Winde und hier unter dem überschiessenden Wasser den Weg durch die Hölle, wie ihn der Führer nannte, mitzumachen, um vom Sturm gepeitscht, den die fallenden Fluthen erzeugen, vom Wasser überschüttet, endlich einen Blick nach oben zu gewinnen und hier die weissen Wogen des Falles, am obersten Rande von der Sonne durchglüht, wie mit einer glitzernden Diamantenkrone geschmückt, bewundern zu können.

Ich habe auch den Weg auf der Rutschbahn zum unteren Flusslauf gemacht und bin an Bord der »Maid of the Mists« (der Tochter des Nebels) an den amerikanischen Fällen vorbei in den brodelnden Hexenkessel des Hufeisenfalles gefahren, soweit die Kraft des mächtigen Dampfers trotz Rollen und Stampfen, trotz Regen und Wind in die mit perlendem Schaum bedeckten Strudel vorzudringen vermochte.

Ich brauche es wohl nicht zu wiederholen, was so oft schon gesagt und gesungen, dass es kaum etwas grossartigeres, schöneres, hoheitsvolleres giebt, als die Majestät dieses mächtigsten aller Katarakte der Welt, dass jeder glücklich zu preisen ist, der dieses Meisterwerk der Schöpfung zu geniessen imstande ist.

Und doch begnügen sich die Menschen nicht, im Anschauen nur zu geniessen und Hunderttausenden von Reisenden aus allen Weltteilen dieses Naturschauspiel zugänglich zu machen,*) sie wollen auch die geheimnisvollen, uner-

*) Ich will dabei erwähnen, dass seit Kurzem die haarsträubende Geldschneiderei, die den Fremden auf dem Wege zum Wasserfall überall Eintrittsgelder in sehr beträchlicher Höhe abforderte, durch die Regierung beseitigt ist. Nur an den Wirt-pool rapids, wohin uns die Kutscher trotz alles Protestes fahren, muss man für die Benutzung der kurzen Drahtseilbahn so viele Dollar zahlen als es cents wert ist.

messlichen Kräfte, die in diesem fallenden Wasser heute nutzlos verschwendet werden, verwerten und ausbeuten, um Kohlen und Dampf entbehrlich zu machen und unerschöpfliche, gleichbleibende Triebkraft an ihre Stelle zu setzen.

Die Wasserkraft des Niagara ist bereits seit langen Zeiten benutzt. Mühlräder waren in die Stromschnellen oberhalb des Falles gebaut und verwerteten einen geringen Teil der Kraft für die geringen Bedürfnisse der Örtlichkeit.

Alle diese Mühlen und Anlagen, welche die Flussufer und die Bath-Insel entstellten, fielen dem Staate nachher zu und wurden beseitigt, als sich die gesetzgebenden Körperschaften des Staates endlich entschlossen, die Gebiete um den Wasserfall herum in einer Ausdehnung von etwa 60 Hektar für 6 Millionen Mark zurückzukaufen, als Nationalpark liegen zu lassen und zu erhalten, die der Staat selbst wenige Jahrzehnte vorher fast verschenkt hatte.

Auch auf der Kanadischen Seite des Wasserfalles hat die britische Regierung das Gleiche gethan. Aber seit etwa 20 Jahren begann die Industrie auf andere Weise die Kraft auszunutzen. Ein 1200 Meter langer Kanal ward oberhalb der Fälle gegraben und bis an den Rand der Felsen geführt, die den Flusslauf unterhalb der Fälle begrenzen. Durch Turbinenschächte, die man in die Uferfelsen baute, konnte man gewaltige Wasserkräfte gewinnen, und nachdem der Kanal in die Hände eines intelligenten deutschen Landsmannes, eines Herrn J. F. Schöllkopp, übergegangen war, entstanden schnell nacheinander eine Reihe gut rentirender, grossartiger Fabrikanlagen, sodass der ganze Uferrand von ihnen allerdings nicht zum Schmuck der Gegend bedeckt ist. Gerade jetzt arbeitet man daran, den Kanal zu verbreitern und zu vertiefen und vor allem die Kraft des Wassers, das heute etwa in ein Drittel der natürlichen Fallhöhe die Turbinen verlässt und ungenutzt die Felsen herabstürzt, noch einmal zu verwerten. So wird man in wenigen Monaten hier 50000 Pferdekräfte zur Verfügung haben.

Drei grosse Mahlmühlen, von dem fallenden Wasser getrieben, liefern jetzt jährlich nahezu eine Million Fass Mehl, zwei grosse Holz- und Papierfabriken, eine Brauerei, eine Silberwaarenfabrik, die Elektricitäts- und Wasserwerke der Stadt und andere gewerbliche Anlagen sind heute bereits an den Kanal angeschlossen und beschäftigen viele Hunderte von Arbeitern.

All diese Anlagen waren aber bisher an die Örtlichkeit gebunden. Jetzt geht man ins Grosse und in die Weite, und die Möglichkeit, mit Hülfe der Elektricität die Kraft zu übertragen und auf weite Entfernungen nutzbar zu machen, hat zu den grossartigen Unternehmungen Anlass gegeben, die heute in der Niagara Cataract construction company ihre Vereinigung gefunden haben.

Eine unermessliche, nie versiegende, stets gleichbleibende Wasserkraft steht hier zur Verfügung, weil die ungeheuren Wassermassen der nordamerikanischen Binnenseen, deren grösster über 1000 Fuss durchschnittliche Tiefe aufweist, hier im Niagara ihren einzigen natürlichen Abfluss haben.

Die unerschöpflichen Schätze von Getreide, Holz und Erzen, die in der Nähe dieser gewaltigen Wasserbecken gedeihen, gelangen mit grösster Leichtigkeit auf dem Wasserwege hierher. Nicht weniger als 24 Eisenbahnlinien laufen aus allen Gegenden in dem nahe gelegenen Buffalo zusammen, 11 grosse kanadische und amerikanische Linien haben heute ihre Schienengeleise bis an die Niagarafälle geleitet. Sieben Monate des Jahres verbindet der oberhalb der Fälle sich abzweigende Erie-Kanal den Niagara mit New-York und liefert dorthin auf billigste Weise die Massenprodukte dieses gesegneten Landstriches, um sie in der Millionenstadt zu verbrauchen, oder sie dem Weltmarkt zuzuführen.

Niagara-city liegt fast genau in der Mitte zwischen den beiden Riesenstädten Chicago und New-York, die Konkurrenz der Wasser- und Eisenbahnverbindung schafft billigste Frachtsätze und ermöglicht die Zukunftsstadt des-

halb in hervorragender Weise ein Umschlagsplatz für die Erzeugnisse des Westens, sowie eine Stätte der Verarbeitung der Rohprodukte zu werden, wie sie nicht günstiger gelegen sein kann.

Ist es da ein Wunder, wenn man jetzt, im Hinblick auf die Wasserkräfte des Falles in dieser durch Lage und Verkehrseinrichtungen so sehr begünstigten Gegend das zukünftige Manchester von Amerika erblickt und alles mit fieberhafter Spannung das Fortschreiten der Tunnelarbeiten verfolgt?

In der That ist es eine der grossartigsten und zukunftreichsten Unternehmungen, die hier ihrer Vollendung entgegengeht. Nicht weniger als 500000 Pferdekräfte sollen in wenigen Jahren der Gewalt des Wasserfalles abgerungen werden und bereits im Frühjahre 1893 sollen die ersten 100000 ihre nutzbringende Arbeit beginnen.

Statt nach der alten Manier das Wasser im offenen Kanal an den Rand des Abgrundes zu leiten und hier auf beschränktem Gelände die Anlagen zu errichten, werden heute an den Ufern des oberen Flusslaufes nur ganz kurze Kanäle gebaut, dafür aber von dem unteren Flussbett mächtige Tunnel in den harten Kalksteinfelsen gesprengt, in einer durchschnittlichen Tiefe von 50 m, welche die senkrecht zu den Turbinen herabfallenden Wassermassen aufnehmen.

Dadurch werden all die kostspieligen Unterhaltungsbauten, die Dämme und Wehre, die Schleusen und Stauwerke, wegfallen, die sonst die Ausnutzung der Wasserkräfte so sehr verteuern. Hier ist von plötzlichem Anschwellen, von gefährlichen Hochfluten, von Versiegen der Wasserkraft während des Sommers nicht die Rede, liegt doch noch der letzte der vier grossen Seen, der Erie-See 320 Fuss über dem Ontario-See, mit dem der kurze Flusslauf des Niagara das obere Seengebiet verbindet.

Ist hier die Anlage einmal vollendet, so wird sie also auch mit absoluter Sicherheit jahraus, jahrein funktionieren

und Unterhaltungskosten ergeben sich in kaum nennenswerter Höhe.

Den ersten grossen Tunnel konnte ich bereits unter Führung des deutsch-schweizerischen Chef-Ingenieurs begehen, er war bereits so gut wie fertig. In einer Länge von 2400 m ist er unter der Stadt hindurch geführt und obwohl in solidem Felsen gearbeitet, durch starke Holzverzimmerung geschützt und in vier Stein starken Mauern ausgemauert, am Ausgang noch besonders durch viele eiserne Anker und Platten verwahrt. Jede Turbine ist auf 5000 Pferdekräfte berechnet, eiserne Zuleitungsröhren von 2,25 m Durchmesser führen das Wasser 42 m in die Tiefe, sodass nicht weniger als 16—17 cbm Wasser in der Secunde jeder Turbine zufliessen.

Ein zweiter noch grösserer Tunnel, zu dem alle Vorbereitungen fertig, alle Rechte erworben sind, soll im nächsten Jahre begonnen werden, um weitere 150000 Pferdekräfte zu gewinnen, und auf der kanadischen Seite hat die Gesellschaft gleichfalls die Konzession erworben und die Pläne ausgearbeitet, um hier mit einem einzigen, kurzen Tunnel eine Zentrale für Kraft zu schaffen, die 250000 Pferdestärken nach Canada und vor allem nach Buffalo abzugeben imstande ist.

Schon heute sind grosse Anlagen im Bau begriffen, die auf die Verwertung der Turbinenkraft begründet sind, und die Nachfrage ist ganz gewaltig, sodass thatsächlich nicht lange Zeit vergehen wird, bis diese gar nicht auszudenkende ungeheure Kraft in allen möglichen Grossindustrien Verwertung gefunden hat.

Die heute technisch nicht mehr zu bezweifelnde Möglichkeit, die Kraft der Fälle auf elektrischem Wege ohne allzugrossen Kraftverlust auf weite Entfernungen hin zu übertragen, steigert natürlich die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Riesen-Anlage, weil ihr Einfluss sich nun auf viel grössere Flächen erstrecken kann und nicht an die beschränkte Örtlichkeit gebunden ist.

Die Folge davon ist aber auch, dass heute bereits alles Land zwischen Niagara und Buffallo, etwa eine Meile landeinwärts vom Flusslauf, in den Händen von Spekulanten ist, die das Land um jeden Preis erworben haben und dass heute der Acre (40 a) Landes, der vor 3—4 Jahren etwa 200 Dollars kostete, vergeblich für 2000 Dollars gesucht wird.

Um sich eine Vorstellung zu machen, was es bedeutet, solche ununterbrochene Triebkraft zur Verfügung zu haben, bedenke man, dass heute eine Pferdekraft durch Dampfmaschinen erzeugt, selbst im Grossbetriebe hier bei billigen Kohlen auf 35—40 Dollars jährlich und 10 stündige Tagesarbeit berechnet wird, dass dagegen die Gesellschaft sich bereit erklärt, bei Abnahme von 5000 Pferdekräften für 10 Dollars das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht dieselbe Kraft zur Verfügung zu stellen. Kein Wunder, wenn gerade die viel Triebkraft brauchenden Grossindustrien ihre Hoffnung auf dieses Unternehmen setzen.

Wie aber die Amerikaner gleich ins Grosse gehen, das beweist die Thatsache, dass dieselbe Gesellschaft gleich das Flussufer hinauf und weit ins Land hinein eine Fläche von 640 ha erworben hat, dass sie neue Eisenbahnlinien erbaut, um die zu errichtenden Fabriken und Docks mit den alten Linien zu verbinden, dass sie grossartige Strassenbauten begonnen hat, um eine ganz neue Stadt wohl mit Wasser und Elektricität versorgt, auf ihrem Gebiet entstehen zu lassen.

Für viele Hunderttausende von zukünftigen Bewohnern dieser Industriestadt sind bereits die Strassenlinien festgelegt, die Strassenbahnen projektirt und Kanalisation, Wasserleitung und Beleuchtung in Angriff genommen.

Die aussergewöhnliche Gunst der Verhältnisse wird sicherlich hier in kurzer Zeit eine neue Grossstadt, einen Mittelpunkt des Gewerbslebens neben dem grössten Naturschauspiel der Welt erstehen lassen und kein Rauch und Dampf, kein Kohlenstaub und Schmutz wird dem Sommerfrischler den Genuss der herrlichsten Natur verkümmern.

Wer aber bei diesen modernen Unternehmungen in Sorge geraten sollte, dass durch solche Ableitung von Wasser schliesslich der herrliche Wasserfall leiden könnte, dem diene zur Beruhigung, dass alle diese Wassermassen, die dem Flusse entzogen werden, ehe er in die Tiefe stürzt, das Niveau desselben noch nicht um einen Zoll senken werden.

Das grossartige Naturschauspiel wird also erhalten bleiben und trotzdem eine unendliche Kraft der arbeitenden Menschheit zur Verfügung gestellt werden.

III.

Von den Indianern am Niagara.

In der Phantasie vieler meiner Leser werden die Begriffe Urwälder und Prärien Nordamerikas noch immer mit Rothäuten und jagenden Indianern im Kriegsschmuck ziemlich identisch sein. Ist doch zumeist das erste, was wir mit Interesse und Eifer über die Gebiete an den grossen Seen lesen, eine der Indianergeschichten, die mit soviel Begeisterung für die bedrängten, heldenmütigen Rothäute verschlungen werden, dass wir die fortschreitende Kulturarbeit der Bleichgesichter nicht selten als unrechtmässigen Eingriff verurteilen.

Die nördlichen Gebiete des Staates New-York waren es, in denen gerade die heldenmütigsten Indianerstämme ihre Wigwams aufgeschlagen hatten und unwillkürlich schaut der moderne Reisende noch immer nach den interessanten Rothäuten aus, die in den Abbildungen und Reklamen der Reisehandbücher noch immer figurieren, namentlich als Piloten durch die Stromschnellen des St. Lorenz-Stromes etc.

Leider sind in dem ganzen Osten der vereinigten Staaten die Indianer so gut wie ausgestorben, man hält die Erinnerung an sie noch in allen möglichen Namen fest, setzt ihnen Denkmäler oder benutzt in New-York lebensgrosse Indianerfiguren als Reklame für Tabacksläden, aber wilde Indianer kennen die Neu-England-Staaten nicht mehr.

Die wenigen Überreste, die noch vorhanden sind, hat man in sog. Reservationen verwiesen und sie hier zu brauchbaren Mitarbeitern an der modernen Kultur zu machen gesucht.

Da im Niagaragebiete noch eine solche Indianer-Reservation vorhanden ist, und ein liebenswürdiger Deutscher, den ich dort kennen lernte, sich erbot, mich in seinem

Wagen hinauszufahren, so entschloss ich mich gern, mit ihm diesen Ausflug zu machen, um einmal »zahme« Indianer zu sehen, d. h. solche, die zu friedlichem Leben gezwungen, sich als Ackerbauer ernähren und es längst aufgegeben haben, mit dem Tomahawk und der Büchse in der Hand jagend durch die Wälder zu schleichen und ihre Feinde zu skalpiren.

Die Reservation umfasst etwa 6000 Acker oder 2400 Hektar des schönsten, fruchtbarsten Bodens. Seit 1780 ist hier ein Rest der einst so berühmten Tuscarora-Indianer angesiedelt und lebt im ausschliesslichen Besitz des Landes, geschützt durch die Gesetze des Staates, in eigener Verwaltung seine Angelegenheiten selbst ordnend, ohne dem Staate Abgaben zu zahlen, aber auch ohne Stimmrecht. Auffallenderweise hat der kleine Stamm sich in den hundert Jahren fast nicht vermehrt und nicht vermindert, seine Zahl bleibt auf etwa 450 stehen. Mit benachbarten Stämmen kommt er noch regelmässig zusammen, um einzelne Stammesangelegenheiten, namentlich die Wahl der Häuptlinge zu ordnen. Die Hälfte von ihnen glaubt noch an Manitou und betet noch zu dem grossen Geiste, dass er sie in seine ewigen Jagdgründe aufnehmen möge. Die andere Hälfte ist christlich, aber in zwei Kirchen geteilt, eine presbyterianische und eine baptistische, wenn ich nicht irre.

Wir fuhren also mit unserm leichten Einspänner in flottem Tempo los, zuerst durch die weitläufig und meist noch zerstreut stehenden Häuser der sich schnell entwickelnden Niagara-City, dann durch schönes, fruchtbares Land, das aber meist recht schlecht bewirtschaftet war und namentlich nahe der Stadt sehr viel wüst lag, oft nicht einmal als Weideland benutzt

Der Grund war der, dass der grösste Teil des Landes, in Erwartung des grossen Aufschwunges, der dem Bau des Tunnels folgen soll, in die Hände von Spekulanten übergegangen ist und nun wüst liegt, da auffallenderweise die Amerikaner sich sehr schwer zu entschliessen scheinen,

kleine Parzellen Landes zu pachten und mit Kartoffeln oder Gemüse zu bebauen. Nur die Deutschen, deren Frauen zur Feld- und Gartenarbeit noch Lust und Neigung haben, sind bereit dazu; aber die Pacht ist sehr gering und wird deshalb meist von den Grundeigenthümern verschmäht.

So bleibt viel fruchtbares, bequem gelegenes Land unbenützt, — auch ein Beweis dafür, wie wenig Wert in diesem Lande der hohen Löhne auf Nebenverdienst gelegt wird, der hier so leicht zu erwerben wäre. Aber die Frau zur Feldarbeit anzuhalten, hält der Yankee für eine Schande, und er selbst denkt nicht daran, bei den billigen Preisen von Gemüse und Obst einen Garten zu kultivieren, weil ihm die Freude am Wachsen und Gedeihen seiner Kulturen abzugehen scheint.

Je weiter wir uns aus diesem Spekulationsringe des Wasserfalles entfernten, um so besser wurden die Farmen. Schöne Obstpflanzungen mit prachtvollen, gesunden Apfelbäumen, grosse Pfirsichpflanzungen wurden sichtbar. Gute Farmhäuser, schöne Felder und Weiden mit prächtigen Rindern erfreuten das Auge.

So ging es wohl etwa 12 Kilometer auf guten, weil trockenen Landwegen, bis mich mein Begleiter aufmerksam machte und meinte, die Indianer-Farmen seien doch zu kennen, sie seien viel weniger gut gehalten. Ich muss gestehen, ich glaubte nicht daran, schon im Indianer-Territorium zu sein. Die Farmhäuser waren kaum anders, wenn auch weniger sauber gehalten. Hie und da tauchte wohl mal ein altes Blockhaus mit kleinen Fensteröffnungen auf, aus denen ein sonnenverbranntes Gesicht herausschaute; aber die all' die einzelstehenden Gehöfte umgebenden Felder und Obstgärten waren kaum schlechter als die früher gesehenen und die wenigen Menschen, die von der Strasse aus sichtbar waren, sahen in ihrer europäischen Kleidung genau aus, wie andere Menschen, und ich musste mehr als einmal fragen, sind das denn wirklich Indianer?

In gewisser Beziehung war ich enttäuscht, keine Lederzelte, keine buntbemalten, federgeschmückten Rothäute zu finden. Ich hatte mir unsere roten Brüder, ihr Leben und Wohnen doch anders vorgestellt, söhnte mich aber bald mit dem Gedanken aus, als ich sah, was für fleissige, friedliche, brave Landleute zum Teil aus den wilden Söhnen des Urwaldes geworden waren.

Freilich gab es auch hier gute und schlechte Wirte, Arme und Reiche, obwohl der ganze Stamm als eine grosse Familie betrachtet wird. Elende Blockhäuser mit schlecht gehaltenen Feldern und zerlumpten Kindern wechseln ab mit stattlichen Farmhöfen, vor denen schöne Blumenbeete gepflegt wurden, deren Scheunen voll waren von Getreide und auf deren Höfen Säe- und Mähmaschinen, gute Pflüge und Wagen andeuteten, dass ihre Besitzer sich längst die Vorteile der modernen Landwirtschaft zu eigen gemacht hatten.

Unter dem Vorwande, unser Pferd tränken zu wollen, gingen wir in eins der unscheinbaren Blockhäuser.

Eine junge Indianerin in sauberem, weissbuntem Kattunkleid mit lang herabhängendem kohlschwarzen Mozartzopf und dunkeln, ängstlich blickenden Augen, ein etwa sechsjähriges Töchterchen neben sich, trat uns fragend entgegen und reichte meinem Begleiter auf seine Bitte stumm einen Wassereimer, indem sie auf den nahen Brunnen deutete.

Als ich ihr nachher meinen Wunsch ausdrückte, als Fremder, der nie Indianer gesehen, aber viel Gutes von ihnen gehört und gelesen, das Innere des Hauses zu sehen, bat sie uns freundlich einzutreten, und als aus dem nebenliegenden Schlafzimmer Kindergeschrei ertönte, lief sie schnell hin und kam mit einem reizenden, blassen, schwarzäugigen Wesen von 5 Wochen wieder zurück, das sehr nett und sauber in eine Art von Stechkissen gehüllt war, und das sie mir glückselig in den Arm legte — da ich sicher noch kein Indian baby getragen hätte.

Das Wohnzimmer, in das man gleich von aussen eintrat, war gross und sauber, ein mächtiger eiserner Koch-

herd neuester Art stand in der Mitte, gute polierte Stühle und Tische waren in geschmackvoller Ordnung gruppiert; in das Schlafzimmer wollten wir nicht hineinsehen, ein besonderes Zimmer diente noch als Wohnzimmer für einen Knecht. Es war offenbar ein junges Ehepaar, das hier hauste, die Farm nicht gross, 30 Acker, so behauptete die junge Frau, aber Alles machte einen ganz guten Eindruck; in kleinen Bauernhäusern bei uns in Deutschland würde es wohl kaum besser aussehen als hier in dem Indianer-Wigwam.

Später machten wir noch einmal bei einer grösseren Farm Halt. Ein etwa 60 Jahre alter, weissbärtiger Indianer tränkte ein schönes, junges Pferd und gab uns bereitwillig auf alle Fragen Auskunft. Er hatte sich nach und nach eine grosse Farm zusammengearbeitet, zum Teil gekauft, zum Teil durch Rodung im Walde gewonnen. Er bezifferte sein Eigentum stolz auf 160 Acker, etwa 65 Hektar, hatte 14 Pferde und eins davon liess er in einer benachbarten Stadt zum Rennen trainieren; es seien ihm bereits mehr als 1000 Dollars dafür geboten. Kühe hielt er, den Neigungen seiner Stammesgenossen entsprechend, nur für seinen eigenen Gebrauch, nicht als business, wie er hinzufügte, obwohl die Milch in der nahen Stadt gut bezahlt wird.

Sein Haus war ein stattliches, zweistöckiges Gebäude, saubere weisse Gardinen zierten die Fenster und auf der offenen Veranda war der Kaffeetisch gedeckt mit glänzend weissem Damast und gutem Porzellan. Schöne, weit ausgedehnte Obstpflanzungen und üppige Weiden schlossen sich an den Hof an und mancher deutsche Grossbauer hätte diese »Rothaut« um ihre behagliche Existenz beneiden können.

Das war also aus den wilden Tuscaroras geworden, die noch vor hundert Jahren jede friedliche Arbeit verabscheuten, keinen andern Besitz kannten als ihre Waffen und Pferde, nichts anderes erstrebten als in ihren Jagdgründen dem Hirsch und Elentier nachzustellen und dem rauschenden Wasser des Niagara ihre Fischnahrung zu entnehmen.

Wo früher die Zahl der Skalpe, die der Krieger erbeutet, wo allein die Kraft und Gewandtheit seines Körpers ihm Ehre und Ansehen in seinem Stamme verschafften, da misst und wägt man heute auch unter ihnen die Grösse seiner Farm und seines Besitzes, auch bei ihnen sind durch Fleiss und Tüchtigkeit Standes- und Vermögensunterschiede entstanden und reich und arm besteht nebeneinander.

Freilich hindert das gesetzliche Verbot des Landverkaufs an Nicht-Indianer, hindert das strenge Verbot des Schnaps-Verkaufes und das Vorhandensein grosser, bisher noch unbenutzter, im Stammes-Eigentum befindlicher Wald- und Weideländereien das Herabsinken der Lässigen und Trägen zum Proletarier; aber dass auch unter diesen Naturkindern die erst vor Kurzem erwachte Liebe zum Eigentum und Besitz bereits soweit gehende soziale Unterschiede gezeitigt hatte, nahm mich doch Wunder.

An einem Kirchhofe, auf dem aus üppigem Graswuchs zahlreiche obeliskenartige Grabdenkmäler hervorragten, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, über den Zaun zu klettern und die Inschriften zu studieren.

Sie waren alle englisch, meist mit Hinweisen auf Bibelstellen, Geburts- und Sterbejahr der hier Ruhenden verzeichnet. Ein besonderes grosses Denkmal war einem Häuptling gesetzt. W. Crew, dem »Grand Sachem of the Tuscarora Nation of the Indians, who died 1857, 62 1/2 years old« u. s. w. Eine lange Inschrift zählte alle seine Verdienste auf, rühmte von ihm, dass er viele Jahre Stammeshäuptling gewesen, ein rechtschaffener Mann, ein guter Bürger, ein braver Ehemann, ein guter Vater seiner Kinder u. s. w.

Ob sich die Urgrossväter dieses Oberhauptes der »Tuscarora-Nation« nicht im Grabe umdrehen würden, wenn man ihnen den Inhalt dieser Grabschrift verdolmetschte, ob sie ihn, den braven Bürger, den rechtschaffenen Mann wohl als würdigen Sprössling ihres Stammes in den ewigen Jagd-

gründen aufnehmen würden, wenn er mit dieser Empfehlung zu ihnen käme?

Zum Schluss sahen wir noch ein Stückchen wilden Indianerlebens; denn plötzlich stürzte mit lautem Jihuii! eine Schaar federgeschmückter Indianerjungen an uns vorüber, formierte sich um ein schnell improvisiertes Lagerfeuer und begann seinen Kriegstanz, dabei leichte Flinten in die Luft feuernd und fürchterlich schreiend. Erst als wir sie durch einen alten Indianer bitten liessen, näher zu kommen und ihnen einen Quarter, gleich 1 Mk., versprachen, kamen sie näher und zeigten ihre russgeschwärzten Gesichter und zum Teil noch alten, echten Federputz. Sie spielten Indianer, wie unsere Schuljungen es nach begeisternder Lektüre des Lederstrumpf wohl auch thun. Auch für sie sind die Grossthaten ihrer Vorfahren wohl nur noch sagenhafte Erinnerungen, möglicherweise schöpfen sie schon aus denselben Quellen wie unsere Kinder, denn die Indianerliteratur soll gerade in diesen Indianerstämmen reichen Absatz finden.

Sic transit gloria mundi!

IV.

Eine Fahrt auf dem amerikanischen Rhein.

Den amerikanischen Rhein, so nennt man in New-York mit Vorliebe den schönen Hudsonstrom. Man sagte mir: »Wenn Sie aus dem Norden zurückkommen, nehmen Sie in Albany das »Day-boat«, das Tagesdampfschiff, und versäumen Sie ja nicht, den amerikanischen Rhein hinabzufahren.«

Nun ich habe so manche schöne Dampferfahrt auf dem deutschen Rhein gemacht und die poetische Schönheit dieser Fahrten mit vollen Zügen genossen, war es da ein Wunder, dass ich in Erinnerung an die liebe Heimat, von Buffalo kommend, den Umweg über Albany machte, um hier, im Morgengrauen anlangend, nach wenigen Stunden Aufenthalt den mächtigen Hudsondampfer zu besteigen, um dieselbe Fahrt stromabwärts zu machen, die einst der Entdecker des Flusses, der holländische Kapitain Henry Hudson vor nahezu 300 Jahren, ergriffen von der Schönheit des Stromes bis hierher vordringend gemacht hatte?

Die Zeit bis zur Abfahrt benutzte ich zu einer kurzen Rundfahrt durch die Hauptstadt des Staates New-York und war nicht wenig erstaunt, hier im Vergleich zu den nicht gerade ansprechenden kanadischen Grossstädten, eine überaus vornehme und schöne Stadt mit prächtigen, breiten Hauptstrassen, schönen Alleen, gutem Pflaster, massenhaften elektrischen Bahnen und vor allem einen wundervoll gehaltenen, grossartigen Park zu finden, dessen Rasen und Teppichbeete, dessen Baumgruppen und Palmendekorationen geradezu mustergültig waren. Das gewaltige »Kapitol«, das leider noch nicht ganz vollendet, aber längst bewohnt ist,

verspricht, im klassischen Stil gehalten, ein ganz besonders schönes Gebäude zu werden.

Kurz vor 9 Uhr Morgens bestieg ich den Dampfer. Aber was für einen! Wie alles in Amerika, so geht auch der Schiffsbau ins Grosse. Wenn ich nicht irre, ist das Boot für 4500 Menschen eingerichtet, drei Stockwerke übereinander sind die Sitzplätze für die Passagiere hergerichtet, die Breite des Schiffes schätzte ich auf 30 m. Eine eigene Musikkapelle von 12 Mann konzertirte während des Vormittags und in den Nachmittagsstunden, unten im Speisesaal servierten die schwarzen Kellner ein vorzügliches Mahl.

Mit grossen Erwartungen war ich natürlich auf den Dampfer gekommen, aber ich gestehe, ich war recht lange sehr enttäuscht.

Liebliche Ufer begrenzen den beiten mächtigen Strom, aus flachem Vorland steigen in schönen Wellenlinien die Uferberge hervor, rot oder weiss angestrichene Landhäuser heben sich wirkungsvoll von dem saftigen Grün der Wiesen und Wälder ab, und reizend gelegene kleine Ortschaften mit saubern Holzhäusern beleben die Landschaft.

Zahlreiche Inseln lassen nur selten das Bewusstsein der vollen Breite des Stromes aufkommen und der Schiffsverkehr vermag nicht dauernd das Interesse zu erwecken, obwohl es mir Spass machte, einmal nicht weniger als 37 beladene, grosse Kanalschiffe zu zählen, die von einem einzigen mächtigen Dampfer, einem ausgedienten Passagierboot, den Strom hinauf geschleppt wurden.*)

Aber wo bleibt die Ähnlichkeit mit dem Vater Rhein? Wo sind die sagenumsponnenen Burgen und Ruinen, wo die altersgrauen Kirchtürme, wo die grünen Rebenhügel des deutschen Stromes?

Statt der Burgen erblickt das Auge immer wiederkehrend viele Dutzende von riesigen, viereckigen Holzbauten,

*) Stromab sollen diese Schleppdampfer zeitweilig bis zu 80 Kanalboote gleichzeitig von der oberhalb Albany gelegenen Ausmündung des Erie-Kanals nach New-York ziehen.

die weiss angestrichen, mit Elevator-Vorrichtungen und Rutschbahnen versehen, das Ufer verunstalten. Grosse Leichterschiffe liegen vor ihnen und glänzend weisse Massen rutschen mit grosser Geschwindigkeit in sie hinab, die sich bei genauerer Besichtigung als Eisblöcke entpuppen, die hier in diesen Scheunen während des Winters aufgestapelt werden, um den geradezu unglaublichen Eisbedarf der Millionenstädte New-York, Brooklyn und New-Jersey zu decken, die zusammen das grosse amerikanische Handelsemporium am Ufer des Hudson bilden.

Wenn am Rhein die grünen Reben der Weinberge verlockende Vorstellungen von goldenem, feurigem Wein, von fidelen, sangesfrohen Trinkgelagen erwecken, so können diese rein zum Überdruss vorhandenen, immer wieder auftauchenden Eishäuser kaum andere als frostige Gedanken wachrufen, an das Eiswasser, das Morgens, Mittags und Abends als einziges Rebenblut des amerikanischen Rheins unsere Mahlzeiten würzt.

Doch allmählich nach mehrstündiger Fahrt, nachdem man anfängt, sich über diesen amerikanischen Rhein zu ärgern und das gleichmässige Auf- und Absteigen des hoch über Deck emporragenden Balanciers der Schiffsmaschine ermüdend wirkt, ändert sich die Scene.

Höhere Berge werden im Hintergrunde sichtbar, die mit ihren schönen Wellenlinien tief dunkelblau erglänzend den Horizont beleben, schroffer steigen die Uferberge auf, aus den Wäldern ragen grosse, mächtige Sommergasthöfe in die Lüfte, die an einzelnen Stationen, da die Saison zu Ende geht, Hunderte von Passagieren mit noch viel mehr, unglaublich grossen Koffern an Bord senden, sodass man sich nur wundert, wo diese Massen von Gepäckstücken so schnell im Schiffsraum verschwinden.

Das Flussthal wird enger, hier und da zeigen sich schon schroffe Klippen, wenn sie auch noch von Menschenhand durch Sprengungen geschaffen sind, um am Ufer des Flusses einen Weg zu gewinnen. Das Bild wird immer

grossartiger, je weiter wir dem Flusslauf folgen, und ich gestehe, dass mich ein gewisses Gefühl des Verdrusses darüber beschlich, dass die Amerikaner doch wohl recht haben könnten, wenn sie ihren Hudson mit unserm Rhein in Parallele stellen.

Als wir unter der mächtigen eisernen Brücke, die in gewaltiger Höhe die felsigen Ufer des Hudson bei Poughkeepsie verbindet, hindurch gefahren waren, musste auch ein skeptischer Beobachter zugeben, dass ein grossartig schönes Landschaftsbild, wohl vergleichbar den besten Partien unseres Rheinstroms, sich vor uns entrollte. In voller Höhe, schroff abfallend und überall prächtig bewaldet, so treten die Berge an den Fluss heran, die Eisenbahn muss sich in langen Tunneln ihren Weg am Ufer bahnen, bis zu 1685 Fuss Höhe steigen einzelne Berge empor und sind zeitweilig den schönen Linien des Loreleyfelsens vergleichbar.

Auch an Ruinen und historischen Erinnerungen fehlte es dieser Gegend nicht ganz.

Wenn auch in diesem Lande der Zukunft die Ver gangenheit noch keine grosse Rolle spielt, so zeigt man doch mit Stolz die Punkte, wo im Unabhängigkeitskriege Washingtons Hauptquartier gestanden, wo die Forts von Montgomery und Clinton die Schifffahrt auf dem Strome zu beherrschen suchten.

Doch die schönsten Partien gehen schnell vorüber, die Berge des »Hochlands« treten bald wieder zurück und liebliche Hügel umkränzen den zu mächtiger Breite sich ausdehnenden Strom, dessen hier schon oft brackiges Wasser auch die Eishäuser nicht mehr duldet. Dafür treten Ziegeleien in grosser Zahl, Steinbrüche und Kalkbrennereien an die Ufer und deuten auf die Nähe der Weltstadt.

Zahlreiche, zum Teil schlossartige Villen lugen aus dem Grün der Bäume und der schön gehaltenen Rasenplätze heraus, das Wasser belebt sich immer mehr mit Vergnügungsdampfern und Segelbooten. Zwar verengt sich der Flusslauf noch einmal, und in ganz besonders schönen,

senkrecht abfallenden Klippen treten die Felsen der Westseite an das Wasser, doch nur für kurze Zeit noch, bald rücken an die Stelle der vornehmen Landhäuser, deren herrliche Parkanlagen und saftig grünen Rasenflächen sich zum Wasser hinunterziehen, die russigen Häuser der Vorstädte und der Lärm und das Getümmel der Grossstadt empfängt uns wieder.

Der kurze Traum von dem schönen Rhein, seinen Bergen und Burgen, seinen Sagen und Liedern ist dahin, und die schöne Melodie summend »Nur am Rhein, da möcht ich leben« u. s. w. winden wir uns durch das Gewirr der Wagen und Omnibusse, um meilenweit zum Gasthof zurückzufahren.

Wahrlich schön ist der amerikanische Rhein und ein besonderer Vorzug für die Bewohner der grossen Hudsonstadt ist es, dass sie in wenigen Stunden mit dem Dampfer diese herrlichen Gebirgsformationen geniessen können, während sie auf der anderen Seite die Riesenschiffe in gleich kurzer Zeit hinausführen in die grünen Wellen des atlantischen Ozeans und zu den vielbesuchten Sommerfrischen von Coney-Island und Long-Island, auf denen zur Zeit meiner Rückkehr die Cholera-Quarantaine so gewaltige Aufregung hervorgerufen hatte.

Aber das Grossartigste und Imponierendste am Hudsonstrom wird doch immer der unvergleichliche Schiffsverkehr sein und bleiben, der Jedem, der von Europa kommend in diesen herrlichen Strom einläuft, unauslöschlichen Eindruck machen wird.

V.

Der Nordamerikanische Zucker-trust.

Amerika ist das Land der Grossbetriebe und der Stolz des Amerikaners ist es, überall das »Grösste« in der Welt zu besitzen. Rücksichtslose Ausnutzung, skrupellose Unterdrückung aller Kleineren und Schwächeren kennzeichnet das geschäftliche Leben. Wer die Macht hat, nützt sie aus zu seinem Vorteil, ohne bisher zu fragen, ob dabei die Gesamtheit des Volkes, das was wir »Vaterland« nennen, Schaden oder Nutzen hat.

So lange jedem Bürger des freien Amerika dasselbe Recht und dieselbe Möglichkeit zur Seite stand, durch rücksichtslose Spekulationen, durch gewagte Unternehmungen, die hart an das Strafgesetzbuch streiften, sich zu bereichern, hatte man den grössten Respekt vor dem self made man und drückte ein Auge zu, bewunderte, wenn er Erfolg hatte, die Kühnheit seiner Spekulation und im Stillen hoffte Jeder, dass es ihm auch einmal so glücken werde, darum liess man die Ausbeuter nach Belieben schalten und walten.

Heute sind kolossale Vermögen, durch solche Spekulationen erworben, in einzelnen Händen konzentriert und diese gewaltigen Kapitalmassen sind nun im Stande, einen kaum noch zu bekämpfenden Druck auszuüben, — wo sie eingesetzt werden, vermögen sie jede Konkurrenz der Kleinen zu ersticken.

»Jt takes money to make money« ist ein viel gehörtes Schlagwort, das oft so ausgelegt wird, dass nur wer Geld und nur wer viel Geld hat, Geld verdienen, d. h. schnell reich werden könne.

Als nun aber die grossen Kapitalien aufhörten sich gegenseitig den Gewinn streitig zu machen, sondern Hand in Hand die Ausbeutung des Publikums im Grossen begannen und dabei eine Macht entfalteten, welche den Kampf gegen diese Ringe aussichtslos machte, da suchte auch die Gesetzgebung zum Schutze des »Volkes« einzugreifen und verbot solche Vereinigungen und trusts, deren Absicht monopolistische Ausbeutung eines Zweiges wirtschaftlicher Thätigkeit zum Schaden der Konsumenten war.

Man wusste sich aber allenthalben den Gesetzen der Union und der Einzelstaaten zu entziehen und heute existieren in Amerika Riesenunternehmungen wie die »Standard Oil company«, die gewaltige »Sugar refining company« etc., die ihres Gleichen in der Weltgeschichte nicht haben; die aber, wie ich mich überzeugen musste, neben ihren Schattenseiten auch ihre Lichtseiten haben, die der Volkswirt nicht übersehen sollte.

Mich interessierte besonders der sog. Zucker-trust und ich darf wohl auch in dieser Skizzensammlung einen kurzen Überblick über die Eindrücke, die ich davon empfangen habe, wiedergeben.

Nord-Amerika ist bekanntlich der grösste Zuckerverbraucher der ganzen Welt und wird es bei dem schnellen Wachstum der Bevölkerung und des Volkswohlstandes immer mehr werden. Die eigene Produktion deckt nur 10 bis 15 pCt. des Consums und der Zuckerhandel nach der Union ist daher von allergrösster Bedeutung für alle Zucker produzierenden Länder. Das Land kauft aber, durch seine Zollgesetzgebung dazu veranlasst, fasst nur Rohzucker, um ihn in eigenen grossen Fabriken zu raffinieren und für den Verbrauch fertig zu stellen. Die grossen Raffinerien hatten nun den Ring gebildet, der gewöhnlich als »sugar-trust« bezeichnet wird

Von einem Zuckertrust, d. h. einer Vereinigung selbstständiger Fabriken zu gemeinsamem Vorgehen bei Einkauf und Verkauf ihrer Produkte ist z. Zt. nicht mehr die Rede,

vielmehr besteht heute, um den Verfolgungen der Obrigkeiten zu entgehen, nur eine einzige, grosse Aktiengesellschaft, die alle grossen Zuckerraffinerien der Union aufgekauft hat, oder wie die von Claus Spreckels in Kalifornien durch Vertrag zur Unthätigkeit gezwungen hat. Der Sitz der Riesengesellschaft ist nominell in New-Jersey, weil die Gesetze dieses Staates dem Unternehmen am günstigsten schienen, thatsächlich aber konzentriert sich der ganze Verkehr in der Office in New-York, wo das grosse Gebäude der Wallstreet No. 117 ausschliesslich den Bureaus und Comtoiren der Gesellschaft dient. In diesem einen Hause vereinigt sich eigentlich das ganze Rohzucker- und das Raffinade-Verkaufsgeschäft der Vereinigten Staaten und wenn man bedenkt, dass im letzten Kalenderjahr (1891) der Verbrauch des Landes auf 1983139 Tonnen (à 2240 Pfd. = 1010 kg) = 2014809 Meter-Tonnen Rohzucker amtlich berechnet wurde und davon nur höchstens 100000 Tons direkt in den Konsum gehen, so wird man ermessen können, welche kolossale, wirtschaftliche Macht in diesem einen bescheidenen Hause der Weltstadt konzentrirt ist. Repräsentirt doch der Einkaufswert dieser Zuckermassen mindestens 500 Millionen und der Verkaufswert der fabrizierten Produkte wohl 8—900 Millionen Mark in einem einzigen Jahre. Man hat deshalb auch ein Aktienkapital von 75 Millionen Dollars = 318 Millionen Mark zusammenbringen müssen, um dieses Riesenunternehmen zu begründen.

Wie operiert nun diese grosse Gesellschaft und wodurch ist sie im Stande, besondere Gewinne zu machen, ohne die öffentliche Meinung gegen sich aufzuregen?

Zunächst suchte man die Vorteile des Grossbetriebes möglichst auszubeuten. Von den früher zahlreich vorhandenen Raffinerien sind heute nur noch 9—10 im Betriebe, die anderen hat man stillgelegt oder mit den weiter arbeitenden zu einem Unternehmen vereinigt. So arbeiten von den früher etwa 12 Raffinerien in Brooklyn nur noch 3, von denen 2 je 2 Millionen, die grösste dagegen 4 Millionen

Pfund Rohzucker täglich einschmelzen. In Jersey-City sind die beiden benachbarten Etablissements zu einem zusammengelegt, in Philadelphia arbeiten 2 statt der bisherigen 4, in Boston gleichfalls 2 gegen früher 5 und in San Francisco hat die Spreckel'sche Raffinerie nach Vertrag mit der Gesellschaft die Arbeit eingestellt, partizipiert aber am Gewinn der bestehenden Raffinerien. Nun liegt es klar auf der Hand, dass so grosse Etablissements sehr viel billiger arbeiten können, als viele kleinere, denn die Generalunkosten steigen keineswegs im selben Verhältniss, wie die Zunahme der Produktion. Dazu kommt noch, dass, wenn die früheren kleinen Fabriken in der stillen Zeit mit halber Kraft und dann teuer arbeiten mussten und zeitweillig still lagen, heute durch die Zentrale die Ordre gegeben werden kann, welche Fabrik eventuell ganz still liegen, statt mit Verlust und mit halber Kraft arbeiten soll.

Darum sind jetzt in den Vereinigten Staaten nur Riesenetablissements in Thätigkeit, gegen welche die kontinentalen Raffinerien Europas absolut keinen Vergleich aushalten können. Die eine grosse Raffinerie in Jersey-City, in die ich Einblick erhielt, verarbeitet täglich 2000000 Pfund Rohzucker und die eine in Brooklyn das doppelte Quantum. Dabei ist ein lächerlich kleines Aufsichts- und Comptoir-Personal erforderlich und die grossartigen Betriebseinrichtungen gestatten trotz der hohen Löhne eine billigere Raffination als in Deutschland. Frauen und Mädchen werden gar nicht beschäftigt, den Männern ein Tagelohn von 1,60 Dollar als Minimum gezahlt, Maschinisten erhalten 2½ bis 3 Dollar, Zimmerleute 2¾—4 Dollar, Böttcher 2—3 Dollar pro Tag und doch bringt man es durch möglichste Ersparnis an Menschenkräften, durch praktische mechanische Einrichtungen, beispielsweise beim Brennen der Knochenkohle, durch grosse Verdampfapparate, von denen 2 durch einen Mann bedient werden, dahin, dass man billiger raffiniert als anderswo.

Die Folge der Vereinigung ist naturgemäss für die Produktion auch die, dass man überall in allen Fabriken die

besten Arbeitsmethoden einführt. Eine genaue Buchführung kontrolliert die Betriebsresultate jeder Fabrik und macht dann selbstverständlich die günstigen Erfahrungen einer Fabrik allen andern zu Nutze. Auch spart man daran, dass man Neuerungen im Betriebe stets nur in einer der Fabriken zu erproben braucht, um sie allgemein einzuführen oder zu verwerfen.

Ein weiterer sehr bedeutender Vorteil liegt in der Verteilung der Rohmaterialien und der Aufträge für den Versandt der Fabrikate. Denn man wird die einzelnen Posten Rohzuckers stets dahin dirigieren, wohin sie mit der geringsten Fracht am leichtesten gebracht werden können und wird umgekehrt die Aufträge für die Deckung des Bedarfs denjenigen Fabriken zustellen, die am günstigsten gerade für diesen Teil des grossen Marktgebietes gelegen sind.

Dass dadurch im Vergleich zu früher, wo jede Fabrik möglichst auf jedem Markte der andern den Rang ablaufen wollte und trotz weiter Entfernungen Preiskonzessionen machte, nur um in den Markt zu kommen, unendlich viel gespart werden kann, liegt auf der Hand. Dazu kommt, dass nun alle Kaufordres von den Grosshändlern des Landes an der einen Centrale in New-York zusammenlaufen, dass viele Zwischenhändler und Agenten, viele Provisionen und Spesen gespart werden, die früher bei der scharfen Konkurrenz unvermeidlich waren.

Der hauptsächlichste Vorteil der Gesellschaft liegt aber im Einkauf der Rohmaterialien und hier hat ein völliger Umschwung in den Marktverhältnissen stattgefunden, der zu einer Verdrängung zahlreicher Zwischenhändler und Spekulanten geführt und damit viel unzufriedene Elemente geschaffen hat.

Gerade die Art des Einkaufes ist es auch, die in Deutschland viel Sorge und Angst hervorgerufen hat und hauptsächlich dazu Veranlassung gab, in der grossen Vereinigung des Zuckergeschäftes der Union eine Gefahr für Deutschland

zu erblicken. Man geht dabei von der Ansicht aus, dass das ganze Bestreben des »trust«, wenn wir den Titel beibehalten dürfen, darauf gerichtet sei, die Preise zu drücken und glaubt, dass er dazu im Stande sei, weil er als der gewaltigste Consument, der wohl je für irgend einen Artikel auf dem Weltmarkt erschienen ist, natürlich die Macht habe, den Markt zu verflauen, wenn er sich zurückzieht und ihn zu beleben, sobald er als Käufer erscheint. Selbstverständlich liegt es im Interesse des »trust«, seine Rohwaaren so vorteilhaft als möglich zu kaufen und jeder Geschäftsmann wird dasselbe Prinzip verfolgen, ebenso wird es sein Bestreben sein, so hoch wie möglich seine Raffinaden zu verwerten, oder besser gesagt, möglichst viel an der Differenz zwischen Rohmaterialpreis und fertiger Waare zu gewinnen.

Für diesen Gewinn ist aber eine bestimmte Grenze nach oben gegeben durch den Schutzzoll, der auf raffinierten Zucker gelegt ist und den hohen Betrag von ½ Cent pro Pfund, also von 2,38 Mark pro 50 kg beträgt. Denn wollte man höhere Preise fordern, so würde naturgemäss eine Einfuhr fremder Raffinaden baldigst dafür sorgen, dass die Forderungen wieder herabgesetzt würden.

Man möge dabei bedenken, dass, wenn nur der ganze Zoll den Raffinerien als Gewinn zufällt, das für das letzte Jahr schon die stattliche Summe von 93 Millionen Mark betragen würde, ungerechnet den Raffinationsgewinn.

An und für sich hat nun der »trust«, das wird man zugeben, gar kein direktes Interesse daran, dass die Preise absolut niedrig gehalten werden, — nur insofern, als niedrige Preise den Verbrauch beleben und das Geschäft dadurch in noch grösserem Umfange betrieben werden kann, die niedrigen Preise auch die Unzufriedenheit mit der Monopolwirtschaft vermindern würden.

Raffinade- und Rohzuckerpreis werden eben immer in einem bestimmten, wenig schwankenden Verhältnis zu einander stehen, die Differenz enthält den Gewinn und in erster Linie wird es der Gesellschaft darauf ankommen, diesen

Gewinn möglichst zu steigern. Das geschieht aber nicht durch ein Drücken auf die Rohzuckerpreise, — da die Raffinade die weichende Richtung mit verfolgen würde, sondern durch möglichste Ersparnisse im Betriebe und im Handel.

Bisher ist auch, wie ich glaube annehmen zu dürfen, ein direktes Streben, die Preise des Rohzuckers durch irgend welche Machinationen herabzudrücken, nicht nachweisbar, und es würde dem auch ein immerhin nicht unbeträchtliches und politisch in's Gewicht fallendes Interesse der Rohzucker-Produzenten in der Union entgegenstehen und die Opposition dieser Partei wachrufen. Ich sagte aber oben bereits, der ganze Handel sei naturgemäss ein anderer geworden, als bisher und ich will darauf erst kurz eingehen, weil das, wie ich glaube, meine obige Ansicht stützen wird.

Früher waren beim Ein- und Verkauf zahlreiche Raffinerien als Konkurrenten im Markt. Eine grosse Zahl von Mitbewerbern pflegt man nun als günstig für Produzent und Konsument anzusehen; aber ich glaube, nicht unter allen Umständen und nicht ohne Einschränkung.

Zunächst suchten die verschiedenen Raffinerien ihren Waaren einen möglichsten Absatz zu schaffen und arbeiteten nicht selten, um sich Kundschaft zu erwerben und zu erhalten, mit einem Gewinn, der recht minimal war. Die Folge war und musste sein, dass jeder beim Einkauf seiner Rohprodukte zu gewinnen suchte, was er beim Verkauf der Waaren hatte einbüssen müssen. Spekulationen auf sinkende Preise und möglichste Ausnützung jeder Konjunktur war das notwendige Ergebnis und die vielen einzelnen Raffinerien hatten, da die scharfe Konkurrenz den Raffineriegewinn auf ein Minimum herabzudrücken bemüht war, mindestens ebensoviel, wahrscheinlich mehr Interesse daran, im Einkauf sich Vorteile zu schaffen, als heute die einheitliche Kompagnie. Denn diese hat wegen fehlenden Mitbewerbes einen sicheren Geschäftsgewinn unter allen Umständen, wenn nicht plötzliche Schwankungen auf dem Weltmarkt sie zwingen, fertige Waare

billig zu verkaufen, nachdem sie teures Rohmaterial eingekauft hat. Eine solide Verwaltung wird daher an Spekulationen viel weniger denken, sondern wird den soliden sicheren und in Folge der erwähnten Vorzüge der Vereinigung ziemlich hohen Gewinn dem unsicheren Spielgewinne vorziehen.

Früher war New-York bei der Grösse des amerikanischen Bedarfs selbstverständlich ein grosser Zuckermarkt, in dem Vorräte auf Spekulation gelagert wurden, Termin- und Differenz-Geschäfte abgeschlossen, grosse Gewinne realisiert, aber auch grosse Verluste verzeichnet wurden. Welch unheilvollen Einfluss solch Spielen mit Zucker aber auch auf das solide Geschäft ausüben kann, das ist bekannt genug. Heute ist natürlich jenes Spielen mit Zucker auch nicht ganz unmöglich und wer auf Spekulation Zucker nach New-York legen und ihn dort unter Zwischenhändlern hin- und herwerfen will, kann vielleicht auch jetzt noch dieses gewagte Spiel treiben. Aber er hängt schliesslich mit seinem an Ort und Stelle lagernden Vorrat viel mehr von dem einen einzigen reellen Käufer ab, als wenn er seine Waaren in Hamburg oder in Havanna oder in sonst einem Ausfuhrhafen lässt, wo auch noch andere Käufer vorhanden sind. Darum stehen auch jetzt die Elevatoren, die Speicher und Lagerhäuser von Brooklyn, die ehedem mit Cuba- und anderem Zucker angefüllt waren, welche in Erwartung günstigen Marktes hier oft Monate lang lagerten und Zinsen, Spesen und Unkosten zahlen mussten, — völlig leer und die grossen Ozeandampfer bringen den Zucker direkt in die günstig am Wasser gelegenen Fabrikspeicher von New-Jersey, Brooklyn, Philadelphia etc. Der Spekulationshandel ist dadurch lahm gelegt und ich sagte bereits, der Zuckertrust hat bei solider Geschäftsführung keine Veranlassung zu spekulieren. Die Kabelnachrichten über die Marktlage laufen regelmässig aus allen Weltgegenden in der Office ein, die Einkäufer der Firma melden die Preise, zu denen sie ankommen können, die Agenten der Verkaufsländer bringen ihre Offerten

an die Einkaufsstelle in New-York und man kauft da und dort, wo und was vorteilhaft zu erwerben ist.

Von grossen Spekulationskäufen, um eventuell daran bei erwarteter Preissteigerung zu profitieren, hat, soviel ich weiss, die Geschichte des Trust noch kein Beispiel aufzuweisen und sobald ein so enormer Käufer im Markte mit besonderen Aufträgen erscheint, würde ganz ohne Frage eine Aufwärtsbewegung den Rohzuckerfabriken zu Gute kommen. Sollten aber später die Raffinadepreise übermässig gesteigert werden, so hätten die kontinentalen Raffinerien immer noch die Möglichkeit, gleichfalls ihre Produkte hier zu teuren Preisen abzusetzen; denn dass die konsumierenden Grosshändler des Landes nun einfach die Hände in den Schoss legen und sich im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der sugar refining company die Preise vorschreiben lassen sollten, wird kein Mensch glauben. Andererseits wird eine Spekulation à la baisse, wie sie zeitweilig von den Markt beherrschenden Pariser Raffinerien in Scene gesetzt wurde, von dem Zuckertrust erst recht nicht zu erwarten sein, denn dass er als Abgeber von Rohzucker in grösserem Umfange auftreten sollte, um auf die Preise zu drücken, ist sehr unwahrscheinlich und da ihm der heutige Raffinadezoll sicheren Gewinn im Inlande lässt, liegt auch kein Grund vor, durch Export fertiger Waare eine Verstimmung des europäischen Marktes zu bewirken.

Wenn man dazu bedenkt, dass die Gesellschaft seit Monaten täglich 120000 Ztr. Zucker einschmilzt, so kann man leicht berechnen, welche enormen Summen dazu gehören würden, wollte die Gesellschaft auch nur für kurze Zeit Vorräte aufspeichern. Auch nur für einen oder zwei Monate Extra-Vorräthe hinzulegen oder zu halten neben den selbstverständlich notwendigen Beständen für sichere Fortführung der Fabrikation und gleichzeitige Deckung des schwankenden Bedarfes, würde ca. 50—100 Millionen Mark extra erfordern und riesige Lagerhäuser notwendig machen, die heute kaum disponibel sind. Im Herbst, in der Zeit starken Begehrs,

sah ich in keiner Fabrik auch nur nennenswerte Lager an fertiger Waare und die eben zugeschlagenen Fässer gingen zumeist zum direkten Versand an die Konsumenten, die Grosshändler. Das eigenste Interesse einer soliden Geschäftsführung erfordert es auch, keine Spekulationen zu unternehmen, sondern die Riesenmaschine in ruhigem, gleichmässigem, ungestörten Betriebe zu erhalten und bisher hat, glaube ich, die Verwaltung sich ihrer grossen, schwierigen Aufgabe durchaus gewachsen gezeigt.

Dass Amerika dabei zeitweilig Monate lang keinen europäischen Zucker gekauft hat, lag zum grössten Teil daran, dass die Ernte Westindiens eine überaus reiche war und dass gute Zucker reichlich und bei billigen Frachtraten bequemer zu haben waren. Die Fabriken der Gesellschaft haben nicht still gelegen, sondern in wachsendem Masse gearbeitet, der Trust hat sich auch nicht vom Markt zurückgezogen, sondern, wie das solider Geschäftsführung entspricht, den regelmässigen Bedarf zu laufenden Preisen eingekauft. Dass ihm dabei die Lage des Marktes zu Hilfe kam und ihm die reichen Vorräte billigen Einkauf gestatteten, ist nicht seine Schuld. Man hat vielleicht in Europa durch die so laut und deutlich gezeigte Angst vor dem wohl erklärlichen Fernbleiben der Amerikaner zu einer Verflauung des Marktes mehr beigetragen als die Thatsachen selbst rechtfertigten. Man darf auch nicht vergessen, dass der Amerikaner den Rohrzucker, wenn er ihn haben kann, dem Rübenzucker vorzieht aus dem leicht verständlichen Grunde, weil die Melasse vom Rohrzucker als Speisesyrup im Lande leichten Absatz findet, während die Rübenmelassen als Nahrungsmittel nicht direkt zu verwerten sind, Brennereien aber noch fehlen, sodass im letzten Jahre viel Rübenmelasse nach Bordeaux zurückverkauft werden musste. Ein Entzuckern der Melasse mit Kalkverfahren etc. hat, soviel ich weiss, bei den Fabriken der Company ganz aufgehört, die betreffenden Einrichtungen liegen still, weil bei den nach Aufhebung des hohen Zolles niedrigen Zuckerpreisen die Fabrikation nicht lohnt, ebenso

hat auch die Herstellung von sogenannten Melassezuckern aus eingeführten Rohrzuckermelassen sehr stark nachgelassen. Zum Schluss ist noch auf eines aufmerksam zu machen. Die grossartige Konzentration des Geschäftes in einer Hand hat natürlich eine Menge von Agenten, Kommissionären, Zwischenhändlern und Spekulanten, eine grosse Anzahl von Bureau- und Aufsichtsbeamten entbehrlich gemacht, und dass diese mit der Lage der Dinge nicht zufrieden sind, sondern mit möglichstem Lärmen gegen das unerträgliche Monopol des Trust eifern, ist durchaus verständlich, aber kein Grund in das Geschrei mit einzustimmen.

Das konsumierende Publikum hat keinen Schaden davon, dass viele Provisionen und Spesen erspart, dass in der Produktion mancher Vorteil erzielt, dass Frachten und Versandtkosten vermindert werden, und ich glaube auch, dass der Verkäufer der Rohwaare an und für sich keine Ursache zur Klage hat, weil eine derartige mit sicherem Gewinn arbeitende Riesenfabrik am wenigsten Veranlassung zu spekulativer Beeinflussung des Marktes hat.

Sicherlich ist der Zuckertrust eine gewaltige Macht auf dem internationalen Zuckermarkte; aber wir sollten diese Macht nicht überschätzen, denn die Furcht vor derselben ist schädlicher als die ganze Einrichtung, und hat man sich daran gewöhnt, in dieser kaum noch zu beseitigenden Vereinigung ein Unternehmen zu erblicken, das in solider Weise für den Konsum des grössten Absatzgebietes der Welt sorgt und seinen wachsenden Bedarf decken muss, so wird in ihm keine besondere Gefahr für die Zuckerindustrie anderer Länder liegen.

Daraus folgt natürlich nicht, dass wir nicht von den Amerikanern lernen und nicht gleich ihnen die Vorteile des grossen Betriebes und gemeinsamen Vorgehens uns zu Nutze machen sollten.

VI.

Aus Washington.

Der Zug nach Washington, obwohl Expresszug, war überfüllt und bis Baltimore im Parlour-Car kein Sitz zu finden; ich musste also, da auch der Nichtraucherwagen besetzt war, bei den Rauchern Platz nehmen, und dass das auch seine Schattenseiten hat, sollte ich bald erfahren.

Wie bekannt giebt es auf amerikanischen Bahnen eigentlich nur eine Wagenklasse, die als erste bezeichnet wird; eine zweite Klasse scheint man nur auf Lokalzügen zu kennen.

Diese demokratische Gleichheit, nach der sich jeder Gentleman neben jedem andern auf dieselbe Bank setzt, mögen auch seine Stiefel und seine Rockärmel noch so offenherzig, seine Wäsche noch so schmutzig sein, ist in der Theorie gewiss viel schöner als in der Praxis, und man muss sehr viel brüderliche Liebe in seinem Herzen aufgestapelt haben, um sich neben einem schmutzigen Neger, der Tabak kaut, spuckt und nach Schnaps duftet, gerade besonders wohl zu fühlen.

Zu meinem Glück ging der coloured gentleman — denn negro oder gar nigger zu sagen, ist die grösste Beleidigung, die den also Angeredeten sofort zu Thätlichkeiten reizen würde — nach wenigen Minuten fort von meiner Seite zu farbigen Genossen, die einige Bänke von mir sassen, — vielleicht wars ihm neben mir ebenso unbehaglich, wie mir in seiner angenehmen Nachbarschaft. Ich konnte nun wenigstens mein Handgepäck neben mich auf das Sammtpolster der Bank stellen und aus einiger Entfernung beobachten, wie sich meine schwarzen, braunen und gelben

Brüder — leider in Gemeinschaft mit einem recht herabgekommenen Deutschen, dem mehrere Schmisse auf der Backe und dem kurz geschorenen Schädel sogar Spuren akademischer Bildung aufgedrückt zu haben schienen — mit ihren Schnapsflaschen amüsierten, wüste Lieder sangen und Tabak kauten und spuckten.

Ich glaube, man wird es mir nicht als unnötigen Hochmut auslegen, wenn ich in Baltimore, nachdem der Schaffner mir gesagt, dass jetzt Platz im Salonwagen sei, diese Stätte edler Brüderlichkeit verliess, um dann in dem vornehmen Salon einem zärtlichen, jungen Ehepaar gegenübersitzend Vergleiche anzustellen über die verschiedenen Abarten des grossen genus »Mensch«.

Diese rettenden Salonwagen, in denen man gegen Zahlung einer Extra-Gebühr einen der bequemen in 2 Reihen aufgestellten, drehbaren Sessel erhält, sind aber nicht in allen Zügen vorhanden und fehlen, soviel ich gesehen habe, allenthalben auf kleineren Zwischenstrecken, auf den Lokalbahnen, wo dann auch die vornehmste Dame mit in den gemeinschaftlichen Wagen hinein muss.

Ich bin niemals so sehr und nie so angenehm enttäuscht worden, als in Washington.

Zufällig hatte ich in New-York in Charles Dickens »Amerika« gelesen, und obgleich ich längst wusste, dass der berühmte Engländer die Farben etwas dick aufzutragen pflegt, um grössere Wirkung zu erzielen, so durfte ich doch nach seiner Schilderung unendlich wenig erwarten.

»Nimm die schlechtesten Gegenden von London mit all' ihren schlechtesten Eigentümlichkeiten, kleinen Läden und Häusern, verbrenne das Ganze und baue es von Holz und Lehm wieder auf, vergrössere es ein wenig, bringe grüne Fensterläden vor allen Privathäusern an, mit einem roten und einem weissen Vorhang innerhalb, pflüge alle Strassen auf, bringe viel schlechten Rasen an jede Stelle, wo er nicht sein sollte, errichte drei schöne Gebäude aus Stein und Marmor irgendwo, aber je abgelegener, desto besser —,

mache es glühend heiss am Morgen, frostig kalt am Nachmittag, dann und wann mit einem Tornado von Wind und Staub, lasse wüste, unangebaute Plätze an allen Hauptpunkten, wo man Strassen erwarten kann, und das ist Washington!«

So schilderte vor 50 Jahren Dickens die Hauptstadt der amerikanischen Union und fügte hinzu: »Wie die Stadt ist, wird sie auch wahrscheinlich bleiben«, denn es sei dort so ungesund, dass sich niemand ohne Not dort aufhalten werde.

Nun man kann kaum ein schlimmeres Bild von einer Grossstadt entwerfen, — und was fand ich? Ich möchte fast sagen: die schönste Stadt, die ich je gesehen. Nicht schön, was Lage und natürliche Umgebung anlangt, sondern schön in dem, was Menschenhand und Menschenfleiss geschaffen.

Nirgends habe ich so grosse, breite, schön gepflegte Strassen gesehen wie hier. Überall das schönste Asphaltpflaster bis weit hinaus in die Ausläufer der Strassen, wo die Stadt aufhört, Stadt zu sein. Fast alle Nebenstrassen sind mit dem gleichen vorzüglichen, geräuschlosen Pflaster versehen. Dabei entsinne ich mich kaum einer Strasse, in der nicht wenigstens eine Reihe schattiger Bäume das Promenieren auf den breiten Trottoiren zu einem wahren Vergnügen machte. Dazu die Menge der ruhig, vornehmen Privathäuser mit ihren Vorgärtchen, ihren blitzblanken Spiegelscheiben und glitzernden Messingbeschlägen in allen Seitenstrassen und nicht zu vergessen die Fülle der prachtvollen, öffentlichen Gebäude, die, alle in den Formen antiker Baukunst ausgeführt, oft geradezu grossartig wirken.

Endlich die Menge von Statuen zu Pferde und zu Fuss, sitzend und stehend, die hier den Helden der Union für ihre Verdienste auf dem Schlachtfelde oder im bürgerlichen Beruf in zahlreichen, öffentlichen Parks und squares gesetzt sind, und alle diese Parks in einer schon mehr südlichen Vegetation prangend, mit Teppichbeeten und Palmengruppen, vorzüglich gehalten und gepflegt.

Wenn andere Städte ihre Strassen durch oberirdische Drahtnetze ihrer elektrischen Bahnen entstellen, wenn Montreal beispielsweise, die an sich schon hässliche Stadt, durch die zahllosen oft zolldicken Drähte verunstaltet ist, die, überall an hohen Mastbäumen befestigt, wirr durcheinander laufen und die elektrische Kraft in alle Häuser verteilen, so hat man hier alle diese Träger moderner Kultur diskret unter der Erde verborgen und eine Unmasse von Strassenbahnen durchkreuzt die Stadt nach allen Richtungen, deren drei und vier Wagen lange Züge durch unterirdische Kabel mit grosser Schnelligkeit gezogen werden.

Dass Washington dabei als Hauptstadt der Union den Vergleich mit den Hauptstädten der europäischen Grossstaaten nicht aushält, ist selbstverständlich und erklärlich, wenn man bedenkt, dass die Stadt eigentlich nur als Sitz der Bundesregierung, sonst aber keine Bedeutung für das grosse Land besitzt.

Paris, London, Berlin etc. sind zugleich die Mittelpunkte des geschäftlichen und gewerblichen Lebens, Washington wird diesen Ruhm stets den günstiger gelegenen Handelsemporien lassen müssen.

Eher könnte man es mit Potsdam und Versailles als mit Berlin und Paris vergleichen.

Es nimmt aber einen starken Anlauf, wenigstens Mittelpunkt des geistigen Lebens der Union zu werden.

Zufällig hatte Washington noch ein besonderes Festgewand angelegt und prangte in einer unglaublichen Fülle von Fahnen und Flaggen. Alle Droschken und Privatwagen, alle die zahlreichen Fahrräder der Damen und Herren waren mit kleinen Sternenbannern geschmückt, jeder Mann trug die Nationalflagge im Knopfloch und vom Kapitol bis zum Weissen Hause war die breite Pensylvania Avenue mit Schaubühnen besetzt, um die grosse Parade der »Grand Army of the Republic« am 19. September mit ansehen zu können.

Ein grosses »Kriegerfest«, alljährlich seit 27 Jahren von den Veteranen des Bürgerkrieges gefeiert, sollte diesmal

in der Hauptstadt der Union mit besonderm Pomp begangen werden, und für nicht weniger als 55000 alte Krieger aus allen Teilen des weiten Continents hatte die Stadt unentgeltliches Obdach zur Verfügung gestellt. Hunderte von Zelten und Baracken waren im Park um den grossen Obelisken aufgeschlagen und die alten Krieger liefen schon einige Tage vorher in den Strassen umher mit ihren Denkmünzen, Schleifen und Bändern, alle in blauen Anzügen mit goldenen Knöpfen, in Schlapphüten mit goldener Eichelquaste und dem G. A. R. in goldenen Buchstaben.

Die sehr hohen Pensionen, die von den Vereinigten Staaten den Veteranen des Krieges gezahlt werden, um dem Ueberschuss im Staatsschatz Abzug zu verschaffen, scheinen den kostspieligen Besuch solcher Kriegerfeste recht vielen zu gestatten. Leider waren infolge dessen alle Gasthöfe überfüllt und ich musste wohl oder übel mein Zimmer vor dem eigentlichen Festtage räumen und deshalb auf das Vergnügen verzichten, die Veteranen in Parade vor den jubelnden Volksmassen und dem Vicepräsidenten der Republik vorüberziehen zu sehen.

Es ist doch merkwürdig, wie tief die Lust am Soldatenspielen in allen Menschen steckt, sodass selbst in dieser Republik, die sich sonst rühmt ein kaum nennenswertes Heer auf den Beinen zu halten, alles Interesse sich auf die »alten« Soldaten konzentrierte und noch die ganze nächste Woche in allen Zeitungen des Ostens bis hin nach Nebraska ganze Spalten den Schilderungen des erhebenden Anblickes der Parade dieser Veteranen gewidmet waren.

Man rühmte die Straffheit und Disziplin derselben und jeder Lokalberichterstatter war natürlich überzeugt, dass gerade die Mannschaften seines Ortes die Palme davon getragen hätten und dass man stolz darauf sein müsse, dass Amerika, in dem kein Militarismus herrsche, doch militärisch so gut geschult sei.

Uebrigens kostet die Grand army, die im Kriegsfalle kaum zu brauchen sein würde, der Republik ein kolossales

Geld, denn für ihren Unterhalt und für die zahllosen Pensionen der sog. Veteranen gab Onkel Sam nicht weniger als 138 Millionen Dollar im Jahre 1892 = 600 Millionen Mark aus. (Für das Jahr 1893 sind nicht weniger als 158 Millionen, für 1894 sogar 160 Millionen Dollar als Pensionen vorgesehen.) Wenn man dazu noch die ca. 80 Millionen Dollar rechnet, die nach den neuesten Etats für Heer und Marine jährlich veranschlagt sind, so ergiebt sich für das freie Amerika eine Ausgabe, die fast doppelt so gross ist, als sie das »unter der Last des Militarismus erdrückte« Deutschland zu tragen hat.

Obwohl mich also die »grosse Armee« vorzeitig aus dem schönen Washington hinausdrängte, hatte ich natürlich Zeit genug die öffentlichen Gebäude, die Parks und Museen zu besuchen, das unvernünftigste Bauwerk der Welt, den Obelisk in seiner schmucklosen Einfachheit aus übereinandergehäuften Marmorquadern zu kolossaler Höhe emporsteigen zu sehen.

In Amerika macht man es aber den Wissbegierigen leicht, sich zu orientieren. Alle Thüren stehen offen, überall hin darf man gehen, selbst in die Bureaus der arbeitenden Beamten geht man ungeniert, und in den Sitzungssälen des Repräsentantenhauses und des Senats ruhten viele aus auf den Sesseln berühmter Abgeordneten oder erstiegen den Ehrenplatz des Präsidenten. Niemand hindert sie, kein Thürsteher weist, wie bei uns in Deutschland, die Neugierigen ab, — die Gebäude gehören dem Volke, warum soll sie das Volk nicht sehen und benutzen?

So fährt man ungeniert auf den Elevatoren in öffentlichen und Privathäusern hinauf und hinab, um keine Treppen zu steigen, zieht in den öffentlichen Bibliotheken die Bücher aus den Regalen, liest und blättert darin, ohne dass einer der Beamten ein Wort darüber sagte.

Übrigens habe ich nie ein solches Durcheinander und Übereinander von Büchern gesehen als in der zehnfach überfüllten Bibliothek des Kapitols, und es wird Zeit, dass

das neue grossartige Bibliothekgebäude fertig wird, das nicht weniger als 16000 Quadratmeter Fläche bedecken, eine Lesehalle von 30 m Durchmesser und 27 m Höhe erhalten, mit dem Grund Boden 36 Millionen Mark kosten und, in weissem Marmor und Granit in italienischer Renaissance aufgeführt, eine Zierde der Stadt werden wird. Man sieht, nicht nur wohlmeinende Privatleute opfern von ihren Millionen zur Pflege der Kunst und Wissenschaft, auch der Staat hat eine offene Hand und thut sie weit auf, wo es notwendig ist.

Der Nordamerikaner zeigt bekanntlich zum Vorteil und Segen für all unsere kontinentalen Künstler das ganz besondere Streben, sein Heim und sein Land, dem die eigenen künstlerisch schaffenden Kräfte noch fehlen, mit guten, europäischen Kunstwerken herauszuputzen und überall finden sich Anfänge zu Museen und Bildersammlungen, in denen wahre Perlen der Malerei und Skulptur aufbewahrt sind. So auch in Washington, dessen Gemäldegallerie durch prachtvolle Originale von Knaus, von Karl Becker und anderen Künstlern ersten Ranges ausgezeichnet ist.

In den Spanisch-amerikanischen Ländern habe ich davon nichts gefunden, dafür aber, namentlich in Venezuela den besten Absatz für all die Schundbilder und schlechten Oeldrucke, die in Deutschland kaum noch Käufer finden.

Washington ist bereits ziemlich südlich gelegen und macht auf den vom Norden kommenden Reisenden nicht nur durch seine südliche Vegetation, sondern namentlich auch durch seine gemischtere Bevölkerung und den starken Procentsatz der Neger einen eigenartigen Eindruck.

Zwar fand ich bis weit hinauf nach Kanada die schwarzen Kellner und Portiers in den vornehmsten Hotels; aber hier in der Bundeshauptstadt treten uns die Kinder Afrikas, die ein Drittel der ganzen Bevölkerung ausmachen, in ganz anderer Gestalt entgegen. Dass sie ein gut Teil der dienstbaren Geister in allen Gasthäusern und Restaurants darstellen, dass sie fast ausschliesslich die Kunst des Haarschneidens und Frisierens üben, dass sie als Kutscher

und Wagenführer dominieren und als Pferdepfleger gesucht werden, überrascht den Fremden weniger; aber ich merkte doch, wie tief ich noch in falschen Vorurteilen steckte, als ich ganz überrascht einer Negerdame nachschaute, die in tiefer Trauer mit langem Krepeschleier und Schnebbenhut mit ihrem ebenso tief trauernden Töchterchen an mir vorbeiging, in jedem Zoll ihrer Erscheinung die tadellos vornehme Lady repräsentierend.

Nachher brachten mir zahlreiche, geschmackvolle Equipagen mit schwarzen Insassen, elegante Reiter und Reiterinnen von derselben Hautfarbe zum Bewusstsein, dass die Kinder der einst so verachteten afrikanischen Rasse sich in einzelnen bevorzugten Exemplaren weit über die grosse Menge derer emporgearbeitet haben, die im Süden noch heute als Arbeitstiere benützt werden. Dass sie trotzdem auch in diesem Mittelpunkt des Landes der Freiheit und Gleichheit noch nicht als gleichberechtigt angesehen werden und dass der Neger selber noch immer den Weissen als das höhere Wesen respektiert, davon habe ich mich freilich im Verlauf meiner Reise noch recht oft überzeugen können.

VII.

Von den grossen Seen.

Weit im Innern des gewaltigen Länderkomplexes der Vereinigten Staaten liegen die »grossen Seen«.

Der kleine Massstab unserer gewöhnlichen Schulkarten von Nordamerika, der uns so oft die Entfernungen in der neuen Welt unterschätzen lässt, hat in den meisten Bewohnern des alten Kontinentes den Gedanken gross gezogen und erhalten, als ob diese Süss-Wasserbecken wohl ganz anständige Binnenseen seien, sicherlich viel grösser als die viel besuchten Schweizerseen; aber dass es sich hier um gewaltige Meere handele, deren grösster dem Adriatischen Meere etwa gleichkommt, deren ganze Wassermasse sich mit der des schwarzen Meeres oder der Ostsee vergleichen lässt, das wird nur wenigen zum Bewusstsein gekommen sein. Ist doch die Fläche der 5 Seen nicht weniger als 238000 Quadrat-Kilometer gross. Wir unterschätzen deshalb auch nicht selten die eminente wirtschaftliche Bedeutung dieser grossen Wasserbecken für Handel und Industrie des »fernen Westens«, und doch gehören sie zu den wichtigsten, weil am meisten befahrenen Gewässern der Welt.

Wer jemals am Strande des Michigan-See gestanden und die endlose Wasserfläche in stürmischer Aufregung und ihre Wogen in wilder Brandung hat an die Ufer rollen sehen, wer die mächtigen Schiffskolosse, die Drei- und Viermaster, die riesigen eisernen Dampfer die Wasser dieser Seen durchfurchen sah, der wird mit mehr Respekt von diesen Binnenseen reden, auf deren Handel und Schiffsverkehr ich den geneigten Leser wohl mit einigen Daten aufmerksam machen darf.

Schon die grosse Zahl von schnell wachsenden Grossstädten, die sich an den Ufern dieses Seengebietes entwickelt haben, spricht für die Bedeutung dieses Wasserbeckens in der nordamerikanischen Volkswirtschaft.

Noch vor 50 Jahren waren die Küstengebiete der nordwestlichen Seen kaum gekannt in den Neu-England-Staaten und noch viel weniger in Europa. Chicago, heute eine Stadt von mehr als 1 200000 Einwohnern, war 1830 ein Fischerdorf von 70 Menschen bewohnt. Milwaukee und Duluth, heute gewaltige Handelsemporien, die riesigen Waarenmassen den Weg ins Ausland öffnen, waren damals in der Geschäftswelt unbekannte Grössen.

Die überaus günstigen Verkehrsbedingungen, welche die grossen Seen schufen — und deren Ausnutzung bald durch entsprechende Kanal-Verbindung ermöglicht ward, waren die hauptsächlichste Veranlassung, dass die reichen fruchtbaren Prairiestaaten des Westens und Nord-Westens in so fabelhaft kurzer Zeit aus einfachen Jagdgründen der Indianer, in üppige Weizen- und Maisfelder, die Weiden der unzählbaren Büffelherden in Ernährerinnen für Millionen von Haustieren verwandelt werden konnten. Von dem Westende des grossen lake Superior bis zum Ostausgang des lake Erie, von Duluth bis Buffalo, steht eine Wasserstrasse von ca. 1000 englischen Meilen Länge zur Verfügung, die nur verhältnismässig geringer Nachhülfe bedurfte, um sie selbst für grössere Schiffe passierbar zu machen.

Liegt doch der »obere See«, der eine Wassertiefe von 1008′ aufweist, nur 20 Fuss höher als die in gleichem Niveau befindlichen Michigan- und Huron-Seen und letztere wieder nur 8′ über dem Erie-See, sodass auf dieser Tausend Meilen langen Wasserstrasse nur die Schleusen von Sault Ste Marie notwendig waren, um einen Höhenunterschied von 28′ auszugleichen. Freilich kommen dann die Schwierigkeiten der Fortführung des Wasserweges, denn das nächste, grosse Wasserbecken der Ontario-See liegt nicht weniger als 326′

unter dem Spiegel des Erie-Sees aber noch immer 247' über dem Atlantischen Ozean.

Im Jahre 1855 mit Vollendung des ersten Kanals und der Schleuse von Sault Ste Marie wurde der lake Superior der Schiffahrt erst erschlossen, schon im Jahre 1881 musste eine neue, grössere und tiefere Schleuse erbaut werden, die fünfhundertundfünfzehn Fuss lang, 80 Fuss breit und mit 17 Fuss mittlerer Wassertiefe selbst grossen Dampfern den Durchgang gestattete.

Die weitere Entwickelung der nordwestlichen Landwirtschaft, vor allem aber die Ausbeutung der riesigen Eisen-Erzlager am oberen See vermehrte die Frachten, welche die neuerbaute Schleuse passierten, schnell von 2029000 tons im Jahre 1882 auf 9041213 tons im Jahre 1890 und jetzt ist man bereits mit dem Bau einer neuen Schleuse beschäftigt, die ganz nach dem Herzen der Amerikaner das »grösste hydraulische Bauwerk der Welt« werden soll und 800 Fuss in der Länge, 100 Fuss in der Breite und 21 Fuss Tiefe messen wird.

Die alten kleinen Schooner, die einst und noch vor 20 Jahren fast allein den Verkehr vermittelten, sind fast verschwunden und riesige Dampfer, die unbedenklich den Weg über den Ozean nach Europa antreten könnten, verdrängen die kleinen Schiffsgefässe immer mehr. Der Durchschnittsgehalt der im Jahre 1892 auf den Werften der Seen im Bau begriffenen 40 Frachtdampfer war 3200 Registertons, während man im Jahre vorher nur einen Durchschnitt von 2652 tons erreichte.

Man vergegenwärtige sich dabei, dass die grossen Frachtdampfer, welche die Hamburg-Amerikanische Packet-Fahrt-Aktiengesellschaft in regelmässiger Fahrt nach Westindien entsendet, einen Rauminhalt von ca. 1000—1300 tons haben, dass noch bis vor wenigen Jahren die grössten Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd nur etwa 5000 tons massen, und man wird zugeben, dass diese Binnen-

Seen über eine Flotte verfügen, die stolz auf allen Meeren ihre Flagge entfalten könnte.

Am 30. Juni 1890 zählte man auf den Seen 3510 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 1063063 tons und darunter 272 Dampfer von mehr als 1000 Registertons mit zusammen 439787 tons. 2125 Schiffe waren eigentliche Frachtschiffe, die übrigen Schlepper und Kanalboote etc. Die Seenflotte überragt die gesamte nordamerikanische Handelsflotte an der atlantischen und pazifischen Küste um ein ganz bedeutendes und kommt der deutschen Handelsmarine ziemlich nahe, die im Jahre 1890 im Ganzen 3594 Schiffe mit 1320721 Registertonnen zählte, während Frankreichs Handelsflotte nur 932745 Reg.-tons aufzuweisen hatte.

Wie schnell sich der Schiffbau hier entwickelt hat und was er zu leisten vermag, das beweist die Thatsache, dass 1886 erst 21 Dampfer von mehr als 1500 tons auf den Wassern der Seen schwammen — 5 Jahre später schon 126 solcher Schiffskolosse, dass aus sechs stählernen Schiffen in derselben Zeit 86 geworden sind und die Schiffswerften 1892 alle voll und angestrengt beschäftigt waren, und trotz der Vermehrung der Schiffskörper das Frachtgeschäft der letzten Jahre ein ganz besonders lohnendes gewesen war.

In Amerika ist eben der Drang, alles im Grossen zu treiben — noch weit mehr ausgebildet als in Europa. Mit Geringschätzung sieht man heute auf die 200 Tonnen Boote herab, die früher und z. T. noch heute den Verkehr vermitteln und, von Wind und Wetter abhängig, kaum im Stande waren die Konkurrenz mit den Eisenbahnen auszuhalten. Man sagt sich mit Recht, es kostet wenige Tonnen Kohlen mehr, um 3000 statt 2000 tons Ladung zu verfrächten, die Generalunkosten sind fast die gleichen und doch wird der Gewinn so viel höher, je mehr man transportiert.

Darum plant man jetzt bereits den Bau von 6000 tons Schiffen und da die besten Dampfer den Weg von Duluth nach Buffalo in ca. 3 Tagen d. h. mit einer Durchschnitts-

geschwindigkeit von etwa 14 englischen Meilen in der Stunde machen, während die Frachtzüge der Eisenbahnen, alle Aufenthalte auf den Stationen mitgerechnet, nur 8—9 Meilen Fahrgeschwindigkeit haben, so darf man wohl ohne Bedenken zugeben, dass die Wasserfahrt hier den Sieg über die Landfahrt davon getragen hat.

Noch vor wenigen Jahren war man von Seiten der Eisenbahnverwaltungen in dieser Hinsicht ziemlich zuversichtlich, man wies darauf hin, dass die Technik des Eisenbahnwesens schnell fortschreitend immer billigeren Transport ermögliche, dass die grösseren Lokomotiven, die grösseren Frachtwagen, die jetzt bis zu 60000 Pfd. laden gegen früher nur 20000, dass die grössere Masse der Frachten die Unkosten wesentlich vermindere und man dachte nicht daran, dass auch die Schiffbau- und Wasserbaukunst ähnliche Fortschritte machen könnten.

Freilich, wo die eng abgemessenen Dimensionen eines Kanals die Vergrösserung der Schiffsgefässe nicht gestatten, wo eine schnellere Fortbewegung derselben nicht möglich ist, da muss die verbesserte Technik der Eisenbahnen den letzteren einen Vorsprung verschaffen, — wo aber auf den weiten, tiefen Seen Raum für Verbesserung ist, wo die Vertiefung des Fahrwassers in den kurzen Verbindungsgliedern zwischen den Seen mit relativ nur geringen Unkosten ausführbar ist, da sind die Grenzen für die Verbesserungsfähigkeit der Wassertransporte viel weiter gesteckt als auf den Schienenwegen.

Heute ist die durchschnittliche Tiefe in den Schleusen von Sault Ste Marie wie in der Durchfahrt von Detroit nur etwa 14—16 Fuss, aber schon wird die Schleuse umgebaut auf 21 Fuss Tiefgang und eine lebhafte Agitation ist z. Z. an den Seen im Gange, um einen ununterbrochenen Wasserweg von 21 Fuss Tiefe von Duluth nach Buffalo zu schaffen und von hier aus einen Ausgang nach dem Hudson und dem Atlantischen Ozean in gleicher Tiefe herzustellen.

Das sind grossartige Projekte von fast unabsehbarer Tragweite für den Handel des Landes und der ganzen Welt!

Der erste Teil des Planes, den Wasserweg durch die Seen zu vertiefen, wird mit nicht allzu grossen Opfern durchführbar sein. Das Geld für den grossen Schleusenbau ist bereits bewilligt und in ca. 3 Jahren hofft man das Riesenwerk zu vollenden. Die Sprengungen und Ausgrabungen, die sonst noch notwendig sind, um die Durchgänge zwischen den einzelnen Wasserbecken zu vertiefen, werden nur einen Gesamtkostenaufwand von 3 394000 Dollars verursachen, die gar nicht in's Gewicht fallen können gegenüber der enormen Bedeutung dieser Verbesserung des Fahrwassers. Wird doch dadurch eine Wasserstrasse geschaffen, die Schiffen von mehr als 6000 tons bequeme Fahrt gestattet und den weitaus meisten grössten Ozeandampfern die Durchfahrt ermöglichen würde.

Aber der grosse Schiffskanal!

Bis jetzt müssen all die gewaltigen Waarenmassen, die aus dem fruchtbaren Westen nach dem Osten oder in's Ausland verfrachtet werden sollen, mit Ausnahme der relativ geringen Mengen, die über die kanadischen Kanäle nach Montreal gehen, in Buffalo entladen und entweder in die Kanalboote des Erie-Kanals oder in die Waggons der hier fast zahllos zusammenlaufenden Eisenbahnen verladen werden. Der Eriekanal, der seit 1825 in einer Länge von 530 Kilometer und 17 Meter unterer Breite, durch 72 Schleusen unterbrochen einen 2 Meter tiefen Wasserweg vom Niagara nach Albany am Hudson und damit nach New-York herstellt, vermag aber nur Kanalboote von 200 bis 250 tons zu tragen, die von Maultieren gezogen nur eine mittlere Geschwindigkeit von höchstens 4 Meilen pro Stunde haben, und da der Wasserweg durchschnittlich nur etwa 210 Tage von Anfang Mai bis Anfang Dezember offen ist, während die Seenschifffahrt meist einen Monat länger möglich

ist,*) so sind für die Hälfte des Jahres die Eisenbahnen die alleinigen Transporteure der Getreide-, Holz und Fleischmassen, die von hier aus zum Versandt kommen.

Und um welche Massen handelt es sich dabei!

Die Stadt Detroit am Eingang des Erie-Sees gelegen, ist vielleicht am besten im Stande den Schiffsverkehr der grossen Seen zu kontrolieren, da alles was im Durchgangsverkehr vom Westen kommt, hier vorbeipassieren muss und umgekehrt, die Kohlen etc., die nach dem Westen versandt werden, gleichfalls diese Strasse nehmen müssen. Nicht weniger als 21 684 000 tons Frachten passierten den Detroit river im Jahre 1889, während in New-York nur etwa halb so viel Waaren (11 051 236 tons) ein- und ausgingen.

Die grosse Welthandelsstrasse des Suez-Kanals durchfuhren 1890 nur 6 890 014 tons Frachtgüter, also weniger als der dritte Teil von dem, was die Verbindungsstrasse dieser »Landseen« passiert hat.

Im Ganzen wurden auf den vier oberen Seen im Jahre 1890

	9 000 000	tons	Eisenerz
	5 000 000	»	Getreide und Mehl
	8 000 000	»	Bau- und Nutzholz
	7 000 000	»	Kohlen
und	4 500 000	»	sonstige Frachtgüter
in Summa	33 500 000	netto tonnen	Frachten

verschifft, das ist etwa genau dasselbe Quantum Waaren, das in den beiden grössten Handelsplätzen der Welt in London und Liverpool verfrachtet wurde, und mehr als der gesamte Seehandel der Vereinigten Staaten umsetzte.

Während der Schifffahrtssaison vom 12. April bis 12. Dezember 1891 übernahm die Stadt Buffalo allein nicht

*) Natürlich bleiben die grossen Seenbecken meist während des ganzen Winters eisfrei, nur die Verbindungskanäle frieren ein sowie einzelne Häfen. Milwaukee erhält aber seine transit-line über den Michigan-See fast das ganze Jahr hindurch offen und vermag dadurch einen Teil des Chicagoer Handels an sich zu ziehen.

weniger als 164 459 720 bushels Getreide und Mehl und der gesamte in diesem Jahre ganz aussergewöhnlich starke Export der Vereinigten Staaten betrug gleichzeitig nicht mehr als 166 670 170 bushels, also fast genau so viel als dieser einzige Binnenhandelsplatz aufzunehmen hatte.

Die Einrichtungen, um diesen Riesenverkehr zu bewältigen sind geradezu staunenswert. Nicht weniger als 34 feste Elevatoren sind am Hafen von Buffalo vorhanden, um das Korn aus den Dampfern mittelst riesiger Paternoster-Werke in die oberen Speicherräume aufzunehmen und von dort wieder in die Eisenbahnwagen und Kanalboote zu verladen. Der Fassungsraum dieser Elevatoren wird auf 14 660 000 bushels Getreide angegeben und täglich können etwa 4 000 000 bushels verladen werden. Die Vorkehrungen für den Versand und das Lagern von Kohlen und Holz sind nicht minder staunenswert, — nimmt doch dieser eine einzige Hafenplatz jährlich ca. 7 Millionen Tonnen Steinkohlen auf, d. h. ca. 700000 Doppelwaggons.

Doch das Alles lässt sich kaum beschreiben und durch Ziffern veranschaulichen, man muss es sehen, wie hier mit Hülfe aller möglichen Maschinen gearbeitet wird, mit welcher fabelhaften Schnelligkeit ein Eisenbahnwagen entladen oder beladen ist, wie grosse Kanalboote ihre 40—50000 Ctr. Mais oder Weizen in weniger als einer Stunde aus den Zufuhrröhren der Elevatoren erhalten und mag sich dann als Gegenstück dazu vergegenwärtigen, wie bei uns im lieben Vaterland die Bauern sackweis ihren Weizen auf die Flussschiffe schleppen, um ihn dort einzeln zu verwiegen und auszuleeren. In derselben Zeit als bei uns ein einziger Bauernwagen voll Korn entladen ist, hat das grosse Kanalschiff fast seine ganze Ladung aufgenommen, man möchte sagen, ohne dass eine Menschenhand dabei gerührt wird.

Die ganze, vielbesprochene amerikanische Konkurrenz hat ja für unsere deutsche und europäische Landwirtschaft nur dadurch so gefährlich werden und wirken können, dass in der Union Alles im Grossen betrieben wird und an Arbeit

und Zeit gespart wird, wie es auf dem Kontinent von den meisten der notleidenden Landwirte gar nicht geahnt wird.

Chicago, der andere grosse Stapelplatz für Getreide und der Welt beherrschende Platz für die Handelsprodukte der Viehzucht bietet in seinem Riesenetablissement für Getreide-Versand und für Schlachten und Verpacken von Rindern und Schweinen — ein weiteres Beispiel der Leistungsfähigkeit dieser Seenstädte.

Ich will den Leser nicht veranlassen, mit mir die unendlich scheinenden Viehhöfe und Schlachthäuser Chicagos zu durchwandern, sonderlich anheimelnd ist es nicht und auch nicht Jedermanns Geschmack sich hier den Massenmord zeigen zu lassen, und der Appetit zum Fleischessen vergeht einem auf lange Zeit, wenn man diese Ströme von Blut hat fliessen sehen und stundenlang in den endlosen »Fabrikräumen« dieser Mammuth-Schlächtereien herumgelaufen ist und nur den warmen Fleischgeruch von Corned beef und Ochsenzungen gerochen, oder das Herrichten von Schinken und Speck, das Ausbraten von Schmalz mit angestaunt hat.

Nur wenige Zahlen will ich hier anführen, die von der Grossartigkeit dieses Geschäftszweiges Zeugnis ablegen.

Auf den Union Stock Yards, wie man die ca. 300 acres umfassenden Viehhöfe der Hauptstadt des Westens nennt, wurden im Jahre 1891 an lebenden Thieren eingeliefert

3 455 742 Rinder und Kälber
8 600 805 Schweine
2 153 537 Schafe
und 94 396 Pferde.

Den Gesamtwert dieser Vieheinfuhren ermittelte man auf 240 000 000 Dollars etwa eine Milliarde Mark. Zehn Jahre früher war der Auftrieb von Rindern etwa 1 548 000, von Schweinen 6 475 000 und von Schafen nur 494 000. Der Wert wurde trotzdem schon auf 183 Millionen berechnet.

Von dem Umfange der Riesenschlächtereien, die z. T. 4—5000 Menschen beschäftigen, kann man sich aus den

folgenden Zahlen einen Begriff machen. Im Jahre 1890/91 wurden Rinder geschlachtet in den Schlachthäusern von

Armour & Co.	714 000	Stück
Nelson, Morris & Co.	561 262	»
Hammond & Co.	303 701	»
Libly	221 763	»
Swift & Co.	772 107	»
dazu in kleineren Geschäften	102 500	»
Zusammen	2 680 333	Stück.

Man sieht, das Metzgerhandwerk hat in der neuen Welt Dimensionen angenommen, die unsern ehrbaren Schlachtermeistern, die heute am liebsten zur obligatorischen Innung mit beschränkter Gesellenzahl zurückkehren möchten, wohl etwas eigenartig vorkommen werden.

Man möge dazu noch hinzurechnen, dass diese selben Schlachterfirmen im Jahre 1890/91 auch noch 6 119 562 Schweine in's Jenseits befördert haben und man wird es den »Schlachterbaronen« nicht übelnehmen, wenn sie stolz sind auf ihre Leistungen und diese Mordwerkstätten als grösste Sehenswürdigkeit der Neuen Welt preisen. Soll doch neulich der Champion der Schweineschlächter bei einem Wettschlachten, wenn ich nicht irre, in einer Minute 8 Schweine abgestochen und diese Musterleistung vor einem jubelnden Publikum von Damen und Herren vollführt haben!!

Doch kehren wir von den Strömen Blutes, die hier fliessen, zurück zu den blauen Fluthen der grossen Seen und zu dem Zukunftskanal, der sie mit dem Ozean in direkte Verbindung setzen soll! Dass hier an den Gestaden der Binnenmeere eine schier unermessliche Fülle von Frachtgütern produziert wird, die zum weitaus grössten Teil den Weg direkt in's Ausland suchen, werden die obigen Abschweifungen dargelegt haben, und dass die Bergwerke und Forsten des Nordwestens noch weit grössere Mengen von Frachten liefern, wollen wir hier nur andeuten.

Dass die Tiefwasser-Strasse von 21′ durch die Seen in kürzester Frist ausgeführt wird, daran wird man kaum

zweifeln können, und wenn man die enormen Vorteile erwägt, die es haben würde, wenn man die grossartigen Seen-Dampfer in ununterbrochener Fahrt nach New-York und von da nach Liverpool und Hamburg laufen lassen könnte, wenn Chicago, Milwaukee, Duluth, Detroit und Buffalo eigentliche Seeplätze würden, — so glaube ich, wird der Unternehmungsgeist der Amerikaner auch nicht davor zurückschrecken, das Riesenwerk auszuführen und den Tiefseekanal zu bauen.

Die Transportwege sind die Lebensadern der modernen Volkswirtschaft und billigen Transport schaffen heisst für das weite Innere des Amerikanischen Kontinentes geradezu neue Lebensquellen erschliessen.

So lange die Fahrzeuge auf den Seen bei nur 8 Fuss Wassertiefe in den Kanälen nicht mehr als 360 tons Getreide laden konnten, war ein Frachtsatz von 10 cts. pro bushel Weizen von Chicago nach Buffalo verlustbringend für den Schiffer; während im Jahre 1891 die Dampferfrachten zeitweilig auf 1 cts. pro bushel sanken und die Saison trotzdem für die grossen Dampferlinien gewinnbringend war.

Die Fracht von 1 Tonne Kohlen von Buffalo nach Duluth war 1890 auf den lächerlich niedrigen Satz von 30 cts. gesunken und zeitweise zahlte man nur 10 cts. für einen Transport von 1000 englischen Meilen = 1609 Kilometer, also thatsächlich weniger als es jedem Philister kosten würde, um seine 20 Ztr. Kohlen von der Strasse in den Keller bringen zu lassen. Für 50 Pfennige oder 12½ cts. lieferten die Dampfer ein Fass Mehl von Duluth, dem Hafenplatze der grossen Mühlenstädte Mineapolis und St. Paul nach Buffalo, während jedermann, der sich ein Fass Mehl in seinem Wohnorte kauft 25 cts. wird zahlen müssen, um es nach Hause zu schaffen.

Im Jahre 1858 betrugen die mittleren Frachtsätze für 1 bushel Weizen von Chicago nach New-York auf dem Wasserwege 15,5 cts., 1859 16,5 cts., in den Jahren 1888—91 waren sie auf durchschnittlich weniger als 7 cts.

gesunken und die Eisenbahnen hatten naturgemäss unter dem Wettbewerb der Wasserstrassen ihre Tarife gleichfalls ermässigen müssen, so dass die Unkosten, die 1858 noch 38 cts., im Jahre 1864 sogar ausnahmsweise einmal 60 cts. pro bushel Weizen betrugen, in den letzten Jahren zwischen 14 und 15 cts. geschwankt haben.

Man hat berechnet, dass die 18,849,681,384 Tonnen Meilen, oder 30,329,137,346 Tonnen Kilometer, welche die Transportleistung der Schifffahrt auf den grossen Seen während des Jahres 1890 darstellte,*) nach dem durchschnittlichen Frachtsatz per Tonnen-Meile auf den amerikanischen Bahnen mindestens 150 Millionen Dollar mehr Fracht gekostet haben würden, als der Seetransport beanspruchte und auf ähnliche Ersparnisse glaubt man rechnen zu können, wenn ein breiter, für grosse Dampfer fahrbarer Schifffahrtskanal von 20—21′ Wassertiefe das Seengebiet mit dem atlantischen Ozean verbindet.

Dann würde mit einem Schlage die Handelsflotte der Vereinigten Staaten mehr als verdoppelt sein, die Schiffswerften an den Ufern der Binnenseen würden mit verdoppelter Kraft arbeiten, um die grossen Stahldampfer herzustellen, die Weizen und Mehl, Mais und Fleisch direkt von Chicago nach Liverpool und New-York verfrachten könnten.

Die grossen Schiffskolosse, die heute 5 Monate des Jahres auf den Binnengewässern im Wintereise stecken, würden in überseeischer Fahrt Beschäftigung finden können und die grosse Union, die heute noch nicht den vierten Teil ihres auswärtigen Handels durch eigene Handelsschiffe vermittelt, würde zum Schaden der kontinentalen Rhederei Europas sich immermehr unabhängig vom Auslande machen.

---

*) Die Transportleistung sämtlicher normalspuriger Eisenbahnen Deutschlands war 1891/92 nur 23,144,340,000 Tonnen Kilometer, blieb also recht erheblich hinter der Leistung der Flotte dieser »Landseen« zurück.

Die amerikanische Konkurrenz für die Produkte der Landwirtschaft würde dann durch die verbilligten Frachten eine neue Anregung erhalten, die ihr meines Erachtens auch recht Not thun würde, denn die natürliche Überlegenheit der mühelosen Getreideproduktion in den fruchtbaren Prairien des Westens und Nordwestens ist mit der längeren Dauer des Raubbaues immermehr dahinschwindend, und will der Farmer konkurrenzfähig bleiben, so muss er mit allen Mitteln auf billigen Transport hin arbeiten. Deshalb glaube ich auch, dass jenes grossartige Projekt der Verbindung der Seen mit dem Ozean nicht bloss Zukunftsmusik ist, sondern in nicht zu langer Zeit in Angriff genommen wird. Gab doch die Unionskasse im letzten Jahrzehnt nicht weniger als 108,613,000 Dollar für Wasserbauten aus, während sie in den vorhergehenden 100 Jahren nur ca. 96,000,000 für ähnliche Zwecke verausgabt hat.

So ist die Zeit vielleicht nicht allzufern, dass die grossen Seen des einst abgelegenen »Westens« und ihre reichen Schätze an Naturprodukten aller Art uns sehr viel näher gerückt werden als sie es bisher waren, und dass dann die Bedeutung dieser Binnenmeere zu allgemeinerer Anerkennung gelangt.

VIII.

Aus dem fernen Westen.

Immer weiter nach Westen führt mich meine Strasse und nach 24stündiger Fahrt bin ich, trotz Hitze und Staub, am Nachmittag glücklich von Chicago in Grand Island, diesem Centrum der nordamerikanischen Rübenzucker-Industrie, angekommen.

Vorläufig bin ich noch wenig entzückt von dem, was ich hier und auf der Fahrt gesehen. Den grössten Teil des Staates Jowa habe ich bei Nacht durchfahren, und was ich heute früh davon sah, ist nichts anderes als das, was Illinois und Wisconsin auch bietet: weites, hügeliges Land von Heerden von Rindern und Pferden belebt, hier und da noch Waldreste, sonst alles in notdürftige Kultur genommen.

Ueber das entsetzliche Schlammwasser des Missouri, der in schmaler Wasserrinne in einem ewig breiten Flussbett, das trocken und mit Treibholz bedeckt ist, sein gelbes, trübes Wasser wälzt, kam ich nach Omaha, der bereits 150,000 Einwohner zählenden etwa 25 Jahre alten Handelsstadt, in der die reichen Prairiestaaten ihre Erzeugnisse zum Weiterversand stapeln und das in mancher Beziehung mit Chicago in Wettbewerb zu treten beginnt.

Ohne Aufenthalt, trotz glühender Hitze, fuhr ich weiter, in das gesegnete Land Nebraska, dessen Hauptstadt Lincoln seine 25 Tausend Einwohner, glaube ich, in viel weniger Jahren gesammelt hat und das den merkwürdigsten Eindruck machte, den je eine »Hauptstadt« auf mich gemacht.

Auf Quadratmeilen sind die Häuser zerstreut und in unabsehbarer Ferne liegen überall die kleinen Holzhäuschen weit auseinander, zwischen denen sich vielleicht nach abermals 25 Jahren stattliche Paläste erheben. Vorläufig ist aber alles noch Zukunftsmusik, und dennoch diese gewaltige Ausdehnung! — nur erklärlich, wenn man weiss, wie der geldgierige Jankee sofort um jede aufblühende Stadt seine Speculations-Grundkäufe ins ungemessene ausdehnt und nur hie und da Häuser hinsetzt, um damit andere Baulustige in die unzugängliche Ferne zu locken. Elektrische Bahnen liefen freilich schon durch die Strassen, die vorläufig noch keine sind, aber es, wer weiss wie bald, werden können.

Grade für Grosstädte scheint ja der amerikanische Boden eine unglaubliche Triebkraft zu besitzen.

Die Fahrt durch Nebraska ist ermüdend und eintönig; wo noch 1867 Gerstäcker baumlose Steppe fand, von Indianern, Büffelherden und Antilopen belebt, ist heute nichts als Mais und abermals Mais, dazwischen etwas frisch gedrillter Weizen, verdorrte Weiden und Wiesen, hier und da neu angepflanzte Pappel-Alleen, Eichen und vereinzelte Farmhäuser mit ihren Windrädern, um in die einförmige Landschaft etwas Abwechslung zu bringen; — aber ein prachtvoller, tiefgründiger, humoser Boden, eben, wie der Tisch, und steinfrei, ohne weiteres für intensiven Anbau fertig. Hätten wir den Boden in Deutschland, Millionen von Centnern Zucker könnten und würden dort durch fleissige Hände erzeugt werden.

Ueber einen breiten, sehr breiten Fluss ohne Wasser, den Platte-River, fuhr ich endlich nach Grand-Island, in den Mittelpunkt der Zuckerindustrie des Nordens.

Nachdem ich den Staub von den Kleidern geschüttelt, beeilte ich mich, die zukünftige Weltstadt zu betrachten.

Einige Dutzend massiver Häuser, vom Bahnhof aus durch ungeheure Staubmassen watend zu erreichen, bilden die Hauptstrasse, verhältnismässig grosse und schöne Läden drängen sich hier zusammen, sechs elektrische Bogenlampen

giessen eine Flut von Licht über diese bevorzugte Gegend aus, etwa ebensoviel andere Bogenlampen sah ich in den nahegelegenen Nebenstrassen, dann herrscht ägyptische Finsternis, wenn der Mond nicht scheint.

Dutzende von mehr oder minder eleganten Fuhrwerken durchrasen in schlankem Trabe — der Amerikaner fährt gern und immer rasend schnell — die Hauptstrasse, zahllose Reiter, meist halbwüchsige Jungen, oft zwei auf einem Pferde, jagen im Galopp dahin und eine von Mauleseln gezogene Strassenbahn hilft allen diesen Pferdebeinen solche Massen von Staub aufwühlen, dass kaum hindurch zu sehen ist; denn von Pflaster irgendwelcher Art ist hier natürlich noch nicht die Rede, Pflastersteine wären in der Prairie auch eine gar teure Waare.

Hat man diese Geschäftsgegend hinter sich, so dehnen sich weit nach allen Richtungen die Strassen der Zukunft aus, denen es bis jetzt noch an der Hauptsache, an den Häusern fehlt.

Kleine niedrige, zum Teil ganz niedliche Holzhäuser stehen zwar in leidlicher Anzahl, aber je weiter man kommt, um so vereinzelter da, ihre Bewohner bemühen sich auch, den gänzlich verbrannten Rasen, die oft schon blätterlosen Bäumchen und bestäubten Blumen durch fleissiges Sprengen einigermassen am Leben zu erhalten, — aber im allgemeinen ist's fürchterlich, auf den schwankenden Brettertrottoiren, durch diese kaum zur Hälfte bebauten verdorrten Wüsten zu wandern.

Was mir schon in Chicago auffiel, berührt hier noch unangenehmer, nämlich der Mangel jeder Kultur auf diesen weit ausgedehnten, mitten zwischen den Häusern gelegenen fruchtbaren Ländereien. Und doch gedeiht hier Alles vortrefflich, namentlich sah ich bei einem deutschen Landsmann ganz ausgezeichnete Obstgärten, deren gesunde kräftige Bäume mit Früchten überladen waren. Aber so lange man all diese Grundstücke als zukünftige, möglichst bald zu

bebauende Wohnstätten ansieht, scheint Niemand Neigung und Zeit zu haben, diesem Boden Erträge abzuringen.

Endlich sah ich in weiter Ferne die eisernen Schornsteine der Zuckerfabrik aufragen, dieses Wunderwerkes, das den öden Flächen Leben geben, d. h. den Landspekulanten Käufer für ihre Bauplätze schaffen sollte, und zu dem natürlich auch bereits eine Pferdebahn menschenleer hinausgondelt.

So war der erste Eindruck in Grand-Island recht wenig verlockend, und doch nehme ich nach viertägigem Aufenthalt die angenehmsten Erinnerungen mit hinweg, denn hier, wie überall, sind es die Menschen, die das Leben angenehm machen, und ich fand deren hier recht viele von guter, treuer, deutscher Art, die sich bemühten, mir den Aufenthalt behaglich zu machen. Die frohen Stunden, die ich hier im Liederkranz verlebte, wo deutsche Weisen erklangen und meisterhaft gesungen wurden, zähle ich zu den schönsten meiner bisherigen Reise.

Das Deutschtum überwiegt hier und was sonst so selten ist, die Deutschen sind stolz auf ihr Deutschtum und pflegen und hegen es, auch die Kinder bleiben deutsch und verstehen oft kaum englisch, bis sie natürlich in späteren Jahren durch die Schule und das Leben gezwungen werden englisch zu sprechen.

Ich möchte sagen, schon von weitem sieht man es, wo der Deutsche seinen Fuss hingesetzt hat, denn wo die Farmhäuser aus schattigen Bäumen hervorlugen, wo fruchtbringende Obstbäume in reicher Zahl gedeihen, wo Wege und Raine mit Weidenbüschen besetzt sind, da kann man den Herrn ruhig auf deutsch anreden und wird zumeist seine plattdeutsche Antwort erhalten.

Der echte Yankee setzt seine Holzhütte mitten in die Wüste, und je weiter man nach dem Westen geht, umsomehr kann man das beobachten, er lässt die Wüste wie sie ist, und schattenlos ragt das sonnendurchglühte Haus aus der Prairie hervor. Für ihn ist der Grund und Boden nicht die zukünftige Heimstätte seiner Kinder, sondern eine Quelle

möglichst schnellen Erwerbs Ist die Gelegenheit zu günstigem Verkauf geboten, so verlässt er die Stätte, wo er jahrelang gearbeitet und sucht anderswo schnell und leicht reich zu werden; denn »to make money« ist für ihn das einzige Losungswort.

Wie anders die Deutschen! Mit schwerem Herzen haben sie sich losgerissen von dem heimatlichen Dorf und haben den oft recht kleinlichen Verhältnissen den Rücken gewandt, weil sie nicht im Stande waren, sich den eigenen Herd zu gründen und die eigene Scholle zu bearbeiten. Finden sie aber in der neuen Heimat Gelegenheit sich anzusiedeln, so betrachten sie die neue Heimstätte mit derselben Ehrfurcht, wie sie daheim die alten Bauerngehöfte als unantastbare Erbteile früherer Zeiten angesehen haben und sie suchen den Besitz zu mehren und zu bessern für sich und ihre Kinder und Kindeskinder. Sie sind stets die besten Kolonisten und als solche auch überall geschätzt und gesucht.

An einem Sonntag früh machte ich eine Fahrt durchs Land, besuchte manchen Farmer und war am Nachmittag auf dem »Old Settler Club«, d. h. auf der regelmässigen Vereinigung der ersten Ansiedler, die allmonatlich bei einem anderen Farmer abgehalten wird. Vor mehr als 30 Jahren waren sie als die ersten in die baumlose Prairie gekommen mit leeren Händen und leeren Taschen; mit den Indianern zusammen haben sie den Büffeln nachgestellt, aber sie haben auch angefangen ihre Heimat zu gründen, und heute können die meisten dieser alten Siedler auf ein behagliches Heim, auf eine stattliche Farm, auf reichen Besitz herabblicken und stolz sagen: nicht von unsern Vätern haben wir es mühelos ererbt, sondern mit eigenen, schwieligen Händen haben wir es erarbeitet und alles geschaffen, was Sie hier sehen, alles!

Das alte Blockhaus stand noch, in dem der Farmer, auf dessen Hof die Versammlung stattfand, den ersten Schutz in der Wildnis gefunden, er bewahrte es zu treuem

Andenken an schwere Zeit und zeigte es mit Stolz seinen Kindern und Enkeln; aber stattliche Gebäude, ein weiter schattiger Park und Obstgarten umgeben es und Hunderte von wohlgenährten Rindern trieb der Cowboy auf den Weiden zur Koppel, als wir in den Hof einfuhren.

Da war kein langes Fragen, woher und weshalb, auf gute plattdeutsche Art ward man willkommen geheissen.

Spät am Abend, im hellen Mondschein, fuhren wir nach Hause, und ich hatte einen tiefern Blick in die Verhältnisse thun können, als manchem Reisenden vergönnt ist.

Viele der anwesenden Farmer wurden auf 50 bis 100000 Dollars geschätzt -- in ehrlicher Arbeit erworben. Dabei bleiben sie, was sie waren, treue Arbeiter, und ich gestehe gern, ich hatte rechten Respekt vor diesen Leuten, als ich auf der Heimfahrt bei einem der ältesten Farmer einkehren musste und im bequemen Schaukelstuhl in dem eleganten Empfangszimmer sitzend, die Töchter am Klavier wirklich gut spielen hörte und mir der Hausherr erzählte, dass er vor 37 Jahren ohne alles Vermögen hierher gekommen sei und noch heute mit diesen seinen Kindern die ganze grosse Wirtschaft selber führe.

Ein anderer Farmer nannte 700 Acres, etwa 280 Hektar, sein eigen und obwohl er selbst Weinbau trieb, seinen eigenen, guten Wein kelterte und ausgedehnte Bienenzucht hatte, war er mit zwei handfesten Söhnen und einem Knecht gezwungen, das Ganze allein zu bewirtschaften. Freilich ist es dabei nicht möglich, überall Getreide- oder Hackfruchtbau zu treiben, die viel zu viel Arbeit beanspruchen würden. Ein grosser Teil des Landes, am Flussufer gelegen, war als ausgezeichnete Weide für grosse Rinderherden benutzt, ein anderer Teil war als Luzernefeld zu hohem Ertrage gebracht, denn diese lang ausdauernde Futterpflanze bringt zumeist bei dem geringen Anspruch, den sie an menschliche Arbeitsleistung stellt, sehr bedeutenden Gewinn. Die vortrefflichsten Ackergeräte und Maschinen kommen dabei dem Farmer zu Hülfe. Mähmaschinen schneiden das

Futter, Heuwendemaschinen bringen es bei dem beständigen Erntewetter schnell zum Trocknen, mit Pferderechen wird es zusammengezogen und ein Wagen mit selbständiger, mechanischer Ladevorrichtung fährt an den langen Reihen vorbei und ein einziger Mann verrichtet die Arbeit, die bei uns etwa ein Dutzend Menschenhände in Bewegung setzen würde. In Heupressen wird das duftende Luzerneheu dann zu festen Ballen zusammengepresst, um es für den Versand nach dem Osten, in die Schlachthöfe von Chicago etc. fertig zu machen. Selbst auf der Insel Kuba habe ich nachher noch amerikanisches Pressheu gefunden, das seinen Weg wohl den Missouri hinab bis zu der Perle der Antillen gefunden hatte.

Der Mangel an Arbeitskräften ist es auch, der dem Maisbau noch immer seine grosse Ausdehnung sichert, denn speziell das Ernten dieser Frucht kann bis spät in den Winter hinein geschehen, da die reifen Kolben ohne Schaden an den trockenen Stengeln verbleiben können und oft noch heimgeholt werden, wenn der Schnee bereits die Felder bedeckt. *)

Häufig werden die Körner dann scheffelweis in den Ofen geschüttet und als Brennmaterial verwandt, weil die Kohlen nicht selten teurer sind als das Getreide.

Man darf nun aber nicht annehmen, dass diese Prairiestaaten des fernen Westens und ihre landwirtschaftliche Bevölkerung sich durchweg in glänzenden Verhältnissen befinden. Im Gegenteil habe ich auch hier viel Not gefunden, viele Erbitterung gesehen und manche laute Klage gehört. Denn es geht nicht allen so gut wie den ersten Ansiedlern, die sich ihr Feld einfach nehmen und es zu dem machen konnten, was es heute geworden. Wer von den Eisenbahn-

---

*) Während der Weizenbau der Union seit ca 10 Jahren stationär geblieben ist und 1890 nur 36, 1891 ca. 40 Millionen Acres bedeckte, gegen 38 Millionen im Jahre 1880, ist der Mais-Anbau von 62 Millionen im Jahre 1880 auf 76 Millionen Acres im Jahre 1891 angewachsen, und gerade in den eigentlichen Prairiestaaten scheint der Weizenbau abzunehmen.

kompagnien oder Landspekulanten zu relativ hohem Preise seine Scholle kaufen musste, wer fremdes Betriebskapital aufzunehmen gezwungen war, um sich die nötigen Geräte und Maschinen zu erwerben, dafür dem Gelddarleiher 10 und mehr Prozent Zinsen zahlen und sein Getreide und Vieh dann noch oft genug an den wucherischen Grosshändler zu billigen Preisen abgeben muss, der hat wahrlich schwer genug zu kämpfen und alle Ursache über die Yankeewirtschaft zu klagen; denn rücksichtslose Spekulation und Grosskapital richten hier unendlich viel aufstrebende, gesunde Kraft zu Grunde und machen es erklärlich, wenn der Farmer sich gegen die Monopole der Eisenbahnen, der Trusts und der Grosshändler auflehnt!

Doch davon ein ander Mal!

IX.

Land- und Volkswirtschaftliches aus dem „fernen Westen".

Die neu begründete Rüben-Zucker-Industrie war es, die mich hauptsächlich in die Prairien von Nebraska geführt hatte und ich darf ihr wohl eine kurze Betrachtung auch an dieser Stelle widmen.

Mit einem unendlichen Aufwand von Reklame ist in amerikanischen und später auch in europäischen Zeitungen auf die grossartige Entwickelungsfähigkeit dieser Kultur hingewiesen. Hoffnungsfrohe Spekulanten waren schon längst überzeugt, dass der amerikanischen Energie und dem amerikanischen Kapital nichts widerstehen könne und dass eine Industrie, die in dem schwerfälligen, armen Deutschland sich so glänzend entwickeln konnte, in Amerika noch ganz andere Blüten und Früchte zeitigen könne und werde. Was sie wünschten, das sahen sie im Geiste längst verwirklicht und priesen schon Erfolge, die bei genauerem Zusehen kaum vorhanden waren, aber doch den Glauben, diesseits und jenseits des Ozeans erwecken sollten, als ob Amerika in kurzer Zeit sich von jeder fremden Zuckerzufuhr unabhängig machen und demnächst nicht blos seinen eigenen kolossalen Bedarf decken, sondern auch als Mitbewerber auf europäischen Märkten auftreten würde.

Aber man muss sich beim Lesen alles dessen daran erinnern, dass es in Amerika gedruckt worden ist und dass es die Zeitungen in Amerika mit der Wahrheit nicht so genau nehmen, dass eine Hand die andere wäscht und

der Grundspekulant eine offene Hand hat, wenn es gilt die Macht der Presse für seine Zwecke auszubeuten.

Auch was von Nebraska aus über die neue Industrie verbreitet wurde und selbst das, was von autoritativer Seite gedruckt in die Welt geschickt ist, darf man nur mit skeptischen Blicken betrachten. Denn nachdem man einmal in Grand Island und in Norfolk das grosse Unternehmen begonnen und die Herren Oxnard & Co. dort 2 Fabriken mit sehr beträchtlichen Kosten erbaut hatten, war es natürlich das Interesse aller derer, welche ihre Hoffnungen auf den neuen Gewerbszweig gesetzt hatten, mit allen Mitteln darauf hinzuarbeiten, dass das Unternehmen auch rentiere und vor allem, dass die Landwirte der Umgegend für den Rübenbau gewonnen würden.

Ein von der »Oxnard Beet Sugar Co.« in Grand Island verbreitetes, in deutscher und englischer Sprache gedrucktes Flugblatt »An die Farmer des Staates Nebraska« beginnt mit den charakteristischen Worten: »Noch nie in der Geschichte des Staates Nebraska war die Aussicht auf Einwanderung und schnelles Steigen der Grundeigentumswerte ermutigender, als sie für die nächsten Jahre zu werden verspricht «

Das ist eigentlich, wie ich nochmals hervorhebe, das A und das O bei der ganzen Geschichte, ein schnelles Steigen der Grundeigentumspreise, ein »boom« für alle Landspekulanten, mögen dann die armen Farmer, die durch die verlockenden Vorspiegelungen sich haben verleiten lassen, hier in teuer gewordenen Grundstücken ihr Geld anzulegen, sehen wie sie fertig werden. Der freundliche Spekulant wird ihnen ja auch weiter gerne unter die Arme greifen und ihnen Vorschüsse gewähren; — denn bisher glaubt er ja noch selber an die Schätze, die mit Hülfe der Zuckerrüben dem Boden entnommen werden können.

Und welche Gewinne stehen in Aussicht! Lesen wir weiter in dem Flugblatt, so heisst es zunächst, der Rübenbau werde den Farmer vom Getreide- und Viehspekulanten unab-

hängig machen, werde eine Verteilung des Grundbesitzes in kleinere Stellen zur Folge haben und den Landwirt in den Stand setzen, »von 10 Acker ebensoviel zu gewinnen als jetzt von 100 Acker Korn«. »Bei Omaha« so heisst es dann weiter, »wurden 37 Tonnen vom Acker gezogen, welche in der Fabrik 5,50 Dollar per Tonne wert waren, mit einer Auslage von weniger als 30 Dollar. In Californien sind 45 Tonnen vom Acker gezogen worden; bei Norfolk und Grand-Island war der grösste Ertrag letztes Jahr 27 Tonnen vom Acker.« Es lässt sich billig erwarten, dass unter günstigen Verhältnissen eine Durchschnittsernte 15 bis 18 Tonnen vom Acker ergiebt etc.

Das waren allerdings verlockende Zahlen und wenn der Farmer bei Omaha mit 30 Dollar Unkosten 37 Tonnen à 5,50 Dollar gewinnen, also 412 Zentner Rüben pro Morgen mit einem Reingewinn von 456 Mark erzielen konnte, wenn dem kalifornischen Landmann gar eine Ernte von 500 Zentnern pro Morgen möglich war, so mussten allerdings die Grundpreise einen enormen Aufschwung nehmen und Amerika wäre unbestreitbar das Zuckerland der Zukunft.

Aber schon der Nachsatz von 15 bis 18 Tons Durchschnittsernte »unter günstigen Verhältnissen« stimmt die Hoffnungen auf die Hälfte herab und die schliesslich angegebenen Preise für Zuckerrüben von 4 Dollar bei einem Zuckergehalt bis zu 15 pCt. etc. mussten das Rechenexempel ganz wesentlich ändern, denn nun wurde der Reinertrag pro Morgen selbst bei der noch reichlichen Ernte von 15 Tons = 167 Ztr. pro Morgen schon auf 79 Mark von 456 Mark herabgedrückt.

Aber man hatte ja die wohlgemeinte Absicht, den Landmann zur intensiveren Kultur seines Bodens zu erziehen und musste ihm natürlich die möglichen und erreichbaren hohen Gewinne als erstrebenswertes Ziel vor Augen stellen und wenn man ihm dabei das Ziel etwas weit steckte und ihm auch etwas Sand in die Augen streute, nun so heiligte der gute Zweck die Mittel.

Das Sand in die Augen streuen besorgte man aber, indem man falsche Vorstellungen über die Leistungsfähigkeit der konkurrierenden europäischen Zuckerländer verbreitete. »In Europa beträgt der Preis für gutes Rübenland von Dollar 500 bis Dollar 1000 den Acker; (1315—2630 Mark pro Morgen, oder 5260—10520 Mark pro Hektar!!) Ackerpferde sind sehr kostspielig, was sich auch vom Pflügen des Bodens sagen lässt, da er lehmiger Natur ist und eine Auslage von Dollar 40 den Acker (421 Mark pro Hektar, oder 105 Mark pro Morgen!) für künstlichen Dünger erfordert, ehe der Samen gepflanzt werden kann. Auch ist eine Regierungssteuer zu bezahlen und eine europäische Tonne ist grösser als die amerikanische, sodass der Produzent einer Auslage von 40 bis 60 Dollar den Acker gegenübersteht, ehe er seinen Samen in die Erde bringt.«

Jeder Farmer, der die Verhältnisse »drüben« nicht kennt, wird natürlich daraus den Schluss ziehen, dass er die 40—60 Dollar, die sein Konkurrent in Deutschland vorweg zu zahlen hat, »ehe er den Samen in die Erde bringt« zum Mindesten werde verdienen müssen. Und doch braucht nicht erst gesagt zu werden, dass an den obigen Angaben so gut wie Alles falsch ist.

Ich will aber damit dem Herrn Oxnard keinen Vorwurf machen, er hat abgedruckt, was man ihm von »sachverständiger Seite« gesagt hat. Leider sind die jungen landwirtschaftlichen Inspektoren, die er aus deutschen Rübenwirtschaften hat kommen lassen und die ihn in seinen sanguinischen Hoffnungen bestärken, nicht alle vollgültige Sachverständige. Sie haben in Deutschland Rübensamen drillen und Rüben hacken gelernt, haben aber selten einen Überblick über die gesamte Wirtschaftsführung und noch weniger über die Stellung der Industrie in unserer heimischen Land- und Volkswirtschaft.

Einer dieser jungen Herren, gewiss ein recht tüchtiger Praktiker, der in Anhalt in einer der besten Rübenwirtschaften gearbeitet hatte, empfing mich auf dem Fabrikhof

gleich mit der erfreulichen Mitteilung »Na Sie können drüben nur einpacken, gegen unsere Rüben kommen Sie doch nicht an, wir haben 18 pCt. Zucker hier in den Rüben, wie wollen Sie da mit Ihren 13—14 pCt. in Deutschland konkurrieren?«

Gewiss er hatte Recht, sie hatten dort auch Rüben von 18 und mehr Prozent Zucker; aber nur nicht im Durchschnitt der Kampagne! Er war jedoch von der Wahrheit seiner Behauptung vollkommen überzeugt und sein Brotherr, der es natürlich gern hörte, dass seine Fabrik einmal allen europäischen überlegen sein würde, war es wohl zufrieden, so etwas zu hören und wenn nun gar ein amerikanischer Reporter das mit angehört hätte, so würde unfehlbar im Leitartikel der nächsten Nummer seines Blattes zu lesen gewesen sein »Mr. N. N., a young german farmer, an authority in sugar beet producing etc says u. s. w. und der unwiderlegliche Beweis von der Überlegenheit der amerikanischen Kultur wäre damit erbracht.

Ich habe mich natürlich mit diesem Beweise nicht begnügt und fand sehr bald, dass die Durchschnittspolarisationen wesentlich andere waren als 18 pCt.

Im Jahre 1891 hatten die Rüben im Durchschnitt mit 13 pCt. polarisiert und die gesamte Ausbeute aus 10000 tons à 2240 Pfund verarbeiteter Rüben wurde mir auf 1 500 000 I. Produkt und 600 000 II. und III. Produkt angegeben, also auf etwa 10 pCt.*)

Die Kampagne des Jahres 1892 war, als ich in Grand Island weilte, erst seit ca. 14 Tagen eröffnet und inzwischen hatte die Fabrik schon einige Tage still liegen müssen, weil die nötigen Rüben nicht herangebracht werden konnten. Die tägliche Durchschnittspolarisation war an einem Tage auf 16,4 pCt. gestiegen, aber auch einmal unter 13 pCt. ge-

*) Ich bemerke hierbei, um Irrtümer zu vermeiden, dass überall short tons à 2000 Pfund angegeben werden, in der Fabrik rechnete man aber auffallender Weise nach long tons à 2240 Pfund, während man das Feldgewicht zu 2000 Pfund annahm.

sunken, sodass der Durchschnitt der ersten 15 Tage einen Zuckergehalt in den Rüben von 14,7 pCt. ergab mit einer durchschnittlichen Reinheit von 81 pCt.

Wenn also auch die 18 pCt. unseres deutschen Landsmannes übertrieben waren, so muss man doch zugestehen, dass das Rohmaterial nicht schlecht war und eigentlich besser als ich erwartet hatte. Auch die Fabrik war gut geleitet und gebaut, deutsche Hände sind überall thätig und die Möglichkeit, guten Zucker zu produzieren, wird man dem Staate Nebraska nicht abstreiten können.

Aber die Frage bei allen Industrien ist nicht die, ob sie überhaupt ins Leben gerufen werden können und ob sie im Stande sind, zu produzieren, sondern es handelt sich allein darum, ob sie mit Vorteil produzieren können und in diesem besonderen Falle galt es die Frage zu untersuchen, ob die Vereinigten Staaten, — heute die grössten Zuckerkonsumenten, auch starke Abnehmer deutschen Zuckers, — fähig sein würden, ihren Zucker selber und so billig zu erzeugen, dass sie mit den anderen Produktionsländern in Wettbewerb treten können.

Zunächst sah ich mir die landwirtschaftliche Grundlage der Industrie an.

Die ganze Umgegend von Grand Island hat einen leichten, humosen, ebenen Boden, den wir in Deutschland gewiss nicht als Rübenboden erster Klasse bezeichnen würden. Die Rüben waren infolgedessen, da das Erdreich nicht an ihnen haften blieb, meist sehr rein, hatten eine gute Form; aber waren klein und welk. Einzelne, wenig ausgedehnte Rübenfelder waren gut bestanden, frei von Unkraut und versprachen eine reiche Ernte, die meisten aber, die ich gesehen habe, waren nichts weniger als vielversprechend, das Unkraut überwucherte zum Teil die Rüben, zahlreiche Lücken waren im Bestande und die Blattkronen zeigten zumeist eine Menge, bis 20 und mehr Stück, kleine nachgewachsene, welke Blättchen, die alle nur auf Regen zu warten

schienen, um ein üppiges Wachstum zu entfalten, natürlich auf Kosten des Zuckergehaltes.

Seit vielen Wochen hatte es nicht geregnet und eine gleichmässige Temperatur von 85—90 Grad Fahrenheit war dem Reifen der Rüben zuträglich, man glaubte auch noch für längere Zeit auf so günstige Witterung rechnen zu können, doch hörte ich von anderer Seite, dass im Oktober starke Regengüsse nichts Ungewöhnliches seien und mit ihrem Eintreten muss dann auch der Zuckerreichtum der Rüben stark zurückgehen. Jedenfalls war aber der Feldertrag der Rüben ein recht bescheidener und bei den meisten der von mir gesehenen Rübenäcker würde man in Deutschland ohne Weiteres von einer Missernte gesprochen haben.

Statt der erwarteten 15 tons rechneten selbst die Leiter der Fabrik nur auf einen Durchschnittsertrag von etwa 8 tons und auf einzelnen Feldern, die gerade abgeerntet wurden, nannte man 6 tons als Ergebnis der Ernte. Also nur 66²/₃ Zentner Rüben vom Magdeburger Morgen! oder bei 8 tons auch nicht mehr als 89 Zentner! Bei einer Durchschnittspolarisation von 14—15 % war der Preis, den die Fabrik dafür zahlte, 4 Dollar pro ton und der Farmer hatte noch die Eisenbahnfracht mit mindestens 30 cts. zu zahlen und sich 20 cts. für den gelieferten Rübensamen abziehen zu lassen, sodass er in Wahrheit nur 3,50 Dollar, also pro Zentner 82,5 Pfg. oder pro Morgen nur 55 resp. 73 Mark erhielt.

Dass die Landwirte bei solchen Ernten und bei den hohen Löhnen, die sie zahlen müssen, keine Seide spinnen, bedarf wohl keines Beweises und es ist nicht zu verwundern, wenn sie trotz der schönen Reklamen sich ziemlich ablehnend gegen die Lockungen der Fabrikanten verhalten.

Zu lohnendem Rübenbau gehören aber mehr als zu anderen Kulturen reichliche Arbeitskräfte, während, wie ich in der vorigen Skizze dargelegt habe, die landesübliche Wirtschaftsweise mit Weidebetrieb, Mais und Weizenbau,

mit Luzerne- und Wiesenkultur ohne grossen Aufwand fremder Hülfskräfte zu führen ist. Nur grosse pekuniäre Vorteile, nur grosser und sicherer Gewinn können daher den Landmann dortiger Gegend veranlassen, Zuckerrüben zu kultiviren und diese sicheren Gewinne stehen ihm vorläufig noch nicht in Aussicht.

An Arbeitskräften fehlt es aber zur Zeit noch und namentlich fehlen die billigen Arbeitskräfte, die dem Rübenbauer in Europa zur Verfügung stehen in den Frauen und Kindern, die beim Rübenhacken und namentlich beim Verziehen und Vereinzeln der Rübenpflänzchen nicht zu entbehren sind. Der amerikanische Farmer aber wird sich nie entschliessen und der Arbeiter nur ausnahmsweise, seine Frau und Töchter auf dem Felde arbeiten und womöglich bei feuchtem Wetter auf den Knien herumrutschen zu lassen, und die männlichen Arbeitskräfte sind unter 1 1/2 Dollar pro Tag kaum zu erhalten und fehlen oft gerade für die kurze Zeit, wo das Reinigen und Roden der Rüben sie in grösserer Anzahl erfordert.

Nun wendet man wohl ein, in Deutschland fehle es in den Rübendistrikten auch an Arbeitern, da müsse man auch aus Posen und Oberschlesien die Arbeitskräfte heranziehen, ähnliches werde sich auch allmählich in der Union durchführen lassen, und für dieses Jahr war es dem Besitzer gelungen, eine ganze Kolonie von polnischen Auswanderern, die eben erst nach Amerika gekommen waren, festzuhalten, — ob aber auf lange Zeit und dauernd, das möchte ich fast bezweifeln. In Deutschland können die fremden Arbeitskräfte, weil sie billig sind, in der Zeit, wo in den Rübenfeldern die Arbeit ruht, ohne grossen Verlust mit anderen, weniger notwendigen Arbeiten beschäftigt werden, — von alledem würde bei drei- und vierfach höheren Löhnen in Amerika kaum die Rede sein können und Weizen- und Gerstenfelder mit der Hand hacken, oder Erbsen mit der Sichel schneiden zu lassen, würde sich dort bei den niedrigen Kornpreisen gewiss nicht lohnen.

Ich habe in Wisconsin bei einem deutschen Farmer einmal 10 Arbeiter aus Chicago beim Ernten und Einsäuern von Grünmais bei der Arbeit gesehen, sie leisteten für ihre $1^1/_2$ Dollar täglich tüchtig etwas; aber ich habe sie auch bei ihren Mahlzeiten beobachten können, denn sie verlangen natürlich, dass sie mit dem Gutsherrn an einem Tisch essen und wollen als gentlemen gleich behandelt sein und beanspruchen, genau wie er es isst, ihre Suppe, zweierlei Braten mit Gemüse und süsse Speise als Nachtisch. Der Farmer arbeitete selbstverständlich mit seinen beiden Söhnen fleissig mit, um den teuren Gästen so schnell als möglich wieder das Reisegeld nach Chicago geben zu können und in ca. 10 Tagen war die ganze Ernte in die Silos gebracht und die fremden Wandervögel zogen wieder ab.

Das ist ein kostspieliger Betrieb und darum lohnt in den meisten Weststaaten der Union nur der Betrieb, bei dem die wenigsten fremden Arbeitskräfte gebraucht werden, oder bei dem eine Verwendung von Arbeit sparenden Maschinen in grösserem Massstabe möglich ist. Deshalb glaube ich auch, so lange die Farmen, wie bisher, in der ansehnlichen Grösse von mehreren hundert Morgen (von 160—320 acres = 250—500 Morgen) üblich sind, noch nicht an eine baldige Ausdehnung der Rübenzuckerkultur, denn wollte ein solcher Farmer eine grössere Fläche mit Rüben bebauen, so müsste er, um die grossen Erntemengen im Herbst abfahren zu können, unnötig viel Gespann halten und bei der isolierten Lage aller Farmen und den dadurch bedingten weiten Wegen, bei dem gänzlichen Mangel an Chausseen, würde es ihm bei nassem Wetter, das die Feldwege grundlos macht, oft kaum möglich sein, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Auch die Fabrikation, die natürlich ganz nach dem Muster der europäischen Industrie arbeiten muss, und den grossen Vorteil hat, sich all' die technischen Errungenschaften der dortigen Industrie zu Nutze machen zu können, hat keinerlei Vorteile vor ihrer älteren Schwester in dem »alten

Lande« voraus. Im Gegenteil, die hohen Arbeitslöhne, die grossen Unkosten der Herstellung der Fabriken, die mangelhafte Verwertung der Abfälle sind eher als Nachteile anzurechnen, die einen Wettbewerb recht sehr erschweren müssen.

In der Fabrik zu Grand-Island, die unter Leitung eines äusserst tüchtigen deutschen Architekten massiv und gut für eine tägliche Verarbeitung von etwa 6000 Zentnern erbaut war, wurden in jeder Schicht 70 Arbeiter beschäftigt, die 11 Stunden arbeiteten und pro Stunde nicht unter 15 cts. also 1,65 Dollar pro Tag erhielten. Als Durchschnittslohn rechnete man etwa 2 Dollar für die Fabrikarbeiter. Dazu waren an Beamten 1 technischer Direktor, ein landwirtschaftlicher Inspektor, 1 Architekt und 1 erster Buchhalter vorhanden, die jeder 2400 Dollar erhielten, ferner 2 Chemiker, 2 landwirtschaftliche Experten und 1 zweiter Buchhalter, die jeder 12—1500 Dollar jährlichen Gehalt bezogen. Und das Alles für eine Fabrik, die in ihrer ersten Kampagne nur 100000, in der zweiten 200000 Zentner verarbeitet hatte und in der dritten Kampagne auf höchstens 400000 Zentner von einem Rübenareal von etwa 4000 Morgen rechnete.

Nun soll aber die Fabrik, — obwohl die drei Grand Island berührenden Eisenbahnlinien unentgeltlich ihre Schienenstränge bis auf den Fabrikhof geleitet und alle Weichen zum Rübenladen auf ihre Kosten erbaut haben, nur um sich den Vorteil der Frachten zu sichern, — in runder Summe 500000 Dollar also 2100000 Mark gekostet haben, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, dass 1000 Mauersteine 38—40 Mark kosteten, jeder Maurer pro Tag 4,50—5 Dollar, jeder Zimmermann 3 Dollar erhielt und die zum Teil von Deutschland und Frankreich bezogenen Maschinen durch Fracht und Zoll etwa auf das Doppelte des Preises in Europa zu stehen kommen. Der landesübliche Zinsfuss ist aber in diesen Prairiestaaten selbst für hypothekarische Sicherheit noch immer 8—10 % und da alle Reparaturarbeiten in Amerika aussergewöhnlich kostspielig sind — sodass z. B. die Farmer beschädigte Maschinen gar nicht reparieren

lassen, sondern besser thun, neue zu kaufen —, so wird für Verzinsung und Amortisation zum Mindesten 12 % vom Anlagekapital gerechnet werden müssen. Das ergiebt aber bereits eine Summe von 252000 Mark jährlich, die selbst bei einer Verarbeitung von 500000 Zentnern noch immer pro Zentner Rüben 50 Pfg. ausmachen würden. Da nun Kohlen, Koaks und Kalkstein ebenfalls nicht billig sind, kann man sich leicht ausrechnen, dass von einer billigen Verarbeitung der Rüben nicht die Rede sein kann, und man wird es dem Besitzer der Fabrik wohl glauben können, dass er ohne die vom Staate gewährte bounty von 2 cts. pro Pfund = 9,50 Mk. pro Zentner Zucker Geld verlieren würde. Verdient hat er wohl auch trotz der Prämie noch nichts und da die letzte Präsidentenwahl, wie bekannt, zu Gunsten der demokratischen Partei ausgefallen ist, die zum Mindesten keine Neigung hat, die extrem-schutzzöllnerische Richtung der Republikaner weiter zu verfolgen und die Gross-Industrie und Monopole auf Kosten der Landwirtschaft weiter zu unterstützen, so wird, wie ich glaube, aus all den angeführten Gründen von einer schnellen Entwicklung der nordamerikanischen Rüben-Zuckerindustrie noch nicht die Rede sein.

Derartige landwirtschaftliche Nebenindustrien, die eine Hochkultur erfordern, hängen wesentlich von der Lage und der Entwicklung des landwirtschaftlichen Gewerbes im Allgemeinen ab; sie haben ihre hauptsächlichste Bedeutung in den alten Kulturländern weniger in den direkten Gewinnen, die sie abwerfen, als in der Vereinigung und innigen Verbindung mit dem ganzen Wirtschaftsbetriebe.

Durch die Abfälle, die in Form von Schnitzeln ein vorzügliches Futter für Nutzvieh gewähren und in Gestalt von Presskuchen und Schlamm dem Boden billige Düngungsmittel zuführen, durch die bessere Bearbeitung des Bodens und die grösseren Erträge der Nachfrüchte verdient der deutsche Rübenbauer an der Zuckerrübenkultur, die Rübe muss ihm die Mittel geben zu intensivster Bearbeitung des Bodens und zu rationeller Viehwirtschaft, und er kann sie

deshalb billiger. produzieren, weil der aufgewendete Dünger, die sorgsame Reinigung des Landes etc. zum Teil in den Nachfrüchten bezahlt werden.

Von alledem ist in einem dünn bevölkerten, erst seit 2—3 Jahrzehnten in Kultur genommenen Lande keine Rede. Die Schnitzel der Fabrik verfaulten auf dem Fabrikhofe, lagen in mächtigen Bergen die Luft verpestend herum, für Presskuchen etc. würde kein Farmer die Rückfracht zahlen und die Fabrik hat ihre Last, all diese Abfälle bei Seite schaffen zu lassen. Zu einer rationellen Stallfütterung des Viehes fehlt es hier noch an den Vorbedingungen und die Notwendigkeit dazu überzugehen, liegt noch nicht vor. Die Weiden und Prairien liefern Futter in Hülle und Fülle, die Tiere holen es sich selbst; es ihnen vorzulegen, nach den Grundsätzen der Fütterungslehre zuzuwiegen und zu mischen, dazu fehlt es an Arbeitskräften und eine Molkerei einzuführen, um aus den Abfällen der Milchwirtschaft eine Schweinehaltung zu ermöglichen, hat keinen Zweck, wo die Butter nur im Grossen Absatz finden könnte, und wo es unendlich viel bequemer und vorteilhafter ist, den Schweinen die Maiskolben vorzuwerfen und zuzusehen, wie sie im Verein mit ganzen Herden von Hühnern, Enten und Truthühnern dabei ohne weitere Pflege prächtig gedeihen.

Hohe Arbeitslöhne und niedrige Preise für die selbst gebauten Erzeugnisse, reichlich vorhandenes Terrain, das noch keiner Düngung bedarf, schaffen hier ganz andere Grundlagen des Wirtschaftsbetriebes als in den Kulturländern der alten Welt.

Wer nun aber daraus den Schluss ziehen wollte, dass es den Farmern des Westens ganz besonders wohl gehen müsse, dass es ihnen noch zu gut ergehe und sie noch nicht — wie das in Deutschland vielfach der Fall gewesen ist — durch die Not zum Rübenbau gezwungen werden, der würde sich wieder im Irrtum befinden.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die alten Farmer, die sich vor 30 Jahren hier in der Prairie ansiedelten,

sich meist recht wohl befinden, habe aber hinzugefügt, dass ich auch viele bittere Klagen gehört habe und dass Grosskapital und Spekulationslust viel gesunde Kraft zu Grunde richten.

Die Zeiten, wo der Farmer, wie man früher vielleicht mit Recht rühmen konnte, sich sein Besitztum selbst erarbeitet hatte und ein freier, selbständiger Mann, ein Freisasse im wahren Sinne des Wortes war und keine Schmarotzer auf Kosten seiner Kraft lebten, sind für weite Teile des Westens längst vorüber. Die Farmen sind vielfach schon in die zweite und dritte Hand übergegangen, Restkaufgelder und Hypotheken sind zu hohen Zinsen, meist 7—10 % jährlich zu verrenten und, wenn Kredit aufgenommen werden muss zur Beschaffung von Maschinen und Geräthen, so ist erst recht wucherischer Zins zu zahlen. Vor allem ist aber der Landwirt, den die Geldnot drängt, in geringerem Masse auch jeder andere, von den Getreide- und Viehspekulanten abhängig, die sich auf seine Kosten bereichern.

Die Einrichtung der Getreide-Elevatoren, die an allen Bahnstationen des Westens das eben gedroschene Korn des Farmers aufnehmen und ihm in dem ausgestellten Lagerschein ein beleihbares Papier in die Hand geben, ist gewiss im Prinzip vortrefflich und am allerbesten geeignet, den Farmer unabhängig von den Schwankungen des Getreidemarktes zu machen. Aber auch diese vorzüglichen Einrichtungen sind in die Hände des Grosskapitals und der Spekulation gefallen. Die Elevatoren-Kompagnien werden eben nur zu leicht die einzigen Abnehmer für das Korn der ganzen Gegend, denn sie stecken mit den Eisenbahnen unter einer Decke, die leitenden Kapitalisten haben zumeist in beiden die entscheidende Stimme abzugeben. Will also der Farmer sich den Preisen nicht fügen, die ihm die Elevator-Gesellschaft anbietet, so steht ihm ja der Weltmarkt offen, er kann sein Getreide verfrachten, wohin er will, Eisenbahnlinien sind ja in der Nähe vorhanden.

Aber diese Möglichkeit ist dem kleineren und selbst dem grösseren Farmer so gut wie abgeschnitten. Denn

will er der Elevator-Gesellschaft nicht verkaufen, so kann er fast mit Sicherheit darauf rechnen, dass ihm die Eisenbahn verschlossen ist, er wird vergeblich um die Gestellung von Wagen zum Versandt seines Getreides bitten und immer die Antwort erhalten, dass es leider unmöglich sei, bei dem jetzigen Wagenmangel seinen Wünschen gerecht zu werden.

Die Eisenbahnkompagnien nutzen aber da, wo sie das Verkehrs-Monopol haben, und das ist auf den westlichen Linien recht häufig oder eigentlich in der Regel der Fall, dies ihr Monopol nach Belieben aus, indem sie im Einverständnis mit den Elevatoren die Frachten heraufsetzen, sobald die Preise am Markte steigen. So ward mir von glaubwürdigster Seite erzählt, dass vor kurzem die Fracht von Nebraska nach Chicago pro bushel Weizen bis auf 37 cts. in die Höhe getrieben war, mit jedem cent. den der Marktpreis in Chicago stieg, erhöhte die Eisenbahnlinie ihre Fracht, sodass der Farmer keinen Anteil an den besseren Preisen des Getreides erhielt.

Nun hatte man vor kurzer Zeit im Staate Nebraska im Repräsentantenhause einen Antrag eingebracht, den Eisenbahnen von Staatswegen Maximaltarife vorzuschreiben und der Antragsteller, ein beliebter Farmer, hatte mit grossem Geschick und unter zahlreicher Zustimmung seinen Gesetzentwurf motiviert. Als es aber zur entscheidenden Abstimmung kommen sollte, war der beredte Verteidiger der Rechte der Landwirtschaft mit Freibillet nach dem Niagara gefahren, um seine angegriffene Gesundheit zu restaurieren und reichliche Dollarspenden der Eisenbahngesellschaften hatten es dahingebracht, dass der kurz zuvor allgemein bejubelte Antrag nur die Hälfte der Stimmen erhielt, der Gouverneur des Staates also die Entscheidung in der Hand hatte. Bis Abends 6 Uhr musste er sein veto einlegen, sonst war das Gesetz gesichert, noch um 5 Uhr soll er beteiligten Farmern seine Absicht kund gethan haben, die Vorlage zu sanktionieren und in letzter Stunde empfing er den Besuch der Vertreter der Eisenbahngesell-

schaften, die ihm mit so sachlichen Gründen bewiesen, dass das Gesetz unmöglich sei, dass er nicht anders konnte, als sein veto einzulegen und nunmehr die Eisenbahnen für eine Reihe von Jahren weiter das uneingeschränkte Recht haben die Landwirtschaft auszubeuten.

Beim Viehverkauf ist es nicht viel besser.

Die grossartigen Schlachterkompagnien, die in Chicago den grössten Viehmarkt der Welt beherrschen, sind nicht formell, aber materiell zu einem Trust vereinigt und operieren nach gemeinsamem Plane.

Sie haben nicht nur in Chicago die Klein-Schlachtereien, die ihnen im Einkauf von Vieh Konkurrenz machen könnten, allmählich verdrängt, sondern haben ebenso durch die Macht ihres Kapitals in den anderen grösseren Plätzen der weiteren Umgegend bis hin nach dem fernen Omaha und Kansas City durch ihre Filialen und Fleischmärkte all die kleineren Konkurrenten zu beseitigen gewusst, sodass z. B. aus dem etwa 500 Meilen entfernten Staate Ohio das Vieh auf die Märkte von Chicago gebracht wird und die geschlachteten Ochsenviertel nach dort zurückgehen. Die Schlachtkompagnien und die Eisenbahnen verdienen bei diesem unnützen Transport zum Schaden der Produzenten und der Konsumenten.

Selbst in den kleineren Landstädten der Prairiestaaten sind die Schlachter zumeist nichts anderes als Verkäufer für die grossen Schlachthäuser und ich sah beispielsweise dicht vor Grand-Island auf einer kleinen Station Aurora einen Refrigerator Car (Eisenbahnwagen mit Eiskühlvorrichtung) mit der Inschrift: »Armour Packing Co. — Provision car — Kansas City Dressed beef line. Nr. 4140.«

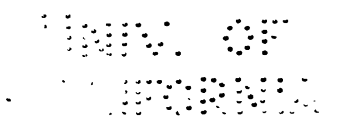
Also mitten in die herdenreichen Prairien senden diese grossen Schlachthäuser ihr »dressed beef«, ihr geschlachtetes Rindfleisch und mehr als 4100 dieser kostspieligen Wagen waren von der Gesellschaft in ihren eigenen Werkstätten erbaut worden, um selbst diesen fern gelegenen Stätten den Vorteil zu sichern, ihr Fleisch von Chicago oder dessen Filialen in Kansas City etc. zu beziehen!

Man kann danach die wirtschaftliche Macht dieser Schlachterbarone schon ahnen. Sie haben thatsächlich den ganzen Viehhandel des Westens in der Hand, Eisenbahnen, Telegraphen und Zwischenhändler arbeiten in ihrem Interesse. Fehlt es in Chicago einmal an Vieh, so setzt man die Preise einige Cent in die Höhe, kommt dann der Farmer mit seinen 3—4 Waggonladungen fetter Ochsen oder Schweine in Omaha an, so beredet ihn der Kommissionär unter Hinweis auf die gestiegenen Preise seine Wagen nach Chicago durchlaufen zu lassen, — die Eisenbahnfrachten sind auffallender Weise nicht höher nach Chicago als nach Omaha. Inzwischen haben natürlich die Grosshändler in der Schlachter-Metropole von allen Seiten die Drahtmeldungen über die herankommenden Viehmassen erhalten und der westliche Farmer findet alle Boxen des Riesen-Viehhofes überfüllt, den Markt flau und flauer werdend und muss zu niedrigen Preisen losschlagen, da ein Unterbringen und längeres Stehenlassen in den dortigen Stallungen sehr teuer ist.

So zieht er mit Recht erbittert über die Blutsauger nach Hause und, wenn ich recht gesehen habe, so ist, was mir von verschiedenen Seiten behauptet wurde, durchaus wahr, — die Erbitterung der Landbevölkerung gegen diese monopolistische Ausnutzung ist bereits eine sehr hochgradige und der Verdruss über die Schutzzollpolitik gleichfalls im Wachsen, da sie künstlich Industrien gross zieht und die städtische Bevölkerung auf Kosten und zum Schaden der Landwirtschaft in ungesunder Weise steigert.

Die Landwirtschaft muss sich mit niedrigen Preisen begnügen, die Zwischenhändler und kapitalistischen Gesellschaften verdienen das Geld, alle Industrieprodukte werden durch die extrem hohen Schutzzölle verteuert und dem Farmer wird es immer schwieriger, die nötigen Arbeitskräfte zu bekommen, da die Statistik lehrt, dass die städtische Bevölkerung rapide wächst, die ländliche dagegen nicht blos relativ sondern in vielen Distrikten auch absolut abnimmt.

Das ist aber meines Erachtens nicht der Boden, auf dem landwirtschaftliche Hochkulturen gedeihen und mit alten, dicht bevölkerten Kulturstaaten in Wettbewerb treten können.



X.

Aus dem Lande der Mormonen.

Der Overland Flyer der Union-Pacific-Bahn sollte mich aus den Prairien Nebraskas an den Strand des grossen Salzsees im Lande Utah bringen, um zu sehen, was die Heiligen der letzten Tage, auch die Mormonen genannt, hier geleistet.

Der Weg dorthin ist wenig angenehm.

Als ich am Abend, nachdem ich im Speisewagen des Zuges ein vortreffliches Mahl eingenommen hatte, über die mondbeschienene Ebene blickte, sah ich nichts als einförmige, flache Prairie, hier und da durch Farmhäuser unterbrochen, und als ich am Morgen die Gardinen meines Schlafabteils öffnete, dehnte sich eine unendliche Wüste mit tiefen Einschnitten und romantischen Felsumrissen im Hintergrunde vor mir aus.

Der Zug war über Nacht durch die ehemaligen Jagdgründe der Cheyenne-Indianer hinweggebraust und allmälig auf die Höhe des Felsengebirges emporgestiegen, nach kurzer Fahrt erreichten wir beim Sherman-Denkmal den Punkt, wo die Bahn die höchste Höhe erklommen hat und auf 8247 Fuss eine Steinpyramide errichtet ist.

Aus der Ferne glänzen die schneebedeckten Gipfel herüber, die zum Teil noch 2—3000 Fuss höher in den Himmel emporragen, und Eisbildungen in der Nähe der Bahngeleise bewiesen uns, wie kalt die Nacht gewesen.

Das Bild ist trotz der schönen Felskontouren öde und traurig.

Kaum ein Baum oder Strauch ist zu sehen; nur in den Thälern, in denen sich etwas Wasser gesammelt, finden sich vereinzelte Wiesen und struppige Rinder weiden auf den dürren Grasflächen. Trostlos sehen die Hütten der Menschen aus, die hier ohne allen Baumwuchs verlassen umherstehen. Doch noch viel trostloser wird das Bild, nackt und kahl, wild zerrissen treten die Felsen heran, an deren weichem Gestein die Natur ihre zerstörende Kraft mit grosser Schnelligkeit zu üben scheint.

Zahllose Knochen bleichen allenthalben im Sande, und mancher behörnte Schädel mag den phantasiereichen Reisenden an die Büffelherden erinnern, die hier von den Indianern auf flüchtigen Rossen gejagt wurden. Aber der Phantasie, die gern diese öden Gefilde mit lebendigen Bildern erfüllen möchte, werden bald die Flügel beschnitten, — dort liegt ein Gerippe, die Hörner ragen empor, aber noch decken Fetzen von rotbehaarter Haut die hochgewölbten Rippen, dort liegen gar vier solcher Gerippe mit den Köpfen gegeneinander. Der Schneesturm des Winters hat sie wohl hier ereilt und in seinem eisigen Mantel erstickt; es sind keine Büffel, es sind die treuen Hausgenossen des Menschen, die er in diese Einöde hinaufgeschleppt hat, um die spärlichen Grashalme abzunagen und ihm selber Nahrung und Gewinn zu bringen.

Schliesslich fehlen auch diese traurigen Reste der Kultur; in einer Höhe von etwa 6500 Fuss über dem Ocean rast der Zug durch die baum- und menschenleere Wüste, viele hundert Kilometer weit ist kein grünendes Blatt zu sehen, kein lebendes Tier zu erblicken.

Doch dort, mitten in der Einöde, steigt Rauch empor, der Zug hält in einer leidlich grossen Stadt, in Rawlins. Überreiche Goldminen haben die habgierigen Menschen in diese Höhe von 6700 Fuss hinaufgelockt, Holzhaus reiht sich an Holzhaus, kein Baum belebt das Bild, nur ein einziges Haus, im Schutz eines Felsens gelegen, schön in

Granitstein erbaut, ist von saftigem Rasen umgeben und hat einen Gemüsegarten, in dem selbst Mais gedeiht.

Also auch hier könnten dem Boden Erträge abgewonnen werden und wer weiss, ob die weiten, öden Flächen nicht auch einmal Tausende von Menschen ernähren, wenn die Erde gefüllt ist und neue Wohnstätten gesucht werden müssen.

Je weiter man fährt, umsomehr bewundert man den Unternehmungsgeist der Amerikaner. Hunderte, fast tausende von Meilen weit ist die Bahn in die trostloseste Wüste hinein gebaut, ohne Aussicht, dass jemals auf diesen weiten Fluren eine Kultur erblühen und die Bahn einträglich machen könnte. Nur der Gedanke, fern im Westen ist das Goldland Californien, seine Schätze werden der Bahn den Verkehr bringen, der unmöglich schien in diesen unwirtbaren Gegenden, hat die Bahn vorwärts getrieben und ihre eisernen Arme über die Felsengebirge bis zu den Fluten des stillen Oceans ausgestreckt.

Nach abermals im Schlafwagen verträumter Nacht fand ich mich, nachdem wir in Rock Springs die grossartigen Kohlenminen passiert hatten, die hier in der Wüste eine elende, weit ausgedehnte Stadt hervorgezaubert haben und den ganzen näher gelegenen Westen mit Kohlen versehen, nachdem wir bei der Station Green River die herrlichen Tafelberge bewundert aber vergeblich nach grünen Bäumen ausgeschaut hatten, am Morgen in Salt Lake City wieder und, wenn ich im Traume stets nur die kahlen Berge und wüsten Ebenen erblickt, so war ich nun freudig überrascht, hier eine schöne Grossstadt zu finden, nach allen Seiten eingeschlossen von hochragenden, steilen, schön gezackten Gebirgsmassen, die von der Morgensonne beleuchtet in allen Farben schimmerten und zum Teil 12—13000 Fuss in die Lüfte ragend mit ewigem Schnee bedeckt sind. Schattige Baumreihen, von fleissigen Mormonenhänden gepflanzt und von dem klarrieselnden Berg-Wasser der Rinnsteine genährt, beleben fast alle die breiten regelmässigen Strassen, glänzende Geschäftslokale, vornehme Bankgebäude u. s. w. zeugen von

allgemeinem Wohlstand, und im Gegensatz zu dem, was ich bisher in amerikanischen Städten gesehen, stören keine öden, wüstliegenden Bauplätze das freundliche Bild der sich weiter entwickelnden Stadt.

Als ich auf einer der zahlreichen elektrischen Bahnen — und die Stadt zählte bereits 1890 nicht weniger als 65 englische Meilen Strassenbahnen — durch die Vorstädte weit hinausfuhr, sah ich nichts als üppige Fruchtgärten, Obst-, Baum- und Weinpflanzungen, schattige Alleen und schöne Vorgärten vor den zierlichen Häusern. Aber überall dazwischen das rinnende, klare Nass der benachbarten Berge, das hier Leben bringend die Felder durchrieselt und aus der Wüste das Paradies der Heiligen der letzten Tage geschaffen hat.

In stolzer Schönheit ragen die sechs Thürme des stattlichen Tempelbaues, der aus weissem Granit in vierzigjähriger Arbeit emporgewachsen und fast vollendet ist, zum Himmel hinauf, die Spitze des höchsten Thurmes krönt ein goldener Engel mit der Posaune des jüngsten Gerichts. Daneben wölbt sich die mächtige tonnenförmige Kuppel des Tabernakels, jenes gewaltigen Versammlungs- und Betsaales, in dem nicht weniger als 13462 Andächtige Platz haben sollen und weit über Tausend versammelt waren, als ich eintrat, um unter ihnen sitzend den Worten ihrer Propheten zu lauschen.

Nicht weniger als vier Redner, natürlich, wie man das auch sonst oft von Predigern einzelner religiöser Gemeinschaften findet, in einfachem Gesellschafts-Anzug, traten nacheinander während der halben Stunde an die verschiedenen Rednerpulte, die übereinander mitten zwischen den Sitzen der Ältesten oder Apostel unterhalb der Orgel den Andächtigen gegenüber aufsteigen, und einer von ihnen predigte mit hinreissender Beredtsamkeit, dass die Engel des Himmels bald von jedem Rechenschaft fordern würden über sein Thun auf Erden. Lautes Beifallsgemurmel belohnte ihn. Dabei schrieen zahlreiche Kinder in dem weiten Saale, denn selbst

Säuglinge an den Brüsten der Mütter lauschten den Prophezeiungen, Menschen kamen und gingen, und erst als die prachtvolle Orgel — eine der grössten der Welt — anhub und ein Chor von Hunderten von geschulten Sängern und Sängerinnen sein Halleluja sang, entstand unter den Anwesenden andächtige Stille in dem weiten Raum, dessen Akustik geradezu wunderbar ist.

Erst später bemerkte ich, dass ein besonderer Festtag war.

Es war »German day«, der 6. Oktober, an dem die ersten deutschen Einwanderer sich der frommen Gemeinde angeschlossen hatten, und wie Aushängeschilder in Läden und Kaffee's anzeigten, sollte dieser Tag am Abend durch einen feierlichen Ball im Turnergarten verherrlicht werden. Ich musste leider darauf verzichten, diesem deutschen Feste der Mormonen beizuwohnen, denn ich wollte mehr vom Lande Utah sehen.

Vor fünfzig Jahren war es eine trostlose Wüste, von dem wilden Stamme der Utah-Indianer bewohnt und selten von einem weissen Jäger oder Fallensteller durchquert. Die Mormonen haben die Quellen des Lebens in den Thälern der benachbarten Alpen gesammelt und durch Thalsperren in den tief eingeschnittenen Kanons das Wasser der Schneeberge aufgestaut und gesammelt und durch kunstvolle Wasserleitungen in die wasserlose Ebene geführt und hier die üppigsten, fruchtbarsten Gefilde geschaffen, Bäume und Fruchtgärten gepflanzt.

Ich sah auf der landwirtschaftlichen Ausstellung, die gerade in der Hauptstadt stattfand, neben Hunderten von wahrhaft mustergültigen Erzeugnissen der Pferde- und Rinderzucht die prachtvollsten Sortimente von Pfirsichen, Trauben und Aepfeln, riesengrosse Melonen, Kartoffeln u. s. w. und belehrte mich aus der Statistik, dass der Boden von Utah bei reichlicher Bewässerung unglaubliche Getreidemassen hervorbringt, bis zu 110 bushel Weizen vom acre, also etwa 123,5 Zentner pro Hektar, oder nahezu 31 Zentner für den

preussischen Morgen!*) Der Viehstand ist überreich, Nahrungsmittel in Fülle vorhanden, und die benachbarten Gebirge strotzen von Gold und Silber, Kupfer, Eisen und sonstigen Erzen — so sagt wenigstens der amtliche Bericht.

Dabei scheint etwa 300 Tage im Jahre die Sonne den ganzen Tag, nur 30—40 Tage dauert ein mässiger Winter. Kühle Nächte und warme Tage, reine, schöne, trockene Luft machen das Leben angenehm und lassen den Menschen das Alter der Erzväter erreichen — so hab ich's gelesen; und wenn man das ungemein schnelle Anwachsen der Bevölkerung, die rasche Ausdehnung des Bergbaues, die schnelle Zunahme des Wohlstandes bedenkt, wenn man sieht, in welcher Üppigkeit alles gedeiht, wohin die Bewässerung reicht, so ist man versucht, zu glauben, dass das Land der Mormonen wirklich das Land der Verheissung, das gelobte Land sei, in dem Milch und Honig fliesst. Hat es doch auch, wie die Heiligen der letzten Tage behaupten, manche Ähnlichkeiten mit dem alten Palästina.

Als im Februar 1846 etwa 20000 Mormonen unter der Führung von Brigham Joung von Jllinois aufbrachen und hierher kamen, nachdem sie fast 3000 Meilen durch die Wüsten und Wildnisse des Amerikanischen Westens im steten Kampf mit den Indianern gepilgert waren, glaubten sie, als sie im Juli 1847 an dem Salt-Lake, dem Toten Meere Amerikas anlangten, das Ebenbild des alten Kanaans gefunden zu haben. Wie dort der Jordan das Wasser des fischreichen Sees Genezareth dem toten Meere zuführt, so lebten auch hier die klaren Fluten des Utah-Sees von zahllosen Fischen und ein breiter Strom, von ihnen der Jordan genannt, führte das Süsswasser desselben

*) Die offizielle Statistik des landwirtschaftlichen Ministeriums giebt für das reiche Erntejahr 1891 einen Weizenanbau von 136764 acres an mit einem Ertrage von 2393000 bushels also ca. 18 bushels per acre, das sind nur 21,65 Zenter pro Hektar oder 5,41 Zentner pro Morgen. Diese Durchschnittserträge sind also minimal und die gewaltigen Ernten, mit denen man hier und da renommirt, seltenste Ausnahmen.

einem mächtigen Salzsee zu, in dessen lebentötendem Nass kein Bewohner des feuchten Elementes gedeihen konnte.

Ob auch seine Fluten wie in Palästina die Stätte eines uralten Sodom und Gomorra decken, darüber berichtet die Sage freilich nichts; aber zu den interessantesten Binnenseen gehört dieser Salzsee darum doch.

Einst soll der See wie die Spuren in den benachbarten Bergen beweisen, dem mächtigen Huron-See an Grösse geglichen haben und wohl Tausend Fuss tief gewesen sein, heute ist er auf etwa 100 Meilen Länge, zwanzig Meilen durchschnittliche Breite und 60′ Tiefe eingetrocknet, enthält in seinem Wasser aber nicht weniger als 18% feste Bestandteile, meist Salz und Soda und nicht mit Unrecht nennt ein Amerikanischer Schriftsteller diesen Salzsee ein »Schatzhaus, gegen welches die reichste Bonanza-Mine der Vereinigten Staaten zur Sparbüchse eines blinden Bettlers zusammenschmilzt.« Enthält doch der See nach ungefähren Berechnungen nicht weniger als 220 Milliarden Kubikfuss Kochsalz und 31,363 Millionen Kubikfuss Soda, oder auf Gewicht umgerechnet 8,780,169,600 tons Salz und 784 Millionen Tonnen Soda. Ein Eisenbahnzug von nahezu 1000 Millionen Wagen würde nötig sein, um diese gewaltigen Lasten zu transportieren; bei einer Geschwindigkeit von 20 Meilen pro Stunde würde er 28 Jahr 5 Monat und 23 Tage bedürfen, um eine Station zu passieren.

Der Wert dieser Salzmassen nach jetzigen Preisen berechnet, würde sich dann auf 103 Milliarden Dollar oder 432 Millarden Mark belaufen. Vorläufig wird es aber wohl noch nicht nötig sein, die Eisenbahnwagen gleich zu bestellen, denn noch lässt man dem Salzsee sein Wasser und nutzt nur in relativ bescheidenen Mengen seinen Salzgehalt aus. Aber eine besondere Anziehungskraft üben seine Fluten auf alle, die am Baden im Salzwasser Gefallen finden; denn hier ist Niemand — der es nicht gerade beabsichtigt — im Stande zu ertrinken, weil jeder menschliche Körper oben auf schwimmt, also auch der Unkundigste schwimmen kann.

Dass die Mormonen, die es eine ganze zeitlang verstanden haben, durch die übelberüchtigte Sekte der Daniten allen fremden Zuzug abzuschrecken, indem sie jeden Einwanderertrupp, als Indianer verkleidet, angriffen und niedermetzelten, — schliesslich aus ihrem Paradiese aufgestört und ihnen die Vielweiberei nicht mehr gestattet wurde, ist bekannt; ebenso dass sie zum Teil hinter den Grenzen Mexikos Schutz gefunden haben und dort auf dem Hochplateau dieselbe Pionier-Arbeit der Kolonisation mit gleichem Erfolge wie in Utah begonnen haben.

Wer also hierher kommt und meint er könne, wie das in älteren Reisehandbüchern zu lesen ist, die alten Mormonenapostel »mit ihren 5 bis 20 Weibern und 25 bis 75 Kindern« zum Tempelviertel ziehen sehen, wer meint, er finde in Salt-Lake-city noch die eigenartige Mormonenstadt, in der die quadratischen Bebauungs-Blöcke mit den friedlichen von Fruchtgärten und Blumen umgebenen Häuschen der Heiligen der letzten Tage besetzt seien, — der wird arg enttäuscht sein. Die Mormonen-Apostel müssen sich vor der Welt und vor den Augen des Gesetzes, wie jeder andere Sterbliche auch, mit einer besseren Hälfte begnügen und die Meisten von ihnen haben daran auch wohl reichlich genug.

Aus den alten Mormonenhäusern sind zum Teil stattliche Paläste und vornehme Villen geworden und echt amerikanische 7—8 Stockwerke enthaltende Gebäude werden den Fremden bereits mit Stolz gezeigt, Kaufhäuser und Geschäftsbazare, deren Jahresumsatz bis auf 25 Millionen Mark steigen soll, Hôtels und Bankgebäude von riesigen Dimensionen sind in den letzten Jahren wie die Pilze aus der Erde gewachsen, seit die Yankees durch den Reichtum der Minen angelockt, die friedlichen Stätten des »gelobten Landes« aufsuchten und »amerikanischen Fortschritt und Aufschwung« in diese fernen Thäler brachten.

Neben den Mormonen sind heute bereits fast alle christlichen Sekten in der Salzsee-Stadt vertreten und etwa

35 Kirchen von Mormonen, Christen und Juden wurden schon 1890 gezählt.

Aus 20678 Einwohnern, wie sie der Census von 1880 feststellte, waren 1890 46259 geworden und 1892 rechnete man schon mit 55000 Bewohnern, deren durchschnittliches Vermögen pro Kopf nach der viel zu niedrigen Steuer-Einschätzung etwa 1200 Dollar betrug, in Wahrheit vielleicht 3000—4000 Dollar ausmachte.

»American intelligence« und »american industrie«, so rühmen die Yankees, habe diesen erstaunlichen Aufschwung hervorgerufen und sie zucken gerne mitleidig die Achseln, wenn man darauf hinweist, dass die fleissigen Hände der Mormonen die Grundlage gelegt und das Fundament gebaut hätten, auf dem dieses Städtewesen empor gewachsen ist. Und doch verdankt Salt-Lake-city seine eigenartige Schönheit, seine herrlichen Strassen, Alleen und Fruchtgärten nur jenen religiösen Fanatikern, die sich hier ihr Paradies auf Erden schaffen wollten.

XI.

Wirtschaftliches aus Utah-Land.

Auf dem flachen Lande hoffte ich noch die unverfälschten Spuren der Mormonen-Ansiedelungen zu finden und zugleich mit eigenen Augen zu sehen, ob all die überschwenglichen Schilderungen von dem unermesslichen Reichtume dieses »Bergumkränzten Schatzhauses der Götter« der Wirklichkeit auch nur nahe kämen.

Ich hatte mich längst daran gewöhnt, von alle dem, was die Amerikaner in ihren wirklich künstlerisch und verschwenderisch ausgestatteten Brochüren über die einzelnen Staaten ihrer eigenen Heimat nachrühmen, nur einen bescheidenen Bruchteil als der Wahrheit entsprechend anzusehen; denn überall findet sich der reichste Boden, das beste Klima, die herrlichste Landschaft, die beste Gelegenheit zum Geldverdienen und unübertroffen sind überall die Sommer- oder Winteraufenthalte, jeder redet im Superlativ und jeder bringt amtlich beglaubigtes Zahlenmaterial zum unwiderleglichen Beweise, dass der nach Heimstätten suchende nichts besseres thun könne, als in diesem vielgerühmten Lande sich schnell und schleunigst niederzulassen.

Das mir auf der Handelskammer geschenkte Buch von P. Donan: »Utah — a peep into a mountain walled Treasury of the Gods« beginnt seine Einleitung mit den Vertrauen erweckenden Worten: »Die östlichen Zeitungsstatistiker sind sprüchwörtlich Meister in der Kunst der Ungenauigkeit und ihre sogenannten Statistiken darf man wie Träume oder alte Weiber-Launen nur e contrario betrachten«

— nur das Gegenteil davon glauben. Ich hoffte nun eine zuverlässige Schilderung des gelobten Landes zu finden und war ganz etwas Aussergewöhnliches zu erwarten vollauf berechtigt, nachdem ich die 96 Seiten durchlesen hatte. Vielleicht darf ich, um dem Leser zu zeigen, welche Töne man hier in Amerika anschlägt, um Einwanderer herbeizulocken, einige ausführlichere Citate aus der mit Zeichnungen und Photogravüren künstlerisch schön ausgestatteten Schrift hier wiedergeben.

S. 9. »Seit aus Abend und Morgen der erste Tag ward, hat die Sonne am Himmel in ihrem ewigen Kreislauf niemals auf ein grossartigeres Landschaftsbild herabgesehen — eine frische, ruhmreiche halbe Welt, gross in allen ihren Verhältnissen, und endlos in ihrer Mannigfaltigkeit, reich und glänzend in all ihrem Ausputz ruht sie wie eine grosse smaragdene Brustnadel auf dem Busen von vier grossen Ozeanen« — so wird zunächst der nordamerikanische Continent geschildert. Und nun das »Land of Promise«, das »gelobte Land« Utah!

»Es giebt kein Land von gleicher Ausdehnung auf dem ganzen Erdkreis, das so überfliesst von den unermesslichsten und mannigfaltigsten Reichtümern an Hülfsmitteln und Erwerbsgelegenheiten.«

»Nimm New-England und New-York, hebe es eine Meile über den Spiegel des Ozeans empor; füge 5000 ' zu der Höhe des Mount-Washington und 7000 zum Mount-Mitchell hinzu, wirf Dutzende von andern ebenso hohen Bergkegeln darauf, die alle mit ihren Schneekronen in den Himmel ragen. Erweitere auf's Fünfzigfache all die wilden Einschnitte, Schluchten und Abgründe des östlichen Amerika und vervielfältige sie; sende Katarakte und rauschende, schäumende Wasserfälle durch Tausend schwindelerregende Abgründe herab, wirf hie und da Parkanlagen hinein, grösser als ganze Staaten des zahmen, kleinlichen Ostens, und Gärten von gigantischen Statuen — Statuen von Göttern und Genien und Gnomen, von Titanen, Centauren und

namenlosen Ungeheuern, tausende von Fuss hoch, ausgehauen in Jahrtausenden durch Wind und Wogen und wirbelnde Wasser. Setz allen Bergspitzen Hauben von ewigem Eis und Schnee auf, bekleide ihre rauhen Abhänge mit wogenden Forsten und wertvollsten Bauhölzern. Fülle alle Thäler am Fusse der Berge mit Obst und Gemüse-Gärten und Weingärten und Kornfeldern, überladen mit prächtigsten Früchten und statte die bis zum fernen Horizont reichenden Weideländereien mit Rinder- und Schafheerden aus, strotzend von Kraft und Üppigkeit. Unterlege dann das ganze weite Land mit Gold und Silber, Blei, Kupfer, Zinn und Eisenerzen, mit hundertfarbigem Marmor, mit Kohlen aller Art, mit Salz, Schwefel, Soda, Kalkstein, Gyps und fast allen nutzbaren Metallen und Mineralien. Schütte durch zahllose, wundervolle Schluchten mächtige Ströme aus mit Wasserkräften, die ausreichen würden, alle Maschinen der Welt in Bewegung zu setzen . . . Endlich breite als glänzendes Busen-Juwel der ganzen erhabenen Scenerie die fünfundzwanzighundert Quadratmeilen jenes majestätischen, geheimnisvollen Sees aus, dessen Wasser Reichtümer in Lösung enthalten, die ausreichen würden, um alle Nationalschulden der Welt zu bezahlen und noch Jedermann vom Nord- bis zum Südpol ein anständiges Vermögen übrig zu lassen. — Und über all das wirf den Glorienschein eines unübertroffenen Klimas unter einem Himmelsgewölbe ohne Sünde und Tod zu einem Paradiese emporklimmend, und den leuchtenden Glanz eines Himmels von so tiefem Azur-Blau, wie er niemals seine krystallenen Bogen über den weitberühmten, mit Bettlern umsäumten und mit Flöhen umgürteten Golf von Neapel oder den See von Como gespannt hat, — — Und — Du hast eine armselige, kümmerliche, noch nicht annähernd richtige Idee von Utah! (— you have a poor, faint, puny approximation to an idea of Utah!)«

Nun man wird mir zugeben, man kann die Farben kaum dicker auftragen und kann ein leibhaftiges Paradies

kaum mit glänzenderen Worten schildern als dieses »gelobte Land der Heiligen der letzten Tage«.

Wie schade, dass es diesem Ideal so wenig entspricht; denn sonst müsste sich schleunigst der Strom der Auswanderer in dies »Schatzhaus der Götter« ergiessen, das nach den Berechnungen des Verfassers für mehr als 20 Millionen fleissiger Menschen genügend Platz bietet, heute aber noch immer nur 220 000 Einwohner ernährt und wohl auch noch recht, recht lange wird warten müssen, bis es im Stande ist, 2 Millionen Menschen in seinen Wüsten und Einöden Wohnplätze zu gewähren.

Ein beträchtlicher Teil des Landes Utah ist unwirtbares Gebirgsland, und ein anderer Teil wird selbst auf den amerikanischen Karten als die »Great American Desert« als die grosse, amerikanische Wüste bezeichnet. Es ist jene flache Mulde, die einst wohl von den Wassern des Salzsees bedeckt war, heute aber öde und verdorrt für jede Kultur unbrauchbar zu sein scheint. Was dann nach Abzug des grossen Sees, der Wüste und der Hochgebirge von dem »Gelobten Lande« noch übrig bleibt, ist aber keineswegs üppige Prairie oder wuchernder Urwald, sondern ist nur zum weitaus geringsten Teile zur Kultur brauchbar. Denn wenn man von dem Lande rühmt, dass es 300 reine Sonnentage und nur wenige Regentage habe, dass die Sonne mit südlicher Kraft herniederbrenne und köstliche Trauben und Früchte zeitige, so kann man sich wohl ohne grosse Mühe vorstellen, dass dieselbe Sonne, wenn sie ewig und gleichbleibend neunzehntel des Jahres scheint, den Boden so ausdörren muss, dass von Pflanzenwuchs ohne künstliche Bewässerung kaum die Rede sein kann.

In einer amtlichen Publikation über »Utah, Her Cities, Towns and Resources« (edited by Manly and Litteral, Chicago 1891) wird das auch unumwunden zugestanden und berechnet, dass nur da, wo in den wenigen Flussniederungen genügend Feuchtigkeit vorhanden und wo Wasser aus den benachbarten Bergen hingeleitet werden könne, an eine

Kultur des Bodens zu denken sei. Von den 52,601,600 acres des ganzen Landes werden aber nur etwa 2,304,000 acres bewässert werden können und ich glaube, man ist auch bei diesen Berechnungen noch ziemlich optimistisch verfahren. Gegenwärtig sind nur etwa 423,300 acres unter Kultur und es wird recht grosse Opfer kosten, mehr Wasser zu sammeln und auf die dürstenden Felder zu leiten.

Soweit in der Nähe der Hauptstadt das klare Wasser zwischen allen Feldern rieselt, schafft es freilich eine Üppigkeit des Pflanzen- und Baumwuchses, die erstaunlich ist, die Obstbäume sind überladen mit Früchten, die Kornfelder und Luzernekoppeln geben reiche Erträge, die bewässerten Wiesen ernähren prächtiges Vieh. Aber wie abgeschnitten ist die Vegetation, wo die Bewässerungsrinnen aufhören und eine künstliche Belebung des Bodens nicht möglich oder noch nicht durchgeführt ist. Da deckt graue Steppenvegetation das Land, wenn nicht das nackte ausgewaschene Gestein zu Tage tritt.

Die Mormonen haben sich deshalb auch fast nur am Abhange der Schneeberge am Salzsee und nach Süden hin dem Laufe des Jordanflusses folgend angesiedelt und hier nur verhältnissmässig kleine Territorien für jede Familie in Kultur genommen. Auf der Fahrt nach Lehi (spr. Lihei), wohin mich die Bahn in wenigen Stunden brachte, hatte ich Gelegenheit genug, die zahlreichen kleinen Farmen zu beobachten, die überall zwischen den Einöden zerstreut liegen und in dem Städtchen selber, das in etwas sandiger Gegend an den flachen Ufern des Utah-Sees gelegen ist, konnte ich noch eine wenig amerikanisierte Ansiedlung der Mormonen betrachten.

Einen städtischen Charakter hat das Gemeinwesen durchaus nicht. Wie in Salt Lake City sind breite, schöne Strassen, auf beiden Seiten mit fliessendem Wasser und Pappel-Alleen angelegt, die regelmässigen Vierecke, die zwischen ihnen liegen, sind wieder in kleinere Vierecke von etwa 2 Morgen Grösse geteilt, auf jedem steht einige Meter

von der Strasse entfernt das bescheidene Häuschen der Bewohner, von Weinlaub umrankt, von fruchtbeladenen Pfirsich-, Birnen- und Äpfelbäumen beschattet, der kleine Hofraum mit Stallung und Strohhaufen nebst dem Gemüsegarten schliessen sich an das Wohnhaus an und diese kleine Scholle ist in der intensivsten Weise kultiviert und bringt unter dem Einfluss reichlicher Düngung und Bewässerung grosse Erträge. Der eigentliche Ackerbesitz in der Umgebung der Stadt ist selten ausgedehnt, meist nur etwa 10 acres gross, ausreichend um die Familie zu ernähren.

Als ich am Abend durch die mondbeschienenen sonst nicht zu beleuchtenden Strassen der »Stadt« wanderte und von einem Block zum andern gehend stets dasselbe friedliche Bild der Farmhäuser gewahrte, in manchem Hause die Familie im Wohnzimmer versammelt sah, den Hausherrn auf dem Harmonium geistliche Lieder spielend, die Hausgenossen dazu singend, überkam mich ein eigenartiges, in den Städten der amerikanischen Union kaum gekanntes Gefühl friedlichen Behagens und ich dehnte diese Abendpromenade länger aus, als ich beabsichtigt hatte. Vergeblich suchte ich nach der eigentlichen Stadt, nach dem Brennpunkt des Verkehrslebens und nur eine einzige, kurze Strasse fand ich, in der die Saloons und Stores der Amerikaner auf die Anwesenheit fremder Elemente schliessen liessen.

Die übrigen Strassen waren leer, nur hie und da galoppierte ein Arbeiter oder ein Farmer aus der Umgegend an mir vorüber, erstere nicht selten mit grossen Körben oder Schachteln am Arm, Fussgänger habe ich kaum getroffen und gegen 9 Uhr waren auch die Lichter in den Häusern erloschen, der Gesang verstummt, die Mormonen pflegten der Ruhe.

Am nächsten Tage sagte mir der Direktor der neuen grossen Zuckerfabrik, die hier im gelobten Lande erstanden ist, dass die »Heiligen« überhaupt mehr an ihr himmlisches als an ihr irdisches Heil dächten und fast ausnahmslos aus

der Hand in den Mund, in bescheidenen Verhältnissen dahin lebten und nur für den eigenen Bedarf sorgten, ganz verschieden von den unruhigen Yankees, die in ihrer nervösen Hast und Gewinnsucht sich kaum Zeit zur Ruhe liessen.

Auf diese Zuckerfabrik setzen natürlich die Zukunftspolitiker des Landes die allergrössten Hoffnungen und ich kam selber mit ziemlich hochgespannten Erwartungen hierher.

Den Zeitungsnotizen in der »Salt Lake Times«, die das Werk und seinen Einfluss auf die Landwirtschaft verherrlichten, legte ich wenig Gewicht bei. Aber auf der bereits erwähnten landwirtschaftlichen Ausstellung in der Hauptstadt hatte ich auch die Zuckerfabrik vertreten gefunden.

Sie hatte ganz vorzügliche Zuckerrüben ausgestellt, daneben in grossen Glasgefässen die Rübenschnitzel, den Rohzucker und den feinen Konsumzucker und erklärende Notizen verkündeten in grossen Lettern den staunenden Farmern, welche Gewinne sie bei der Zuckerrübenkultur machen könnten. Da war zu lesen als Angabe der Direktion der Fabrik, dass die ausgestellten »Kleinwanzlebener Original«-Rüben

pro acre 23,8 tons Rüben geliefert
in den Rüben 17,0 pCt. Zucker enthielten
und eine Reinheit von 85,2 pCt. aufwiesen.

»Knauers verbesserte Imperial-Rose« sollte sogar 25 tons Rüben mit 16,4 pCt. Zucker und 86 pCt. Reinheitsquotienten ergeben haben.

Das wären qualitativ und quantitativ Erträge gewesen, wie man sie nicht besser wünschen konnte, und 265 Ztr. mit 17 pCt. Zucker pro Morgen oder 278 Ctr. mit 16,4 pCt. Zucker würde den amerikanischen Fabriken ohne Weiteres den Vorsprung vor allen anderen Zucker erzeugenden Ländern gesichert haben.

Wer aber von den Landwirten der Umgegend gemeint hätte, solche Resultate als Durchschnitt zu erzielen, der würde arg enttäuscht gewesen sein. Als ich auf der gut gebauten und gut arbeitenden Fabrik nachher die kleinen,

welken Zuckerrüben sah und den Direktor fragte, wie er mit solchen Rüben Ernteerträge wie die auf der Ausstellung verherrlichten erzielen wolle, erklärte er lachend, »that's only for the schow,« für die Ausstellung macht man solche Ziffern zurecht, die Zahlen entsprächen auch vollständig der Wahrheit, seien aber nur auf kleinen, auserlesenen, ganz besonders gut behandelten und bewässerten Flächen erzielt worden. Den Durchschnittsertrag pro acre schätzte er auf 10 tons (à 2000 Pfd. engl. etwa 18 Ctr.). Den Ertrag der eigenen 400 acres grossen Fabrikländereien nur auf 8 tons = ca. 90 Ctr. pro Morgen. Er rechnete auf eine Verarbeitung von 25—30000 tons während der Kampagne also von 450—540000 Ctr. Rüben, die ihm von nicht weniger als 600 Rübenbauern geliefert werden sollten.

Schon das wird jeder Sachverständige als ein wenig günstiges Verhältnis bezeichnen und wenn man dazu erwägt, dass hier ohne Bewässerung ein erfolgreicher Rübenbau nicht möglich ist und dass die schönen Pläne der Zuckerfabrik, auf eigenen ausgedehnten Feldern ihre Rüben zum grössten Teil selbst zu bebauen, daran scheiterten, dass nicht genügend Wasser vorhanden war, um die 400 acres, die im letzten Jahre bepflanzt waren, ordnungsmässig zu berieseln, und dass auch kein Wasser mehr beschafft werden kann, so wird man sich vor der Zuckerindustrie im Utah-Lande nicht sonderlich zu änstigen haben.

Auch der Zuckergehalt der Rüben war keinesfalls ein so hervorragender, wie man nach den wenigen Analysen, die man den reklamewütigen Zeitungsschreibern mitteilt, erwarten durfte.

Das Rohmaterial der 1. Kampagne 1891 hatte nur mit 10,5 pCt. polarisiert und eine durchschnittliche Reinheit von 77 pCt. aufgewiesen. Die bis zum 6. Oktober verarbeiteten Rüben der Kampagne 1892 wiesen nach den mir vorgelegten Betriebsregistern einen Zuckergehalt von 14,2 pCt. und eine Reinheit von 81,3 pCt. auf, waren aber zumeist recht saftarm und trocken und man wird froh sein, wenn man bei einer

recht mässigen, quantitativen Ernte eine Ausbeute von 9 pCt. Consum-Zucker als Durchschnitt erhält.

Nun sind auch hier sowenig wie in Nebraska die Rübenschnitzel zu verwerten, sondern müssen in den See gefahren werden, die Farmer sind zu regelmässiger Kultur des Bodens, zu rechtzeitiger Anlieferung noch nicht zu bewegen, die Fabrik muss alle Rüben nehmen, wann und wie sie von den Farmern angeliefert werden und kann sie natürlich nur mit Verlust an Zuckergehalt in den grossen Schuppen aufbewahren, muss aber 5 Dollar pro Tonne (= 1,15 Mark pro Ctr.) zahlen, ohne Rücksicht auf den Reichtum der Rüben.

Die Kohlen kommen aus den Roky Mountains und sind bei der geringen Güte derselben mit 2,60 Dollar pro Tonne hoch bezahlt, der Koakes dagegen muss den kolossalen Weg von Pennsylvania über die Felsengebirge hierher machen und kostet deshalb nicht weniger als 18 Dollar pro Tonne = 4,25 Mark pro Ctr. Die Arbeitslöhne sind auch hier sehr hoch, nicht unter 2 Dollar für einen Arbeiter auf der Fabrik, 1 1/2 Dollar für den Feldarbeiter und die Unkosten der Erbauung der Fabrik incl. der Kasernen und Lagerschuppen etc. beliefen sich, trotzdem der Grund und Boden unentgeltlich gegeben war, auf mehr als 500000 Dollar = 2100000 Mark.

Obwohl ich nun nachgerade gegen diese allenthalben und fast für jede Fabrik angeführte runde Summe einiges Misstrauen hege, — in Deutschland würde eine derartige Fabrik kaum halb so viel kosten, — so mag hier in dem fern gelegenen Utah-Lande eine solche Bausumme erklärlich sein, kosteten doch allein die Maschinen, obwohl durchweg amerikanischen Ursprungs, nicht weniger als 45,000 Dollar Fracht. Bei einem landesüblichen Zinsfuss von 7 pCt. fällt aber die Höhe des Anlagekapitals für die Rentabilität nicht unwesentlich in's Gewicht.

Trotzdem mag mit der Zeit die »Utah sugar Co.«, deren Teilhaber fast nur Mormonen sind und unter denen

sich selbst einige doppelte und dreifache Millionäre (in Dollar) befinden, die ihre Reichtümer durch Minenspekulationen erworben haben, — trotzdem sage ich, mag die Fabrik, wenn die heutigen Prämien bestehen bleiben, mit Gewinn arbeiten können.

Denn erstens giebt der Staat Utah zu den 2 cts. pro Pfund Prämie der Bundesregierung noch 1 cts. bis zu 30,000 Dollar jährlich hinzu, was eine Staatsunterstützung von 14,28 Mk. pro Ctr. Zucker entspricht, also etwa dem Preise guten Rohzuckers in Deutschland gleichkommt, sodann hat die Fabrik für den ihr nahegelegenen Bezirk das Verkaufsmonopol, insofern die riesige Entfernung von den Einfuhrhäfen der Union*) ihr zum Mindesten die Fracht-Differenz als weitere Prämie sichert. Z. Zt. war der Tarifsatz pro Pfund Zucker von New-York etwa 1 1/4 cts., von San Francisko 1 cts. und da von der Küste des stillen Ozeans bei den dortigen hohen Preisen kaum eine Konkurrenz zu befürchten steht, so könnte die Fabrik zum Mindesten 1 1/4 cts. pro Pfund Zuschlag erheben, ehe sie einen fremden Wettbewerb zu fürchten hätte. Der Preis für 1 Pfund granulated war daher auch durchschnittlich 6,5—7 cts. und incl. der Staatsprämien erhielt die Fabrik 10 cts. pro Pfund, also 47,60 Mark pro Ctr. Krystallzucker und trotzdem klagte man, und wie ich glaube nicht mit Unrecht darüber, dass vorläufig noch nichts verdient werde.

Nach dem allen aber glaube ich nicht, dass hier in diesem vielgepriesenen Lande trotz seines blauen Himmels und seines »unübertrefflichen« Klimas einmal eine grosse Zucker-Industrie erblühen könne, die den alten Zuckerländern Konkurrenz machen könnte.

Die hauptsächlichste Bedeutung des Landes liegt heute und vielleicht für lange Zeit noch in dem Reichtum seiner Minen- und Bergwerke und wenn das Land auch nicht

*) Die Entfernung von New-York ist etwa 2500, von San Francisko 870 englische Meilen.

»unterlegt ist mit Gold und Silber, Blei, Kupfer, Zinn und Eisenerzen« etc., so ist doch der Vorrat an wertvollen Metallen in diesen erst seit wenigen Jahrzehnten bekannten und nur oberflächlich durchforschten Gebirgsmassen ein ganz erstaunlicher.

Kolossale Vermögen sind bereits aus den Silbergruben gezogen worden und neue bonanzas werden noch immer entdeckt, sodass unser sanguinischer Schriftsteller von »Bergen von Gold- und Silber-Erz« phantasiert, »neben denen die berühmten Reichtümer des comstock-Schachtes eines Tages zu Bettler-Pfennigen herabsinken würden, die aber heute ihre Häupter noch unberührt von Pickel, Spaten und Bohrer zum Himmel emporrecken.«

Der Gesamt-Ertrag der jungen Minen-Industrie des Landes war bis zum Jahre 1890 bereits 175 Millionen Dollar an Gold, Silber, Kupfer und Blei. Das Jahr 1890 gab allein eine Ausbeute von 14,346,783 Dollar und im Etatsjahr 1892 wurden 31,444 Unzen Gold und 8,750,000 Unzen Silber dem Schoosse der Gebirge entnommen mit einem Münzwert von ca. 12,000,000 Dollar oder ca. 50 Millionen Mark.

Die unerwartet reichen Schätze, die sich in den Bergen finden, haben manchen der frommen Mormonen zum Millionär gemacht und mit dazu beigetragen, dass die friedliche Harmonie der Heiligen der letzten Tage gestört wurde; denn hätte nicht der Glanz des Silbers und Goldes gelockt, der vielgerühmte Reichtum des Bodens, der blaue Himmel und die wässerigen Schätze des grossen Salzsees hätten wohl kaum die fremden Einwanderer hierhergezogen und neben den Mormonen wären die wilden Utah-Indianer wohl noch heute die Bewohner dieses »Schatzhauses der Götter«.

Nicht weit von den Gebäuden der Zuckerfabrik sah ich auf der öden Steppe noch ein elendes Zelt solcher herumschweifenden Indianer, das aus wenigen Stangen und einzelnen Tierfellen hergestellt, nur geringen Schutz gegen die Strahlen der Sonne bot. Rund herum auf den dornigen

Mimosengebüschen waren Streifen von Wildfleisch zum Trocknen aufgehängt und das frisch aufgespannte Fell eines jungen Hirsches bewies, dass der abwesende Hausherr nicht mit leeren Händen aus den Jagdgründen der nahen Gebirge zurückgekehrt war. Die kleine hässliche, in bunte Tücher eingehüllte Frau und die schmutzigen, halbnackend am Boden herumkriechenden, schwarzhaarigen Kinder dieser einstigen Beherrscher des Landes machten aber hier Angesichts der Fabrikschornsteine und des industriellen Lebens einen um so traurigeren Eindruck. Sie sind Anachronismen, und wandernde Jäger können keine Stätte mehr beanspruchen, da, wo landwirtschaftliche Hochkultur und Industrie ihre Wohnstätten aufgeschlagen haben.

XII.

Aus Californien.

Da bin ich nun, nachdem ich den ganzen grossen Kontinent von Nordamerika durchquert habe, glücklich an den Gestaden des Stillen Ozeans angelangt! Es ist mir fast wie ein Traum!

Nach tagelanger Fahrt im Pulmanwagen der Union Pacific kam ich mir vor, als ich die herrliche Bucht von San Francisko vor mir liegen sah und im Morgennebel auf dem gewaltigen Fährboot nach der Metropole des Westens hinüberfuhr, als ob ich nach langer, ermüdender Seefahrt endlich in den sichern Hafen einliefe. So wohlig war das Gefühl, nachdem man tagelang nichts als die öde, menschenleere Prairie gesehen hatte und nun aus den Fluten, von der Morgensonne vergoldet, klar, wie es selten der Fall sein soll, die wundervollen Berge emporstiegen und an ihnen sich die Häusermassen hinaufzogen, um oben die prächtigen Profillinien noch zu verschärfen und zu verschönern, während zahllose Schiffe die grosse Hafenbucht belebten.

Als ich dann in dem geradezu grossartigen, geschmackvoll erbauten und dabei doch behaglich eingerichteten Palace-Hôtel Unterkunft gefunden hatte, und in der Marketstreet vor den prächtigen Läden und Schaufenstern herumgeschlendert war, steigerte sich dieses Gefühl des Wohlbehagens noch.

Denn San Francisko ist eine neue, sich schnell entwickelnde, aber eine schöne Stadt, schön nicht nur wegen ihrer herrlichen Lage am Berge und am Wasser, wegen der

steil bergauf und bergab laufenden Strassen, sondern auch schön deswegen, weil überall Ordnung und Sauberkeit herrscht und allgemeiner Wohlstand und Wohlbehagen weit mehr dem Beobachter entgegentreten, als in den östlichen und mittlern Städten der Union.

Zwar fehlt es auch hier nicht an einigen schmutzigen Quartieren; das Hafenviertel und die Chinesenstadt sind nicht gerade die angenehmsten und da, wo schnell weiter gebaut wird, ist auch nicht selten Unordnung und Schmutz, aber im allgemeinen sind reizende kleine Häuschen, zierlich in Holz gebaut, sauber gehalten und mit Vorgärten verziert, selbst in den Arbeitervierteln vorherrschend und liefern den Beweis, dass die hohen Löhne — selten unter 2 Dollar = 8,50 Mk. pro Tag — und die verhältnissmässig billigen Preise der notwendigen Lebensmittel auch den unteren Schichten des Volkes das Leben leicht und angenehm machen.

Die hässlichen Holztrottoire der Mittelstaaten schwinden hier immer mehr und weichen allenthalben breiten, schönen Cement- und Asphalttrottoiren, die Strassen sind durchweg gut gepflastert. Massenhafte Kabelbahnen eilen mit ihren eleganten, halboffenen Wagen die steilsten Strassen hinan.

Statt der schweren, gedrückten englischen Bauart mit ihren Anklängen an gothische Architektur, ihren turmartigen Anbauten, Zinnen und wunderlich verschnörkelten Steinornamenten herrscht hier allenthalben ein leichter, angenehmer Renaissancestil vor, dem französischen Geschmack sich nähernd, mit kleinen zierlichen Säulen, Erkern und Balkonen, vorspringendem Dach, mit schönen Konsolen.

Dabei sind die meisten Häuser in Holz gebaut und luftig neben einander stehend, von schönen Gärtchen umgeben, wo nicht eigentliche Geschäftsstadt herrscht. Prächtige Fächerpalmen, hohe, bis zum Dach emporragende Dracänen, Cedern und Magnolienbäume, Fuchsien, Rosen und Heliotrope von mächtigen Grössenverhältnissen erinnern an ein südliches Klima, und doch ist es nicht heiss und schwül, sondern eher angenehm, frühlingsmässig und kühl.

Herrscht doch hier an der Meeresküste ein ewiges Frühlingsklima, ohne eigentlichen Winter, aber auch ohne Sommer, sodass die Pessimisten von einem grün angestrichenen Winter reden, weil täglich die frischen Seewinde durch das »goldene Thor« in die Bucht wehen und selbst im Sommer den Überzieher rätlich erscheinen lassen. Die Durchschnittstemperatur in San Francisko beträgt 56° Fahrenheit, dabei im Sommer 60, im Winter 51 (13,3—15,5 10,5° C.), sodass man wohl mit Recht von einem ewigen Frühling reden könnte.

Darum prangt der schöne Golden-Gate-Park auch in einer halbtropischen Vegetation, die Enkalyptus, Cedern und Cypressenbäume, die Jucca-Palmen und Lorbeerbüsche gedeihen noch auf den Sandhügeln der Dünen des Stillen Ozeans, die zu gewaltiger Höhe angehäuft, bisher ein Spiel der Winde waren. Jetzt werden sie in immer weiterer Ausdehnung mit Buschwerk bepflanzt und zu dem Park herangezogen, sodass man bereits bis hart an die Brandung des Ozeans in den Parkanlagen sechs Meilen weit fahren kann, um beim Cliffhouse die vielen grossen Seelöwen auf den wenige Hundert Meter vom Ufer entfernten Felsenklippen liegen und ihr Spiel mit den Wellen und miteinander treiben zu sehen.

Ein eigenartiges, fesselndes Bild, diese ungeschlachten Seethiere, die sonst nur noch in unzugänglichen Teilen des nordischen Ozeans zu finden sind, hier in vielen Hunderten von Pracht-Exemplaren, unmittelbar vor den Augen der Grossstadt sich in den brandenden Wogen des Stillen Ozeans tummeln zu sehen. Mehr als einmal kehrte ich hierher zurück. Der Blick in die unermessliche Wasserwüste des grössten aller Ozeane erwecken mir immer wieder die Sehnsucht, über diese Wasser hinweg zu neuen, noch nicht gesehenen Ländern zu eilen und Tagelang habe ich die feste Absicht gehabt, von hier aus mit den Spreckels'schen Dampfern den fernen Sandwich-Inseln mit ihren Feuerschlünden und ihren reichen Zuckerplantagen einen Besuch abzustatten. Nur die Rück-

sicht auf die lange Zeit, die ich dadurch verlor, zwang mich schliesslich zur Aufgabe meines Planes.

Von San Francisko, seinem Leben und Treiben, seinem Chinesenviertel mit all seinen Hässlichkeiten will ich nicht reden, es ist zu oft geschildert und kritisiert worden; aber einen Blick auf das Wunderland Californien bitte ich den Leser mit mir werfen zu wollen.

Californien war bis vor wenigen Jahren in der Welt nur bekannt als das Goldland, in dem Tausende und Abertausende von Abenteurern mit gierigen Händen den Boden durchwühlten nach dem »gelben Stoff«, der ihnen allen Reichtum und Glück bringen sollte. Den Boden, der diese Schätze barg, beachtete man wenig, er glich einer Wüste und wurde des Anbaues nicht für wert gehalten. Auch heute noch ist Californien das erste Goldland der Welt, aber man redet heute viel weniger von seinen mineralischen Schätzen als von dem, was fleissige Menschenhände dem scheinbar wertlosen Boden abgerungen haben.

Die goldenen Ähren seiner Weizenfelder, die goldenen Früchte seiner Orangen- und Pfirsichbäume, der goldene Saft seiner Trauben sind es, die heute viel mehr den Ruhm des Goldlandes Californien begründen und dauernd begründen werden.

Es ist ein wunderbares Land von einer ganz ungeheuren Produktionskraft, weil ein ewiger Frühling und ein fruchtbarer Boden, da wo Wasser genug vorhanden, Erzeugnisse zeitigen, in Menge und Güte so ausgezeichnet, dass es dem Californier nicht zu verargen ist, wenn er stolz ist auf seine Heimat.

Hier herrscht kein Mangel, hier fliesst Milch und Honig, und eher der Überfluss an Erzeugnissen, die nicht zu verwerten sind, ist es, was dem Landmann Sorge macht.

Wusste man doch noch vor wenigen Jahren, ehe die heute entwickelte Industrie der Konservierung der Früchte bestand, ehe man die Trauben richtig zu keltern und den Saft zu behandeln gelernt hatte, oft genug gar nicht, was

man mit dem Überfluss an köstlichstem Tafelobst und Rebensaft anfangen sollte, für den es noch keinen Markt gab. Die Ausstellungen, die regelmässig von den Erzeugnissen des Landes stattfinden, und in besonderen Ausstellungszügen, die von Grossstadt zu Grossstadt fahren, den Mittelstaaten und dem Osten der Union vorführen, was Californien zu leisten vermag, zeigen wahre Ungeheuer von Kürbissen, Melonen, Kohlköpfen, Rüben, Kartoffeln und Früchten, und Trauben von einer Grösse und Schönheit, als seien sie von den Abgesandten des Volkes Gottes aus dem gelobten Lande gebracht worden. Nach wenigen Jahren, meist schon im zweiten und dritten Jahre, tragen die Obstbäume ihre Früchte, und geradezu staunenswert sind die Erträge, die hier von Obst- und Weinplantagen, von Orangen- und Olivenhainen gewonnen werden. Ganze Eisenbahnzüge durchqueren jetzt regelmässig die unermesslichen Wüsten des Felsengebirges, um den Oststaaten die frischen Früchte zu bringen, die fast zu allen Jahreszeiten dort auf den Tafeln der Gasthäuser zu finden sind und in unglaublichen Mengen in den Strassen der Grossstädte feil geboten werden.

Grossartige Industrien sind entstanden, um getrocknetes Obst zu bereiten, Konservenfabriken in ungezählter Menge sorgen für das Einmachen und Verarbeiten der Früchte. Die Ölberge liefern hochfeine Olivenöle, und Parfümerien werden bereits in grossem Massstab aus den Blüten der feldmässig angebauten Blumen hergestellt. Der Wein war zeitweilig in solchen Massen vorhanden, dass man froh sein musste, ihn für Spottpreise los zu werden, um Platz für die neue Ernte zu schaffen.

Dass Weizenbau und Viehzucht im grossen auf meilenweiten Feldern getrieben, dass der Weizen von Maschinen und nicht von Menschenhänden gebaut wird, ist allbekannt, ebenso, dass Californien heute bereits, trotz der gewaltigen Entfernungen und der unendlichen Länge des Seeweges um die Spitze Südamerikas herum, von seinem Erntesegen erstaunliche Massen an den europäischen Markt liefert und

mehr Körner exportiert als die weiten Prairien, die eigentlichen Kornkammern »im fernen Westen«, im Innern der Union.

Im Norden des Landes gedeihen Obst und Gemüse oft ohne eigentliche Bewässerung; im Süden, namentlich in dem neuerdings so viel gerühmten, vor kurzem noch als Wüste verschrieenen Thal von Los Angeles und Bernardino County sind all die herrlichen Apfelsinen- und Citronenpflanzungen zumeist nur möglich, wenn reichliche Wassermengen den fehlenden Regen zu ersetzen vermögen, und grosse Kapitalien sind bereits ausgegeben, um Thalsperren zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und überall hin das belebende Nass zu leiten.

Wahrlich, wer sieht und hört, was hier in einem milden Klima geschaffen worden ist, wie das Wasser aus scheinbar hoffnungslos unfruchtbarem Boden ein Paradies gezeitigt hat, der wird nicht leichten Herzens daran denken können, die Ländereien, die in Südwestafrika heute dem deutschen Einfluss zugefallen sind, deshalb für wertlos und aussichtslos zu halten, weil die Erträge noch fehlen und auch dort der Mensch erst künstlich wird schaffen müssen, was die Natur diesen sonst nicht stiefmütterlich bedachten Distrikten vorenthalten hat.

Die Amerikaner könnten uns, wie in so manchen anderen Dingen, so auch hierin ein gutes Vorbild sein.

Für das wunderbare Klima des Landes spricht es auch, dass in Nord-Californien, wiewohl die Spitzen der Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind, im Thal von Sacramento noch fruchttragende Dattelpalmen zu gewaltiger Höhe wachsen und im Süden die Bananen ihre mächtigen Fruchtbüschel zu völliger Reife entwickeln.

Die Erträge, die von den Fruchtgärten gewonnen werden, sind ganz erstaunlich.

Wenn man sich auch daran gewöhnen muss, das was der Amerikaner sagt, mit einigen Zweifeln zu betrachten, weil er, wie schon gesagt, stets im Superlativ zu reden

gewohnt ist und überall das Grösste und Beste in der Welt zu haben behauptet, so ist doch eine Menge von Beispielen amtlich beglaubigt, die zeigen, was der Boden zu leisten vermag.

Ein Orangegarten von 10 Hektar, der im Jahre 1883 noch eine Wüste war, brachte ausser den Nebenerträgen durch Viehhaltung und Zwischenfrüchte im Jahre 1890 einen Reinertrag von 10300 Dollars oder 43000 Mark für Orangen — also ein kleines Vermögen von einer Ernte. Äpfel, Pfirsiche, Birnen, Trauben u. s. w. brachten recht oft nach einigen Jahren jährliche Reinerträge von 300—400 Dollars vom Acre, also bis zu 4000 Mark vom Hektar.

Einige Beispiele aus dem Kern-County in dem grossen San Joaquin-Thale über die Erträge von Pfirsichgärten zeigen das schnelle Gedeihen der jungen Bäume und die Fülle von Früchten, die hier in geradezu erstaunlicher Grösse gezeitigt werden. Ein solcher Pfirsichgarten von 15 Acres = 6 ha. Grösse brachte bereits nach 18 Monaten 90 Zentner schöne Früchte und daneben für Zwischenfrüchte etwa 500 Dollar. Im folgenden Jahre wurden 7731 Kisten frische Früchte, 3000 Pfund getrocknete Früchte und verschiedene hundert Kisten auserlesener Früchte in kleinen Körbchen verpackt zum Versandt gebracht. Die gesamten Unkosten des Jahres waren nur 20 Dollar pro acre und der Reinertrag nicht weniger als 340 Dollar pro acre = 3527 Mark pro Hectar.

In einem anderen bereits 6 Jahre alten Garten von 20 acres, dessen besonders schöne Früchte mit 4 bis 5 Cts. = 17—20 Pfennig pro Pfund verkauft wurden, wird der Netto-Überschuss sogar mit 600 Dollar pro acre = 6225 Mark pro Hektar angegeben.

Es ist aber auch eine Freude, diese weit ausgedehnten Obstplantagen und Weingärten zu sehen. Lauter junge Bäume, niedrig gehalten, in schnurgeraden Reihen stehend und mit Früchten beladen. Die Reben, die hier nicht am Bergeshang den Aprall der Sonne suchen, sondern in buchstäblich oft unabsehbaren, ebenen Weingärten gepflanzt sind,

hängen so voll von mächtigen Trauben, wie es in den alten Kulturländern Europas wohl nirgends zu finden ist.

Wie grossartig und zielbewusst und mit welchen Mitteln man hier Kolonisation betreibt, dafür nur ein Beispiel! Nach dem mir vorliegenden Prospekt der Kern-County Land company beträgt das Aktienkapital dieser Gesellschaft nicht weniger als 10 Millionen Dollar = 42 Millionen Mark. Von ihrem Landbesitz bietet sie in der Nähe der schnell wachsenden Stadt Bakersfield 500000 acres Gartenland, geeignet zu Pfirsich- und Rosinenzucht, pro acre mit 60 Dollars an, die zu ein Viertel baar, zu drei Vierteln in drei Jahresraten zu zahlen sind. Ein Bewässerungssystem von 300 engl. Meilen Hauptkanälen und etwa 1000 Meilen Nebenkanälen sind angelegt, Kirchen und Schulen sind bereits errichtet und dem Ansiedler wird alles geboten, dass er in kurzer Zeit sich heimisch fühlen kann.

In gut gepflegten Weingärten rechnet man schon im zweiten Jahr nach dem Pflanzen auf eine Ernte und Beispiele werden genug angeführt, wonach das Produkt des zweiten Jahres bereits alle Unkosten der Kultur und des Pflanzens deckte. Vom dritten Jahre steigt der Ertrag schnell und ein Herbst von 15—20 tons pro acre = 685 bis 881 Zentner Trauben pro Hektar gilt als keine Seltenheit, da all dieser schier unglaubliche Erntesegen, der nur mit etwa 1 Dollar pro Zentner berechnet wird, unmöglich bei dem noch vorhandenen, aber mit Recht immer mehr schwindenden Misstrauen gegen kalifornische Weine, gekeltert werden kann, so hat man seit etwa 12 Jahren in Süd-Kalifornien begonnen, aus den süssen Muskat-Trauben Rosinen von vorzüglicher Güte herzustellen. Das heisse beständige Wetter während der Herbstmonate begünstigt und erleichtert das Dörren der Trauben und hat die Rosinen-Industrie so gewaltig anwachsen lassen, dass die Nordamerikanische Union kaum noch fremdes Produkt braucht und die Produzenten bereits daran denken, fremde Märkte aufzusuchen.

Die Sorge ist eben nur die, ob es möglich sein wird, den schnell anwachsenden Erntesegen all dieser Fruchtgärten dauernd zu guten Preisen zu verwerten, denn die konsumierende Bevölkerung im Lande selbst ist noch immer wenig zahlreich, der Weg zu menschenreichen Gegenden sehr weit und die Fracht teuer, obgleich Spezialzüge zu den Märkten des Ostens laufen.

Die weiten Erfernungen und die hohen Passagierpreise, welche die Eisenbahnen vermöge ihres unzerbrechlichen Monopols fordern können, verhindern auch eine starke Einwanderung und damit ein schnelleres Wachsen der Bevölkerung. Kostet doch die Fahrt von New-York nach San Francisko fast viermal so viel als die Zwischendeckreise von Bremen nach New-York.

Platz für fleissige Hände, lohnende Arbeit wäre hier genug! Der Tagelohn des gewöhnlichen Handarbeiters ist kaum unter 8 Mark und der Lebensunterhalt ist verhältnismässig billig, weit billiger als im Osten. Der allgemeine Wohlstand, auch der arbeitenden Klassen, ist daher kaum irgendwo besser, als gerade hier, denn die Vermögensschätzung, die weit unter der Wirklichkeit bleibt, giebt das vorhandene Vermögen der Bevölkerung auf mehr als 1000 Dollars den Kopf, d. h. auf etwa 20000 Mark für eine Durchschnittsfamilie von fünf Personen.

Man nennt Nordamerika so gern und nicht mit Unrecht das Land der Zukunft — ich glaube, von keinem Staate der Union könnte man das mit grösserem Rechte sagen, als von Kalifornien.

XIII.

Das Zuckerland Kalifornien.

Früher das Goldland, heute das Land der goldenen Früchte, träumte und träumt noch jetzt Kalifornien davon, auch einmal das grosse Zuckerland des Westens zu werden.

Vor mehr denn 20 Jahren, 1870, ward hier bereits die erste Zuckerfabrik begründet, um die Erfolge der europäischen Rübenindustrie auch an die Küsten des stillen Ozeans zu verpflanzen. Sie führte ein bescheidenes, wenig beachtetes Dasein und ging bald zu Grunde. Ihre Maschinen wurden von einer anderen Gesellschaft aufgekauft und mit ihnen bei Alvarado eine zweite Fabrik errichtet; die bisher gleichfalls nur recht mässigen Erfolg aufzuweisen hatte.

Da begann vor 6 Jahren ein Deutscher, Klaus Spreckels, der hawaiische Zuckerkönig, wie er mit Recht genannt wurde, den Gedanken aufzugreifen, den grossen Bedarf des amerikanischen Westens nicht mehr allein mit dem Rohrzucker seiner Plantagen auf den Sandwich-Inseln, sondern mit kalifornischem Rübenzucker decken zu wollen. In seiner alten Heimat studierte er die dort blühende Industrie und brachte sich gleich die Maschinen zu einer grossen Fabrik in Watsonville von Deutschland mit herüber, neun andere, gleich grosse Etablissements sollten von der zu begründenden Kompagnie in allerkürzester Zeit in den verschiedensten Teilen des Staates dazu errichtet werden. Phantasiereiche Statistiker berechneten schon, wie viel hundert Tausend Hektare Landes mit Rüben bepflanzt werden konnten und

Kalifornien war in ihren Augen bereits in wenigen Jahren the largest sugar producing country of the world.

Mir das Zuckerland Kalifornien anzusehen, war der Hauptzweck meiner Reise an die Gestade des grossen Ozeans und ich glaube, nachdem, was ich gesehen, meine Landsleute daheim beruhigen zu können vor der Gefahr, die ihren Fabriken von dort drohen möchte.

Bei aller Triebkraft und Fruchtbarkeit des kalifornischen Bodens halte ich ihn für das Gedeihen von Zuckerfabriken, obwohl noch am allermeisten dafür geeignet, doch noch nicht für genügend vorbereitet.

Die Berichte des board of Agriculture, die in letzter Zeit weniger hoffnungsreich einer allgemeinen, schnellen Entwicklung einer Rübenzuckerindustrie gegenüber stehen und bereits Zweifel hegen, ob in den Mittel- und Nordstaaten der Union das Klima einer weiten Ausbreitung der Kulturen zuträglich sei, weil erst im Anfang Mai mit der Aussaat begonnen werden könne und Ende Oktober und Anfang November bereits starke Fröste und eisige Schneestürme, zu befürchten seien, — hegen noch die grössten Hoffnungen für die Staaten an der Pazific-Küste, für Kalifornien, Washington und Oregon, die keinen eigentlichen Winter kennen, und deshalb für die Zuckerrübe besonders geeignet seien.

In Europa scheut man die Winterkälte für die Rüben nicht allzusehr, man hat sich längst gewöhnt, die eben gerodeten Wurzeln sofort mit Erde zu bedecken und unter starker Erdschicht vor den Folgen eines möglichen Frostes zu bewahren. Die billigeren Arbeitskräfte gestatten diese extra Arbeit und die nicht geringe Mühe, die gefrorene Erde bei der Abfuhr zu entfernen.

Der amerikanische Farmer ist aber viel mehr daran gewöhnt, wenn er einmal auf einem Feldstück thätig ist, die Arbeit gleich zu vollenden, — er drischt das Getreide sofort nach dem Schnitt, in Kalifornien z. T. gleich auf der kombinierten Mäh- und Dreschmaschine, und er will, wenn er anfängt Rüben zu roden, die Arbeit auch gleich vollenden

und verlangt, dass ihm die Fabrik sein Erntequantum sofort abnimmt, ob sie die Massen gleich bewältigen kann oder nicht. Dadurch sind die Fabriken gezwungen, grosse Lagerschuppen zu errichten und leiden vielfach Schaden, weil die Rüben längere Zeit liegen und abwelken.

Kalifornien ist nun, wie es scheint, thatsächlich durch das Klima besonders begünstigt, wenigstens in Pajaro Valley, wo Klaus Spreckels seine Fabrik errichtet hat.

Einen eigentlichen Winter mit strenger, vernichtender Kälte kennt das Land, wie gesagt, nicht; vielmehr scheidet sich die Regenzeit ziemlich scharf von der trockenen Zeit.

Gewöhnlich fallen die letzten Frühlingsregen im Anfang Mai, dann beeilt man sich den Samen in die Erde zu bringen. Die zweite Hälfte Mai, der ganze Monat Juni, Juli und August sind absolut regenlos, der September weist nur ausnahmsweise kurze Regenschauer auf und zumeist ist auch der Oktober noch zu den regenlosen Monaten zu rechnen. Erst im November und Dezember beginnt die eigentliche Regenzeit und dann muss die Ernte beendet sein, weil sonst die grundlosen Wege ein Abfahren der Rüben kaum noch gestatten würden.

Während der trockenen Zeit ist die Temperatur ziemlich gleichmässig, sie schwankt in den monatlichen Durchschnittstemperaturen nur zwischen 56 und 64 Grad Fahrenheit (13,5—18° Celsius). Die Rübe ist also während der ganzen Wachstumsperiode darauf angewiesen, von der Winterfeuchtigkeit zu leben und wird deshalb nur da gedeihen können, wo ein tiefliegendes Terrain genügend, aber nicht überflüssig Wasser hält, oder wo ein Bewässern des Bodens möglich ist. Solche Terrains sind aber nach sachverständigem Urteil nur in beschränkter Ausdehnung vorhanden.

Ein langer, trockener Herbst ist für sie günstig und auch zumeist zu erwarten, während frühzeitige Regen, wie sie 1889 bereits in den ersten Oktobertagen eintraten, recht empfindlichen Schaden thun.

Kalifornien hat bisher noch immer nur 3 Fabriken in Thätigkeit, eine in Alvarado südlich von San Francisko, eine in Watsonville im Pajaro-Thale und eine der Oxnard-Compagnie gehörige in Chino in Südkalifornien.

Der ältesten Fabrik in Alvarado machte ich den ersten Besuch und fand hier eine bereits seit langen Jahren bestehende, wenig elegant aussehende, vielmehr ziemlich eng aus Brettern erbaute Fabrik, die offenbar mit beschränkten Mitteln arbeitete, aber unter der tüchtigen Leitung eines in Deutschland gebildeten Direktors bei sparsamer, sorgsamer Verwaltung aus dem vorhandenen Material alles machte, was möglich ist.

Die Lage der Fabrik und der Rübenfelder schien mir nicht sonderlich günstig, denn das ganze Terrain erhebt sich nur wenige Fuss über dem Wasserspiegel des nahegelegenen, südlichen Ausläufers der Bai von San Francisko und als ich Mitte Oktober 1892 die Fabrik besuchte, waren einzelne Rübenbreiten kaum zu passieren, so feucht war der Boden. Im letzten Jahre zuvor soll die ganze Umgegend der Fabrik in einen See verwandelt gewesen und viele Rüben im Boden verfault sein. Die Kampagne hatte am 13. September begonnen und waren bis 30. September 3604 tons verarbeitet, also täglich ca. 200 tons = 3600 Zentner. Die durchschnittliche Polarisation der Rüben war während dieses Teils der Betriebsperiode 12,5 pCt. Zucker in der Rübe bei 81,5 pCt. Reinheitsquotient. Mitte Oktober polarisierten sie mit 13 pCt. und der Direktor klagte mit Recht darüber, dass sie nicht reif seien, sondern noch oder schon wieder zu wachsen anfingen. Rüben von 17—20 pCt. hatte er auch, aber wie er bitter hinzufügte, dafür danke er, das sind die fingerdicken Schwänze, die durch die Fugen der Rübenhäuser hindurchfallen. Die Ernte dieses Jahres schätzte man auf 11—12 Tons vom acre, im Jahre 1891 waren etwa 13 Tons geerntet worden.

Trotzdem nun die Fabrik hier schon seit vielen Jahren besteht und Alles geschehen ist, um die Landwirte

der Umgegend zum Rübenbau zu veranlassen, sind noch immer nur 1500 acres Rübenland disponibel und nicht weniger als 150—160 Farmer sind die Lieferanten. Sie brachten die Rüben in Säcken angefahren, weil damit das Entladen, das sie selbst besorgen müssen, schneller und bequemer vor sich geht und liessen sich auch hier noch nicht dazu bewegen, den Anordnungen der Fabrikleitung entsprechend die Anfuhr zu besorgen, vielmehr musste ihnen abgenommen werden, was sie brachten, sodass meist 8—10 Tage altes Rohmaterial verarbeitet wurde.

Die Rübenschnitzel finden noch immer so gut wie keine Abnehmer, ein ziemlich langer Transporteur befördert sie aus der Fabrik heraus, wo sie zu hohen Bergen aufgehäuft liegen bleiben und im Herbst in den See gefahren werden, ebenso wie der Scheideschlamm.

Auch die Melasse, von der etwa 3 1/2 pCt. gewonnen werden, ist nicht zu verwerten, höchstens zur Essigfabrikation und dazu giebts im Lande Material genug in den Weintrebern und Obstabfällen.

Da die Fabrik mit dem Zuckertrust in keiner Verbindung stand, so war sie gezwungen, granulated Zucker zu produzieren, um sich von den Rohzucker-Preisen der Raffinerie unabhängig und sich die hohen Raffinadepreise zu Nutze zu machen. Die Ausbeute von 9,2 pCt. Konsumzucker war gewiss aus dem oben bezeichneten Rohmaterial nicht ungünstig und wenn es dem Direktor gelang, seine Waare mit 5 3/4 cts. zu verkaufen und unter Anrechnung der bounty von 2 cts. eine leidliche Verzinsung des relativ niedrigen Anlagekapitals zu erreichen, so wird man das seiner umsichtigen und sparsamen Leitung zu Gute rechnen müssen. Denn dass er nicht unter besonders günstigen Bedingungen arbeitete, wird man aus obigen Angaben ersehen haben und man muss dazu noch bedenken, dass die Löhne in Kalifornien sehr hoch sind, nicht unter 2 Dollar Tagelohn in der Fabrik, und dass die Kohlen, die z. T. aus Australien bezogen werden, 8 Dollar pro Tonne kosteten,

der Coakes, der aus England kommt, sogar mit 16 Dollar pro Tonne bezahlt werden muss.*)

Die Kosten der Fabrikanlage sind verhältnismässig niedrig, da hier das warme Wetter keine massiven Steinbauten erfordert, sondern alle Gebäude aus Brettern errichtet und die Maschinen zum Teil alt gekauft sind von einer früher im Sakramento Thal erbauten, aber verkrachten Fabrik.

Trotzdem würde auch diese Anlage, bei der nur etwa 200000 Dollar Kapital zu verzinsen sind, keine unnützen Beamten gehalten werden und Alles auf's sparsamste eingerichtet ist, ohne die Regierungsprämien kaum bestehen können, und nur diese sowie die hohen Preise, die in dem abgelegenen Lande für Zucker gezahlt werden müssen, sichern ihr die Existenz.

Einen sehr viel besseren Eindruck machte die ganze Anlage in Watsonville im Pajaro-Thale, wo die natürlichen Bedingungen für das Gedeihen der Industrie günstiger zu liegen scheinen. Ich darf vielleicht auf der Eisenbahnfahrt dahin den Leser einige Blicke in die Landschaft werfen lassen, um ihm damit zugleich zu zeigen, um welche Art von Land und Klima es sich hier handelt.

Die ganze Vegetation in diesem schmalen der Küste parallel von Norden nach Süden ziehenden Seitenthale ist mit derjenigen an den geschütztesten Stellen der Riviera Ober-Italiens zu vergleichen. Ueberall sieht man die herrlichen Alleen von Cedern und Eukaluptusbäumen, z. T. als Einfassung für die Felder und Weideflächen. Mit schier unglaublicher Schnelligkeit wachsen namentlich die Euklyptusbäume. Nach einem Jahre soll ein gut gepflegter Baum bereits 12 bis 15′, nach 2 Jahren 30′ hoch sein und nach 5 Jahren sind bereits schlagbare Hölzer und Stämme von circa 30—40 cm Durchmesser vorhanden.

*) Das sonst so reiche Kalifornien ist bekanntlich arm an Kohlen, nach denen man bisher vergeblich gesucht hat. Die nächsten Kohlenlager in Rock Springs in den Rocky mountains sind aber etwa 1000 Meilen entfernt, sodass man die billigere Seefracht vorzieht.

Mächtige Fächer- und Phönixpalmen mit riesigen Wedeln, Aloes mit gewaltigen Blütenschäften, Kakteen in ganzen Gebüschen zieren die öffentlichen Anlagen der Städtchen und Stationen, die wir passieren, und manchen Privatgarten sah ich mit seinem immergrünen Pflanzenwuchs und seinen herrlichen Palmengruppen, der den berühmten Gärten von Monte Carlo Konkurrenz machen könnte.

Je weiter wir nach Süden vordringen, um so reicher wird die Gegend. Obstplantagen und Weingärten, in denen die Reben und Fruchtbäume in schnurgeraden Linien sich in's Unendliche ausdehnen, ganze Felder von Erdbeeren, von Blumen und Strauchobst sind sichtbar und die Kultur ist namentlich in der Thalsohle eine überaus intensive.

Der Boden in der Nähe der Zuckerfabrik ist ausgezeichnet und es scheint fast, als ob Herr Spreckels sich wirklich den besten, geeignetsten Platz für die Anlage seines Etablissements ausgesucht hätte, und doch muss auch er, um sich das nötige Rohmaterial zu besorgen, auf weite Entfernungen seine Eisenbahnwagen aussenden, weil die Farmer, die zum Rübenbau geneigt und, wie man wohl hinzufügen darf, der Boden, auf dem reiche, sichere Ernten zu erzielen sind, noch immer nicht im Ueberfluss vorhanden sind.

Die Gründe für diese Abneigung sind hier dieselben wie anderswo, der Mangel an Arbeitskräften, die Unsicherheit der Industrie, der noch immer ungewisse Ertrag der Rübenfelder bei grossen Unkosten. Dazu darf man für Kalifornien wohl noch hinzurechnen — die höheren Gewinne, die sich aus Obstplantagen und Weingärten ziehen lassen und eine Steigerung der Bodenpreise zur Folge haben.

Die Fabrik hat deshalb eigene grosse Farmen erworben und bewirtschaftet selber ca. 3700 acres = ca. 1500 ha. Landes, die dem Meere näher gelegen und durch eine Schmalspurbahn mit der Fabrik verbunden sind. Diese Eisenbahn in einer Länge von 24 englischen Meilen erbaut, wird selbständig verwaltet, dient auch dem öffentlichen

Verkehr, aber während der Zuckerkampagne in erster Linie dem Transport von Rüben, der pro Tonne auf 75 cts. berechnet wird.

Die Abneigung der benachbarten Farmer gegen den Rübenbau soll nach und nach schwinden, sodass man für 1893 auf einen Anbau von 6000 acres hoffte, während für 1892 nur 4100 acres zur Verfügung standen, in den vorhergehenden Jahren aber sehr viel weniger. Der ganze Anbau erfolgt immer rationeller. Anfangs hielt man sich, wie das erklärlich war, strikte an die in Deutschland ausgebildeten Anbaumethoden. Aber der reiche Boden, der keines Düngers bedarf, das ausgezeichnete Klima, das die Rüben reifen lässt, obwohl von der Saatzeit bis zur Ernte kein Tropfen Wasser fällt, die Kostspieligkeit der Handarbeit haben dahin geführt, dass man eigene Wege ging.

Die Fabrik hat auf ihren eigenen Feldern mit Hülfe von Chinesen, die im festen Kontrakt arbeiten, jetzt den Arbeitermangel zumeist überwunden. Sie besorgt das Pflügen, Eggen und Säen, bei der Ernte lässt sie durch ihre Rübenheber die Rüben lockern, alle andere Arbeit übernehmen die Chinesen im Akkord, sie verdünnen und hacken, köpfen und verladen die Rüben und erhalten dafür pro Tonne geernteter Rüben 1,45 Dollar ausgezahlt. Sie haben also ein Interesse daran, durch gute Arbeit reiche Ernten zu erzielen.

Die Erträge der Rübenfelder sind trotz der natürlich auch hier als Reklame und Lockmittel angegebenen hohen Ziffern von 22—25 tons für einzelne Felder, zumeist nicht sonderlich hoch und jedenfalls nicht, wie man nach den Anpreisungen erwarten sollte, höher als in Deutschland, sondern meist sehr viel niedriger.

Der durchschnittliche Zuckergehalt der in den vorhergehenden, meist kurzen Kampagnen verarbeiteten Rüben war dagegen ein sehr guter, er schwankte von 13,83 im Jahre 1890 bis 14,80 im Jahre 1889.

Die Ausbeute daraus war freilich nicht sonderlich hoch, sie betrug 1891 nur 11,23 pCt., obwohl die Rüben mit

14,38 pCt. polarisiert haben sollen und obwohl nur ein geringer Rohzucker von 91 pCt. hergestellt wird, welcher die gleiche Prämie von 2 cts. pro Pfund erhält, als die beste Raffinade und hier mit Vorteil produziert wird, da die mit der Fabrikleitung in Verbindung stehende Raffinerie des Trust natürlich gute Preise zahlt.

Die Fabrik ist in jeder Weise gut und praktisch gebaut, die Maschinen sind sämtlich von Deutschland bezogen, und während des Sommers 1892 ist das ganze Etablissement wesentlich erweitert worden. Herr Spreckels hatte nämlich, nachdem die erste Fabrik mit leidlichem Erfolge arbeitete, die Maschinen für eine zweite gleich grosse aus Deutschland kommen lassen, nachher aber doch eingesehen, dass der gute Rübenboden in Kalifornien nicht im Ueberfluss vorhanden sei und hatte von dem Bau der zweiten Fabrik Abstand genommen. Als aber bei Watsonville die Erfolge sich besserten und der Rübenbau grössere Ausdehnung gewann, entschloss er sich, die vorhandenen Maschinen teilweise zur Vergrösserung des Bestehenden zu verwenden und hat jetzt ein stattliches — allerdings auch nur in Holz erbautes — Etablissement geschaffen, in dem 24 Diffuseure und 4 grosse Vakuumpfannen täglich 700 tons = 12,600 Zentner Rohmaterial verarbeiten können, und die Melasse nach dem System der Steffens'schen Ausscheidung entzuckert wird. Viele Maschinen sind als überflüssig noch in Reserve gestellt, auf den Bau der zweiten Fabrik hat man definitiv verzichtet.

Den hohen Kohlenpreisen weiss sich die Fabrik vorläufig dadurch zu entziehen, dass sie aus eigenen, ausgedehnten Waldungen Brennholz auf Schmalspurbahnen heranfahren lässt und ausschliesslich damit die Kessel heizt.

Jedenfalls wird man zugestehen müssen, dass hier im Pajaro-Thale ein vorzüglich geleitetes, lebensfähiges Institut entstanden ist, dass der Rübenbau hier, was Klima und Boden anlangt, unter günstigen Bedingungen getrieben wird und ausgezeichnete Resultate liefert und jedenfalls liefern kann.

Trotzdem ist der Betrieb ein kostspieliger, weil die Arbeitslöhne enorm hoch sind, weil alle sonstigen Betriebsausgaben, weil die Verzinsung des sehr hohen Anlagekapitals (ca. 750,000 Dollar = 3,180,000 Mark) grosse Opfer fordern und weil die steigenden Grundpreise — man zahlt bereits bis zu 300 Dollar pro acre = 3150 Mark pro Hektar — die Lieferung billigen Rohmaterials verhindern.

Die Verbindung mit der die Preise bestimmenden Raffinerie des Zuckertrust sichert dieser Fabrik hier in Kalifornien, fern von konkurrierenden Produktionsländern, gewiss eine ganz angemessene Rente; aber man bezweifelte von Seiten der Fabrikleitung die Möglichkeit weiterer und schneller Ausbreitung der Industrie. Die Ländereien, die nach Klima und Boden für die Produktion guter Rüben geeignet sind, sollen nicht sehr ausgedehnt sein und wenn es heute noch an den nötigen Arbeitskräften fehlt, um intensiveren Rübenbau zu treiben, so wird anderseits die zunehmende Zahl der Einwanderer in erster Linie sich dem Anbau der gewinnbringenden Fruchtgärten zuwenden, die den einzelnen Farmer unabhängig machen und, wenn einmal angelegt, verhältnismässig wenig Arbeit verursachen.

Möglicherweise kann Kalifornien zu den bestehenden noch ein Dutzend anderer Fabriken hinzufügen; aber für die nächste Zeit ist das kaum wahrscheinlich, und dass Claus Spreckels auf den Bau seiner zweiten Fabrik verzichtet hat, ist bezeichnend genug dafür. Aber selbst wenn sie entstehen, so würden diese neuen Erzeugungsstätten keinen sonderlichen Einfluss auf den Weltmarkt üben können, da das Land, wie mehrfach betont, abgeschlossen und von anderen Konsumländern Tausende von Meilen entfernt ist, also bei seinen eigenen, hohen Erzeugungskosten nicht daran denken könnte, noch die hohen Frachten zu tragen, um in erfolgreichen Wettbewerb selbst auf den Märkten der Union einzutreten.

Die dritte kalifornische Zuckerfabrik, die im südlichen Teile des Landes, in Chino gelegene, habe ich nicht mehr

besuchen können, da sie ihre Kampagne schon am 9. October beendet hatte und ich den weiten Umweg nicht mehr machen wollte, um die stillstehende Fabrik zu besichtigen.

Sie ist soweit nach Süden, in das Land der Citronen und Orangen, bis zum 34. Grad n. Br. vorgeschoben, weil ein Grundspekulant Mr. Gird, der hier in zusammenhängender Fläche nicht weniger als 50,000 acres Land besitzt, der Ox nard Beet sugar Co. ein Areal von 2000 acres unentgeltlich zur Verfügung stellte und noch ein Kapital von 100,000 Dollar zum Bau der Fabrik zugezahlt haben soll.

Obwohl man in dieser südlichen Breite, in dem durch hohe Gebirge besonders geschützten Thale eher eine Rohrzucker- als eine Rübenzucker-Industrie erwarten sollte, scheint die Anlage nach allen Berichten recht gut zu rentieren.

Die Fabrik arbeitet ausschliesslich mit deutschen Maschinen und ist sehr solide und massiv für den Preis von 600,000 Dollar, für eine tägliche Verarbeitung von 400 Tons errichtet und begann ihre erste Kampagne am 20. August 1891. Im Jahre 1892 eröffnete die Fabrik bereits am 15. Juli und ward am 9. October nach 76tägiger Arbeit geschlossen.

Während der ganzen Zeit, von dem Drillen des Samens bis zur Beendigung der Verarbeitung, soll kein Tropfen Regen fallen. Die Rüben sind auf das Wasser im Untergrund angewiesen und bringen trotzdem quantitativ und qualitativ gute Resultate, sodass der Besitzer meinte, auf dieser Fabrik »mache er schon jetzt Geld«, während er in Grand Island und Norfolk noch auf Verluste rechnet.

Der Grundeigentümer Mr. Gird baute selbst 2500 acres und 4000 acres sollten der Fabrik für die Kampagne 1892 zur Verfügung stehen. Das Resultat der Verarbeitung wird dann auf 26,000 Tons Rüben angegeben. Das wäre nun freilich nur ein Durchschnittsertrag von 6,5 Tons pro acre und würde wenig übereinstimmen mit den hohen Erträgen, die in dem »Chino Valley Champion«, dem Lokalblatte des erst im Entstehen begriffenen Städtchens, fortdauernd ver-

öffentlicht wurden und Ernten von 20 bis 22 Tons mit 14 pCt. Zuckergehalt als das Normale hinzustellen pflegten.

Ich will hierbei nicht verschweigen, dass es bei dem ganzen Unternehmen, wie so oft, in erster Linie auf Grundspekulationen hinauszulaufen scheint. Jede Nummer des eben erwähnten Wochenblattes bringt auf der Rückseite ein grosses Bild in Kabinetsformat von der »Chino Vally Beet Sugar Factory — the largest Beet Sugar Factory and Refinery now in Operation in the United States«. Darunter sind die Grösse und Kosten der Fabrik angegeben und es wird dann weiter bemerkt, dass Mr. H. T. Oxnard gerade dieses Terrain für vorzüglich geeignet erklärt und sich dahin geäussert habe, dass »nach seiner festen Überzeugung dieses Land bestimmt ist, das grösste Rübenzuckerland der Welt zu werden — und dass die bisherigen Resultate seine most sanguine expectations weit übertroffen hätten.«

Mehr als hundert Dollar seien beim Rübenbau durchschnittlich vom acre gewonnen worden und hunderte von Heimstätten würden bereits unter dem Einfluss dieser gewinnbringenden Industrie gegründet. — Wer also, das ist dann der Refrain, dem zu Liebe dieser ganze prahlerische Vordersatz gemacht worden ist, Lust hat in dieser Goldgrube sich Land zu kaufen und viel Geld dafür auszugeben, der wird auf seine Anfragen prompten Bescheid erhalten von dem glücklichen Eigentümer der noch zu verkaufenden 45000 acres von Herrn „Richard Gird, Chino, San Bernardino Co, Cal."

Wenn es nun gelingt, diese 45000 acres, die früher als wertlose Wüste für ein Butterbrod gekauft sind, für 100—150 Dollar pro acre zu verkaufen, und daraus 4—6 Millionen Dollar zu lösen, so kommt es ja auf die Kosten einer Fabrik dem Spekulanten nicht an, zumal ihm auch hier durch die Regierungsprämien und die hohen lokalen Preise allzu grosse Verluste im Betriebe selbst erspart bleiben werden.

Pessimistische Beurteiler der amerikanischen Rübenzucker-Industrie haben mir gegenüber oft genug diesen

Standpunkt vertreten und all diese Gründungen auf das Betreiben der Grundspekulanten zurückgeführt. Andere wieder behaupteten, dass der Zuckertrust mit seinen gewaltigen Mitteln diese Versuche unterstütze, um mit der dem Volke vorgeführten Aussicht auf eine eigene Industrie die Stimmung im Lande der Zuckergesetzgebung günstig zu erhalten. Thatsache ist jedenfalls, dass Mr. Oxnard, einer der drei Brüder, welche die drei Fabriken in Grand Island, Norfolk und Chino besitzen, zugleich Leiter der dem trust gehörenden Raffinerie in San Francisco ist und dass der Besitzer der Watsonviller Fabrik Mr. Claus Spreckels mit ihm Rücken an Rücken in demselben Komtoir arbeitet.

In Amerika, dem Lande der Spekulation und grosskapitalistischen Ausbeutung darf man jedenfalls derartige Motive nicht ohne Weiteres von der Hand weisen.

XIV.

Durch die Wüsten von Kalifornien und Arizona.

An einem herrlichen Abend verliess ich, nachdem ich alle weiteren Reisepläne nach den Inseln des Stillen Ozeans aufgegeben hatte, San Francisco zur Fahrt nach dem sonnigen Süden und nahm Abschied von den schönen Bergen und Fruchtgärten Kaliforniens.

Als wir über die Bucht von San Francisco hinüberfuhren, war die Sonne bereits hinter den Küstenbergen verschwunden, rot-golden beleuchtete das Abendrot die scharf geschnittene, vielgestaltige Silhouette der im Dunkel liegenden Stadt, und der tiefe Einschnitt zwischen den Bergen, der die Einfahrt in den Hafen gestattet, schien die Berechtigung seines Namens bethätigen zu wollen, wie ein „goldenes Thor“ zwischen den dunkelnden Höhen erglänzte diese berühmte Welthandelspforte. Unvergleichlich und unvergesslich schön war das Bild der allmählich verschwindenden Stadt, Tausende von elektrischen Lichtern leuchteten aus ihren Häuserreihen hervor und zeichneten weite, schimmernde Lichtreflexe auf der leichtbewegten See.

Doch das Bild versank, und als ich am Morgen aus den Fenstern des Schlafwagens die Landschaft musterte, war öde, traurige Steppe an die Stelle der belebten Handelsstadt getreten. Sonnenverbrannt und verdorrt, baum- und menschenleer, dehnte sich das südliche Ende des Thales von San Joaquin vor uns aus. Die Berge der Sierra Nevada

ragten bereits aus dem Morgennebel in die sonnige Luft hinein und leuchteten so weiss und klar, als seien sie mit Schnee bedeckt, und da in den letzten Tagen, zum Erstaunen der ältesten Leute, das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt gesunken war, so wäre es nicht unmöglich gewesen, dass trotz der südlichen Lage die höchsten Kuppen ihr Schneegewand angelegt hätten.

Allmählich begann der Zug in die Berge einzudringen. Die Küstenkordillere vereinigt sich hier zeitweise mit der Sierra Nevada, und bis zur Höhe von etwa 1200 m haben wir auf das Hochland hinaufzuklettern. Durch zahllose, kurze Tunnels, über elend aus Holz gezimmerte Viaducte und Brücken, in Windungen und Kurven steigt der Zug durch schöne malerische Schluchten der bewaldeten Kuppe des Gebirges zu.

Entsetzliche Dürre herrschte allenthalben; die verbrannten Gräser, die pflanzenlosen Sandflächen, die kahlen Abhänge gestatten daher keine rechte Freude an den schön geschwungenen Berglinien, und auch der Wald auf der Höhe ist ein höchst lückenhaftes, durchsichtiges Gemisch von California-Eichen, Rotkiefern und fruchttragenden, blätterlosen Feigenbäumen, zwischen denen wilde Ananas mächtige Blütenschafte emportreiben und stachlige, grosse Kakteen an den Abhängen sichtbar sind. Nur wo noch fliessendes Wasser rinnt, gedeihen Pappeln und Weidenbäume in üppiger Fülle und weidende Rinder und Schweine liefern den Beweis, dass der Mensch auch diesen kümmerlichen Nahrungsquellen in die Berge hinaufgefolgt ist.

Endlich geht's etwas bergab und der Frühstücksstation Mojave zu. Mit 3 Stunden Verspätung treffen wir hier gegen 10 Uhr ein — oder da wir ja die Uhr schon wieder um eine Stunde vorstellen müssen, um 11 Uhr Morgens, hungernd und dürstend. Den Grund der Verspätung will ich nicht verschweigen, er beleuchtet ein Stück amerikanischen Lebens.

Die Wahl des Präsidenten der Republik stand bevor, und da diesmal die Campagne ganz aussergewöhnlich still

verlief, so schien wenigstens die Jugend auf ihren berechtigten Anteil am Vergnügen nicht verzichten zu wollen.

Mit grossem Musikkorps zog eine stattliche Schar junger Leute in schwarz und weisser militärischer Uniform in San Francisco auf das Fährboot, das heisst in schwarzen Röcken mit weissen Schnüren und weissen Borten auf den Nähten, weisser Hose mit schwarzen Borten und schwarzen Gamaschen. Die Unteroffiziere trugen Bandolier und Säbel, die Mannschaften statt der Waffen auf langen Stäben dreifarbige Graswedel, blau-weiss-rot. Die Offiziere glänzten in vornehmer, goldverbrämter Uniform mit goldenem Bandolier und Säbelkoppel. Vor dem Zuge ging ein Neger, der ein sternförmiges Transparent mit der Unterschrift trug: »Union league, drilling corps.« Auf dem Bahnhof erwarteten sie zwei Pullman-Schlafwagen, mit den Farben der Union und den Bildern der republikanischen Regierungskandidaten aufgeputzt, der eine der Wagen trug die Aufschrift: North sends greetings to the South. »Protection of Industries.«

Es handelte sich um einen Ausflug eines republikanischen Clubs nach dem Süden, nach Los Angeles, wo diese, den besten Ständen angehörenden Jünglinge für Schutzzoll und Harrison Propaganda machen, d. h. durch äussern Ausputz Eindruck machen wollten.

Was diese unreifen, jungen Herren, die sich auf allen Stationen durch zweckloses Signalblasen, durch Schreien und Lärmen »vorteilhaft« bemerkbar machten, sonst noch für die Politik und das Wohl des Vaterlandes leisten könnten, war mir rätselhaft — jedenfalls erreichten sie ihren Zweck, einen vergnügten Ausflug zu machen, kommen sich in ihren Uniformen höchst vornehm vor und benehmen sich in Reih und Glied recht unmilitärisch.

Die einzige Wirkung, die sie bisher erzielt, war die höchst unliebsame dreistündige Verspätung.

Hinter Mojave beginnt die eigentliche Wüste, die auch in der Karte als Mojave Desert bezeichnet ist.

Anfangs ist die in weiter Ferne von schönen Bergen begrenzte Landschaft noch einigermassen belebt durch zahlreiche Jucca-Palmen, die in phantastischen Formen zu stattlicher Höhe und Stärke angewachsen sind, dann hört aller Pflanzenwuchs auf und ein merkwürdiger Landstrich beginnt, schneeweiss in der Sonne erglänzend und wie ein krystallklarer See erscheinend. Kommt man näher, so sieht man nur eine ebene, weisse Fläche von zerrissenem Schlick. Aber in der Ferne schimmert deutlich das klare Wasser, die benachbarten Berge, die hervorragenden Klippen spiegeln sich in dem glänzenden Nass und als mich der Zugführer fragte: »Sehen Sie den See?« antwortete ich überzeugungsvoll: »Ganz gewiss.« — »Aber es ist kein Wasser da, es ist eine Fata Morgana«, antwortete er. Es war nur die Fortsetzung des ausgedörrten, weissschimmernden Bodens, und sonderbare Luftspiegelungen mussten es sein, die diese wunderbare Erscheinung hervorbrachten. Der Zugführer, mit dem ich allein den zum Salonwagen hergerichteten Schlafwagen teilte, behauptete auch, er habe die Erscheinung nie in solcher Schönheit und nie so täuschend gesehen. In der Regenzeit soll die ganze Gegend mit 8 bis 12 Zoll Wasser bedeckt sein.

Trostlose, öde Wüste folgt nun hunderte von Meilen weit. Hier und da grünen wohl an noch vorhandenen Wasserlöchern einige kümmerliche Bäume, hier und da unterbricht eine Station die Einförmigkeit, damit der Zug nach stundenlanger Fahrt Wasser und Kohlen nehmen kann. Wenige Hütten stehen umher, elend genug anzuschauen, meist wie Blockhäuser aus alten Eisenbahnschwellen in der hässlichsten Weise aufgebaut und das Dach in derselben Weise gebildet aus den Schwellen und mit Sand beschüttet, so stehen diese behaglichen Heimstätten der Wüstenbewohner nackt und kahl ohne Schatten in der brennenden Sonnenglut, rothäutige Indianer in Lumpen gehüllt sind nicht selten ihre Bewohner, und einmal jagten 2 junge Indianerweiber mit bunten Tüchern aufgeputzt, ein Kind auf dem

Rücken, in gestrecktem Galopp neben dem Eisenbahnzuge her.

Doch selbst solche Episoden vermögen der einförmigen Fahrt nur für kurze Zeit einen Anflug von Romantik zu verleihen, und wenn die sinkende Abendsonne noch so schöne violette und purpurne Tinten auf den schroffen Felsen in der Ferne hervorzaubert, die elende Wirklichkeit der sonnenverbrannten, steinigen Wüste vermag sie nicht hinwegzutäuschen.

Meilenweit sieht der Boden aus, als ob er ein einziges grosses, sandiges und kiesiges Flussbett wäre, tiefe Einschnitte deuten darauf hin, dass von den kahlen Bergen das Wasser zur Regenzeit in grossen Mengen verheerend hier herunterfliessen und jeden Rest von Thon und Humus hinwegschwemmen muss.

Wie traurig hier der Zustand des Landes sein muss, beweist die Thatsache, dass auf einer der Stationen ein langer Zug von zehn grossen Wasserwagen stand, die in mächtigen eisernen Kesseln mit der Aufschrift »Water tank« das nötige Nass in diese wasserlosen Wüsten hinaufführten. Und gerade diese Station war für das Abendessen ausersehen und ein über Erwarten luxuriöses Mahl mit schönen Californiatrauben u. s. w. schien uns für die einförmige Fahrt entschädigen zu sollen.

Ich sage »uns«, denn obwohl ich der einzige Passagier im Pullman-Wagen war, teilten doch etwa 6 Personen mein üppiges Mahl, dicht gedrängt an demselben Tische sitzend; aber wer? Zwei Reisende der ersten und einzigen Wagenklasse, nach Aussehen und Manieren dem Arbeiterstande angehörend, und vier Eisenbahnbeamte, Zugführer und Schaffner.

Man darf aber die letzteren nicht unterschätzen; es sind hier, weit mehr als bei uns in Deutschland, vornehme Gentlemen; in ihren blauen Anzügen mit goldenen Knöpfen und tadelloser Wäsche sehr sauber aussehend, fühlen sie sich auch dem Reisenden vollauf gleichberechtigt.

Bei 125 Dollars oder 500 Mark monatlichem Gehalt stehen sie ja auch pecuniär meist besser als der preussische Landgerichtsrat oder Professor, und niemand findet etwas Ungewöhnliches darin, wenn sie sich neben einen Passagier auf das Sofa des Salonwagens setzen oder im Rauchzimmer Platz nehmen. Ich sah sogar einmal, wie der Conducteur des Schlafwagens sich in dem von einigen Herren besetzten Rauchzimmer ungeniert seiner Oberkleider und seines Hemdes entledigte, um mit Hülfe eines hocheleganten Reisenecessairs in dem nebenan liegenden Waschraum seine Morgentoilette zu machen. Dafür sind wir im Lande der Freiheit.

Der nächste Morgen schien endlich andere Bilder bringen zu wollen. Wir waren während der Nacht auf das Hochland von Arizona hinaufgestiegen und schöne, hochstämmige Rotkiefern ragten zum wolkenlosen Himmel empor, die fernen Berge zeigten einigen Waldschmuck, und da wir uns nach der Karte dem Coloradoflusse näherten, so meinte ich, die Wüste läge hinter uns.

Doch die Täuschung währte nur kurze Zeit. — Als die Sonne hervorkam, beleuchtete sie schon wieder nichts als nacktes Gestein, zum Teil in phantastischen Formen die malerischen Überreste verwitternden Buntsandsteins darstellend oder als schwarze Lavamassen auf die Thätigkeit längst erloschener Vulkane hindeutend.

Tiefe, oft mehrere hundert Fuss tiefe Cannons, mit fast senkrechten Wänden, führen in der Regenzeit das Wasser zu Thal, von Pflanzenwuchs ist selbst in diesen engen Schluchten kaum etwas zu sehen. Dabei weht der Wind mit furchtbarer Gewalt aus Süden und wirbelt massenhaften Staub auf, es ist bitter kalt, sodass die Heizröhren im Wagen in Thätigkeit treten; denn wir befinden uns auf einer Hochebene von mehr als 1800 Metern über dem Meeresspiegel.

Vom Coloradofluss war nichts zu sehen als ein weites, sandiges, mit Stössen von Treibholz angefülltes Bett, in

dem der Sturm entsetzlichen Staub aufwirbelte, nur in der Ferne zeigte sich ein Wassertümpel, um den sich dürstende Rinder drängten. Traurig stimmt die Gegend und traurig besonders durch die zahllosen Opfer menschlicher Habsucht. Nicht Dutzende, nein, buchstäblich Hunderte von erst vor kurzem verendeten, noch mit der rauhhaarigen Haut bedeckten Rindern konnte man von den Fenstern des Zuges aus in der Nähe des Eisenbahndammes liegen und ihre lang gehörnten Schädel wie anklagend zu dem Reisenden emporstrecken sehen. Vielleicht suchten sie hier in den Eisenbahngräben vergeblich nach einem Tropfen Wasser und liegen deshalb in grösserer Zahl gerade in der Nähe des Schienenweges, vielleicht sind sie auch ein Opfer ihrer Neugierde geworden, von dem heranbrausenden Zuge überfahren.

Es ist ja möglich, dass auch hier die Regenzeit blühende und grünende Wiesen schafft, die dann reichlich Weide bieten, aber das Bild, das ich jetzt nach gar nicht aussergewöhnlich trockenem Sommer sah, ist die entsetzliche Kehrseite der Medaille, die öde verbrannte Steppe, auf der das Vieh hungernd und dürstend umherläuft und zu Tausenden stirbt, ohne dass ein Raubvogel in diese Gegend käme, um ihr Fleisch von den Knochen zu nagen.

Ehe man die unglücklichen Haustiere hier hinaufschleppt in die Wüste, sollte man diese Kehrseite der Medaille auch betrachten, oder sollte Vorsorge treffen, dass zu allen Zeiten das nötige Wasser vorhanden und Futter angesammelt ist für die Zeiten der Not.

Möglich wäre das jedenfalls, denn wo einmal ein einsam wohnender Farmer in der Nähe seines Hauses Wasser erbohrt hat und mit dem Windrad hebt, da grünt es und gut bestandene Luzernefelder deuten an, dass man auch hier Vorräte sammeln könnte, wenn es lohnend wäre, die Unkosten aufzuwenden.

Mit wenigen Unterbrechungen bleibt das Bild den ganzen zweiten Tag über das gleiche. Der Sturm heult,

Staub und Sand fliegen um uns herum, es ist erstickend heiss in dem fest verschlossenen Wagen, zeitweise muss der Zug halten und warten bis der oft meterhoch auf den Schienen zusammengewehte Sand beiseite geschaufelt ist, und ich beneide die braunen Gestalten nicht um diese Arbeit und noch weniger um ihr elendes Dasein in dieser trostlosen Einsamkeit.

Warum ziehen sie nicht hin in die fruchtbaren Thäler des Westens und Südens, wo lohnende Arbeit in Fülle vorhanden und üppige Vegetation das Leben angenehm macht? Was hält sie, die doch wahrlich hier nicht von heimatlicher Scholle, von Liebe und Anhänglichkeit an den ererbten Besitz reden können, in diesen unwirtlichen Gegenden mit all ihren Strapazen und Entbehrungen fest? — Das Fragen ist leicht; aber die Antwort ist schwer zu finden, denn der neuerdings in den Bergen von Arizona entdeckte Reichtum an Gold, Silber und Kupfer hat sie wohl schwerlich in diese Wüsten gelockt.

XV.

Amerikanisches Eisenbahnwesen.

Während der 2tägigen einsamen Wüstenfahrt hatte ich, wie schon früher, Gelegenheit genug, über die Vorzüge und Nachteile der amerikanischen Eisenbahnen nachzudenken und, nachdem ich den ganzen grossen Continent durchquert und manchen Tag und manche Nacht im Eisenbahnwagen verbracht habe, darf ich meine Gedanken darüber auch wohl dem Papiere anvertrauen.

Mancher Leser, dem daheim in den engeren Verhältnissen des Vaterlandes eine Reise von 4—5 Stunden schon als eine unangenehme Strapaze erscheint, zu der er sich nur ungern entschliesst, weil er halb gerädert und übermüdet dem Kupee entsteigt, mag sich darüber wundern, wie man es hier mit Nerven, die auch nur gerade das Normale leisten, aushalten kann, fast ebenso viele Tage in ununterbrochener Fahrt im Eisenbahnwagen zu sitzen und dabei noch Lust und Kraft behalten, zum Fenster herauszuschauen, die fremden Eindrücke in sich aufzunehmen und gar noch niederzuschreiben.

In den rasselnden und stossenden Waggons der meisten deutschen Bahnlinien würde man das wahrscheinlich auch nur schwer aushalten und zu schreiben und Aufzeichnungen zu machen, ist fast unmöglich.

Hier sitze ich in dem eleganten, behaglichen Salonwagen, habe meine grosse bequeme Tischplatte vor mir, meine Tagebücher und Karten darauf und kann, ohne dass mich das Geräusch des Wagens hindert, lesen und schreiben,

wenn es auch nicht gerade kalligraphische Musterleistungen sind, die mein Tagebuch aufzuweisen hat. Von Ermüdung während des Tages spüre ich kaum etwas und während der Nacht schlafe ich besser als in manchem unruhigen Gasthause. Die doppelten Fenster halten die Zugluft und den Staub ab und schmale etwa 15 cm breite Brettchen, die man bei offenem Fenster herausstellt, fangen Kohlenstaub und Russ ab, so dass man selbst bei schneller Fahrt unbelästigt die frische Luft geniessen kann. Das ist der Vorzug der langen, sechsachsigen Wagen, wie sie hier ganz allgemein gebräuchlich sind und jetzt auf preussischen Linien endlich auch eingeführt werden.

Auf besonders stark befahrenen oder besonders starkem Wettbewerb ausgesetzten Linien sind diese Wagons ganz ungewöhnlich luxuriös und bequem eingerichtet, aber die grossen Pullman-Wagen gleichen sich fast allenthalben.

Auf der Pensylvania Railroad, deren Linien und Einrichtungen sich vor allen anderen auszeichnen, war der Expresszug nach Chicago geradezu ein Muster von Eleganz.

Der eigentliche Salon- und Schlafwagen mit ca. 20 elektrischen Glühlichtern, die in zahlreichen Spiegeln reflektieren, auch am Abend tageshell erleuchtet, enthielt ausserdem noch ein geräumiges Rauchzimmer mit dunkeln Ledertapeten, einen im Rokkokostyl in Weiss und Gold gehaltenen Damensalon mit rotseidenen Möbeln. Ein sehr behaglicher Speisesaal in besonderem Wagen grenzte an ein grosses Lese- und Bibliotheks-Zimmer und aus dem Küchenwagen wurden die feinsten Diners serviert, gute Getränke wurden im Rauch- und Lesezimmer dem Durstigen zur Erquickung gereicht. Geräumige Wasch- und Toiletteräume sind natürlich für Damen und Herren gesondert in jedem Wagen vorhanden und wer dem Bier oder Ginger-ale etc. nicht zusprechen will, der findet in grossen Behältern stets frisches Eiswasser und der Porter sorgt dafür, dass die Gläser stets blitzblank sind.

Auf anderen Linien treibt man den Luxus nicht so weit. Da muss man sich mit dem einen grossen Salonwagen und seinem Toiletten- und Rauchzimmer begnügen. Der dining car wird nicht während der ganzen Fahrt mitgeschleppt, sondern nur auf gewissen Stationen eingeschoben und nach Beendigung der Frühstücks-, Lunch- oder Mittagszeit wieder ausgeschaltet; aber überall speist man in diesen besonderen Wagen sehr bequem und gut und nicht einmal sonderlich teuer.

Wo der Verkehr geringer ist, namentlich im Westen und Norden, begnügt man sich auch mit weniger gutem Essen. Hier ist der Schaffner des Salonwagens gleichzeitig der Koch und Hotelier. Er hat nur ein kleines Koupee als Küchen- und Vorratsraum für sich und bringt gewöhnlich Gemüse, Braten und Suppen fertig mit, die er den Reisenden dann auf seinem kleinen Gaskochofen erwärmt. Beefsteaks brät er selber und Kaffee und Thee erhält man frisch und vorzüglich. Ist der Schlafwagen stark besetzt, so muss man freilich manchmal etwas lange warten, bis man an die Reihe kommt, aber die Annehmlichkeit, im Wagen speisen zu können und in aller Behaglichkeit die Speisekarte durchstudieren und sich seinen Neigungen entsprechend auswählen zu dürfen, ist gewiss nicht zu unterschätzen.

In den Südstaaten sind besondere Dinner- und breakfast-Stationen üblich, aber nicht annähernd so bequem und behaglich. Denn erstens verspäten sich die Züge nicht selten und man muss dann wohl oder übel hungern, bis die betreffende Station erreicht ist. Die Speisezimmer in den elenden Stationsgebäuden sind oft recht wenig wohnlich eingerichtet und das hastige Abessen in der vorgeschriebenen Zeit ist nicht Jedermanns Sache.

Jedenfalls braucht man sich auf amerikanischen Bahnen trotz tagelanger Fahrten nicht um sein leibliches Wohl zu kümmern und ich habe nie daran gedacht, Speisen mitzunehmen, — obwohl auf den Stationen keine Kellner herumlaufen und ihr »Bier, Butterbrot etc.« mit lauter Stimme

anpreisen und die allerwenigsten Stationsgebäude besondere Restaurationen haben.

Die Wagen der ersten und fast allenthalben einzigen Wagenklasse können freilich den Vergleich mit denen unserer ersten und zweiten Abteilung nicht aushalten.

Auch sie fahren sehr bequem, weil sie gleichfalls ausserordentlich lang sind, und auf starken Federn ruhen; aber das ist auch fast Alles, was man zu ihrer Empfehlung anführen kann.

Das ganze Wageninnere ist ein langer nicht gerade elegant eingerichteter Raum mit einem in der Mitte durchlaufenden Gange. Auf beiden Seiten sind je zwei meist mit Plüsch gepolsterte Sitze, deren gleichfalls gepolsterte Rücklehne man leicht von einer Seite nach der anderen umschlagen kann, sodass man nach Belieben rückwärts oder vorwärts fahren, auch ein Gegenüber sich schaffen kann.

Der Raum für Handgepäck ist äusserst beschränkt, die kleinen bronzenen Behälter, die an der Decke zwischen den Fenstern angebracht sind, genügen kaum für ganz kleines Handgepäck einer der vier Personen, die darauf angewiesen sind; man muss stets dem Zufall vertrauen, der es ermöglicht, einen leidlich leeren Wagen zu finden, in dem man die benachbarten Sitzplätze mit in Anspruch nehmen kann.

In einer Ecke des Wagens ist, allen sichtbar, eine kleine Toilette vorhanden und ein Behälter mit Eiswasser fehlt auch hier nicht. In einem Glaskästchen daneben ist gewöhnlich eine Axt und Säge untergebracht, um im Falle eines Unglückes Handwerkszeug zur Verfügung zu haben.

Auf kurzen Reisen mögen diese Wagen allen berechtigten Ansprüchen genügen. Da Raucher- und Nichtraucher-Wagen von einander geschieden sind, haben auch die Damen Gelegenheit, sich einigermassen vor den qualmenden, Tabak kauenden und spuckenden Herren der Schöpfung zu retten, oft ist man aber gezwungen, seinen Sitz mit Leuten zu teilen, denen man sonst nicht so nahe rücken würde. Dass das auch seine Schattenseiten hat und dass man bei

längeren Fahrten gerne bequemer sitzen möchte als hier auf diesen engen Plätzen, die ein Ausstrecken nicht gestatten und den Reisenden fortwährend unter die Controlle seiner Schicksalsgenossen stellen, wird man zugeben.

Eine Nachtfahrt auf einer belebten Strecke ist, wenn man Gepäck bei sich hat und dasselbe zwischen die Füsse stellen muss, wenn es draussen regnet und die Passagiere mit ihren nassen Regenröcken und Schirmen kommen und gehen und sich laut über das Wetter unterhalten, ganz gewiss keine besondere Annehmlichkeit. Da lobe ich mir denn doch unsere abgeschlossenen Koupee's, die namentlich für Familien- und für Nachtfahrten zumeist sehr viel behaglicher sind.

Der Amerikaner aber liebt die Freiheit und liebt Ellbogen-Raum, ihm wollen die Wagenabteilungen nicht in den Sinn, er will hin- und hergehen können, seine nervöse Unruhe duldet ihn nicht lange auf einem Platze, und er kümmert sich wenig darum, ob er mit seinem Freiheitsdrang anderen unbequem wird. Er lobt daher seine Eisenbahnen und mit ihm hat mancher, der von drüben herüberkommt, nur Worte des Lobes für die Einrichtungen der neuen Welt.

Aber ich muss unsere Bahnverwaltungen und ihre Einrichtungen doch gegen dies absprechende Urteil in Schutz nehmen.

Auf grossen, durchgehenden Linien, wo starker Wettbewerb ist, wo jede Gesellschaft die Fahrgäste für ihre Strecke heranziehen möchte, da ist in den amerikanischen Salon- und Schlaf- und Speisewagen für Alles in vorzüglichster Weise gesorgt und der reiche Amerikaner, der nach Bremen oder Hamburg kommt und hier für wenige Stunden ein Koupee erster oder zweiter Klasse besteigt, um nach Berlin zu fahren, fordert natürlich all diese Bequemlichkeiten auch für die kurze Fahrt, während sie hier kaum angebracht sind. Dass auf den kleineren Linien, wo die Pullman-Wagen fehlen, das Reisen in seiner Heimat

höchst unbehaglich ist, daran denkt er nicht; er fühlt sich beengt, in seiner Freiheit beschränkt, und wenn ihm nun gar der Schaffner das beliebige Einsteigen untersagt und ihm anzeigt, in welchem Wagen und in welchem Wagenabteil er sich niederlassen darf, so ist er mit seinem Urteil über den deutschen Polizeistaat, sofern er es nicht schon mitbringt, bereits fertig, ehe er den Fuss eigentlich auf deutschen Boden gesetzt hat.

Ich will gerne zugeben, dass unsere Bahnbeamten und die Reglements, nach denen sie handeln, in der Bevormundung des reisenden Publikums etwas zu weit gehen und dass eine grössere Freiheit die Fahrgäste auch zu grösserer Selbständigkeit erziehen würde; aber ich glaube, diese etwas weit getriebene Fürsorge für das Publikum hat geringere Nachteile im Gefolge als die allzu grosse Freiheit jenseits des Ozeans.

Der routinierte Reisende, der die zu durchfahrende Strecke genau kennt, der auf die Minute weiss, wo und wann sein Zug abgeht, der braucht freilich keinen Schaffner, für den sind die Glockenzeichen nicht nötig, der wird sich leicht zurecht finden und, ist der Zug bereits in Bewegung, so läuft er hinterher und springt auf die Plattform auf, kein Beamter wird ihn daran hindern oder wie bei uns gar von dem Trittbrett wieder herunterziehen. Verunglückt er dabei, nun, so ist das seine Schuld, die Bahngesellschaft hat ihm nicht gesagt, dass er fallen solle, sie ist frei von Verantwortung.

Aber ich meine immer, nicht alle Reisenden sind so routiniert und so mit den Gebräuchen der Bahn vertraut, dass man sie sich selbst überlassen könnte. In der Berliner Stadtbahn auf lokalen Zügen geht es auch bei uns ohne Controlle.

Aber die Bahnen sind doch auch für die Fremden da, die Land und Leute und Sitten und Gewohnheiten nicht kennen. Wie steht's mit denen?

Ich habe, — um ein Beispiel zu erwähnen, eines Abends in Buffalo in dem sog. Centralbahnhof ein recht wenig anheimelndes Bild dieser Formlosigkeit und Freiheit mit angesehen und mit erlebt.

Niemand wird in die Abfahrtshalle hineingelassen, der nicht seine Fahrkarte vorzeigt. Wir passieren mit dieser ausgerüstet den schmalen Zugang und stehen nun in einer räucherigen, dürftig erleuchteten weiten Halle, in der etwa ein Dutzend Schienengeleise hinter einander liegen, jedes etwa 2 Meter von dem anderen entfernt. Fast ein Dutzend Eisenbahnen laufen hier zusammen. Jede Lokomotive hat oben auf dem Kessel eine leidlich grosse Kirchenglocke, mit der bei der Einfahrt ein Höllenlärm gemacht wird; überhören kann man sie kaum, aber man achtet ihrer schliesslich nicht mehr, wenn etwa ein halbes Dutzend davon gleichzeitig ertönen.

Welches ist nun der Zug der Erie-Bahn nach Albany, für den wir Schlafwagenbillet haben? Um halb neun Uhr soll er von Niagara City einlaufen, die Fahrrichtung kennen wir. Auf dem dritten Gleise kommt ein Zug von dort angeläutet. Wir fragen einen Eisenbahnbeamten, ob das der nach Albany bestimmte sei.

»J do'nt know« ist die kurze Antwort. —

Nun vielleicht ist er's doch, ich passiere also mit meinem nicht gerade leichten Handgepäck die beiden ersten Schienenstränge, zwei Damen, die meine Frage gehört und dasselbe Reiseziel haben, folgen mir.

An dem Zuge ist kein Beamter zu finden, endlich erscheint einer, unsere Frage wird kurz mit »no Sir« beantwortet.

»Wissen Sie vielleicht, auf welchem Geleise er abfährt, die Abfahrtszeit ist bereits vorüber?«

»J do'nt know« ist wieder die kurze Antwort.

Inzwischen ist hinter uns auf dem zweiten Geleise ein anderer Zug eingefahren, wird sind eingeklemmt auf den engen Raum, Gepäckkarren und Menschen drängen an uns

vorbei, wir sind froh, endlich wieder mit unseren Handkoffern den schmalen Perron gewonnen zu haben, die beiden Damen sind in reiner Verzweiflung, ich kann ihnen leider nicht helfen.

Endlich bedeutet ein Kofferträger die eine der Damen, dass auf dem vierten Gleise unser Zug gleich einfahren werde.

Wir machen uns wieder über die Schienen hinweg zu dem schmalen Zwischenperron auf. Der Zug naht.

»Ist das der Zug nach Albany?«

»Jes Sir!« »Wir haben Verspätung, nur eine Minute Aufenthalt.«

Also im schleunigsten Tempo auf den Schlafwagen zugeeilt, der schwarze Porter nimmt uns das Gepäck ab. »Welche Nummer« fragt er? „Nr. 4« — »No Sir, is occupied.« »Aber hier ist mein Tiket! Nr. 4 lower berth.« Der Porter betrachtet mein Billet und drängt mich schleunigst mit meinem Gepäck aus dem schon in langsamer Fahrt befindlichen Wagen wieder heraus, ich sei in den falschen Zug geraten.

Draussen besah ich mir den abdampfenden Zug, er gehörte der New-York Central R. R. an und ich hatte für die Eriebahn Billet. Dabei war es neun Uhr geworden, ob nun meine Fahrgelegenheit überhaupt noch käme oder schon fort sei, konnte ich nicht erfahren.

So stand ich noch eine halbe Stunde ratlos herum, erhielt nirgends Auskunft und fragte auch gar nicht mehr, endlich kam ein Zug der Eriebahn, ich stieg ohne Weiteres ein, fand das Bett Nr. 4 unbesetzt und machte es mir bequem.

Erst als wir längst aus der Stadt heraus waren, bat mich der Porter um mein tiket und ich war eigentlich darauf gefasst, dass er mich auf der nächsten Station an die Luft setzen würde; aber ich war zufällig an den rechten Platz gekommen und konnte in Gemütsruhe darüber nachdenken, ob es daheim nicht doch besser eingerichtet ist, wo mit grossen Buchstaben angeschrieben steht, auf welchem Perron

der Zug abfährt, und der Portier dienstwillig Auskunft giebt, wo und wann die Abfahrt stattfindet.

Ich will gerne zugeben, dass es nicht überall so unbehaglich ist als in Buffalo, aber ich glaube auch, dass ich noch nicht zu den ungeschicktesten Reisenden gehöre und dass Damen, die mit Kindern reisen und nicht genau Bescheid wissen, an dieser Formlosigkeit und Freiheit ganz gewiss keinen Gefallen finden werden.

Noch ein Anderes fiel mir auf, das ebenso wenig zu den Vorzügen des Bahnwesens in Amerika gehört, das ist die freie Zugänglichkeit des Bahnkörpers und die mangelnde Fürsorge für die Sicherheit derer, welche die Schienen passieren. Man betrachtet die Bahn als eine öffentliche Verkehrsstrasse wie jede andere, und überlässt es den Fussgängern und Wagen dem Dampfross auszuweichen, wie man ja auch den Strassenbahnwagen aus dem Wege geht.

Dass an den einsamen Linien, die tagelang durch unbewohnte Wüsten und Gebirge laufen, nicht alle tausend Meter ein Bahnwärterhäuschen steht und sein Bewohner dem vorbeipassierenden Zuge die Honneurs macht, ist selbstverständlich und erklärlich. Der vorn an der Maschine angebrachte starke Rechen, der »Cowcatcher« Kuhfänger, wie er genannt wird, schiebt Hindernisse, die auf den Schienen stehen, meist mühelos bei Seite und der geringe Verkehr in der menschenleeren Gegend erfordert keine ständige Kontrolle der Geleise.

Aber dass man selbst in belebten Strassen, an viel benützten Uebergängen nur ausnahmsweise Barrieren hat und jedem gestattet, sich überfahren zu lassen, heisst jedenfalls in das andere Extrem verfallen, während unsere Bahnwärter vielleicht zu lange das Publikum vor geschlossener Barriere warten lassen, wenn der herannahende Güterzug noch nicht einmal in Sicht ist.

Im Norden sah ich vielfach an Bahnübergängen auf hoher Stange ein gekreuztes Bretterpaar angebracht, auf dem mit grossen Buchstaben »Railway-Crossing«, Bahnüber-

gang, zu lesen stand. Zeitweilig waren noch die warnenden Worte hinzugefügt »Danger! Look out for the cars!« (Gefährlich! achte auf den Eisenbahnzug!) Das war aber auch das höchste Mass von Fürsorge, und ich meine, das genügt eigentlich nicht.

Ich passierte einmal in einem leichten Einspänner die Eisenbahngeleise dicht vor den Thoren einer Stadt. Drei Linien hatten ihre Schienen nahe bei einander gelegt und ein hoher Erdwall hinderte den Kutscher auch nur das Geringste zu sehen von dem, was auf den Schienen vorging. Wir kamen glücklich über das erste Geleis, hatten es aber kaum passiert, als ein Zug hinter uns durchbrauste und während wir auf dem mittleren Schienenstrange waren, raste von der anderen Seite eine Lokomotive über die dritten Schienen, sodass es dem Kutscher nur mit grösster Mühe gelang das Pferd zum Stehen zu bringen und die Gefahr vorüber zu lassen.

In Chicago führt beispielsweise die Strasse zu den grossen Viehhöfen wohl über ein Dutzend Schienen; fortdauernd kommen und gehen Eisenbahnzüge auf dem einen oder anderen Geleise und der Wagen- und Fussgängerverkehr ist an dieser Stelle ein ganz besonders lebhafter.

Als ich meinen deutschen Begleiter auf die aussergewöhnliche Gefahr aufmerksam machte, meinte er, eine Sperrung des Übergangs sei doch nicht möglich, das würde ja eine unerträgliche Belästigung sein, übrigens kämen doch auch nur selten Unfälle vor.

Bei genauerer Nachfrage ergab sich dann freilich, dass in den letzten Jahren in Chicago etwas über 200, wenn ich nicht irre 235, Menschen jährlich von den Eisenbahnen todt gefahren und noch viel mehr verstümmelt werden. Was will das aber heissen bei den Millionen von Menschen, die nun ungehindert die Schienen überschreiten und noch dicht vor dem heranfahrenden Zuge die andere Strecke gewinnen können!

Ich glaube, da ist das Zuviel an Fürsorge doch immer noch besser als das Zuwenig, und wenn bei uns der Staat die grossen Opfer bringt, alle Bahnübergänge an belebten Stellen durch Unter- oder Ueberführungen gefahrlos zu machen, ohne den Verkehr zu hindern, so könnte man den amerikanischen, grossen Gesellschaften sehr wohl die gleichen Pflichten auferlegen.

Aber bisher hat man sich nur sehr schüchtern an eine Kontrolle der zahlreichen Privatgesellschaften herangewagt und fürchtet die Macht ihrer Dollar. Wie sie die Tarifpolitik zu ihren Gunsten ausbeuten, davon habe ich an anderer Stelle gesprochen. Die Presse, die Repräsentantin der öffentlichen Meinung hängt mit ihren Annoncen und mit den gewährten Freikarten viel zu sehr von den Eisenbahnlinien ab, als dass sie wagen würde, energisch gegen die Missbräuche Front zu machen.

So lässt sich der Amerikaner vieles gefallen, duldet die liederlichen Bahnhofsgebäude, die gar keinen Vergleich aushalten können mit den unseren, lässt Menschen und Tiere überfahren, lässt sich von den Agenten der Bahn und den Elevatoren übervorteilen, und ist doch fest überzeugt, das beste Eisenbahn-System der Welt zu haben.

Eine vorzügliche Einrichtung hat aber die Konkurrenz der verschiedenen Bahnen geschaffen, das ist die bequeme Billet-Ausgabe.

Wenn auf unseren Bahnen nur an den Bahnschaltern und nur kurze Zeit vor Abfahrt des Zuges die Fahrkarten gelöst werden können, so finden sich dort, selbst in kleineren Städten zumeist mehrere Verkaufsläden für Eisenbahn tikets. Man kann also tagelang vorher, oder wann es einem gerade passt, sich ein Billet kaufen und braucht nicht Stunden lang vorher auf dem Bahnhofe zu erscheinen.

Meist ist in den grösseren Hotels eine solche Verkaufsstelle und die sog. Expresskompagnien, die das Gepäck zur Bahn besorgen, haben daselbst gleichfalls ihre Vertreter. Ihnen übergiebt der Hausknecht die Koffer, man nennt das

Ziel seiner Reise und erhält einen sog. Chec in Form einer Blechmarke mit Nummer. Dieselbe Nummer befestigt der Beamte mit langem Lederriemen an dem Handgriff des Koffers, schreibt auf eine eingeschobene Karte den Namen der Endstation, man zahlt für jedes Gepäckstück eine Mark und kann sicher sein, dass Alles rechtzeitig an Ort und Stelle ist.

Zumeist eine halbe Stunde vor Ankunft auf grösseren Stationen kommen wieder Beamte der Express-Kompagnie in die Wagen und man übergiebt ihnen den erhaltenen Chec, nennt das Hotel, in dem man absteigen will, erhält einen neuen Chec gegen Zahlung einer abermaligen Mark und findet sein Gepäck meist nach ganz kurzer Zeit auf seinem Zimmer, so dass man selber, ohne sich um Kofferträger und Droschken zu kümmern, die billigen Strassenbahnen benützen kann, und sehr viel bequemer und kaum teurer an das Ziel seiner Wünsche kommt.

Auch die Schaffner belästigen den Fahrgast nicht viel mit Fragen nach den Karten, auf kleinen Strecken nehmen sie gewöhnlich gleich bei Beginn die Karte, und stecken dafür dem Reisenden ein Streifchen verschiedenfarbigen Papiers an den Hut, das sie ihm ohne weitere Komplimente wieder abnehmen, wenn die betreffende Station naht. In dem Schlaf- und Salonwagen behält der Kondukteur die Fahrscheine, notiert die Nummer des Bettes darauf, und nur höchst selten kommt ein Kontrolleur und prüft, ob Alles in Ordnung sei.

Dass bei den Billet-Verkäufern mancherlei Unregelmässigkeiten vorkommen und dass diejenigen, die darauf ausgehen, oft sehr billig fahren können, will ich nicht verschweigen. Die Rückfahrtkarten haben meist lange Gültigkeit, oft ein Jahr lang —, Freischeine werden zahlreich ausgegeben und wenn nicht benutzt, an die Billet-Verkäufer gegeben, die sie dann billig veräussern, oft auch Neulinge damit in Verlegenheit bringen.

Die Rückfahrtkarten, oft meterlange schmale Streifen mit verschiedenen Koupons, den Teilstrecken entsprechend, sind nämlich auf die Person ausgestellt worden. Der Beamte nimmt auch unauffällig das Signalement des Fahrgastes auf, indem er an den vorgeschriebenen Stellen durchlocht und dadurch markiert, ob der Betreffende blond oder schwarz, mit blauen oder braunen Augen, mit Schnurrbart oder Vollbart etc. ausgestattet ist. Der Unkundige beachtet das kaum, kauft er aber bona fide ein solches zur Rückfahrt nicht benütztes Billet eines Anderen, so kann er in bitterste Verlegenheit kommen, wenn das Signalement nicht stimmt, oder er den Namenszug nicht nachmachen kann.

Nach alledem wird man zugeben müssen, es ist nicht leicht zu sagen, ob das amerikanische oder das deutsche Eisenbahnsystem das Bessere sei. Vieles ist gut dort und nachahmenswert, Vieles nur dort und nicht in den kleineren Verhältnissen der europäischen Staaten am Platze; aber die straffere Zucht, die einheitliche Leitung und Controlle sollten wir niemals der amerikanischen Willkür opfern, selbst wenn sie einige Unbequemlichkeiten bietet.

XVI.

Durch Neu-Mexico und Texas.

In den östlichen Wüsten von Kalifornien und Arizona hatte ich in zweitägiger Fahrt kaum 200 bewohnte Häuser gesehen und freute mich darauf in Albuquerque, der Hauptstadt von Neu-Mexico, eine kurze Rast machen und einmal wieder eine grössere Ansiedelung besuchen zu können.

Leider waren wir mit mehr als drei Stunden Verspätung, erst um 9 Uhr Abends, angekommen, sodass ich von dieser Stadt keine klare Vorstellung habe.

In dem Zimmer des elenden Gasthauses, in dem ich einige Stunden der Nacht zubrachte, lagen Sand und Staub millimeterhoch auf Bett und Möbeln, ich vermute daher, dass auch hier der Wüstensand nicht fern ist. Dabei waren aber mehrere Gasthofwagen am Bahnhof und eine Strassenbahn fuhr durch die recht wenig einladende Hauptstrasse, es ist also wohl möglich, und wahrscheinlich, dass hier mehr Menschen wohnen, als zu einer blossen Eisenbahnstadt gehören.

Zum Bleiben reizte mich aber das Ganze nicht, mit dem Morgens um 4 Uhr fahrenden Frühzuge fuhr ich nach Süden weiter, und nachdem ich im Schlafwagen den unterbrochenen Schlaf noch einige Stunden fortgesetzt, fand ich mich bei Sonnen-Aufgang wieder in der Wüste, und dasselbe trostlose Bild, das an den beiden vorhergehenden Tagen so ermüdend gewirkt, zeigte sich auch hier in Neu-Mexico.

Möglicherweise nenne ich manches hier Wüste, was nur zur Zeit, wo ich es durchfahre, Wüste ist und in anderen

Zeiten, wenn erfrischende Regen niedergegangen sind, ein anderes freundlicheres Gewand zeigt. Aber was ich hier am frühen Morgen zu beobachten Gelegenheit fand, verdient wirklich den Namen Wüste.

Lavamassen treten noch ausgedehnter als gestern Abend in dem weiten, von flachen, kahlen Bergen umschlossenen Thale zu Tage. Sand und Steingeröll ist zwischen den schwarzen Massen verteilt und Dünen von Flugsand sind überall aufgehäuft. Ich glaube, hier verliert auch der verlogenste Zeitungsschreiber des reklamesüchtigen Amerikas den Mut, zu behaupten, dass wie in Kalifornien, so auch in diesen Gefilden die blühendsten Obstgärten geschaffen werden könnten und das Land für den fleissigen Ansiedler doch schliesslich einen Wert habe, also hohe Preise an die Grundspekulanten zu zahlen, jetzt schon gerechtfertigt sei.*)

Und doch, während ich diese Bemerkung in mein Tagebuch schreibe und über die alles Pflanzenwuchses entbehrende Fläche blicke, sehe ich zwei magere Rinder in der sonnigen Ebene stehen, von denen eins — buchstäblich wahr — den bleichen, lang behörnten Schädel eines seiner Leidensgenossen leckt, der hier sein seliges Ende gefunden hat. Ob ihm dabei auch Todesahnungen kommen? Traurig genug sieht das Bild aus und ich muss gestehen, die Tausende von Rinderleichen, die ich in den letzten Tagen so über das Land zerstreut habe liegen gesehen, hatten mich ganz schwermütig gemacht, ich konnte nicht ohne Mitleid die armen Tiere ansehen, die, rauhhaarig und mager, an den stachligen Mimosen oder Akazien knabberten, um ihr elendes Dasein noch länger zu fristen und im günstigsten Falle, wenn im Frühling die saftige Weide ihre dürren Schenkel

*) Übrigens las ich später in einer deutschen Reisebeschreibung, dass die Hochebenen Neu-Mexicos das ganze Jahr hindurch reichliche Weide bieten und im Stande sein dürften, das Schlachtvieh für eine das Territorium dicht bewohnende Bevölkerung zu liefern etc.

Meine Eindrücke sind leider andere gewesen!

gefüllt hat, in den Eisenbahnwagen gepfercht zu werden, und dem Würgengel in den Grossschlächtereien von Chicago, Omaha oder Kansas City zu verfallen.

Ein Glück, dass die Tiere nicht nachdenken können über das, was ihnen bevorsteht! Denn trotz aller Schilderungen begeisterter Tierfreunde denke ich, seit ich mir die Schlachthäuser von Chicago angesehen habe, recht niedrig von den geistigen Fähigkeiten dieses behörnten Hausgenossen des Menschen — oder es müsste unter den Ochsen ebenso hartgesottene, herzlose Sünder geben, als sie unter ihren Herren zeitweilig zu finden sind.

Die Elenden, die mich zu dieser pessimistischen Auffassung von der geistigen Begabung des Ochsengeschlechtes veranlassen, sind zwei grosse, mächtige Leitochsen, die in Chicago dazu benutzt wurden, um die halbwilden Texasrinder aus den Boxen des Viehmarktes ahnungslos in die Schlachthäuser hineinzuleiten.

Man lässt diese Tiere unter den fremden, dem Tode geweihten, einige Minuten umherlaufen, öffnet dann die Thür und die beiden als »leader« (Leiter) bezeichneten Ungeheuer laufen in schlankem Trabe heraus die Rampe zum Schlachthause hinauf, die ganze Schar der Unglücklichen folgt ihnen ohne Besinnen, gejagt und gehetzt von dem Geschrei der zu Pferde folgenden Treiber. Die Leitochsen finden dann durch eine besondere Thür wieder ihren Ausgang, ich sah sie kurze Zeit nachher ruhig im Hofe stehen und mit der unschuldigsten Miene von der Welt ihr duftendes Luzernenheu fressen, während oben der Würgeengel über den andern herschreitet und mit einem Hammerschlage in wenigen Minuten Hunderte hinstreckt, um sie den Händen und Messern seiner Genossen zu überliefern, die in fabelhaft kurzer Zeit die ausgeschlachteten Rinderviertel in die Eiskammern rollen, aus denen sie ihren Weg bis nach Europa finden.

Ich will keine naheliegenden Vergleiche mit dem wucherischen Treiben einzelner Menschen anstellen, sondern bitte den geneigten Leser um Entschuldigung, dass ich mich

und ihn so lange mit den Ochsen unterhielt; es fehlte mir aber jede Anregung, meine Gedanken auf etwas anderes zu concentrieren.

Menschen und ihre Werke sind nirgends zu sehen; die Natur ist trostlos, der Schlafwagen ziemlich leer, zwei alte runzelige Vertreter generis humani feminini vermögen meinen Gedanken auch keinen höheren Schwung zu verleihen, und da draussen in einem ausgedörrten Wasserloch liegen wieder drei erst vor wenigen Tagen gefallene braunhäutige Tiere. Wer soll dabei nicht der Trübsal verfallen, und wer will mir's verdenken, dass ich an das blutige Beefsteak auf der sogenannten breakfast-station, die nur aus zwei bis drei Bretterbuden bestand, nicht recht heranwollte?

Übrigens sollen auch diese sonnendurchglühten Wüsten Arizonas und Neu-Mexicos, die im Herbst durch ihre steifen Kaktus, Agaven- und Jucca-Arten, den einzigen Repräsentanten des Pflanzenreiches, einen so toten, traurigen Eindruck machen, zeitweise im Frühjahr im schönsten Farbenschmuck prangen, wenn die Yucca-Palme ihre weissen Riesendolden treibt, die Agave ihre Blütenschäfte mit gelben Blütenbüscheln schmückt und selbst Kaktus und Orpuntien ihre farbenprächtigen Blumen für kurze Zeit entfalten. Leider habe ich davon nichts gesehen.

Und doch haben diese traurigen Gegenden, wie ich sie hier in Neu-Mexico, in Californien und Arizona und früher in den öden Hochplateaus der Felsengebirge, in Wyoming, Utah und Nevada tagelang durchfahren habe, mein volkswirtschaftliches Gemüt mit einer gewissen wilden Schadenfreude erfüllt. Denn ich freute mich, dass hier so unendlich weite Flächen, die, wenn man sie auf der Karte betrachtete, Klima und Lage und Bevölkerungszahl überdachte, als gefährliche, zukünftige Konkurrenten für unsere deutsche Landwirtschaft gelten konnten, nichts weiter als trostlose Wüsten sind, auf denen hier und da und vielleicht auf ziemlich ausgedehnten Flächen einmal durch künstliche Bewässerung lohnender Ackerbau getrieben werden kann,

die aber im Grossen und Ganzen niemals imstande sein werden, den Weltmarkt mit ihren Erzeugnissen in Verwirrung zu bringen.

Das gute Weizenland ist so ziemlich in Kultur genommen, von einem mühelosen Ausbeuten jungfräulichen, fruchtbaren Prairiebodens ist kaum noch die Rede.

Wo aber sonst Eisenbahngesellschaften und Landspekulanten die Vorteile und Vorzüge des Erwerbes ihrer Ländereien in satten Farben schildern, ist zumeist irgend ein Haken dabei. Im Frühling nach der Regenzeit, wenn Bäche und Flüsse mit belebendem Nass gefüllt sind, mag manche Gegend einen verlockenden Eindruck machen, aber wenn monatelang ein wolkenloser Himmel, wie es im Sommer die Regel ist, seine versengenden Strahlen herabgesandt hat, die Flussbetten selbst grosser Ströme trostlose Wasserrinnen sind, wird dem Colonisten wohl die Lust vergehen, sich hier eine Heimat zu gründen.

So aber lag das Bild den ganzen Tag über vor mir, und selbst an dem breiten Flussbett des berühmten Rio Grande, das wasserlos einer breiten, staubigen Landstrasse glich, war von Anbau so gut wie nichts zu finden. Erst in der Nähe der mexikanischen Grenze war etwas Land durch Bewässerung der Cultur gewonnen, und herrliche süsse Trauben, Pfirsiche und Birnen wurden in Las Cruces von Indianern dem Reisenden zu Spottpreisen angeboten.

El Plaso, die Grenzstation nach Mexico, macht den Eindruck einer der vielen, sich schnell entwickelnden Städte der Prairien des Westens. Breite Strassen, mit vielen Lücken in den Häuserreihen, entsetzlicher Staub und dazu als besondere Beigabe ein ganzer Stadtteil der elenden Lehmhütten, von Indianern bewohnt.

Auf dem Bahnhofe zeigte sich ein wahres Völkergemisch, Chinesen und Japanesen, Neger, Indianer, Mexikaner, Amerikaner und Deutsche standen hier umher und alle möglichen Sprachen hörte man durcheinander. Die hohen, spitzen, breitkrempigen Hüte der Mexikaner und ihre braunen

Gestalten überwogen aber, und das Spanische kam mir ziemlich spanisch vor und erfüllte mich mit einigem Grauen, wenn ich daran dachte, dass ich mich mit meinen, dafür wohl nicht genügenden spanischen Sprachkenntnissen unter diese braunen Gestalten wagen sollte.

Vorläufig aber führte mich mein Weg noch nach dem Osten, durch Texas nach den Sümpfen, den Reis-, Baumwoll- und Zuckerrohrfeldern von Louisiana; so fuhr ich denn weiter durch dieselbe Wüste nach Texas hinein. Nur zeitweise waren die Jucca-Palmen in zahlreichen Exemplaren vertreten und die Cacteen grösser und mannigfaltiger, sonst immer das Gleiche wie vorher in Arizona und Neu-Mexico.

Übrigens bin ich in dem refrechment room der Station El Paso zum ersten Male auf der Reise recht gründlich ausgelacht worden. Die heisse Fahrt, der Anblick der verdorrten Weiden und wasserlosen Flüsse hatte mich durstig gemacht und ich trat also hoffnungsfroh an den Schenktisch, an dem wohl ein Dutzend Neger und Rothäute herumstanden, und fordere mit lauter Stimme eine Flasche Bier. Aber der aufwartende Neger erwiderte mir grinsend, Bier gäbe es nicht, wir wären ja in Neu-Mexico. Ich meinte nicht recht verstanden zu haben und fordere mein Bier zum zweiten Male, erhalte aber wieder unter lautem Gelächter aller Anwesenden die gleiche Antwort, mit dem Zusatz, es sei nicht erlaubt.

Da dämmerte mir allmählich der Gedanke, dass es in Amerika ja Temperenz-Staaten gäbe, in denen man an öffentlichen Schenktischen keine geistigen Getränke erhält, sondern sich seinen Vorrat im eigenen Hause halten muss, wenn man sich, was hier recht oft geschieht, einen soliden Rausch antrinken will. »Ice cold milk, iced thee and caffee«, das ist alles, was die vorsorgliche Regierung den durstigen Reisenden im Restaurationszimmer verabfolgen lässt.

Im Salonwagen der Bahn wollte ich das Versäumte nachholen, der Conductor erklärte mir aber unter Vorzeigung eines gedruckten Befehles, dass er in Neu-Mexico und Texas kein Bier verabfolgen dürfe, in Louisiana nur an Wochen-

tagen und der dabei stehende aufwartende Neger bestätigte das. Ich kam aber doch zu meinem Recht, denn kaum hatte der Neger den kleinen Küchenraum verlassen, so knallte auch schon der Pfropfen und unter der Versicherung, nichts zu verraten und gegen Zahlung des doppelten Preises erhielt ich mein Bier und war zugleich um eine Erfahrung reicher geworden.

Schon in New-York hatte ich gesehen, wie man sich dem Verbot der Enthaltsamkeit am heiligen Sonntage entzieht. Alle Schenktische sind verhangen; aber eine Hand mit der Inschrift »private bar« weist den Durstigen in's Nebenzimmer, wo er gegen gute Zahlung erhält, was er wünscht. Alle Klublokale sind als private Unternehmungen dem Verbot nicht unterworfen und ihre Trinkzimmer sind daher voll besetzt. Im Central - Park erhielt ich aber eine besonders drastische Illustration, wie man Gesetze umgeht. In der vornehmsten Gartenrestauration kehrte ich Sonntags früh mit einem Freunde ein, der Kellner naht, mit geheimnissvollem Wink bestellt mein Begleiter 2 kleine Tassen Kaffee. Der Kellner bringt sie und stellt sie mit der laut gesprochenen Bestätigung, dass es zwei Tassen Kaffee seien, vor uns hin, aber noch rechtzeitig hinderte mich mein Freund daran, Zucker und Sahne hinzuzuthun; denn siehe, in dem unscheinbaren Gewande verbargen sich die verbotenen Gifte, es war der schönste Manhattan cock-tail, den der in der Nähe stehende Geheimpolizist natürlich für Kaffee ansehen musste.

Dem Wortlaute des Gesetzes war ja wohl genügt und die Polizei der grossen Handelsstadt soll mit diesem gesetzlichen Verbot ganz zufrieden sein; denn sie weiss, dass es umgangen wird, weiss es aber überall da nicht, wo der Wirt eine recht anständige Abgabe zahlt, die ganz offen, zeitweise im Betrage von mehr als Tausend Dollar, eingefordert wird, sobald die Wächter der Ordnung das Bedürfnis empfinden, ihre Kassen etwas aufzufrischen.

Doch ich bin da weit abgeschweift! Vielleicht verzeiht mir das der Leser, denn er wird mir zugestehen, dass ich

Veranlassung und in der öden Gegend Zeit genug dazu hatte, über solche Dinge nachzudenken.

Am Abend fuhren wir durch die schön geformten »Berge der Apachen«, aber das Landschaftsbild ward nicht anmutiger — wir umkreisen eben die berüchtigte Wüste des Llano estacado, und die versengenden Strahlen der Sonne machen sich auch hier in den Grenzgebieten nur zu sehr fühlbar. Erst am nächsten Morgen, als wir in die Ebene von Südtexas hinabgestiegen waren, zeigten sich bessere Weiden und schöne, ebene Flächen fruchtbaren Bodens, auf dem auch der hier in den letzten Tagen reichlich gefallene Regen wenigstens Spuren guter Weide geschaffen.

Zwar sind die romantischen, pittoresken Felspartien verschwunden, aber die weite, einer Buschlandschaft gleichende Ebene mit ihren stachlichen Akaziengebüschen und Cactusstauden macht doch einen angenehmeren Eindruck als die verdorrte, staubige und sandige Wüste, die wir bisher durchreist hatten.

In San Antonio, Texas, verlasse ich Vormittags den Zug, um bis abends 9 Uhr festen Boden unter meinen Füssen zu fühlen und mit dem Nachtzuge die Fahrt fortzusetzen, nachdem ich gerade 3200 Kilometer fast ohne Unterbrechung gefahren war.

Ich hatte bisher wenig von San Antonio gehört, und als ich aus dem Bahnhof heraustretend meine Schritte zufällig nach rechts lenkte, machten die fast nur von Negern und Chinesen bewohnten kleinen Holzhäuser mit teilweise ganz hübschen Vorgärten keinen sonderlichen Eindruck. Die Sonne brannte entsetzlich heiss, und nachdem ich mir an einem der Cacteengebüsche, dessen feigenartige Frucht ich neugierig untersuchte, die Finger gründlich voll kleine Dornen gestochen, fuhr ich mit der elektrischen Bahn, soweit sie fahren wollte, in das Land und ging dann weiter durch ein offenes Thor in einen grossen, parkartigen Platz, der auf seiner Längsfront von einem zweistöckigen, mit doppelter

Veranda verzierten Gebäude eingenommen und dessen Schmalseiten von reizenden, grünumsponnenen, villenartigen Häusern besetzt waren, vor denen wundervolle Bananenbüsche ihre prächtigen Wedel in die glühende Luft streckten und mächtige Fruchtbüschel zeitigten.

Ich hätte an alles Andere eher gedacht, als dass dieser reizende, idyllisch daliegende Gebäudecomplex eine Stätte des Krieges sei, dass das die Caserne der hier garnisonierenden Infanterie-Compagnien und die reizenden Villen die Dienstwohnungen der Offiziere und Militärbeamten seien.

Da würden unsere vielgeplagten, armen Soldaten wohl gern mit ihren hiesigen Kameraden tauschen, die bei guter Verpflegung und 15 Dollars = 64 Mark Monatslohn in diesen behaglich eingerichteten Casernements ein recht beschauliches Dasein zu führen scheinen.

Die Stadt San Antonio bereitete mir aber schliesslich noch eine recht angenehme Überraschung, denn ich fand, dass ich zufällig in eine abgelegene Vorstadt geraten war und dass die eigentliche Stadt eine wirklich vornehme und sehenswerte Schöpfung der Neuzeit ist mit prachtvollem Rathaus, schönen, grossen Privathäusern und hocheleganten Läden, hübschen Anlagen, in denen tropische Vegetation herrscht, mit alten spanischen Kirchen und einer Bevölkerung, die zum Teil ihren spanischen Ursprung nicht verrät.

Aber viele Tausende von Deutschen haben hier eine neue Heimat gefunden, fast die Hälfte der rapide wachsenden Bevölkerung soll deutschen Ursprungs sein. Grosse, mit farbigen Bildern verzierte Plakate zeigten auch an, dass ein grosses dreitägiges »German Volksfest« mit historischem Aufzug zur Erinnerung an die Einwanderung der ersten Deutschen gefeiert werden sollte.

Was mir aber an dieser, wie an so vielen amerikanischen Klein- und Mittelstädten besonders auffiel, das war die vorzügliche Stadtverwaltung, deren Leistungen man um so höher anschlagen muss, wenn man bedenkt, dass viele dieser

Städte erst wenige Jahre, oft erst fünf und zehn Jahre alt sind und bereits mit grossartigen Wasserleitungen, mit elektrischem Licht, mit elektrischen Strassenbahnen und öffentlichen Parks und Anlagen versehen sind, die wir in deutschen Städten gleicher Grösse oft vergeblich suchen.

Hier gibt es keine alte Aristokratie, keine Stadtväter, deren Vorfahren schon im Rate der Stadt gesessen und die alte Überlieferung den Enkeln überlassen haben — hier sind es eingewanderte Fremde die kommen »to make money«, und was sie trotzdem leisten, ist um so bewunderungswerter.

Hatte doch das kleine San Antonio eine mit vorzüglichen Gerätschaften, Dampfspritze u. s. w. ausgerüstete Berufsfeuerwehr, deren zum Anspannen fertige Wagen auf jedes Alarmsignal zum Abmarsch bereit sind.

Das fehlende Strassenpflaster mag freilich manchem deutschen Spiessbürger als Zeichen schlechter Stadtverwaltung erscheinen; aber man erinnere sich, dass man in den Strassen einer jungen amerikanischen Stadt weilt und dass der Amerikaner dieser Districte ganz andere Bedürfnisse hat. Jeder der es irgendwie machen kann, fährt oder reitet. Keine Hausfrau geht zum Markt, zum Einkauf und dergleichen, sondern sie spannt sich oft selbst den Einspänner an und fährt sich selbst. Zahllos sind die Fuhrwerke, deren Pferde an Telegraphenstangen, Bäumen oder an eisernen Ringen in den Randsteinen der Trottoire angebunden, geduldig Stunden lang warten, bis ihr Besitzer den Heimweg antreten will.

Selbst einen Briefträger sah ich zu Wagen seine Briefe austeilen, das Pferd lief ohne Zügelführung von einem Haus zum andern und wartete, bis sein Herr wieder den niedrigen Wagen bestiegen.

Wer keinen Wagen bezahlen kann, der reitet, und selbst zerlumpte Neger auf elenden Tieren treiben diesen Sport, um nicht zu Fuss laufen zu müssen. Strassenbahnen sind ausserdem in Unmassen vorhanden und sogar auf kurze

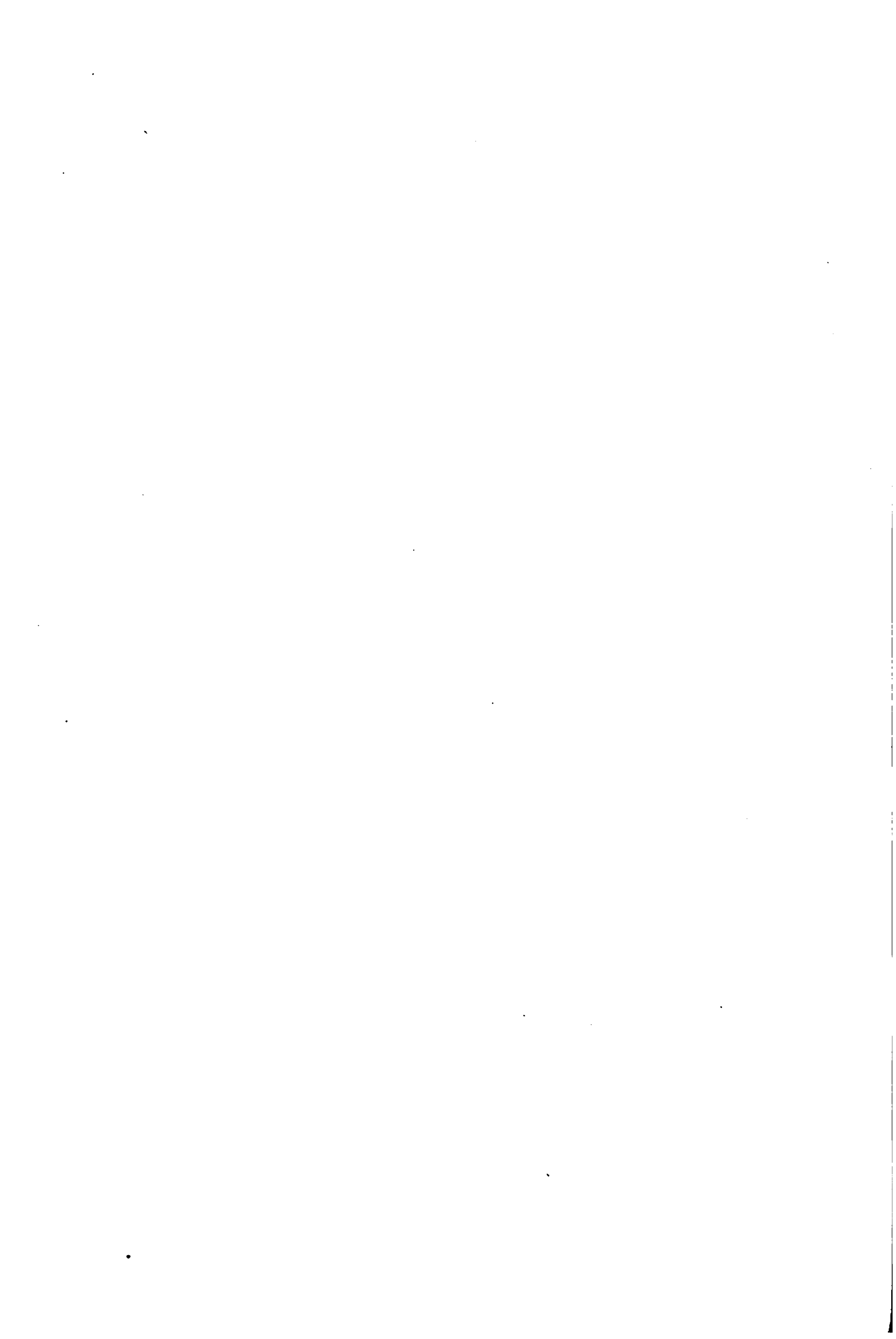
Entfernungen benutzt sie der Amerikaner — wozu also die Strassen pflastern, solange andere, wichtige Aufgaben der Stadtverwaltung vorliegen, den Staub mildern ja die regelmässig fahrenden Sprengwagen.

So nahm ich freundliche Eindrücke aus dieser texanischen Stadt mit hinweg, als ich am Abend nach Louisiana abdampfte.

II. Theil.

Aus Mexico.





I.

Durch die Hochebene von Mexico.

Nachdem ich fast eine Woche mit einem befreundeten, deutschen Landsmann in den sumpfigen Prairien Louisianas dessen einfaches Leben geteilt und versucht hatte, ihm die Sorgen der beginnenden Rohr-Zuckerkampagne zu erleichtern, schnürte ich mein Bündel, um endlich in die eigentlichen Tropen zu kommen und die lang ersehnte Herrlichkeit tropischer Vegetation in vollen Zügen zu geniessen.

Denn wenn auch hier in den sumpfigen Urwäldern die Fächerpalmen wie daheim die Farrenkräuter in Massen den Boden bedecken, wenn prachtvolle Magnolienbäume mit den lang befiederten Rottannen und den moosbehangenen Eichen um die Wette zum Himmel emporstreben, um ihre glänzend grünen Blätter im Sonnenlicht zu baden, wenn die Orangenbäume goldene Früchte in Masse zeitigen und die Bananen zu entzückenden Gruppen zusammenwachsen, wenn Zuckerrohr, Baumwolle und Reis den Fleiss des Landmannes lohnen, so ist doch der eisige Winter in diesen Gegenden kein seltener Gast.

In Schweiss gebadet kam ich in Louisiana an und Hemd und Beinkleid waren die einzigen Kleidungsstücke, in denen wir uns zu den Mahlzeiten zusammenfanden — es fehlte das ewig Weibliche an unserm Tisch —; aber wohl eingewickelt verliess ich das Land. Das Thermometer war in der Nacht zum 25. October dem Gefrierpunkt bedenklich

nahe gekommen und mahnte die Bewohner, mit dem Ernten des Zuckerrohrs nicht allzu lange zu warten.

Über San Antonio und Laredo nehme ich den Landweg nach dem schönen Mexico und geniesse so das seltene Glück, langsam und allmählich nach dem Süden vorrückend, den Herrlichkeiten der Tropenwelt nahe gebracht zu werden, sodass ich auch für die Zwischenstadien dankbar und empfänglich bleibe.

Mexico, das Jahrhunderte hindurch, obwohl unter der Regierung eines europäischen Kulturvolkes stehend, fast unbekannt, weil in weiten Teilen kaum zugänglich war und nur auf schmalen Saumpfaden die Hochebenen im Norden mit der übrigen Welt in Verbindung standen, ist jetzt und zwar seit dem Februar 1884, nach Vollendung der grossen Mexican-central-Bahn über El Paso und seit Kurzem auch durch die Mexican-national-Bahn über Laredo, Monterey und San Louis Potosi nach der Hauptstadt in innige Berührung mit der grossen Nachbarrepublik gekommen und dadurch an das gewaltige Bahnnetz der Union angeschlossen.

Die Nationalbahn, als die jüngste der grossen Linien interessierte mich am meisten und war für mich die bequemste, ich konnte von der Grenze aus in durchgehendem Schlafwagen bis in die alte Lagunenstadt am Texcoco-See fahren.

In Laredo, der Grenzstation nach Mexico, am Rio Grande gelegen und mit dem mexicanischen Laredo Nuevo durch zwei mächtige eiserne Brücken verbunden, hatte ich bei etwa vierstündigem Aufenthalt vollauf Zeit, Vergleiche anzustellen mit den hinter mir liegenden Städten der rastlos thätigen, unruhig hastenden Jankees und denen der Mexicaner und anspruchslosen, eingeborenen, indianischen Bevölkerung. Denn Laredo macht mit seinen niedrigen, fensterlosen Häusern mit flachen Dächern und den vielen schmutzigen und zerlumpten Indianern bereits einen durchaus mexicanischen Eindruck, und jenseits der Grenze, an der Zollstation, verstärkt sich dieser Eindruck noch weit mehr. Da

stolzieren die Grenzsoldaten mit ihren ledernen, silberverschnürten Uniformen mit grossem, spitzem Schlapphut auf dem Bahnsteig einher, da sieht man in Massen jene Gestalten, die auf unsern Theatern die Strassenräuber des Südens personificieren würden, mit rotem oder farbigem Poncho, malerisch über die Schultern geschlagen, das Gesicht bis zu den Augen verdeckt, den unglaublich breitkrämpigen Hut tief in die Stirn gedrückt, und nicht selten blitzt der Lauf eines Revolvers unter dem kurzen Ueberwurf hervor.

Von den zahllosen Negern, die schwarz, braun oder gelb in allen möglichen Kostümen und socialen Stellungen in den Südstaaten der Union so massenhaft vertreten sind, dass — ein Zeichen der demokratischen Gleichheit — besondere Wartezimmer für Neger und besondere Eisenbahnwagen für diese farbige Bevölkerung in Louisiana und Texas zu finden sind, — von allen diesen, jetzt leidlich civilisierten und in vielen Stellungen ausserordentlich brauchbaren Kindern Afrikas ist in Mexico, soweit ich's bisher gesehen habe, nichts zu finden.

An ihrer Stelle überwiegt das indianische Element.

Vier Fünftel der Bevölkerung Mexicos gehören zu den Abkömmlingen jener zum Teil hochentwickelten Urbevölkerung des Landes, denen die Spanier vor fast 400 Jahren ihre Kultur vernichteten, die sie zu Lasttieren erniedrigten und die noch heute in ihrem Schmutz und ihren Lumpen einen so jammervollen Eindruck machen, dass man es kaum verstehen kann, wie eine seit Jahrhunderten unter dem Zeichen des Kreuzes und des Christentums geübte Regierung eines europäischen Kulturvolkes so unendlich wenig Einfluss auf dieses, wie ich nachher gesehen, durchaus bildungsfähige und intelligente Volk haben konnte.

Als ob es der Himmel darauf angelegt hätte, mir die Fahrt durch das sonst so heisse, sonnige Nord-Mexico angenehm zu machen, herrschte eine überaus behagliche Temperatur während des Tages und des Nachts sank das Thermometer thatsächlich in den beiden Nächten, die ich

im Eisenbahnwagen verbringen musste, unter den Gefrierpunkt, sodass ich es den armen Indianern nicht verdenken konnte, wenn sie ihre zerrissenen Ponchos, oft genug nichts als aufgetrennte Zucker- oder Kaffeesäcke, möglichst fest um ihre braunen Schultern zogen.

Ein eigenartiges Bild, typisch mexicanisch, wie mir ein mitreisender Mexicaner englischer Abkunft versicherte, empfing uns am ersten Morgen, als der Zug in Saltillo zur Frühstückspause hielt.

Ganze Reihen von Tischen waren auf dem Perron aufgestellt, hinter denen Indianer und Indianerinnen frierend, mit nackten Füssen oder schlechten Sandalen standen, um ihre Leckerbissen den hungrigen Reisenden anzubieten.

Früchte der schönsten Art waren das verlockendste, Milch und Eier würden wohl auch gemundet haben, die Süssigkeiten und Backwaaren fanden gleichfalls reichen Absatz, aber die gebratenen Ziegenrippen, die in ganzen Körben ausgeboten wurden, die in Maiskuchen eingewickelten Mischgerichte u. s. w. machten in den Händen dieser armen, schmutzigen Bevölkerung einen so wenig appetitlichen Eindruck, dass ich wirklich nicht böse war, als für die Passagiere des Schlafwagens und für diejenigen, die es sonst bezahlen konnten oder wollten, im behaglich geheizten Restaurationszimmer ein warmes Frühstück nach amerikanischer Art serviert war.

Für den verwöhnten Reisenden würde auch dieses »breakfast« wohl noch wenig verlockend gewesen sein, aber ich war allmählich auf meinen Fahrten durch Arizona, Neu-Mexico und Kansas an zerrissene Tischtücher, schmutzige Teller, zerstossene Tassen, Blechlöffel und unsaubere Messer und Gabel gewöhnt und man sagte mir, es sei gut, dass ich allmählich entwöhnt werde, denn es würde nicht besser, je weiter man nach dem Süden kommt.

Ausser dem typisch mexikanischen Volksleben bietet das Land, das wir durchfuhren, wenig bemerkenswertes. Es sind meist öde, wenig bebaute Fluren, der Maisbau ist

beschränkt, weil die zeitweise jahrelang anhaltende Dürre keine sicheren Ernten gestattet. Die entwaldeten, kahlen Berge der Nachbarschaft können leider nicht als sichere und beständige Lieferanten von Rieselwasser gelten, so sind es vorläufig nur wenige Oasen, in denen reichliches Wasser vorhanden ist und eine üppige Vegetation von Mais, von Obstbäumen, Agaven und Gemüsen hervorbringt.

Yucca-Palmen in den phantastischsten Formen, Cactusarten in ganzen Musterkollectionen, oft zu baumartigen Gebilden angewachsen, stachlige Akazien und Mimosen decken neben spärlichem Graswuchs die weitaus grössten Flächen des nördlichen Mexicos, das ich durchfahren, aber die Hunderte von Pferden und Rindern, die diese Steppen beleben, machen durchaus keinen dürftigen Eindruck, sondern scheinen sich reichlich zu ernähren. Ackerbau und Viehzucht haben hier sicherlich, nachdem die Eisenschienen das einst unzugängliche Land in das grosse Netz des Völkerverkehrs mit hineingezogen haben, noch eine grosse Zukunft und sorgsame Wasserwirtschaft kann in diesem herrlichen Klima gewiss Wunderdinge verrichten. Sie und der Bergbau werden der heute nur schlecht rentierenden Bahn bald lohnende Frachten zuführen.

Durch gleichbleibende steppenartige Landschaft ging die gleichförmige Fahrt nach Süden weiter, an der Minenstadt Catorce vorbei, die, hoch oben in den unwirtlichen Bergen gelegen, ihre reichen Silberbarren der vorbeifahrenden Eisenbahn anvertraut und uns grosse Massen dieses Edelmetalls auf der Station zum Verladen zeigte.

Zerlumpte, magere Gestalten waren es, die diese Schätze, diese Repräsentanten des irdischen Reichtums und für viele des irdischen Glückes, den Eisenbahnwagen überlieferten, um sie in die weite Welt zu bringen, damit sie als glänzendes Zimmergerät die Tafel der Reichen schmücken oder zu grossen und kleinen Münzen geprägt, rastlos von Hand zu Hand laufen, von allen begehrt, von Wenigen erreicht und festgehalten.

Seit Jahrhunderten führt Mexico diese Schätze seiner Berge aus, seit Jahrhunderten durchwühlen seine Bewohner mit gierigen Händen den Boden nach den unerschöpflich scheinenden, freilich nicht sonderlich reichen Erzen.

Milliarden sind von fleissigen Händen dem Schoosse der Erde entnommen, aber sie sind alle hinausgewandert in die Fremde, und wie gewonnen, so zerronnen, grosse Vermögen sind schnell gemacht, hohe Löhne von den Arbeitern verdient, aber die Vermögen sind verloren und die reichen Erträge fleissiger Arbeit sind von einem unwissenden und in der Unwissenheit und Verwahrlosung erhaltenen Volke im Spiel und Trunk verprasst worden.

Von behäbigem Wohlstand, von Glück und Zufriedenheit ist gerade in den Minenstädten am wenigsten zu finden, und doch drängt alles den Minen zu.

Der Reichtum an Erzen im Lande ist geradezu staunenswert und nur der allergeringste Teil konnte bisher ausgebeutet werden — ganze Eisenberge von gewaltiger Grösse mit 75 bis 80 Prozent metallischem Eisen liegen zu Tage, aber das gewerbfleissige Europa muss trotzdem die eisernen Geräte, die Schienen und Schwellen liefern, die auch in diese Bergeinöden die »Kultur« bringen sollen.

Die Silberminen, so sagte mir später ein Freund in Mexico, sind das Unglück des Landes.

Jeder drängt den Minen zu, jeder legt sein Geld in Bergwerksaktien an, selbst die deutschen Gouvernanten, die Arbeiter lockt die Aussicht auf hohen Ertrag ihrer Arbeit, aber die wahren Schätze des Landes, die, welche in seinem fruchtbaren Boden, in seinem Klima, in seiner Lage verborgen sind, die lässt man ungenützt und das Land, oder besser das Volk, bleibt arm, weil es diese Reichtümer zu heben noch immer nicht, wenigstens nicht in genügendem Maasse gelernt hat.

Kalifornien ist heute ein reiches Land und wird es immer mehr, nicht weil seine Berge in tiefen Schächten Silber hegen oder seine Flüsse Goldsand führen, sondern

weil man das nötige Wasser in den Bergen zu sammeln und es den dürstenden »Wüsten« zuzuführen, weil man in ernster, aber auf die Dauer weit lohnenderer Arbeit verstanden hat, die Mutter Erde zur Ernährerin des Volkes zu machen.

Auch für Mexico wird und muss die Zeit kommen; aber hier ist der Übergang schwieriger, weit schwieriger als in dem Goldlande Kalifornien, denn Kalifornien ist ein neues Land, Mexico hat seine »alte Kultur« hat seine Geschichte. Aber eine traurige Geschichte!

Hier ist der Boden zum weitaus grössten Teile noch in den Händen der alten spanischen Eroberer.

Die meisten Haziendados leiten ihre Besitztitel für ihre oft deutschen Fürstentümern an Ausdehnung gleichenden Besitzungen auf jene düstere Zeit zurück, wo man mit dem Schwerte in der Hand den unglücklichen Bewohnern des Aztekenreiches ihr Land abnahm.

In Paris oder sonstwo verprassen sie nicht selten ihre Einkünfte, mehr oder minder ehrlichen Administradores die Verwaltung ihrer Ländereien überlassend und zufrieden, wenn die Erträge zur Befriedigung ihres Luxus ausreichen.

Quadratmeilen fruchtbarsten Bodens lassen sie ungenutzt liegen, kolossale Flächen überlassen sie einfach den weidenden Herden und zum Verkauf an fleissige Ansiedler ist nur ganz ausnahmsweise einmal einer oder der andere zu bewegen.

Und die armen Indios?

Arm sind sie durch die spanische Eroberung geworden, waren es auch vielleicht schon vorher, arm sind sie geblieben, weil man sie zu Lasttieren erniedrigte, weil der Formelkram einer fremden, unverstandenen Religion sie in der Verdummung erhielt und weil die Priester, die als Träger der Kultur den Geistesfunken in diesen Unglücklichen wecken sollten, um sie zu menschenwürdigerem Dasein emporzuheben — weil die Priester, sage ich, mit dem Staate, den sie zumeist beherrscht, um die Wette alles gethan

haben, um die Bevölkerung in Unwissenheit und Rohheit zu erhalten.

So leidet Mexico an seiner »Geschichte«, während in den Staaten der nordamerikanischen Union eine neue Bevölkerung in neuen Verhältnissen in staunenswerter Entwickelung aus dem Nichts Grossartiges schafft.

Oberflächliche, gewissenlose Beobachter haben mir darauf wohl erwidert: »Ja die Jankees sind klüger gewesen, die haben das Gesindel der Rothäute vernichtet und Platz geschaffen für neue Kultur, wir leiden an den Folgen zu grosser Duldsamkeit.«

Aber ich meine noch immer und habe es später oft bestätigt gefunden, die Millionen der Indiós, die das alte Kulturland bevölkern, sind noch immer nicht der geringste, sondern einer der wichtigsten Teile des Reichtums des schönen Mexicos.

Sie sind, wo sie einigermassen gut behandelt werden, vortreffliche Arbeiter, willig und leicht lenkbar und vor Allem bei ihrer Bedürfnislosigkeit billige Arbeitskräfte, die bei richtiger Verwertung bald einen Aufschwung des nationalen Wohlstandes zeitigen könnten, der für lange Zeit Mexico zu einem der reichsten Länder machen würde.

Dass sie heute zum Teil faul und lässig sind, dass sie in der tierra caliente oft nicht mehr arbeiten und arbeiten wollen, als um ihre geringen Bedürfnisse zu befriedigen, das ist vielfach die Schuld der schlechten Erziehung und die Schuld derer, die sie hätten erziehen sollen und können.

Erst die grössere Einwanderung fremden Blutes, Deutscher, Engländer und Amerikaner hat den spanischen Mexikanern neuerdings die Anregung zu lebhafterer Thätigkeit gegeben und es wird ihnen auch möglich sein, aus diesen Lasttieren, die man zahlreich an der Bahnlinie bei Erdarbeiten die Erde mit den Händen in kleine Säcke kratzen und dann an einem über die Stirn gelegten Traggurte fortschleppen sah, fleissige und anstellige Arbeiter zu schaffen, die an die Eigenart des Klimas und der dortigen

Produktion gewöhnt, besseres leisten werden als fremde Elemente, die man erst mit grossen Kosten einführen müsste.

Heute stehen freilich die Indios einer ausgedehnten Einwanderung zum Teil als Hindernis entgegen.

Denn wenn die Staaten der Union, namentlich die westlichen, Jeden gebrauchen können, der mit rüstigen Armen kommt, auch wenn seine Hände leer sind, wenn er dort hohen Lohn erhält, der es ihm ermöglicht, baldigst ein kleines Kapital zu sammeln und sich dann seine Heimstätte zu erarbeiten, so wird hier der einfache Arbeiter schwerlich eine Stätte finden, von der er sich emporarbeiten könnte.

Der Indio ist auf den gesunden Hochebenen mit einem Lohn von 30 bis 35 centavos, nach heutigem Silberwerte etwa 75 bis 90 Pf. zufrieden, er arbeitet dafür, zum mindesten für den Anfang, wohl nicht weniger als der Europäer, der sich erst an die dünne Luft des Hochlandes gewöhnen muss. Mit ihm als Handarbeiter in Konkurrenz zu treten, würde schwerlich lohnen.

Wohl aber könnten deutsche Kolonisten, wenn sie mit einigem Kapital kämen und vereint an den rechten Stellen angesiedelt würden, mit Hülfe der billigen Arme der Indios wahrscheinlich viel leichter und schneller als in den vereinigten Staaten sich eine behagliche Existenz schaffen.

Doch für heute eilen wir weiter nach Süden, der glänzenden Hauptstadt des Landes zu!

Die weiten fruchtbaren und wasserreichen Fluren, die wir hier zeitweise durchfahren, die mit dem mildesten, gesundesten Klima reiche Erträge liefern würden, wenn hier deutsche Kolonisten an Stelle der Indios den Boden pflügten, sah ich meilenweit brach liegen. Auf den Weiden sammelten Indianermädchen den trockenen Kuhdünger in Säcke, um ihn als Brennmaterial zu verwerten; zu dreissig und vierzig vereint pflügten die Ochsengespanne mit elendesten Holzpflügen, wie sie die Hieroglyphen der alten Ägypter zeigen, mit den Hörnern an das Joch des langen Pflugbalkens ge-

bunden und von dem langen, spitzen Stabe des Pflügers gelenkt, den Boden.

Ein Säemann streute zu Pferde den Samen in das aufgewühlte Land und ein einfacher Holzbalken diente als Egge und Walze zugleich, um den Samen mit Erde zu bedecken, und doch trägt das Land nicht selten hundertfältige Frucht, zwei und selbst drei Ernten in einem Jahre werden ohne Düngung gewonnen und das ganze Jahr hindurch geht das Säen und Ernten.

Der Winter bringt auf diesen unter den Tropen gelegenen Landstrichen — ein besonderes Denkmal, an der Bahn errichtet, hatte uns den Punkt gezeigt, wo wir den Wendekreis des Krebses überschritten — wohl, wie an diesem Morgen, etwas Reif und Eis, aber keine Unterbrechung der Feldarbeit.

Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, um so intensiver wurde der Anbau des Bodens, reichliche Wassermengen sorgten für das Gedeihen der Kulturpflanzen, weite, reich bestandene Maisfelder wurden abgeerntet und üppige Gerstenfelder reiften der zweiten Ernte entgegen.

Die Bergabhänge glichen nicht selten den Vorbergen des Thüringer Landes, so zogen sich allenthalben die schmalen Streifen des zersplitterten Kleinbesitzes, den Indianern zu spärlicher Kultur überlassen, die Berghöhen hinauf.

Von Toluca aus, das bereits 2680 Meter hoch gelegen, steigt die Bahn über die Ausläufer des Cerro de Ajusco in einer Höhe von 10,250 Fuss hinweg und durch entzückende Gebirgspartieen, Angesichts der Schneemassen des Ixtaccihuatl fuhren wir endlich nach 45 stündiger Fahrt in die alte Lagunenstadt Mexico ein.

II.

Nach dem Gipfel des Nevado de Toluca.

Der erste und zweite November waren wichtige katholische Feiertage in Mexico, und da sie auf einen Dienstag und Mittwoch fielen, so rüstete sich schon am Samstag alles, was von der deutschen Colonie der Hauptstadt die seltene Gelegenheit viertägiger Ferien zu benutzen im Stande war, um hinaus zu eilen in das schöne Land.

Der deutsche Turnverein machte, mit vielen Bierfässern ausgerüstet, einen gemeinsamen Ausflug nach dem im Westen gelegenen Guadalajara; andere planten eine Besteigung des Popocatepetl, kamen aber nicht hinauf, und mir selbst war von lieben Landsleuten angeboten, an einer Partie nach dem schneebedeckten Gipfel des Nevado de Toluca teilzunehmen, der, als der vierte in der Zahl der Bergriesen des Landes, sein Haupt bis zu 15,015′ über den Spiegel des Meeres erhebt.

Natürlich sagte ich mit Freuden zu und kann heute mit souveräner Verachtung auf all die Freunde daheim vom Deutschen Alpenclub herabblicken, die es noch nicht bis zur Höhe des Montblanc gebracht haben; denn ich habe aus jenen hohen Regionen hinabgeschaut in eines der schönsten Länder auf Gottes weiter Erde und habe eine Fahrt hinter mir, die freilich nicht über Gletscher und Schneefelder, über unersteigbare Schroffen und Abgründe führte, aber doch des Interessanten und Eigenartigen so

vieles bot, dass sie mir stets eine liebe Erinnerung bleiben wird.

Früh Morgens fuhren wir zu vieren, den Revolver in dem umgeschnallten Patronengürtel, den grossen Bergstock im Packwagen, von dem elenden Bahnhof der erst seit wenigen Jahren im Betriebe befindlichen mexicanischen Nationalbahn ab, denselben schönen Gebirgszug hinauf, den ich vor 2 Tagen, von Norden kommend, bereits herabgefahren war.

Durch gartenähnliche, in intensivster Weise bebaute Felder klimmt das Dampfross empor in waldbedeckte Thäler, immer schroffer und steiler werden die Hänge, immer tiefer die Einschnitte und in kühnen Curven windet sich die Bahnlinie über Schluchten und Abgründe zur Höhe, schäumend und brodelnd stürzen die grünen Wasser eines Wildbaches zu Thal, man könnte meinen, in den Bergen der Schweiz zu sein, wenn nicht überall die Spuren tropischen Pflanzenwuchses selbst auf höchster Höhe sichtbar blieben.

Fast bis zur Wasserscheide hinauf begleiten uns die wunderlichen Formen prächtiger, dickblättriger Agaven, die bei dem Indianerdorf Dos-Rios in Massen gepflanzt werden, um zur Bereitung von Pulque verwandt zu werden, jenem berauschenden Getränk, das dem Indio und den Mischlingen der Hochebene Bier und Wein ersetzt und in unglaublichen Mengen vertilgt wird. Wunderbar schön ist der Rückblick auf das Thal von Mexico, auf die glänzende Fläche des Sees von Texcoco und auf die zeitweilig sichtbaren, schimmernden Schneemassen des Ixtaccihuatl und des Popocatepetl.

Zahlreiche Indianer, namentlich Frauen und Kinder drängen sich in den Bergdörfern an den Zug heran, sie bieten in selbstgefertigten Tonkrügen ihre Pulque an oder halten ihre Mischgerichte, in die Blattscheiden der Maiskolben oder in Tortillas, Maiskuchen, eingewickelt, den Reisenden zum Kauf entgegen. Lumpen umhüllen vielfach die runden Schultern der jungen Mädchen und die zierlichen Füsse

sehen nackend unter den kurzen, dünnen Röcken hervor. Wer von ihnen nichts zu verkaufen hat, hält auch wohl die leere Hand dem Fremden entgegen und bittet um Almosen, die dankend angenommen und mit Kusshand erwidert werden.

Hier wie anderswo fiel mir aber die Masse der von Pockennarben zerrissenen Gesichter und die grosse Zahl der durch die Pocken erblindeten Indianer auf; — man sagte mir nachher, dass fast ein Viertel aller Kinder dieser entsetzlichen Krankheit zum Opfer fallen und recht viele die Spuren derselben ihr Lebenlang tragen.

Alle Felder um die Indianerdörfer waren gut bebaut und gut bestanden, aber die Hütten, in denen sie hausten, in der allerjämmerlichsten Weise hergestellt aus Stangen und Strauchwerk, aus Stroh oder Maisstengeln, oft die Wände aus den ausgedörrten übereinander geschichteten Stumpfen der Agaoen gebildet. Gegen die hier zeitweilig recht empfindliche Kühle der Nacht können diese luftigen Gelasse gewiss keinen Schutz bieten.

Auf der Höhe des Passes, wo in grossen Ziffern die Zahl 10256′ angeschrieben steht, hält der Zug und bald rauschen die Bergwasser, die noch eben dem Atlantischen Ocean oder vielmehr den Kraterseen des Hochlandes zugeflossen, dem Stromgebiet des Stillen Oceans entgegen, wieder durch schön bewaldete Schluchten, in deren einer die Höhle sichtbar war, die noch vor wenigen Jahren den letzten der einst so gefürchteten Ladrones als Schlupfwinkel gedient hatte.

Nach dreistündiger Fahrt kamen wir in Toluca an, einem etwa 10000 Einwohner zählenden, verhältnismässig saubern, weitausgedehnten, mexicanischen Städtchen, dessen Strassen heute an dem hohen Feiertage besonders belebt sind, da Tausende von Indianern zur Stadt gekommen waren, um den mit der kirchlichen Feier verbundenen Markt zu besuchen, ihre Erzeugnisse zu verkaufen und selbst Einkäufe zu machen.

Da wir einige Stunden zu warten hatten bis zur Abfahrt der unserm Ziele uns zuführenden Nebenbahn, so benutzten wir gern die Gelegenheit, uns trotz der glühenden Sommerhitze durch das Marktgewühl hindurchzudrängen, und so sehr auch Auge und Nase in diesem Gewirr von zerlumpten, oft halb nackten Indianern, Männern, Kindern und Weibern, verletzt wurde, so entschädigte das eigenartige, interessante Treiben doch vollauf.

Neben den vielen prächtigen Früchten und Erzeugnissen des Landes boten die Indianer grosse Massen von Dulces, Süssigkeiten und Näschereien, candirten Früchten und Eis an. Figuren von Menschen und Tieren, in Zucker und Teig modelliert, überraschten oft durch ihre nicht unschönen Formen und ihre Naturwahrheit, und dazu alle die braunen Gestalten, die sich hier in fröhlichem Treiben unter den Arkaden drängten, die kleinen, schwarzhaarigen Weiber vor ihren Früchten hockend, das Hemd lose um die runden Schultern geschlagen und den Vorbeigehenden ganz unnötig tiefe Blicke in ihre Privatverhältnisse gestattend. Dazwischen die malerischen Gestalten der mexikanischen Caballeros, die, mit dem mächtigen, silberverschnürten sombrero auf den dunkeln Locken, die kurzen Jacken, die engen, ledernen Hosen mit Silberknöpfen dicht besetzt, die Stiefelabsätze mit kolossalen Sporen bewehrt, schmachtende Blicke nach den weissgepuderten Señoritas werfend, die sich nach der Kirche in modern europäischer Kleidung unter das Menschengewühl mischten und Süssigkeiten kauften und verzehrten.

Was mir aber besonders auffiel, war die Ruhe, der Anstand der hier überall gewahrt wurde, kein unnützes Lärmen und Schreien, keine den Anderen verletzende, ausgelassene Fröhlichkeit, keinerlei Belästigung der Fremden. Still und geduldig warten die Verkäufer auf ihre Kunden, ohne Lärmen wird das Geschäft abgeschlossen und mit frohen Mienen trägt jeder heim, was er erworben.

Der Hunger trieb uns schliesslich, nachdem wir noch die von deutschen Landsleuten geleitete und zum über-

wiegenden Teile durch deutsche Kapitalisten in der Hauptstadt begründete, jährlich etwa 40,000 Hektoliter Lagerbier produzierende grosse und wohl eingerichtete Brauerei besichtigt und ihr kühles Getränk gekostet hatten, in den stattlichen Gasthof zum Mittagsmahl. In heiterster Laune dampften wir um 2 Uhr, begleitet von den Herren der Brauerei, auf einer schmalspurigen Dampfbahn die staubige Landstrasse entlang, durch wohlangebaute Fluren und prächtige Weiden an mehreren Dörfern mit schönen Kirchen und guten Wohnhäusern vorbei, hinauf zur Hacienda von La Guerta, wo telegraphisch Pferde und Packtiere für uns bestellt waren.

Doch der Herr Administrator hatte noch keine Eile, wir warteten geduldig eine Stunde und noch eine, bis endlich die vier kleinen Indianerponies für uns und zwei weitere Pferde und Esel für die Führer und Diener und für die Beförderung unseres geringen Gepäcks bereit waren.

Die Sonne näherte sich bereits bedenklich dem Horizont, als wir endlich in den Sattel steigen konnten.

In einem Viehrancho sollten wir übernachten und man sagte uns, er sei nicht sonderlich weit entfernt, dazu beinahe Vollmond, der Himmel hell und klar, also mutig vorwärts! Wo der Weg besser war, setzten wir unsere Tiere durch Schlagen und Stossen in kurzen Galopp, sonst ging's in halbem Hundetrapp immer flott bergauf dem Walde zu, an Weizen- und Gerstenfeldern vorbei.

Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, als wir in etwa 3200 m Höhe in einen stattlichen Kiefernwald eintrabten, und nur das silberne Licht des Mondes beleuchtete den schmalen Pfad, auf dem der führende Indianer immer hinter seinem Packesel hertrottete, auch mit den schärfsten Gangarten unserer Tiere ohne Beschwerde Schritt haltend. Noch meinten wir alle, dem Ziele ziemlich nahe zu sein, aber der Weg zog sich immer weiter hin, steil bergauf und wieder bergab durch rauschende Giessbäche hindurch, an schroffen Abstürzen vorüber, die immer höher

und mächtiger werdenden Tannen warfen ihre tiefen Schatten über den Weg und oft genug mussten die Pferde über umgestürzte Baumriesen hinwegklettern.

So war's 9 Uhr Abends geworden und die empfindliche Kühle der Nacht liess uns alle ein baldiges Ende dieses hochromantischen und landschaftlich wunderschönen Nachtrittes herbeiwünschen.

Da stand unser Indianer plötzlich still, mitten im Urwalde, und liess sein schauerliches, durchdringendes Jiuhi durch die stille Nacht erschallen; lauschend hielten wir alle den Atem an, um irgendwie Antwort aus der Wildnis zu vernehmen. Aber nur das Echo tönte von der nahen Bergwand zurück, wir standen verirrt und verlassen mitten in der Waldeinsamkeit und erwogen schon fröstelnd die Möglichkeit, hier ein Nachtlager aufzuschlagen, als auf wiederholtes Rufen aus weiter Ferne Hundegebell hörbar wurde, dem wir nachritten, in der Hoffnung, den Rancho und damit ein leidliches Nachtquartier noch zu finden.

Ich hatte kurz vorher in einem guten Buch über Mexico gelesen, wie ein Besuch auf solchem einsamen Viehrancho bei den Hirten an die homerischen Schilderungen erinnere.

Wie poetisch klang es, wie der Herr gleich Ulysses und Laertes hinauskommt, seine Herden zu besichtigen. Der göttliche Kuhhirt empfängt ihn vor der Hütte. Schnell ist das gastliche Herdfeuer in der Mitte derselben entzündet, ein fettes Zicklein geschlachtet und die besten Lendenstücke am Spiesse gebraten, während die Frauen geschäftig den Mais zerknirschen und Brot backen, bis endlich bei heiterm Gespräch das »leckere Mahl« verzehrt wird, und der Herr aus der Satteltasche eine Flasche feurigen Weines spendet, um den treuen, braunen Diener für seine Mühen zu belohnen. Auf schnell bereitetem Lager aus Hirschhäuten und langwolligen Schaffellen schlummert dann der Herr mit seinen Gästen unter der treuen Obhut des Hirten und seiner Hunde der rosenfingerigen Morgenröte entgegen!

Wie schön, wie verlockend klang das!

Doch von all diesem poetischen Nimbus — um den ich übrigens niemals den braven Odysseus beneidet habe — war für uns wenig zu spüren, und die prosaische Wirklichkeit, wie ich sie nun dem lieben Leser vorführen will, wird ihm zeigen, dass der ganze Galgenhumor eines abenteuerlustigen Reisenden dazu gehört, um in solcher Lage frierend und hungernd noch schlechte Witze zu machen.

Unter dem wütenden Kläffen der Hunde näherten wir uns nach mühseligem Ritt einer Lichtung, die, hoch oben auf dem steilen Uferrande eines Gebirgsbaches gelegen, mit starken Baumstämmen eingezäunt die luftigen Dächer einiger Schuppen im Mondlicht zeigte.

Aber der Zugang war bewacht, hinter einer mächtigen Tanne stand ein alter Indianer in seinem weissen Anzuge, seine Winchesterbüchse schussfertig an der Backe und rief uns zu, wir sollten stehen oder die Losung geben, er habe keine Herberge für fremdes Gesindel.

Unwillkürlich drängte jeder sein Reittier hinter einen der mächtigen Baumriesen und die Indianer, die nun die Unterhandlung begannen, wussten ebenso sicher das Maultier mit seinem Packsattel zwischen sich und die Mündung des Repetirgewehrs zu bringen.

Endlich überzeugte sich der misstrauische Wächter, dass wir wohl ungefährliche Gäste seien; aber er behielt seine Büchse doch immer noch im Arm selbst, als wir längst um das Feuer herum sassen und erst, als ich ihm lachend auf Deutsch auseinandersetzte, dass bei ihm wohl nichts zu holen sei und er mit seinen Lumpen vor unsern Räuberhänden sicher sei, stellte er seine Büchse bei Seite, um der Cognacflasche Bescheid zu thun.

Zu holen war nun leider gar nichts bei ihm.

Der Rancho war seit einigen Tagen leer, das Vieh zu Thal getrieben und nur die dicken Schichten unverfälschten Kuhdüngers bewiesen, dass hier noch vor kurzem bewegtes Leben geherrscht.

Keine Handvoll Heu oder Stroh war vorhanden, und wenn das unsere müden Pferde und Esel mit traurigem Kopfschütteln aufnahmen, so hatte es auch für uns seine Schattenseiten, denn von einem weichen, warmen Lager konnte nun nicht mehr die Rede sein.

In einer niedrigen Blockhütte wurde uns das »Gastzimmer« angewiesen; gegen den kalten Wind war wohl einigermassen Schutz geschaffen durch reichlich zwischen die Fugen der Baumstämme gestrichenen Kuhdünger; aber die langbehörnten Tiere hatten auch dem Herrenstübchen ihren Besuch gemacht und ihre Visitenkarten recht reichlich hinterlassen, so dass unsere Indios erst eine kleine Ecke frei machen mussten, damit unsere müden Glieder wenigstens auf harten Bretterdielen ruhen konnten.

Zum Glück fing keiner an, nach Ratten und Schlangen zu suchen oder Geschichten von Skorpionen und Eidechsen zu erzählen, sonst wäre uns wohl unser, von einem brennenden Kienspan mühselig erleuchtetes Gemach noch ungemütlicher vorgekommen.

Nachdem wir uns an dem draussen schnell entzündeten Lagerfeuer erwärmt und einen steifen Grog von Cognac zur Magenstärkung angewandt hatten, suchten wir uns so gut wie möglich zu betten, und ich schlief bald ein, da ich so klug gewesen war, mir draussen von den langfiedrigen Weymutskiefern soviel Tannennadeln und Zweige zusammen zu holen, dass ich ein einigermassen bequemes Lager hatte.

Lange dauerte übrigens der Schlaf nicht, denn einer unserer Muli war bei dem gänzlichen Mangel jeder Nachtmahlzeit auf den klugen Gedanken gekommen, das dürre, halbverfaulte Stroh und Gras auf dem Dache unserer niedrigen Hütte zur Befriedigung seines Hungers zu benutzen, und das Klappen seiner Hufe auf den dünnen Brettern, das Knabbern und Wühlen im Stroh machte einen so unheimlichen Eindruck in der stockfinstern Nacht, dass wir alle emporfuhren und fast instinktiv zu unseren Revolvern griffen und erst, als wir die Lösung des Rätsels gefunden, dem

hungrigen Gesellen sein Vergnügen liessen und wenig auf ihn achteten. Wir waren aber alle froh, als die vierte Morgenstunde vorüber war und wir unsere steifgewordenen Glieder an dem noch glimmenden und bald zu heller Flamme entfachten Lagerfeuer wieder wärmen konnten.

Der mitgenommene, geringe Kaffeevorrat entnüchterte uns auch innerlich und als die ersten Spuren der Morgenröte über dem reifglitzernden Walde emporstiegen, schwangen wir uns wieder in den harten Sattel und trabten in den dunklen Forst hinein, immer bergan. Zeitweise sahen wir das schneeige Haupt unseres Reisezieles über die von der Morgensonne vergoldeten Berggipfel herüberschimmern, aber erst nach etwa 2½stündigem scharfen Ritt waren wir am Fusse des Riesen angelangt und konnten den letzten Aufstieg beginnen. Bis etwa 4000 Meter Höhe waren wir im Walde geritten und in was für einem Walde! In den Tropen hätte sich sicherlich keiner gewähnt, der mit uns die schmalen Saumpfade durch die himmelhohen, mächtigen Kiefernbäume emporgeklettert wäre. Bis zu anderthalb Meter hatten die Stämme im Durchmesser und wo solch ein Baumriese gestürzt oder gefällt den Weg sperrte war an Hinüberspringen mit unsern kleinen Pferden nicht zu denken, wir mussten ihn umreiten, was in dem weichen Polster von Moos und Preisselbeeren nicht sonderlich schwierig war.

Ganz urplötzlich, ohne allen Übergang hörten dann die selbst an der Grenze der Waldregion noch schön und kräftig entwickelten Kiefern auf und dürre Grassteppe und Hochmoore begleiteten uns bis zu der Stelle, wo wir unsere Reittiere verliessen und ihnen Gelegenheit boten, ihren Hunger an dem trockenen Grase zu stillen.

Nun begann ein steiler und beschwerlicher Aufstieg, die dünne Luft in dieser Höhe machte sich gleichfalls für den Neuling bemerkbar, aber nach stundenlangem Klettern hatten wir alle den Rand des Kraters erreicht, und ein kurzer Marsch über einen schmalen schwindelerregenden Grat brachte uns an die höchsten Klippen des östlichen

Kraterrandes, wo wir in der warmen Sonne lagerten und uns der herrlichsten Aussicht über das zu unsern Füssen liegende Land erfreuten.

Der Nevado ist ein längst erloschener Vulkan, den einstigen Feuerschlund füllt heute — tief unter uns liegend — ein schöner, blauer See, dessen Tiefe nach Aussage der Indianer unergründlich sein soll. Wie bei all den grossen Vulkanen des Landes ist der westliche Teil der Krater-Umwallung beträchtlich höher als der östliche, aber da die Führer von dieser Seite das Erklettern des Kegels nicht für möglich erklärten, und die Klippen, wo sie schneefrei, mit glattem Reif überzogen waren, so begnügten wir uns mit dem, was wir erreicht, und schauten frohbewegt in die entzückende Berglandschaft zu unsern Füssen, die klar und durchsichtig vor uns lag, wenn auch das Hochland von Toluca über dem See von Lerma mit dichten, weissen Nebeln bedeckt war, die glänzenden Schneefeldern glichen.

Bis weit in die nördlichen Hochebenen des Landes, bis hin zu den warmen Gefilden der tierra caliente von Morelos und Guerrero schweifte der trunkene Blick, ein blauschimmernder Berg folgte dem andern, und nach Osten hin sahen wir gerade in der Mitte zwischen den glänzenden Schneemassen des Ixtaccihuatl und Popacatepetl die Pyramide des höchsten Vulkanes des Landes, des fern gelegenen Orizaba, hervorschimmern.

Unbeschreiblich schön war der Anblick und die glitzernden Eisfelder der vier grössten Bergriesen von der hier machtlos abprallenden tropischen Morgensonne beleuchtet mit einem Blick übersehen, daneben die dampfenden Thäler der heissen Zone bis in unendliche Fernen nach Süden verfolgen zu können, war geradezu überwältigend und lange sassen wir in stiller Andacht da und genossen in vollen Zügen das unvergleichliche Bild, trotz der Höhe des Berges von Kälte und Frost nicht das geringste verspürend.

War doch unten auf dem glatten dunklen Spiegel des Kratersees nicht eine Spur von Eis und nur in den tiefen

Schluchten zwischen den mächtigen Klippen des Nord- und Westabhanges lagerte der ewige Schnee, den die Sonnenstrahlen des zu Ende gehenden Sommers nicht zu schmelzen vermocht, den aber die Indianer oft von hier herunter holen, um ihn zur Anfertigung von künstlichem Eis zu verwenden. Schliesslich mussten wir uns losreissen und über den steilen Hang durch lose rollenden Steinschutt den Rückweg antreten.

Unsere Reittiere hatten sich inzwischen etwas Futter gesucht, und als wir mit Rotwein, Brot und kaltem Huhn uns selbst für die Strapazen einigermassen entschädigt hatten, ritten wir zuerst nach unserem Rancho zurück, zahlten dem braven Ranchero die Gasthofrechnung recht reichlich und nahmen auf andern Pfaden den Rückweg unter Führung von zwei guardas de los montes, die am Morgen auf ihren kleinen, verhungerten Pferden, den Carabiner rechts am Sattel, den Säbel nach mexikanischer Art unter dem linken Knie, wie rechte Raubgesellen aussehend, plötzlich aus den Büschen hervorgebrochen waren, sich uns angeschlossen und mit uns den Gipfel des Berges erklommen hatten.

Die Sonne brannte heiss, die Tiere waren müde, aber die Zeit drängte, und wir jagten oft in schlankem Galopp dahin, die Arrieros mit ihren Lasttieren zu Fuss immer vor uns her.

Von der Plantage aus mussten wir auch noch den etwa zweistündigen Weg zur Stadt Toluca zurückreiten, da der letzte Zug der Lokalbahn bereits vorüber war und während wir kaum noch unsere ermüdeten Tiere vorwärts brachten, liefen die Indianer immer im schlanken Trabe voraus, als hätten sie den ganzen Tag noch keinen Fuss gerührt.

Der Abendzug brachte uns gegen 8 Uhr glücklich zur Hauptstadt, und die dortigen Zeitungen versäumten nicht, in den nächsten Tagen unsere kühne Bergpartie zu verherrlichen, in welcher Schilderung ich selbst zum Professor in Washington befördert wurde, dessen Name aber auch in ganz Europa wohlbekannt sei.

III.

Aus der Hauptstadt von Mexico.

»Mexico ist eine schöne Stadt«, so hatte ich oft in Reisebeschreibungen und Handbüchern gelesen und als ich zum ersten Male von dem Bahnhof der National-Bahn in eleganter Droschke über den herrlichen Paseo de la Reforma an der schönen Alameda vorbei auf glattem Asphaltpflaster in den alten Kaiserpalast, das jetzige Hotel Iturbide, einfuhr, war ich nur zu sehr geneigt, dieses Urteil bedingungslos zu unterschreiben.

Ich bin auch überzeugt, dass weitaus die meisten von denen, die nur wenige Tage oder Wochen der Hauptstadt einen Besuch abstatten und in den vornehmen Strassenvierteln sich bewegen, die auf der Plaza oder Alameda auf dem grossen Paseo, sowie in den Clubhäusern und Restaurants sich unter die elegante Welt mischen oder in den glänzenden Schaufenstern die deutschen und französischen Juwelier- und Bijouteriewaaren bewundern, ebenso optimistische Anschauungen mit nach Hause bringen.

Aber die Stadt hat neben allen Lichtseiten auch ihre tiefen, recht tiefen Schattenseiten, neben dem vornehmsten Luxus das entsetzlichste Elend, und der kennt Mexico nicht, der keinen Blick in diese Stätten des Elends, des Schmutzes und der Verkommenheit gethan hat.

Jedenfalls ist Mexico eine der interessantesten Städte, besonders anziehend in der Eigenart seines Seins für den,

der hier zum ersten Mal spanisch-amerikanisches Leben kennen lernt.

Zahllose Droschken standen bei meiner Ankunft am Bahnhof, und ebenso zahllos stürzten die Kutscher auf den glücklichen Reisenden los, um ihre Dienste an und sich selbst im Preise zu unterbieten.

Mein verdutztes Gesicht und stummes Kopfschütteln diesem unverstandenen, spanischen Kauderwelsch gegenüber mochten sie wohl falsch auslegen, denn schliesslich ermässigten sie ihre Forderung von 1½ bis auf ½ Peso.

Ein etwa 15jähriger Indianerjunge mit nackten Beinen, weissem Hemd und Hose und breitem, spitzen Strohhut trabte während der etwa 20 Minuten dauernden Fahrt geduldig neben dem Wagen her, nur, um mir am Gasthof die Thür des Wagens zu öffnen und das Gepäck durch den grossen Hof in das Komptoir zu tragen und dafür 1 Medio = 20 Pf. in Empfang zu nehmen.

Denn wer da meint, dass ihm hier in der vornehmen Hauptstadt auf Glockenzeichen die ganze schwarzbefrackte Kellnerschaar entgegenstürzen oder wie in den grossen nordamerikanischen Gasthöfen die gelben und braunen Mulatten in goldverbrämten Uniformen dienstfertig das Handgepäck abnehmen würden, der ist gar sehr im Irrtum. In seinem Komptoir wartet der Besitzer oder Geschäftsführer geduldig auf den herankommenden Fremden und hat, trotz der weltbekannten Höflichkeit der spanischen Völker, wenig Komplimente für den Ankömmling über.

Barfüssige Mozos, deren Kleidung weit mehr an die eines Strassenjungen als an das elegante Gesellschaftskostüm unserer Kellner erinnert, versehen die Dienste des Zimmerkellners, Hausknechtes und Stubenmädchens mit grosser Dienstfertigkeit, ich habe nie über sie zu klagen gehabt.

Mit Mühe finde ich in dem grössten Gasthofe, in dem stolzen, schön gebauten Palaste des unglücklichen Kaisers Iturbide, in der Mansarden-Etage ein kümmerliches Unterkommen.

Und warum?

Weil sich ein Verein nordamerikanischer Eisenbahnschaffner mit seinen Damen zu einem Ausfluge nach Mexico entschlossen und in einem Sonderzuge mit Schlaf- und Salonwagen hieher gekommen war und nun alle guten Zimmer des ersten Gasthofs der Hauptstadt für sich in Anspruch genommen hatte.

Was würde unser Königlich preussischer Eisenbahnminister, für dessen schlecht besoldete Unterbeamte alle Parteien vergeblich Gehaltsaufbesserungen versprechen, wohl gesagt haben, wenn er gleich mir am Abend auf das Treiben in dem von elektrischen Bogenlampen hellerleuchteten grossen Innenhofe herabgeblickt hätte, wo eine 70 Mann starke Musikkapelle zu Ehren der 100 Schaffner ihre Weisen erschallen liess; wenn er hörte, dass am nächsten Abend ein glänzender Ball stattfand, nach einigen Tagen die ganze Gesellschaft im Pulman-Kar nach Orizaba und Veracruz dampfte und von da, über Mexico zurück, die tagelange Rückfahrt nach den Vereinigten Staaten antrat?

Glückliches Amerika, das selbst seinen Unterbeamten solche kostspieligen Vergnügungsreisen gestattet!

Doch nun hinaus auf die Strasse, in das mexikanische Volksleben!

Der erste Eindruck ist ein überaus günstiger.

Schöne, breite Strassen mit vorzüglichem Pflaster und guten Wandelsteigen mit elektrischer Beleuchtung, reich ausgestatteten, zum Teil geradezu glänzend und überaus geschmackvall dekorierten Schaufenstern imponieren dem Ankömmling. Eine gut organisierte und uniformierte Polizei zu Fuss und zu Pferde sorgt in bester Weise für Ordnung und Sicherheit, elegante Equipagen drängen sich in Unmassen auf dem Paseo und vornehme Damen und Herren in tadellosen Toiletten bewegen sich auf den Wandelsteigen.

Überall herrscht Leben und Entwicklung, Neubauten entstehen neben den alten prächtigen, spanischen Palästen mit ihren säulengeschmückten Patios (Innenhöfen), die nicht

selten mit den schönsten tropischen Gewächsen, mit Springbrunnen und Statuen geziert sind. Wohlgepflegte Anlagen, in denen die blütenbeladenen Florifundien, die mächtigen Bananen und Palmen, die zu Alleen vereinigten Aralien und Gummibäume dem Nordländer besonderen Eindruck machen, bedecken die öffentlichen Plätze, die Umgebung der Kathedrale und die schöne Alameda. Von Unsicherheit des Verkehrs, von einem allgemeinen Rückschritt, von Ruinen und verfallenen Kirchen, von denen Gerstäcker vor 25 Jahren so viel zu erzählen wusste, ist heute nichts mehr zu finden.

Der energische Präsident, General Porfirio Diaz, der rücksichtslos und ohne langen Prozess die Strassenräuber und Wegelagerer an die Wand stellen und erschiessen liess, der das mexikanische Heer zu einer wohlgeschulten, stets schlagfertigen Truppe umgestaltete, die jeden revolutionären Putsch im Keime erstickt, hat es verstanden, Ordnung und Sicherheit herzustellen.

Den Geistlichen ist zwar äusserlich die Macht genommen, das Gesetz verbietet ihnen, im Ornat über die Strassen zu gehen und öffentliche Processionen abzuhalten, aber die Kirchen sind in neuer Pracht erstanden, werden aufgeputzt und erneuert und zahllos strömen die Gläubigen zu ihnen, um auf den Knieen — Bänke sind selten vorhanden — die heilige Messe zu hören und die Heiligen zu verehren. Neue Kirchen werden selbst in den Hauptstrassen erbaut, und dass man Klöster und Kirchen vergeblich zum Verkauf anböte, davon habe ich nirgends gehört.

Auch die politischen Gewalten sind eifrig bei der Arbeit.

Wo noch vor 25 Jahren nur die Trümmer des vernichteten Kaiserreichs geschildert werden, da entstehen heute Neubauten, und schöne Anlagen bedecken, durch die Republik geschaffen, die Stätten, auf denen der unglückliche Kaiser Maximilian den vergeblichen Versuch machte, die Umgebung des Regierungspalastes zu schmücken. Die grosse Plaza von Mexico mit der herrlichen Kathedrale, mit

den prächtigen Anlagen gehört heute zu den schönsten Plätzen der Welt.

Viele Springbrunnen und Statuetten, die diese und andere Anlagen zieren, beweisen, dass man die Gelder für solchen Aufputz nicht scheut, nur sind sie fast zu zahlreich vorhanden und stellen zum Teil die wunderlichsten Dinge dar. So steht z. B. vor einem der Haupteingänge der Kathedrale in einem kleinen Wasserbassin ein »deutscher« Schusterjunge in Lebensgrösse, der einen zerrissenen Stiefel emporhält — ob daraus dann noch das Wasser sprudelt und das interessierte Gesicht des gut modellierten Bengels rechtfertigt, weiss ich nicht.

Der grossartige Paseo de la Reforma — früher del Emperador geheissen — der, mit schönen, schattigen Eukalyptus-Alleen, bis hinaus zu dem Sommersitze des Kaisers Maximilian und des jetzigen Präsidenten, zum Schlosse von Chapultepec, führt, ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Das mächtige Reiterstandbild des spanischen Königs Karls IV. zeigt den Beginn dieser via triumphalis an, zwei Kolossalfiguren stehender Indianerkrieger auf hohem Marmorsockel mit grüner Patina bedeckt aber steif und ungelenk modelliert, zieren — wenn dies das richtige Wort ist — den Eingang. Wohlgepflegte Rasenstreifen, schöne Steinbänke, deren hohe, galerieartige Rücklehnen mit Vasen gekrönt sind, verschönern die Alleen. In fortlaufender Reihe stehen an dem breiten Cementtrottoir entlang alle 50 Meter auf hohen Sockeln abwechselnd die Bronzestandbilder irgend welcher grossen Patrioten oder schöne Bronze-Vasen.

Die lebensgrossen Standbilder der Grossen des Landes erscheinen nun freilich auf ihrem hohen Piedestal recht klein, bald hören sie ganz auf, und die leeren Sockel harren der künftigen, grossen Männer oder derer, die das Geld zu neuen Standbildern liefern, aber zwei weitere grosse Denkmäler in der Mitte der zu schönen Rotunden erweiterten Strasse nehmen mit Recht das Interesse des Besuchers in Anspruch.

Zuerst kommt das Monument von Christoph Columbus. Auf hohem doppelten Unterbau von rotem Marmor steht der kühne Entdecker als jugendlicher Held, zu seinen Füssen nehmen vier sitzende Mönchsgestalten mit Sinnbildern des Glaubens und der Wissenschaft die vier Ecken des Marmorblocks ein, wohlgepflegte Anlagen umgeben das Ganze. Das zweite Denkmal ist weit eigenartiger und schöner. Es ist, wie die Inschrift sagt, erbaut »A la memoria de Quauhtemoc y de los guerreros que combatieron heroicamente en defensa de su patria MDXXI.« Aus weissen Sandstein in drei Etagen im Stil der altmexikanischen Baudenkmäler aufgebaut, trägt es das schön modellierte Standbild des mit Federschmuck und Kriegsmantel bekleideten, mit scharfem Speer bewehrten, letzten Aztekenkaisers Quauhtemoc, den die spanischen Eroberer wie einen Strassenräuber am Baum aufhängten und dem nach dreieinhalb Jahrhunderten die heutigen Beherrscher des Landes ein Denkmal setzten, dieselben, die seine unglücklichen Nachkommen zu elenden Lasttieren noch heute erniedrigen und jedes selbständige Auflehnen zu unterdrücken bemüht sind. Wunderliche Gegensätze!

Doch was würde der jugendliche Kaiser wohl sagen, wenn sein totes Auge sehend wäre und er auf das bunte Treiben herabsähe, das sich heute, täglich, zu seinen Füssen abspielt.

Interessant genug ist es, denn hier ist der grosse Corso, der in den Abendstunden die ganze elegante Welt der Hauptstadt zu Ross und zu Wagen vereinigt und den zahlreichen Spaziergängern oder den Gästen vor den Kaffeehäusern ein Urteil gestattet über die vornehmen Kutschen und ihre schönen Insassen.

Wer in den Vereinigten Staaten die vielen geschmacklosen, aber sicherlich praktischen, leichten buggies neben den wenigen vornehmen Fuhrwerken meist von den Besitzern selbst, selten von den kostspieligen Kutschern gelenkt durch die Alleen der öffentlichen Anlagen rasen sah, der ist

angenehm überrascht, hier eine kaum glaubliche Menge elegantester Equipagen zu sehen, die mit vorzüglichen Pferden bespannt, von livrierten Kutschern und Dienern geleitet, in ruhigem Tempo sich in endlosen Reihen die Promenade entlang bewegen. Man wird versucht, Vergleiche anzustellen zwischen dem unruhigen Hasten der Jankees und der ruhigèn, bequemen Lebensart des Mexikaners; aber während man das farbenprächtige Bild betrachtet, das durch die Reiter in mexikanischen Trachten mit silberverziertem Zaum- und Sattelzeug noch belebt wird, ist man geneigt, sich zu Gunsten der mexikanischen Art zu entscheiden.

Der Jankee wird schneller und rücksichtsloser »Geld machen«, wird, wenn er Geld hat, es besser verwerten, um noch mehr Geld zu machen, er wird auch nachher, wenn er ein gemachter Mann ist, Geld ausgeben und mit seinem Reichtum protzen, aber die vornehme, elegante Manier, in welcher der Mexikaner seinen Wohlstand zeigt — und wenigstens äusserlich — sein Leben geniesst, ist mir sehr viel zusagender als das Protzentum seiner nördlichen Brüder. Hier hat man das Gefühl, in einer vornehmen Hauptstadt zu weilen, in der nordischen Union waren es nur Geschäftsstädte mit ihrer nervösen Unruhe.

Jedenfalls wird diese glänzende Avenue, wenn erst einmal die heute nur spärlich vorhandenen, aber zahlreich im Bau begriffenen Paläste und Villen neben den schönen Alleen erstanden sind, eine der schönsten Strassen der neuen Welt werden.

Die grosse Alameda, jener freilich nicht besonders grosse, inmitten der Stadt gelegene Park, bietet uns Gelegenheit, die elegante Welt der Hauptstadt in anderer Beleuchtung wieder zu sehen.

Allsonntäglich ertönen hier von 10 bis 1 Uhr die trefflichen Klänge einer Militärkapelle, mit denen die Republik zur Unterhaltung ihrer Unterthanen überhaupt nicht geizt. Die breiten Alleen, die zu dem stattlichen Musiktempel führen, sind auf beiden Seiten mit ununterbrochenen Reihen

von bequemen Stühlen besetzt, die Hauptallee sogar mit schattenspendendem Zeltdach bedeckt, und in diesen Gängen drängt sich die elegante Welt. Die Damen in vornehmster Toilette zumeist auf den Stühlen sitzend, die für 1 Real = 50 Pfg. vermietet werden, die Herren promenierend und mit den Damen kokettierend.

Ich sollte nach den Worten meiner Begleiter einmal die schönsten Mädchen und Frauen Mexikos sehen, und war, so sehr auch das interessante Treiben in der Umgebung der halbtropischen Vegetation mich fesselte, doch etwas enttäuscht. Denn von den vielgerühmten, glutäugigen Creolinnen, von den schönen Spanierinnen mit schwarzem Seidenhaar u. s. w. war wenig zu finden. Natürlich fehlte es nicht an einzelnen, wirklich schönen und interessanten Gesichtern; aber es waren ihrer nicht mehr, als man anderswo auch findet, eher weniger, und der dicke Puder, der überall wie Mehltau selbst auf den jugendlichsten Gesichtern lagerte, die schwarz gemalten Wimpern und Augenbrauen störten erst recht die Illusion.

Dabei natürlich alles in besten Pariser oder Berliner Toiletten mit den phantastischsten Hutformen, nichts charakteristisches — von Fächer und Mantilla nichts zu sehen —, die Herren in schwarzem Cylinder oder europäischem Filzhut, wie unsere jeunesse dorée, mit Augenglas und Blumen im Knopfloch. Nur ausnahmsweise, meist in den entfernteren Alleen, traten auch mexikanische Trachten, die hohen spitzen, unendlich breitkrempigen, gold- und silberverschnürten und gestickten Sombreros, die engen, mit silbernen Ketten besetzten Reitbeinkleider, die kurzen Jacken auf. Daneben drängte sich aber auch das entsetzlichste Elend in Gestalt von zerlumpten und verkrüppelten, nur zu oft pockennarbigen Indianern, die bettelnd oder irgend etwas feilbietend neben dem grössten Luxus um so schrecklicher aussahen.

Am Abend desselben Sonntags sah ich das Gegenstück zu diesem Freikonzert der eleganten Welt auf der schönen

Plaza, und ich muss gestehen, dass das dortige Bild mich fast noch mehr fesselte.

Auch hier spielte eine Militärkapelle ihre Weisen in dem grossen, erhöhten Musiktempel; aber nicht die patschuliduftenden Señoritas der besten Gesellschaft, sondern die untersten Schichten des Volkes waren es, die sich hier zu Tausenden um den Pavillon drängten, all die zahlreichen Bänke besetzt hielten und im dichten Gewühl, fröhlich plaudernd, sich in den Wegen hin und her bewegten. Ärmliche, zerlumpte, braune Gestalten waren es — kleine Indianerweiber, die jüngsten Sprösslinge in dem Rebozo auf dem Rücken, die Männer in mehr oder weniger schmutzigen und zerrissenen, weissen Hemden und Hosen oder bis an die Nasenspitze eingewickelt in ihre roten und bunten Ponchos, aber alle barfuss oder ein Stück Kuhhaut unter die Sohlen gebunden und den breitkrempigen, hohen Strohhut tief in die Augen gedrückt. Dazwischen bewegten sich Verkäufer von Eis, Süssigkeiten und Backwaaren, von Spielereien und Lotterieloosen, alte Weiber luden, vor ihrem trommelartigen Roulette sitzend, mit dem Dreiangel zum Spiel ein, und dazu erklangen die schönsten spanischen Weisen, vortrefflich gespielt, — es war ein Treiben, so anziehend und charakteristisch, wie man es wohl selten wieder finden wird.

Wenn man sich dazu vergegenwärtigt, dass diese Tausende von Menschen der untersten Gesellschaftsklassen sich hier zwischen den schönsten, mit Palmen und Musaceen geschmückten Anlagen, zwischen den plätschernden Springbrunnen und den Statuen drängten, ohne dass ein lärmendes Wort gefallen wäre, sich harmlos plaudernd von den Musikern der Republik etwas vorspielen liessen, während im Westen die Sonne untergegangen war und ein herrliches Abendrot noch seine charakteristischen Strahlen wie die rosenfingerige Eos am Himmel emporreckte und die schönen Türme und Kuppeln der Kathedrale in rosigem Lichte erscheinen liess, so wird man mir kaum verargen, dass ich

diesem Bilde mehr Interesse widmete als am Morgen der sonnenbeschienenen, glänzenden Gesellschaft der Alameda, in der spezifisch mexicanische Typen kaum zu finden waren.

Doch ich habe den Leser unwillkürlich nur in das Festtagsleben der Hauptstadt eingeführt und bitte ihn, mir noch einmal auf die Strasse zu folgen und zuerst, auf einer der vielen Bänke an der Alameda sitzend, an einem Werktage, dem bunten Treiben des vielbewegten Volkslebens zuzuschauen.

Den Equipagen und Reitern auf ihren prächtigen und prächtig aufgeputzten Pferden, den europäisch gekleideten Damen und Herren schenken wir keinen Blick.

Aber da kommt eine indianische Schaar daher, sie gehört der besseren Hälfte der Menschheit an, doch es sind kleine, alte, hässliche Weiber, die nicht vorübergehen können, ohne ein Almosen zu erflehen. Eine andere Vertreterin des schönen Geschlechtes, ebenso unschön, ebenso barfuss, mit dicker Schmutzkruste an den breit getretenen Füssen, ebenso in schmutzige Kattunkleider gehüllt, den Rebozo über die schwarzen, strähnigen Haare und die Schultern gezogen, bietet in aufdringlicher Weise Lotterieloose an zu wenigen Realen und versichert, ich könne 10,000 Pesos darauf gewinnen.

Hundertmal am Tage werden einem diese und andere Lotterieloose angeboten, denn für alle möglichen Zwecke, selbst für Post und Telegraphen, für Staatsbauten und Wohlfahrtseinrichtungen sucht man die Spielwut des Volkes auszubeuten. Natürlich habe ich keinen Anlass, den Mexikanern die Aussichten des Gewinnes zu kürzen, und wende mich unwillig von der aufdringlichen Alten ab. Da naht wieder ein Indio, ein grosses Brett mit candierten Früchten und sonstigen dulces uns verlockend nahe haltend, doch wir widerstehen auch dieser Versuchung und lassen auch sonstige Händler von Backwaaren und Eis unbehelligt an uns vorüberziehen, obwohl die Indianer ganz besonderes Geschick haben, gerade diese von den Damen in Unmassen

genossenen und von den Indianern selbst mit Vorliebe gekauften Leckereien in ansprechendsten Formen zu fertigen.

Andern Indios wird es weniger leicht gemacht, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, denn eben trabt ein mittelkräftiger Kerl an uns vorbei, der ein mächtiges Fass Bier, mindestens einen halben Hektoliter enthaltend, an seinem über die Stirn gelegten Traggurte auf dem Rücken trägt. Es ist erstaunlich, welche Lasten und mit welcher Ausdauer die Indios zu tragen vermögen. Dass sie drei bis vier Centner ohne Schwierigkeit und ohne dass sie Kopfschmerzen bekommen auf diese Weise transportieren, habe ich später in den Bergwerksbezirken oft gesehen. Einen Indio habe ich einmal lange beobachtet, der einen blinden, wohlbeleibten Kameraden in einem Lehnsessel sitzend auf dem Rücken durch das Volksgedränge des Marktes trug und ohne auszuruhen mit ihm hin- und herlief, die Fremden anbettelnd.

Doch der Indio hat einen treuen Gehülfen bei seiner Arbeit als Lasttier, das ist der langohrige burro, Esel, und sein Abkömmling der Maulesel, die mula. In allen Strassen der Stadt sieht man diese nützlichen Tiere umherlaufen, mit schweren Lasten bepackt und als Reittiere nicht selten für mehr als eine Person benutzt.

Grosse Ballen von Stroh und Heu, in Netze eingepresst, tragen die kleinen Tiere zu Markte, und so trefflich dressiert sind sie, dass man über ihre Klugheit staunen muss.

Ich sah einen Indio eine Schar von 8 Eseln, die alle hoch und breit mit mächtigen Ballen irdener Töpfe bepackt waren, sodass sie mindestens 2 Meter Raum beanspruchten, nur durch Pfeifen, Zischen und Zurufen, durch das lebhafteste Strassengewühl von Pferdebahnen, Kutschen, Mietwagen und Fussgängern hindurchleiten, während keines dieser Tiere auch nur einen Halfter oder Strick hatte, um es daran zu lenken.

Die eigenartigsten Gruppen bekommt man fast allenthalben zu sehen. So führte eine alte Indianerin eine Eselin mit ihrem zottigen Füllen zu Markte, die mit mindestens

zwei Dutzend lebender Truthühner und ebensoviel Küken beladen war, die, an den Beinen zusammengebunden, über das Lasttier gehängt waren und melankolisch ihre Köpfe und Flügel herabhängen liessen. Zu den Bauplätzen sieht man oft ganze Karawanen von Maultieren und Eseln ziehen mit je 2 bis zu 6 und 7 m langen, schweren Balken beladen, unter denen die kleinen Tiere fast verschwinden. Alle Landstrassen wimmeln von diesen Langohren, aber ich sah sie immer noch lieber unter schweren Lasten einherschreiten, als am Nachmittag entladen und mit blutigem Rücken nach Hause zotteln. Ein weichherziges Mitglied eines deutschen Tierschutzvereins würde wohl kaum ohne Thränen in den Augen diese handgrossen, tiefen, blutigen Wunden gesehen haben, auf die man am nächsten Morgen unbarmherzig wieder den rauhen, aus dicken Baststricken geflochtenen Packsattel legt; aber von Tierschutz und Erbarmen mit dem unglücklichen Vieh ist hier wenig oder gar nichts zu finden.

Doch wir sind unversehens von unserem Beobachtungsposten auf die Landstrasse hinausgekommen und müssen uns zunächst noch ein wenig auf dem Wege dahin umsehen.

Das bequemste Mittel dazu sind die Trambahnen, die, von Mauleseln gezogen, in zwei Wagenklassen die Passagiere von der Plaza aus, wo alle Linien zusammenlaufen, nach allen Richtungen hinausführen. Wir wählen die Linie nach dem bekannten Canal de la Viga, weil sie uns durch jene Stadtviertel führt, die von den Reisenden nur zu oft übersehen werden, jene Stadtviertel, in denen nach unsern Begriffen das entsetzlichste Elend herrscht, in denen eine verwahrloste, bedürfnislose Bevölkerung fast ohne allen Besitz von der Hand in den Mund lebt.

Man muss es gesehen haben, um es zu glauben, wie hier viele, viele Tausende leben und nicht vorwärts kommen, sondern stehen bleiben auf der untersten Stufe des menschlichen Daseins. Haus reiht sich an Haus, niedrig, einstöckig, mit flachem Dach, vier Steinwände, eine Thür darin, das

ist alles. Auf der nackten Erde hocken Frauen und Kinder, letztere oft nur mit einem schmutzigen, kurzen Hemd bekleidet, sodass man die kleinen braunen Körper in ihrer ganzen Engelsunschuld bewundern kann.

Von einem besonderen Hausrat ist nur bei den Bessern etwas zu spüren. In den meisten Fällen werden einige Matten, aus Bast geflochten, auf die Erde gebreitet als Bett für die Familie, ein Stein zum Zerreiben von Mais, einige irdene Gefässe zur Aufbewahrung dieses wichtigen Brotkornes, der Bohnen und des Chile, eine flache Schale, in der auf dem offenen, mitten in dem Raum qualmenden Feuer die Maiskuchen, tortillas, gebacken werden, fehlen zwar nirgends, aber Tisch und Stuhl, einige bunte Teller und Tassen mit Heiligenbildern und Flitterkram, zusammen an die Wand gehängt, gelten schon als Zeichen besonderen Wohlstandes.

Am entsetzlichsten sind die Höfe, die von der Strasse nur einen Zugang haben, während auf den oft nur 5—6 m breiten Hof auf beiden Seiten eine lange Reihe von Thüren mündet, die für ebenso viele Familien den Eingang in ihr Heim darstellen.

Nicht selten ist dann noch die Vorderfront dieser Kaserne eine »Tienda«, ein Laden, in dem der Eigentümer dieses Miethauses seinen Mietern die wenigen Waren, die sie gebrauchen, zu hohen Preisen verkauft, in denen er namentlich für Mann und Weib den edlen Pulque feilbietet, jenes Nationalgetränk der Mexicaner der Hochebene, das, dem Fremden anfangs widerlich erscheinend, in ungeheurer Menge von den unteren Volksschichten getrunken wird.

Es ist bekannt und oft genug beschrieben, wie dieses milchig aussehende Getränk aus dem Safte der grossen Maghue-Pflanze, der Agave Americana oder Pracht-Alöe, gewonnen wird. So nahrhaft und angenehm es, in geringen Mengen genossen, sein soll, so verderblich wird es für das arme Volk, das an einer Pulqueria nicht vorübergehen kann und nicht selten sich so voll trinkt, dass die wüstesten

Scenen daraus entstehen. Denn der Pulque soll auf Viele den merkwürdigen Einfluss ausüben, dass er den Berauschten in eine Art von Wut versetzt, in der er nicht weiss, wen oder womit er schlägt. Manches schwere Verbrechen ist in diesem Rausch verübt worden.

Der Pulque und das Spiel sind es, die den armen Indio nicht vorwärts kommen lassen, und da er sonst mit seinem Maiskuchen und Frijoles (Bohnen), mit wenigen baumwollenen Lumpen und seiner Woll-Decke zufrieden ist, so leben unendlich viele ohne allen Besitz dahin, arbeiten nur so lange und so viel, um sich diese geringen Bedürfnisse zu verschaffen, und liegen die übrige Zeit faul umher. Wer den Indio und den meist noch schlechtern Mestizen nur in der Hauptstadt kennen gelernt hat, wo das Zusammenwohnen, die Freiheit und Ungebundenheit natürlich alle schlechten Eigenschaften gross zieht, der wird nur zu leicht zu jenen absprechenden Urteilen verleitet, die man so oft über die Bevölkerung des Landes hört, und die ich trotzdem für grundfalsch halte.

Das arme Volk ist zu erziehen, wenn Staat und Kirche sich zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen wollen. Der Staat zeigt heute den besten Willen dazu, aber die Kirche thut nichts, um diese Unglücklichen, die auf den Knieen in den Gotteshäusern umher rutschen und den widerlichsten Christus- und Heiligenbildern die Füsse küssen, die ihr sauer erarbeitetes Geld für kirchliche Handlungen, für Kerzen u. s. w. opfern, — aus ihrem Elend zu befreien und sie langsam zu menschenwürdigerem Dasein emporzuheben.

Dass es dem Indianer nicht an Geschick und Talent, an gutem Willen und Gelehrigkeit fehlt, das beweisen die oft künstlerisch ausgeführten Arbeiten in Wachs und Terrakotta, die zierlichen Blumensträusse u. s. w., die sie fertigen und feilbieten. Dass sie auch geschickte Feldarbeiter, Gärtner und Viehzüchter sind, habe ich oft genug erfahren und recht viele von ihnen sieht man in den offenen Werkstätten der Hauptstadt bei fleissiger Handwerksarbeit sitzen.

Wer sich am frühen Morgen am Canal de la Viga das bunte Treiben betrachtet oder noch besser in einem der vielen Nachen sich den Kanal hinaufrudern lässt, wer dabei die flinken Indios in ihren schmalen Einbäumen mit dem Ertrage ihrer Felder an Blumen und Gemüse zu Markte rudern sieht, der wird zugeben, dass ein guter Kern in diesem Volke steckt.

Schöne frische Gemüse und prachtvolle Früchte, herrliche Blumen sind es, die sie hier in Unmassen den Canal herabrudern und aus diesen Blumen habe ich unter den Händen der Indianerfrauen Strässe entstehen sehen, von solcher Feinheit und solchem Geschmack, dass mancher grossstädtische Kunstgärtner sie darum beneiden könnte. Wer beobachtet, wie sie in den berühmten »chinampas«, den früher schwimmenden, jetzt nach gerade festgewordenen Gärten ihre Gemüse mit grösster Sorgfalt bauen, der steht vor einem ungelösten Rätsel, und fragt sich vergeblich, wie ist es möglich, dass dieses Volk, das so trefflich zu arbeiten versteht, dem Natur und Klima so reichen Ertrag seiner Arbeit sichern, aus Armut und Elend nicht herauskommt, sondern sich heute noch mit dem wenigen Lande begnügt, das schon vor drei-, vierhundert Jahren seine Vorfahren, die alten Azteken, dem sumpfigen Boden abgewannen. Unermüdlich sind hier die Indios beschäftigt zu pflanzen und zu hacken, neue Erde aufzuschütten und mit grossen Holzschaufeln das Wasser der Canäle auf die jungen Saaten zu spritzen, um üppiges, schnelles Gedeihen zu ermöglichen. Aber an eine weitere Ausdehnung dieser lohnenden Kulturen scheint man nicht zu denken und die leichten Reiser- und Schilfhütten, die an der Landstrasse stehen und von den Besitzern dieser üppig grünenden Gärten bewohnt werden, machen den allerdürftigsten Eindruck.

Und doch wäre Land in reicher Fülle vorhanden, nachdem der grosse Kratersee, in den seinerzeit die alte Hauptstadt des Landes als Lagunenstadt hinein gebaut wurde, mehr und mehr zurückgewichen ist und Menschen-

hand trocknen Boden geschaffen hat, wo früher Wasser und Sumpf der Kultur Einhalt geboten.

Wer heute noch die chinampas, die schwimmenden Gärten der alten Azteken, in ihrer unverfälschten Form sehen will, der muss weit hinausfahren in den See von Xochimilco, wo der Indio noch heute seinen mit Blumen und Gemüse bedeckten, mit leichter Hütte versehenen Garten von einem Ort zum andern rudern kann, wenn ihm der liebe Nachbar nicht gefällt.

In der Nähe der Hauptstadt ist die schwimmende Masse der Sumpfpflanzen, die mit Erde bedeckt und als Gartenland benutzt wurde, mit dem Seeboden längst verwachsen und Festland geworden, nur die breiten Wassergräben, die all diese schmalen Landstreifen umspülen und befruchten, zeugen noch von dem ursprünglichen Charakter dieser Fruchtgärten.

Auch die Stadt Mexico ist seitdem aus einer Lagunenstadt eine feste Landstadt geworden, aber die Spuren der alten Bodenbeschaffenheit machen sich noch heute bemerkbar.

Manches schwere Gebäude ist langsam in den Boden gesunken und schief geworden, die Abzugskanäle liegen flach unter der Oberfläche, das Grundwasser steht hoch und stagniert, der fast einheimisch gewordene Typhus wird auf diese ungünstigen Verhältnisse zurückgeführt. Da das natürliche Entwässerungsreservoir, der grosse Salzsee von Texcoco, keinen Abfluss hat, so ist die Stadtverwaltung jetzt eifrig bemüht, durch einen 40 km langen, eines mächtigen Tunnels wegen sehr kostspieligen Canal eine Senkung des Grundwasserspiegels und eine Entwässerung der Stadt zu erreichen.

Hoffentlich gelingt das Unternehmen; denn wenn ich auch in obigen Zeilen die Schattenseiten der mexikanischen Hauptstadt mit kräftigen Strichen zeichnen musste, so habe ich doch die grössten Sympathien für die Metropole der grossen Republik, in welcher die Keime für eine grossartige Entwicklung so reichlich vorhanden sind und die nur durch unzählige politische Wirren und dadurch mit verschuldete

Entartung des Volkes an der Pflege desselben verhindert war.

Wenn ich aber stets gern von meinen Wanderungen in die verschiedenen Teile des Landes nach der Hauptstadt zurückkehrte, so ist daran nicht zum wenigsten die aufopfernde, gastfreundliche Aufnahme schuld, die ich dort in der kräftig aufblühenden, deutschen Kolonie in so reichem Maasse gefunden habe. Die Deutschen haben sich hier trotz aller Liebesmühen der Amerikaner unter allen fremden Nationen in Handel und Wandel und in der Gesellschaft die erste Stellung erworben und sie wissen in ihren beiden schönen Klubhäusern deutsche Geselligkeit und deutschen Humor zu pflegen. Schade, dass jetzt aus dem einen deutschen Klub zwei geworden sind, die sich vorläufig noch etwas feindlich gegenüber standen, aber hoffentlich in ihrem Wetteifer erst recht dazu beitragen werden, die guten Seiten der deutschen Eigenart herauszubilden und dem Deutschthum die hohe Achtung zu erhalten, die es heute geniesst.

IV.

Nach der tierra templada von Mexico.

Mehr als vierzehn Tage hatte ich der Hauptstadt der mexikanischen Freistaaten und ihrer schönen Umgebung gewidmet und hatte im anregendsten Verkehr mit vielen hoch gebildeten, kenntnisreichen deutschen Landsleuten tiefe Einblicke in das wirtschaftliche, politische und soziale Leben dieses interessanten Staatenbundes thun können.

Aber ich hatte, obwohl ich genau wusste, dass ich unter tropischer Sonne lebe, doch nie etwas von tropischer Hitze verspürt, sondern zumeist Morgens und Abends recht erheblich gefroren. Was Wunder, dass ich schliesslich wahre Sehnsucht empfand, aus dem über 8000 Fuss hoch gelegenen Mexico allmählich in die wärmeren Regionen der tierra templada und der tierra caliente herabzusteigen.

Es war bitter kalt, als ich am Morgen des 13. November mir im Eisenbahnwagen der ferro caril mexicana meinen Sitz nach Orizaba sicherte. Bis über die Ohren waren all die mitreisenden Mexicaner in ihre dicken, wollenen Ponchos gewickelt, der schwere Sombrero war womöglich noch tiefer in's Gesicht gezogen als sonst, man sah von einzelnen nichts mehr als die frierende Nasenspitze. Das Thermometer war dem Gefrierpunkte nahe und ich freute mich daher umsomehr, nach 5—6 Stunden in jene Gegend zu kommen, in der ein ewiger Frühling herrscht und das üppigste Pflanzenleben zeitigt.

Anfangs hinderte dichter Nebel jede Aussicht, die Kapelle der heiligen Jungfrau von Guadelupe und das steinerne Schiff davor waren nur undeutlich durch die weissen Wolken zu erblicken, während die weiten, natronhaltigen, versumpften Flächen, die von dieser Seite die Hauptstadt umgeben, unsern Blicken entzogen waren.

Doch bald strahlte der Himmel wieder in seinem schönsten Blau, wie es für den mexikanischen Winter bezeichnend ist, und die ganze weite Hochebene, von den schön geformten Vulkankegeln der Sierra madre umrahmt, lag vor uns.

Die Landschaft hat ganz den Typus der Hochebene.

Niedrige, viereckige Steinklötze, aus lufttrockenen Adobes — grossen, mit Stroh gemengten Lehmsteinen, die sich bei Erdbeben am besten bewähren sollen und trotz der Regenzeit viele Jahrzehnte aushalten — beherbergen die zahlreiche Indianerbevölkerung. Mächtige Orgelcacteen dienen als Einfriedigung für die Gärten und Viehhöfe, baumartig entwickelte Feigencacteen, Eukalyptusbäume und hohe Mimosen ragen aus der Ebene hervor, die Bewässerungskanäle und Wege beschattend, weiss glänzende, schöne Kirchtürme und Kuppeln beleben die Landschaft.

Bald tritt die wichtigste Kulturpflanze dieses Landstriches, die grosse Maghue oder Aloe mit ihren langen, dicken, fleischigen Blättern und ihren phantastischen Formen immer zahlreicher auf und bedeckt schliesslich in wohlgepflegten Anpflanzungen bis zu den Kuppen der niedrigen Berge hinauf, meilenweit alles Kulturland. Es sind die Weinberge von Mexico, aus denen die Unmassen von gegorenem Aloesaft von Pulque gewonnen werden, die hier und in der Hauptstadt das Nationalgetränk bilden.

In unabsehbaren Reihen, etwa 5 Meter im Quadrat gesetzt, stehen die mächtigen Pflanzen, der Boden zwischen ihnen ist nicht selten mit dürftig stehender Gerste oder mit dürrer Weide für Rinder und Schafe bedeckt. Eifrig sind die Indianer beschäftigt, aus dem ausgehöhlten Herzen der

schon welkenden, alten Maghues mit einem langen Flaschenkürbis den süssen Saft herauszusaugen, der sich in erstaunlicher Menge bildet, wenn man rechtzeitig den Mitteltrieb ausschneidet, bevor der grosse Blütenschaft in die Höhe treibt.

Struppige Eselein stehen geduldig hinter ihnen, auf jeder Seite hängt ein aufgeblasener Ziegen- oder Schweinsbalg herab, der, wenn er mit Flüssigkeit gefüllt ist und nun die vier Beine und den tonnenförmigen Leib des Tieres zeigt, ein nicht gerade appetitliches Bild einer Weinflasche abgiebt.

Die Pulque-Haciendas, in denen der frische Saft einer leichten Gährung unterworfen und dann in grosse Fässer gefüllt und versandt wird, sollen aber reine Goldgruben sein, und nicht weniger als 80,000 Dollars nimmt die Veracruzbahn monatlich als Fracht für Pulque ein. Man kann sich danach einen Begriff von der Ausdehnung dieser Kultur und von der Grösse des Konsums machen.

Da wo Wasser in grösseren Mengen vorhanden, reichliche Bewässerung der Felder möglich ist, sieht man neben den graugrünen Weinpflanzen üppige Mais-, Weizen- und Gerstenfelder, ausgedehnte Viehweiden dienen zeitweise Tausenden von Pferden und Rindern als Tummelplatz. Die Maghuepflanze gedeiht auch ohne Bewässerung auf trockenem Boden, deshalb ist sie so wertvoll für diese hochgelegenen Gegenden, deshalb bedeckt sie, wie schon gesagt, bis zu beträchtlicher Höhe die Hänge der zahlreichen Bergkuppen.

Der Anbau des Landes ist auf der ganzen weiten Strecke bis zum Abstieg aus dem Tafellande durchaus gut.

Aber der Grossbesitz und der Grossbetrieb herrschen allenthalben vor, und wenn man die von hohen Mauern und Warttürmen umgebenen, kahlen, schattenlosen Gebäude der Hacienden in der Ebene liegen sieht und daneben oft fünfzig und mehr kleine Indianerhäuser wiederum ohne schattenspendenden Baumwuchs in langer Reihe sich hinziehen, so glaubt man es, dass die meisten der mexicanischen Haciendenbesitzer es vorziehen, in der Hauptstadt des Landes zu

leben und es ihren Verwaltern überlassen, möglichst reiche Renten dem Boden zu entnehmen. Denn dieses Leben in der weiten reizlosen Steppe, dem jede Annehmlichkeit des Landlebens absichtlich zu fehlen scheint, kann wenig Verlockendes haben.

Im Allgemeinen ist die Fahrt durch das Hochland etwas einförmig und ein entsetzlicher Staub, der durch alle Fugen dringt, macht das Vergnügen des Reisens nicht grösser.

Die beiden, noch heute in ihrer vierkantigen Form deutlich erkennbaren Pyramiden von Tethuacan, jene eigenartigen Zeugen einer längst vergangenen Kulturperiode, machen neben den hohen, von der Natur geschaffenen Bergpyramiden wenig Eindruck. Aber die hier in voller Klarheit erscheinenden Schneemassen des Ixtaccihuatl und Popocatepetl, die zerklüfteten Formen des heute gleichfalls mit leichtem Schnee gefärbten Malinche-Berges und endlich die Riesenpyramide des Orizaba, die tief bis in die bewaldeten Vorberge hinein mit glänzendem Schnee-Kleid bedeckt war, entschädigten vollauf für das staubige, einförmige Hochland. Wie ein grosses Rätsel erscheinen diese Vulkane in dieser tropischen Welt, und immer wieder kehrt der Blick zu ihnen zurück, so oft man auch ihre herrlichen Formen, ihre Krater, ihre Schluchten und Untiefen schon bewundert hat.

Auf den Stationen der Bahn, die alle im Gegensatz zu den von Nordamerikanern errichteten Linien gut und massiv erbaut sind, befremdet zuerst das eigenartige Leben.

In langer Reihe, den Karabiner in der Hand, den Schleppsäbel an der Seite, stehen in strammer Haltung, selbst auf kleinen Stationen, 5—6, sonst mehr, in braunes Leder oder graues Tuch gekleidete, mit grossem grauen Filzhut bedeckte guardias rurales oder Landgendarmen. Der Führer der Patrouille klirrt mit seinen grossen Sporen den Bahnsteig entlang und meldet dem im Zuge mitfahrenden Coloniel — ihm meist freundlich die Hand drückend — dass nichts vorgefallen sei. In dem ersten

Wagen des Zuges, der hier im Gegensatz zu Nord-Amerika 3 Wagenklassen enthält, fährt regelmässig ein Trupp von etwa zwölf schwerbewaffneten Soldaten, die mit ihren braunen, oft affenartigen, runzligen, alten Gesichtern, den weiss überspannten Käppi auf dem Kopfe, aus den niedrigen Wagenfenstern herausschauen und den zahlreichen indianischen Verkäuferinnen ihre Tortillas und Pulque abkaufen.

Wenn man dann noch sieht, dass jeder Mexicaner vom halbwüchsigen Burschen bis zum zitternden Greise seinen Patronengürtel umgeschnallt hat und unter der kurzen Jacke aus silbergesticktem Pistolenhalfter der glänzende Lauf eines Revolvers hervorblitzt, so müssen dem furchtsamen Reisenden unwillkürlich all die Schauergeschichten Gerstäckers in's Gedächtnis kommen, von den zahllosen Räuberbanden und der Unsicherheit des Landes. Glücklicher Weise sind diese Zeiten für das schöne Mexico vorbei und ich bin der festen Überzeugung, dass man heutzutage hier in den besuchten Teilen ebenso sicher vor Raubanfällen ist, als im deutschen Vaterlande.

Ich habe tagelange, einsame Ritte durch das Land gemacht, nur einen Indianer hinter mir, und habe es nie bereut, meinen kleinen Schiessprügel im Koffer gelassen zu haben.

Die Gestalten, die einem hier im dichten Urwaldgebüsch entgegenkamen, sahen ja zu Zeiten gefährlich genug aus; aber wenn sie näher kommen, grüssen sie meist sehr freundlich, danken verbindlich für jeden Gruss, und sitzen sie vor ihrer Hütte, so stehen sie sicherlich auf und wünschen mit dem Hute in der Hand dem Durchreisenden glückliche Fahrt.

Aber wie die engen ledernen oder lederbesetzten Reithosen selbst von denen getragen werden, die nie ein Pferd zwischen die Beine bekommen, so gehört auch der Revolver zum Anzug des Caballero, und selbst die Deutschen im Lande machen das nach, wenn ich auch noch keinen getroffen habe, der das Ding einmal gebraucht hätte. Aber

ein mexicanisches Sprichwort sagt: »ein bewaffneter Mann zählt doppelt« und deshalb nimmt jeder den Revolver zur Hand, und zeigt ihn recht augenfällig, wenn er sich von seinem Heimatsorte entfernt.

In Esperanza, der Mittagsstation, wo die Züge von Veracruz und Mexico sich kreuzen und sich im Speisesaal ein überaus lebhaftes Treiben entwickelt, endet die staubige Fahrt durch das Hochland, und wohlgestärkt durch ein gutes Mahl tritt man die langersehnte, vielgerühmte Fahrt in die Tropen an.

Um besser sehen und geniessen zu können, setzte ich mich mit 2 Deutsch-Mexicanern, die ich zufällig im Eisenbahnwagen kennen gelernt, auf die Plattform des letzten Wagens und hatte so den Blick frei in alle Schluchten und Abgründe der schwindelnden Thalfahrt: Aus einer Höhe von 2400 m soll ja die Bahn nun hinabsteigen zu den Ufern des Oceans, und bis zu dem Alpendorf Maltrata fällt das Gelände auf einer kurzen Strecke von nicht ganz 20 km um volle 800 m.

Ganz unvermittelt beginnt die herrliche Bergfahrt.

Das Geleise schneidet plötzlich tief in das Randgestein ein, dann wird der Blick frei und die entzückendsten Schluchten öffnen sich in unabsehbarer Tiefe vor dem staunenden Beschauer, die herrlichste Alpenlandschaft liegt vor ihm; an den jenseitigen Bergen hängen dicke Schichten weisser Wolken, die Wasserdämpfe, die hier die aufsteigende, warme Luft der tierra caliente zusammenballt.

Die Tannen, die anfangs die Abhänge bedecken, weichen schnell den dunkelbelaubten Stein-Eichen, rotschimmernde Orchideen bedecken in Massen ihre knorrigen Äste. Aralien, Magnolien, Rhododendren und alle möglichen, der warmen Zone angehörigen Pflanzen zeigen sich in entzückender Üppigkeit, Florifundien lassen ihre duftenden, langen, weissen Blütenkelche herabhängen, und Farrnkräuter und Moose in bisher nicht gesehenen Formen bedecken die feuchten Felswände. Durch zahllose kurze Tunnels, durch

tiefe Felseinschnitte, über gewaltige Schluchten und rauschende Giessbäche hinweg, an Abgründen vorbei, in welche nervöse Reisende lieber nicht blicken sollten, braust der Zug, von der riesigen doppelten Fairlie-Maschine gezogen oder vielmehr gehalten, zu Thal.

Wie Spielzeug aus einer Schachtel erscheinen tief unten, mehr als tausend Fuss unter uns, die Häuser und Kirchen von Maltrata im Thalgrund zerstreut, und man hält es für unmöglich, mit dem Dampfross dort hinunter zu kommen, wo uns der winzig klein erscheinende Bahnhof als nächster Halteplatz genannt wird. Und doch kamen wir nur zu schnell hinunter, ich bedauerte lebhaft, dass die Fahrt über diese kühne, aber äuserst solide und gut erbaute Gebirgsbahn schon zu Ende sein sollte, bei der als Glanzpunkt zeitweilig die Schneespitze des Orizaba durch das zerklüftete Gestein des waldbedeckten Randgebirges wie die silberne Scheibe des Mondes hervorleuchtete.

Von Maltrata, das, in den fruchtbaren Thalkessel eingeengt, rings von Tausende von Fuss hohen Bergen umgeben, lohnenden Frucht- und Gemüsebau betreibt, tritt die Bahn durch die schöne Baranca del Infernillo (Höllenschlucht), die aber nicht annähernd so gefährlich ist, wie ihr Name andeutet, in das Thal von Orizaba hinaus. Hier entzücken zum ersten Male weite, ausgedehnte Bananenpflanzungen, hier leuchten die dunkelglänzenden Blätter des Kaffeestrauches aus dem Schatten hervor, hier hängen die Orangenbäume voll goldiger Früchte, und vereinzelte Königspalmen recken ihre langen Wedel stolz in die Lüfte, klippenreiche Felswände ragen bis in die Wolken, und herrliche, klare Wasser rauschen zu Thal, für dieses paradiesisch schön gelegene Land die Quelle zukünftigen Reichtums.

In Orizaba machte ich zunächst Halt, und hier erst las ich die Schilderungen von Hesse-Wartegg in seinem dicken Buche über Mexico, die den eben durchfahrenen Landstrichen gewidmet sind. Zunächst muss ich bemerken, dass auf der ganzen Reise durch die Hochebene von der

entsetzlichen Sandwüste, die er aus den Fenstern des Directorial-Salonwagens gesehen haben will, nichts mehr zu finden ist und auch wohl vor 4 Jahren nichts zu finden war. Das ganze Land ist in guter Cultur, reich angebaut und mit wenigen Ausnahmen fruchtbarer Boden. Weizen-, Mais- und Gerstenfelder wechseln miteinander ab, und mächtige Getreideschober deuten darauf hin, dass die Erträge nicht schlecht sind. Viehherden, die nach Hunderten und Tausenden zählen, beleben die weiten Weideflächen und selbst in dieser trockensten Winterzeit, als ich das Land durchfuhr, machten die Tiere einen gutgenährten Eindruck, denn wo auf den Weiden das Futter knapp wurde, boten die Stoppelfelder, namentlich das dürre Maisstroh, auskömmliche Nahrung. Nur einzelne wenige Landstriche machten, wie ich mich später bei wiederholtem Durchfahren der Strecke überzeugte, einen sandigen, wüstenartigen Eindruck.

Nun aber seine Schilderung der Bergbahn! Ich bekam ordentlich Respekt vor meinem eigenen persönlichen Mut, dass ich so leichten Herzens die grauenvolle Fahrt gemacht hatte: »Mund auf und Augen zu, drücken sich die Meisten in die Ecke des Wagens — so schreibt er — und verharren pochenden Herzens in dieser Stellung, wenn sie nicht, wie ich es bei der Rückreise gesehen, in die Knie fallen und alle Heiligen anrufen.«

»Der Zug läuft an Abgründen von schwindelnder Tiefe entlang, übersetzt sie auf zartgebauten, kühnen Brücken, fährt unter überhängenden Felswänden von Tausenden Fuss Höhe hinweg und durch finstere Schluchten, in welche, seit sie bestehen, niemals ein Sonnenstrahl gedrungen ist u. s. w.« Er atmete dann »erleichtert auf«, als er die kühne Bahnstrecke hinter sich hatte.

Es thut mir wirklich leid, dass ich von alledem, auch als ich zum zweiten und dritten Male die Strecke durchfuhr, nichts empfunden habe, obgleich ich nicht mit offenem Munde, sondern mit offenen Augen gefahren bin.

Das Ganze ist so wunderbar schön, dass es der Übertreibungen gar nicht bedarf, — die Tausende von Fuss überhängender Felsen kann man getrost auf ebenso viel Zehner reducieren und die furchtbaren Schluchten — mit den tiefen Einschnitten, wie wir sie bei jeder Hochgebirgsbahn haben, in gleiche Linie stellen. Dazu ist die Bahn so gediegen gebaut und so vortrefflich verwaltet, die grossen doppelten Maschinen, mit zwei Kesselfeuerungen, die den Zug bei seiner langsamen Thalfahrt halten, sind so vorzüglich, dass niemand erleichtert aufzuatmen braucht, wenn er unten ankommt.

Auch die Fahrt von Orizaba nach Kordoba schildert das genannte Buch in einer Weise, die der heutigen Gestaltung des Landes durchaus nicht mehr entspricht. Es erzählt von üppigster Urwald-Vegetation, die, in stetem Kampf mit dem Menschenwerk, nur mit der Macheta zurückgedrängt werden könne; die ganze Bahnlinie sei nichts, als ein mühsam freigehaltener Streifen in dieser Urwaldwildnis u. s. w. Die grosse Baranca de Metlac, die trotz ihrer wunderbaren Schönheit doch jeden enttäuschen würde, der zuvor von »himmelhoch aufstrebenden Felsen, von tiefen, dunkeln Schluchten, von reissenden Bergströmen und Wasserfällen« gelesen hat, ist an den Abhängen ausser mit Mais, Tabak und Bananenpflanzungen wohl mit üppiger Tropenvegetation überwuchert, aber sonst drängt auch kaum eine Spur von Urwald an die Bahnlinie heran.

Wohl aber erfreut eine paradiesisch schöne, gut angebaute Landschaft das Auge des Reisenden. Wohlgepflegte Kaffeesträucher lassen ihre roten Beeren aus dem dunkeln Laube hervorschimmern, grosse Bananen recken ihre prachtvollen Wedel schattenspendend empor, dunkelblättrige Mangos umdrängen die leichten, aus Bambusstäben errichteten Hütten der Indianer. Statt der stacheligen Kactushecke der Hochebene sind zeitweise Tulipanengebüsche sichtbar, deren purpurrote, handgrosse Blüten in wunderbarem Kontrast gegen das dunkele Laub abstechen.

In dem mitten in diesem Paradiese herrlich gelegenen Kordoba hält der Zug längere Zeit und während auf den Stationen des Hochlandes, Pulque und Tortillas, in Apizaco auch vorzügliche Bisquits und feine Bäckereien, sowie Onyx-Waren und Spazierstöcke feilgeboten werden, ist hier der Bahnsteig fast besetzt mit prächtigen, saftigen Früchten, Blumen und Blumensträussen von wunderbarem Duft und Schönheit der Formen.

Viele Dutzende von Verkäufern und Verkäuferinnen bieten ihre Orangen und Bananen, prächtige Ananas und Blumen an. Kleine, reizende, 6jährige, braune Bengels drängen sich mit ihrem »dos reales padrone!« heran und schliesslich kauft man das ganze Körbchen voll der goldenen Früchte für die wenigen Pfennige. Die alten runzeligen Weiber wenden sich mit ihren Bananenbüscheln mehr an die Passagiere der dritten Klasse, worüber ich nicht sonderlich böse war.

Übrigens haben mich die vielgerühmten Schönen von Kordoba nicht so begeistert, wie ich nach den Schilderungen ihrer unvergleichlichen Schönheit gehofft hatte.

Eine recht stattliche Zahl hell und geschmackvoll gekleideter junger Kreolinnen hatte sich auf dem Bahnsteig eingefunden und umdrängten den Stamm der schlanken Königspalme, die hier ihre herrlichen Wedel im Sonnenlicht badet.

Ich wollte mir den Genuss nicht versagen, sie genauer zu betrachten, ging näher und musterte die Schönen mit einer Dreistigkeit, deren ich mich sonst nicht schuldig zu machen pflege; aber es waren dieselben bepuderten Gesichter, dieselben breiten Nasen und kräftig entwickelten Lippen, die meinem Schönheitsideal nicht recht entsprechen und die man überall erblickt, wo die »glutäugigen Kreolinnen« erscheinen. Selbst auf die Gefahr hin, es dauernd mit allen Schönen Mexicos zu verderben, muss ich es aussprechen, dass ich in den Vereinigten Staaten viel mehr wirklich

schöne Frauen gesehen habe als hier, wo die feuchten schwarzen Glutaugen, die schwarzen Stirnlocken und Zöpfe mich nicht über die Mängel der unteren Gesichtshälfte hinwegtäuschen können. Auch findet man sehr selten schöne, schlanke, grosse Gestalten, die meisten Damen sind nicht über mittelgross und dehnen sich, je älter sie werden, umsomehr in die Breite aus.

Setzt man die Reise dann fort bis in die Ebenen des Tieflandes, so bleibt noch für längere Zeit fast die gleiche, entzückende Landschaft.

Zuckerrohrplantagen, Tabakpflanzungen, Mais- und Kaffeekulturen wechseln, und nur vereinzelt zeigt sich dem Reisenden der tropische Urwald mit seinem unbeschreiblichen Durcheinander der verschiedensten Baumarten, Schlingpflanzen, Lianen und Orchideen. Erst kurz vor Atoyac, das bezaubernd schön zwischen den dicht bewaldeten Bergen im Thal des tief eingeschnittenen Flusses gleichen Namens gelegen ist, zeigen sich die Palmen in grösserer Zahl, und das Panorama, das sich nach dieser kleinen Station dem Reisenden zeigt, ist meines Erachtens das schönste der ganzen Fahrt.

In einem engen Thale schlängelt sich der Schienenweg auf halber Höhe des Bergabhanges dahin, üppigster tropischer Wald von bestrickender Schönheit bedeckt die nahen Berge und unten rauschen die grünen Wasser des Atoyac, schäumende Stromschnellen und gewaltige Wasserfälle bildend. Plötzlich wird dann der Blick frei und schweift über das flache Vorland hinweg in die unendliche Ferne bis zu den Fluten des Golfs von Mexico.

Die eigentliche Tierra Caliente liegt vor uns, aber wir durchfliegen sie schnell, denn mit Mimosengebüsch bewachsen, nur vereinzelt mit dichterm Waldwuchs bedeckt, dient sie mit ihrem steinigen Boden in erster Linie der Viehzucht und wird den arg enttäuschen, der, vom Meere kommend, das Land betritt und Palmen und Lianen, ver-

schwenderische Blütenpracht und tropische Kulturen schon hier zu finden meint.

Der eigentliche Garten dieses Teiles von Mexico liegt an den Hängen des Gebirges und durch ihn bitte ich den Leser mich das nächste Mal zu begleiten.

V.

Aus Orizaba.

Die Stadt Orizaba, in der ich zum ersten Male Kaffeebau und tropischen Landbau in Mexico zu beobachten Gelegenheit hatte, ist eine wunderbar schön gelegene Stadt, sonst aber von zweifelhafter Grösse und Schönheit.

Während man sie in der Hauptstadt als eine Kleinstadt zu behandeln für gut fand, schätzen die Einwohner von Orizaba ihre Heimat bereits auf 40,000 Seelen und mehr. Wer Recht hat, ist schwer zu entscheiden, denn von genauer Statistik ist hier keine Rede und die amtlichen Angaben widersprechen sich selbst.

Wandert man durch die langen Strassen mit ihrem unglaublich schlechten Kieselsteinpflaster und den offenen Wasserrinnen mitten im Wege, betrachtet sich all die unscheinbaren und an der Peripherie der Stadt geradezu elenden Häuser, die fast alle einstöckig erbaut, nur wenigen Menschen Obdach zu gewähren scheinen, so hat man die Überzeugung, dass hier von einer Grossstadt wenig die Rede sein könne und von grossstädtischem Leben keine Spur vorhanden sei. Der Kutscher, der es unternahm, mich zu dem Wasserfall des Rio blanko zu fahren, bog vorsichtig vom camino real ab und versuchte in einer ungepflasterten Nebenstrasse seine Maultiere in schnellere Gangart zu setzen. Wozu auch für Pflaster Geld ausgeben? Das können die Väter der Stadt für »andere Zwecke« ja sehr viel besser gebrauchen. Die ziemlich hohen einstöckigen Häuser haben meist weit vor-

stehende Dächer, darunter ist das Trottoir leidlich gut, dem Fussgänger ist daher geholfen. Die armen Esel, Maultiere und Pferde, die in Unmassen zu allen möglichen Dienstleistungen als Pack- und Reittiere verwandt werden, haben spitze Hufe und sind aus den Bergen ganz andere Wege gewöhnt und besonders eilig hat es der Indio auch nicht, der hinterherläuft.

Eine leidliche Strassenbahn vermittelt den Fernverkehr, darum hat man die Strassenverbesserungspläne noch zur Seite gelegt, hat dafür eine riesige, eiserne Markthalle erbaut, damit die braunen Verkäuferinnen für Obst und Gemüse sich ihren Teint nicht verderben und ist jetzt damit beschäftigt, ein eisernes Rathhaus zu erbauen. Dabei bleibt wenigstens für die Väter der Stadt die Möglichkeit, an den europäischen Materialien ein grosses Stück Geld zu verdienen und man nietet jetzt die in Wind und Wetter bereits halb verrosteten Eisenteile zusammen und baut ein für dortiges, feuchtwarmes Klima gewiss nicht praktisches Haus, während man die schönsten Marmorbrüche beinahe Mitten in der Stadt hat.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie hier zu Lande mit öffentlichen Geldern gewirtschaftet wird und wie die öffentliche Moral gegen solchen Missbrauch der Amtsgewalt schliesslich so abgestumpft wird, dass man es einem Beamten bereits hoch anrechnet, wenn er nur einigermassen ehrlich ist. Dass ein Staatsdiener bei minimalem Gehalt sich in wenigen Jahren einige hunderttausend Thaler »erspart«, ist hier noch weit weniger als in den Vereinigten Staaten eine Seltenheit und wundert man sich einmal über mangelhafte Einrichtungen, so ist die Antwort fast immer — ja wenn das Geld nicht gestohlen würde, so könnte das längst besser sein.

In einer mexicanischen Grossstadt wurde dem Gouverneur direkt und öffentlich nachgesagt, dass er die Polizeigefangenen in seinem Interesse arbeiten und dass er buchstäblich die steinernen Bänke von den öffentlichen Promenaden wegnehmen und zu seinen Hausbauten verwenden

liess. Für die Genehmigung des durch Gesetz verbotenen Hazardspieles wurden ihm monatlich 3000 Dollar von den Bankhaltern gezahlt etc. Nur wenn der Skandal mal allzu auffällig wird, besinnt sich die Regierung auf ihr Aufsichtsrecht. Auch in Orizaba könnte das vielleicht nicht schaden und ohne grosse Mühe wäre in diesem paradiesisch schön gelegenen Erdenwinkel unendlich viel Gutes zu schaffen.

Jedenfalls rechtfertigt die herrliche Lage, das wundervolle Klima und die üppige Vegetation die Vorliebe, die einst der unglückliche Kaiser Maximilian für dieses echt mexicanische Städtchen gehabt hat.

Als ich am ersten Morgen von dem Balkon meines Hotelzimmers — wie vornehm das klingt und wie elend war das weiss getünchte Gelass — meine Blicke zuerst nach Süden wandte, glaubte ich in einem Industriestädtchen der Deutschen Mittelgebirge zu weilen, so kühl und frisch war der Novembermorgen, so dunkel und schön sahen die bewaldeten, steil ansteigenden, bereits in halber Höhe von Wolkenschleiern bedeckten nahen Berge aus, während davor aus sauberen Fabrikanlagen die Wasserdämpfe emporstiegen. Wandte ich mich aber rechts, so war die Täuschung verschwunden. Die flachen, breiten Hohlziegeldächer vor mir, auf denen einige Aasgeier geduldig auf Beute warteten, die Thürme und Kuppeln der Kathedrale, die sich gegen den waldlosen breiten Kegel des Borega in ihrer weissen und bunten Malerei wirkungsvoll abhoben und unten rechts im Thal des rauschenden Rio Blanco die üppigsten Bananenpflanzungen, die Strasse belebt von barfüssigen Indianerinnen, die, den jüngsten Sprössling auf dem Rücken, in irdenen Gefässen Wasser holten, — das alles zeugte nur zu deutlich davon, wie weit ich der lieben Heimat entrückt war.

Kommt man hinaus in die Umgebung der Stadt, so staunt man über die unglaubliche Üppigkeit der Vegetation, das saftige Grün und die Blütenpracht, wie sie hier ein feuchtes, mildes Klima geschaffen hat. An den Bergen, die in die tierra fria hineinreichen, verdichten sich die Wasser-

dämpfe der aus der heissen Zone kommenden Luftströmungen zu dichten Wolkenschleiern, die in den unendlichen Waldungen der Bergabhänge ihr befruchtendes Nass abgeben und unversiegbare Bäche und Ströme zu Thal senden.

Gewaltige Triebkräfte sind in dem schnell zu Thal eilenden, prächtige Wasserfälle und Stromschnellen bildenden Rio blanco vorhanden und dicht bei Orizaba quillt am Fusse eines kahlen Berges das Wasser in solcher Fülle aus der Erde, wie ich es nie gesehen habe. Dutzende von Quellen, auch warme Schwefelquellen sind hier vereinigt und wenige Schritte nach der Vereinigung rauscht ein Bach mit grosser Schnelligkeit zu Thal, der mindestens 10 Quadratmeter Durchmesser hat, — heute aber fast gar nicht verwertet wird. Erst weiter unterhalb sind einige grosse Baumwollspinnereien entstanden, die diese kolossale Triebkraft verwerten und Orizaba bereits den Namen des Mexicanischen Manchester eingebracht haben. Neue Fabriken werden geplant und wenn dadurch auch die Schönheit manches herrlichen Wasserfalles vermindert wird, so wäre eine heimische Industrie diesem gesegneten Lande doch sehr zu wünschen, das bisher fast alle seine Industrieerzeugnisse für schweres Geld vom Auslande beziehen musste. Die gerade hier in den gesunden Abhängen des Randgebirges reichlich vorhandenen Wasserkräfte würden aber eine solche Entwickelung besonders begünstigen und die Regierung thut ihr Möglichstes, um sie in's Leben zu rufen, soll aber nachher, wenn sie bestehen, mit der Zollgesetzgebung wenig Rücksicht auf sie nehmen.

Der Weg zu einem der schönsten Wasserfälle führte mich durch das originellste und hübscheste Dorf, das ich bisher im Leben gesehen habe.

Barrio nuevo heisst es, grenzt unmittelbar an die Stadt, ist ausschliesslich von Indios bewohnt und ähnelt viel mehr einem grossen Park als einem elenden Indianerdorf.

Von Häusern ist nichts zu sehen, prächtige, breite, rasenbewachsene Wege führen in die Ferne; üppig grünende

Hecken von Juccapalmen begrenzen sie. Das dunkle Laub der Kaffeepflanzungen, die stolzen Wedel der Bananen, fruchtbeladene Orangenbäume beschatten sie und erst bei genauerem Zusehen erblickt man einige Meter von der Strasse entfernt die Bambushütten der Bewohner dieses Paradieses. Ganz im Schatten dieser üppigen Tropenvegetation verborgen, reizen sie umsomehr, den schmalen Eingang zu durchschreiten, um diese Wohnplätze der anspruchslosen Urbewohner des Landes zu besichtigen.

Ein kleiner, freier Platz lag vor einer der offenen Hütten, in die ich eintrat, ein halbes Dutzend herrlicher Orangenbäume umstand ihn, eine entsetzlich struppige, langrüsselige Schweine-Mama war an einem derselben angebunden und verspeiste die herabfallenden Apfelsinen, während ihre hoffnungsvollen Sprösslinge sich im Schlamme vor einem Ziehbrunnen wälzten. Von allen Seiten war das Haus sonst von reich mit Früchten beladenen Kaffeebäumen umgeben, in deren undurchdringlichem Schatten Hühner jeden Alters in Massen herumscharrten. Das war aber auch der ganze Reichtum der Familie, denn im Innern der auf einer Seite offenen Bambushütte war von eigentlichem Hausrat kaum etwas zu finden. Selbstgeflochtene Matten, auf die Erde gelegt, dienen als Nachtlager, einige irdene Töpfe, Steingeräte zum Maisquetschen, einige Bananenbüschel und Lumpen, das war alles, was mir die glückliche Besitzerin dieses Paradieses freundlich lächelnd als ihr Hab und Gut vorstellen konnte. Trotzdem verschmähte sie die kleinen Silbermünzen, die ich ihr für die angebotenen Bananen darreichen wollte und erst ihre schwarzäugigen Jungens, die mir einen fruchtbeladenen Orangenzweig auf die Strasse nachtrugen, wiesen meinen Mammon nicht zurück.

Der Wasserfall, der nur mühsam durch eine steil abfallende, üppig bewachsene Schlucht zugänglich ist, und von den Bewohnern kaum gekannt zu sein scheint, ist von wunderbarer Schönheit.

Mehr als 20 Meter stürzt eine bedeutende Wassermasse, über Felsenblöcke in enger Schlucht heranrauschend, senkrecht in die Tiefe. Prachtvolle Tropenvegetation umrahmt das Bild. Mächtige, alte Bäume stehen vor uns auf dem Felsenvorsprung, in das feuchte Gestein haben sie ihre Wurzeln getrieben, Lianen und grossblättrige Philodendren umranken die Stämme, herrliche Orchideen, Farrenkräuter und Moose wuchern in grosser Üppigkeit auf den Zweigen, Palmwedel bilden das malerische Unterholz und lichtgrüne junge Bananen bedecken den nächsten Abhang. Dazu in der Tiefe das kochende und brodelnde Wasser, die steil emporsteigenden, waldbedeckten, klippenreichen Felsen der Umgebung und das Ganze von dem feuchten Dunst der aufwirbelnden Wasserdämpfe umhüllt, — wie schade, dass man solche Bilder nicht festzuhalten vermag!

Und doch sollte ich auf meinen weiteren Wanderungen in diesem Gott gesegneten Landstrich noch viel Schöneres sehen und bewundern!

Bei Orizaba beginnt die Region des mexicanischen Kaffeebaues, der heute grosse Gewinne abwerfend, und unendlicher Ausdehnung fähig, mit Recht die Aufmerksamkeit aller derer in Anspruch nimmt, die in einer baldigen Hebung der reichen Schätze, die in Mexikos Boden und Klima stecken, das beste und sicherste Mittel erblicken, die Zukunft des Landes sicher zu stellen und das Volk reich zu machen, das bisher auf dem reichsten Boden arm blieb, weil fortdauernde politische Unruhen, mangelnde Verkehrs- und Absatzwege es bisher unmöglich machten, mit Vertrauen in die Zukunft Geld und Arbeitskraft in den Boden hineinzustecken.

Heute ist das Vertrauen in die Sicherheit des Landes mit der Entwickelung des Eisenbahnnetzes allgemein gestiegen. Umwälzungen in der Regierung mögen den auswärtigen Gläubigern des Landes unangenehme Überraschungen bringen können, aber sie würden schnell vorübergehende Erscheinungen sein, die dem im Lande angelegten Kapital wenig Schaden

thun würden. Der Kaffee ist aber gerade diejenige Kulturpflanze, die in dem tiefgründigen, reichen Humusboden der Bergabhänge Mexicos auf allen Seiten des Hochlandes in üppigster Weise gedeiht und reichen Ertrag in Aussicht stellt. Da seine Kultur keine besonderen Kapitalaufwendungen erfordert, im Kleinen angefangen und allmählich erweitert werden kann, da sie nicht wie das Zuckerrohr grosse Fabrikanlagen notwendig macht, so kann sie auch mit kleinem Kapital begonnen werden und der schnell wachsende Verbrauch sowie die Güte des mexicanischen Kaffees sichern dem Erzeugnis hohe Preise. Noch vor wenigen Jahren wurden auf den unzugänglichsten Hazienden 8 bis 9 Pesos für den Sack gezahlt, heute ist der Preis 28 und 29 Pesos, sodass überreiche Gewinne gemacht werden, die zu immer weiterer Ausdehnung dieser Kulturen reizen. Billige und reichliche Arbeitskräfte sind fast überall vorhanden, die Verkehrswege sichern dem wertvollen Produkt immer leichteren Absatz und ein mildes, gesundes Klima würde auch dem Deutschen Kolonisten erfolgreiches Arbeiten in den Kaffeedistrikten möglich machen. Dabei ist vorzügliches Land noch in Unmassen und billig zu erwerben und wenn Deutsches Kapital in Mexicanischen Werten Anlage sucht, so bin ich der Überzeugung, dass die 250 Millionen Mark, die heute in mexikanischen Staatsanleihen in Deutschland festgelegt sind, sehr viel sicherer und gewinnbringender in mexicanischen Pflanzungen arbeiten würden. Denn die Schuldscheine des Staates können durch politische Umwälzungen, durch weiteres Sinken des Silberpreises oder durch internationale Verwicklungen, zeitweise Not leiden, die tropischen Kulturen würden bei dem unglaublichen Bodenreichtum Mexicos stets sicheren Gewinn bringen.

VI.

Aus den Kaffeegegenden am Fusse des Orizaba.

Von Fortin aus, einer Zwischenstation zwischen Orizaba und Kordoba, trat ich mit Herrn K., einem geborenen Schweizer, den Ritt durch den tropischen Urwald nach seiner Kaffee-Finca an.

Fast zwei Stunden hatten wir auf den Frachtzug gewartet, der uns in dem angehängten Personenwagen von Orizaba mitnehmen sollte, und die Mittagssonne hatte die Sättel unserer kleinen Pferde so durchglüht, dass ich meine Reisedecke unterlegte, um weicher und weniger warm zu sitzen. Zum Glück dauerte der Ritt nur eine kurze Stunde, und so entsetzlich der breite camino real war, der als die frühere alte Staatschaussee schon damals recht schlecht, heute aber nach der Erbauung der Eisenbahn erst recht vernachlässigt wird und kaum mit Wagen passierbar ist, so boten die Bäume, Büsche, Blüten und Schmetterlinge des wilddurchwucherten Waldes, boten die Hütten der Indianer und ihre Pflanzungen doch so viel des Interessanten, dass man die brennende Sonnenglut der Mittagszeit nicht achtete.

Wir bogen auch bald von der alten Heerstrasse ab in den Schatten des Waldes ein, der ohne eigentlich Urwald zu sein, weil er längst und häufig durchforstet ist, doch so urwüchsig gedeiht und so fabelhaft schnell zu einer undurchdringlichen Wildnis wird, dass er den Reiz des Urwaldes namentlich für den Neuling vollauf besitzt, der an

diesem wirren Durcheinander, an dem Mangel an jeder Kultur seine besondere Freude hat.

Und trotzdem war ich auf's angenehmste überrascht, als wir aus diesem Wald ohne Weg und Steg plötzlich in die wohlgepflegten Orange-Alleen und rotblühenden Tulipanenhecken einritten, die auf der Muster-Finca des Herrn K. zu dessen hochgelegenem Wohnhause führten.

Freilich diente letzteres zur Zeit nur seinem Verwalter und dessen Ehefrau zu dauerndem Aufenthalt; aber auch sie hiessen den deutschen Landsmann herzlich bei sich willkommen, und es liess sich kaum etwas Schöneres denken, als der Blick von dem breiten, kühlen Säulengange über den mit tropischen Gewächsen reich bestandenen Garten, über die Gebäude der Hacienda und den Urwald hinweg zu den fernen Bergen und dem grade im Mittelpunkte des Bildes in seiner ganzen majestätischen Schönheit prangenden Schneekegel des Orizaba.

Ein Paradies im wahrsten Sinne des Wortes ist das Ganze, von Natur und durch Menschenhand geschaffen, und ich begreife nicht, wie man in den kümmerlichen Strassen der Stadt wohnen kann, wenn man solch Fleckchen Erde sein eigen nennt.

Hier in diesem gesunden Klima gedeiht eben alles! Orangen, Mandarinen, Limonen, Citronen, Ananas, Mangos u. s. w., alle möglichen Palmen-Arten, China-, Brot- und Butterbäume. Gewürzpflanzen, Blumen und buntblättrige Ziersträucher in unglaublicher Fülle hatte der Besitzer in der Nähe des Hauses anpflanzen lassen und so einen tropischen Garten geschaffen, der all unsere mühsam gepflegten Wintergärten weit in den Schatten stellt.

Aber der grösste Stolz meines Gastfreundes waren mit Recht seine weitausgedehnten, wohlgepflegten Kaffeekulturen, von etwa 400,000 tragfähigen Bäumen, die, mit grünen und roten Beeren fast überladen, reichen Erntesegen und reichen Gewinn versprachen.

Der Kaffeestrauch verlangt besonders reichen, tiefgründigen Boden und gedeiht deshalb am besten an den Abhängen vulkanischer Gebirgsformationen, wo, wie hier, metertief die rote eisenhaltige Humuserde abgelagert ist und seit Jahrhunderten unter dem Schatten des tropischen Urwaldes Nahrungsstoffe für Kulturpflanzen aufspeichern konnte. Man benutzt daher für Neupflanzungen zumeist Urwaldboden, lässt aber beim Roden des Waldes einige schattenspendende Bäume stehen, weil die junge Kaffeepflanze und namentlich ihre zarten, flach unter der Erdoberfläche verlaufenden Wurzeln die heissen Sonnenstrahlen nicht ertragen.

Gewöhnlich sät man hier den Kaffeesamen in besonderen Samenbeeten aus, setzt dann die jungen Pflänzchen in schattige Baumschulen, lässt sie hier ein zweites oder drittes Jahr sich unter guter Pflege kräftig entwickeln und bringt sie dann mit dem Erdballen zu ihrem eigentlichen Standorte, wo sie, 1½ m nach allen Seiten von einander entfernt, je 75 in einer Reihe verpflanzt werden. Wege von 2—3 m Breite trennen die einzelnen Schläge von einander.

Um den jungen Bäumchen den nötigen Schatten zu bieten, pflanzt man zwischen die zweite und dritte Reihe Bananen, die mit ihren schnell aufschiessenden, mächtigen Blättern bald hinreichenden Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren, deren aromatische Früchte aber bei der Masse derselben bisher kaum verwertet werden können und in ganzen Eselladungen für wenige Groschen verkauft werden.

Bereits im zweiten Jahre nach dem Verpflanzen trägt die junge Kaffeestaude einige Beeren, und vom 3. an ist sie zumeist voll tragfähig und liefert dann jährlich je nach der Güte des Bodens und der Sorgfalt der Cultur zehn und mehr Jahre reichen Ertrag, den man bei Cordoba auf etwas mehr als ein halbes Pfund im Durchschnitt für jeden tragfähigen Baum schätzt, während man in anderen Gegenden, z. B. in dem neuerschlossenen und ganz besonders durch Boden und Klima begünstigten Distrikt von Oaxaca, wo man weitläufiger pflanzt und mehr Schattenbäume braucht, auf

1—2 Pfund jährlich rechnet und dem Kaffeebaum auch eine längere Lebensdauer zuschreibt.

Sorgfältige Reinhaltung der Pflanzungen von Unkraut und zeitweiliges Zurückschneiden ist selbstverständliche Voraussetzung guter Erträge, doch fehlt es an billigen Arbeitskräften hier so wenig wie in den anderen Kaffeegegenden Mexicos.

Die Ernte beginnt gewöhnlich im Oktober mit dem Pflücken der ersten reifen Bohnen, doch erst im Dezember rechnet man auf den Anfang der Haupternte, die dann bis Ende März dauert, während in den heissern Bezirken Portoricos und Venezuelas ein schnelleres Reifen und kürzere Erntezeit die Regel ist und deshalb auch mehr Arbeitskräfte erforderlich sind. Die Vorernte liefert noch nicht völlig reife Beeren, die schwer zu verarbeiten sind. Je zwei von den wohlbekannten, platten Bohnen stecken in einer fleischigen Beere, die roth glänzend, wenn sie reif ist, kleinen Kirschen ähnelt und ohne Stiel in dichtgedrängten Reihen an den jungen Trieben der schön belaubten Pflanze sitzt.

Das alte, von den Indianern noch heute geübte Verfahren, die Bohnen von der Hülse zu trennen und zu reinigen, besteht darin, dass man die Beeren auf weichen Matten vor den Hütten in der Sonne trocknen lässt, dann in grossen Holzkübeln, ausgehöhlten Baumstämmen, durch Stampfen von den Hülsen befreit und nachher durch Wedeln die Spreu beseitigt, die der Wind nicht freiwillig mitnimmt. In den neuen, gut eingerichteten Hazienden wird nur die Vorernte mit der Schale auf sonnigen Trockenplätzen unter regelmässigem Umschaufeln in etwa 4 Wochen getrocknet und dann mit Maschinen gereinigt, die Haupternte wird direkt in die Reinigungsmühlen gebracht, dort von den fleischigen Schalen getrennt, dann in grossen, ausgemauerten Becken in vielem Wasser einer zwölfstündigen Gährung ausgesetzt, um die Gallertschicht von den Bohnen zu lösen. Die so gewaschenen Früchte werden auf den Trockenplätzen oder in besonderen Trockenöfen verhältnismässig schnell getrocknet

dann nochmals poliert und durch Sortiermaschinen nach der Grösse geschieden. Maultiere nehmen endlich die kostbare Last auf ihren Rücken, um sie über Berg und Thal zur nächsten Eisenbahnstation zu bringen, von wo sie aus ihrer schönen Heimat den Weg in die weite Welt findet.

Die Entfernung von der Eisenbahnstation macht dabei nicht viel Schwierigkeiten und der Mangel an breiten Fahrstrassen ist ebenso wenig hinderlich, denn die Esel und Maultiere zum Transport sind billig und wenn sie ihre Karga von 2—3 Centner auf dem Rücken haben, so fällt ein etwas weiterer Weg nicht sonderlich in's Gewicht. Zahlte doch Herr K. für den Transport zur Bahnstation an einen Eseltreiber in Cordoba nur 5 Centavos pro 100 Pfund also etwa 15 Pf.

Ausschliesslich Indianer verrichten die Arbeit in den Kaffeepflanzungen. Leichte Hütten hatte ihnen der Besitzer bauen lassen und in ihnen hausen sie trotz reichlichen Verdienstes ohne irgendwelchen Hausrat.

Ich wollte es nicht glauben, dass ein Schuppen mit tief herabhängendem Dach aus Bananenblättern, in dem auf den ersten Blick auch nichts von Mobiliar zu sehen war, die behagliche Heimstätte von zwei Indianer-Familien sei, die gerade in den Pflanzungen mit dem Pflücken der Beeren beschäftigt waren. Einige grosse, runde Kieselsteine zeigten die Stelle an, wo das gastliche Herdfeuer zu lodern pflegt. Der Rauch steigt empor und reinigt das Dach von Ungeziefer und macht es widerstandsfähig gegen die Witterungseinflüsse. Hinter einer Säule standen einige Flaschenkürbisse mit Mais, daneben lag die Steinwalze und der flache Stein aus Lava, auf dem der aufgeweichte Mais zu Brei gerieben wird, ein Blech auf die Gluth gelegt diente zum Backen der »Tortillas«, der papierdünnen Maiskuchen, die aus dem Maisbrei zwischen den Händen geformt und ohne Fett oder Zusatz irgend welcher Gewürze leicht geröstet werden und die Hauptspeise der Indier bilden. Reife Bananen und Orangen dürfen sie sich nach Belieben aus den benach-

barten Pflanzungen pflücken und damit scheinen sie zufrieden zu sein.

Dabei verdienten die Leute, die mit Frau und Kind beim Pflücken im Stücklohn fleissig arbeiteten, 5—6 Dollar wöchentlich und ihr Unterhalt kostete soviel wie gar nichts. Auch in der übrigen Jahreszeit ist der Wochenverdienst nicht unter 3 Dollar — und doch keine Spur von Hab und Gut, kein Besitz, kein Vorwärtskommen bei der weitaus grössten Masse!

Wie ist das möglich? Wo lassen die Leute das Geld? so fragt man immer wieder.

Im Spiel und Trunk wird ein Teil am Sonntag verprasst, manches wird vergraben, das meiste den Priestern und der Kirche gegeben, die ihre Aufgabe darin zu finden scheinen, diese Naturkinder in Unwissenheit und Armut zu erhalten.

Dabei waren die Leute alle lustig und fröhlich bei der Arbeit und obwohl hier von Zwang und »Schuldsklaverei« wie auf dem Hoch-Lande keine Rede war, sondern Vorschüsse grundsätzlich nicht gegeben wurden, willig und fleissig und stets in ausreichender Zahl zu erhalten, sodass der Besitzer in dieser gesunden Lage nie zu klagen hatte, während in den unterhalb Cordoba gelegenen, häufiger vom gelben Fieber heimgesuchten Distrikten der Arbeitermangel oft recht fühlbar sein soll.

So ist gegenwärtig der Kaffeebau hier, und in anderen Teilen Mexicos oft noch mehr, ein überaus lohnendes Gewerbe. Die Kaffeepreise sind in Folge des stetig steigenden Consums und anderseits wegen der politischen Wirren in Brasilien etc. stark gestiegen, 28—30 Dollar zahlte man in Cordoba für 100 Pfund guten Kaffee und nicht mehr als 6—7 Dollar sind selbst bei gestiegenen Bodenpreisen die gesamten Unkosten für die Produktion bei durchschnittlicher Ernte.

Wer wie Herr K. rechtzeitig grössere Kaffeekulturen begonnen und heute über einen Bestand von 3—400000

tragfähigen Bäumen zu verfügen hat, der muss in kurzer Zeit ein reicher Mann werden. Denn an ein baldiges Sinken der Kaffeepreise ist wohl kaum zu denken und der Rückgang des Silberpreises kommt natürlich den Kaffeepflanzern noch ganz besonders zu Gute, da ihre Waare zumeist im Auslande Absatz findet, dort mit Gold bezahlt wird, während die Unkosten der Produktion nach wie vor in dem billigen Silber bestritten werden.

Nur ungern verliess ich am frühen Morgen das gastliche Haus, nachdem ich nach allen Richtungen die Plantage durchstreift und vieles gelernt hatte.

Don Antonio, ein indianischer Eseltreiber aus dem nahen Cordoba, hielt unter dem grössten Orangenbaum des saubern Hofes mit zwei Reitpferden und einer Mula, mein Koffer ward auf letztere geschnürt, die Bügel des harten mexicanischen Sattels wurden verpasst, 2 Flaschen deutschen Bieres steckte mein liebenswürdiger Gastfreund zu einigem Frühstück in die riesigen Satteltaschen, etwa ein Dutzend Orangen und Mandarinen pflückten wir von den nächsten Bäumen dazu, dann konnte der Ritt nach Huatusco und von da nach Mirador an den Abhängen der Sierra Madre entlang beginnen.

Auf 10 bis 12 Stunden schätzte man den Weg nach Huatusco, und heiss und sonnig genug schien der Tag werden zu wollen, und doch ist er einer der schönsten Ritte, die man nur machen kann.

Freilich von einem lustigen »Distanzritt«, bei dem man kilometerweit die Pferde in schlankem Trab oder Galopp ausgreifen lässt, sich zeitweise im kühlen Schatten der Bäume oder vor guten Wirtshäusern ausruht, um dann mit frischen Kräften weiter zu traben, ist hier nicht die Rede; in sausendem Schritt, auf entsetzlichen Wegen, durch tiefe Schluchten bergauf, bergab, durch rauschende Giessbäche und steinige Hohlwege zuckelt der kleine Schimmel gleichmässig dahin, die Sonne brennt, und erst nachdem man 12 Stunden sich mürbe und müde geritten hat, naht man

dem ersehnten Nachtquartier. Aber wer die berückende Schönheit mexikanischer Bergpartieen kennen lernen will, darf vor solchen Strapazen nicht zurückschrecken.

Durch Kaffeeplantagen, Mais- und Tabaksfelder, durch prächtigen Urwald ging der Ritt die alte Heerstrasse, den camino real, entlang, anfangs ohne allzugrosse Schwierigkeiten. Die Pferde sind sicher, man braucht auf die Felsblöcke, die im Wege liegen, die Baumstämme, über die man klettern muss, nicht zu achten, und kann sich ungestört der staunenden Bewunderung über die üppige Schönheit des Tropenwaldes hingeben, den Schmetterlingen zuschauen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit und Farbenpracht von Blüte zu Blüte flattern, den Vogelstimmen lauschen, die aus dem Dickicht heraustönen.

Wo sich einmal der Blick erweitert, da sieht man über das grüne Blättermeer hinweg auf schön geformte, blaue Berge, die so nahe zu liegen scheinen und doch erst nach vielen Stunden erreicht werden, und zur Linken wird immer wieder die majestätische Gruppe des in ein glänzendes Schneekleid gehüllten Orizaba über der Blütenpracht der tropischen Pflanzenwelt sichtbar.

Allmählich stiegen wir in die Gebirge hinein, über kahle, steinbesäete Weideflächen ging der Pfad, dann senkte er sich, und nachdem einzelne kleinere Schluchten und Wasserläufe durchklettert, liegt plötzlich senkrecht abfallend eine wundervolle Schlucht vor uns, deren steile Felsenklippen, mit saftigem Grün bedeckt, wohl 300 Meter von der Thalsohle emporsteigen. In ewigen Zickzackwindungen führt der schmale Saumpfad hinab, in loses Steingeröll sinken die harten Hufe unserer Reittiere ein, oft rutschen sie metertief auf dem glatten Felsen hinab und schmale, tiefe Spuren mit stufenförmigen Einschnitten haben die Tiere schliesslich in den harten Felsboden getreten, da eins immer genau in die Fussspuren des andern tritt. Dabei gähnt der Abgrund neben dem Reiter, der keinen Platz auf dem Wege findet, um neben dem armen Tiere herzulaufen, und nur

das üppig wuchernde Buschwerk, das den Blick in die Tiefe hindert, lässt den des Weges Unkundigen sorglos die gefahrvollen Stellen passieren, die schon manchem das Leben gekostet.

Unten im Thal führt eine hochgewölbte Brücke über den rauschenden Giessbach, der sich in den weissschimmernden Granitfelsen tief sein Bett eingewaschen hat und in herrlichen Wasserfällen zu Thal stürzt, um bereits einige zwanzig Meter von der Brücke entfernt, von dem undurchdringlichen Grün der überhängenden Bäume verdeckt, dem Blick des Beschauers zu entschwinden.

Nach kurzer Rast im kühlen Thale mussten wir uns losreissen und in glühender Sonnenhitze den noch viel schlechteren Aufstieg an der andern Felswand beginnen. Eine zweite, noch tiefere Schlucht, aber weniger steil, mit breiterm Wasserlauf folgte der ersten und schliesslich führte der Weg durch ein so wunderbares Bergland, dass man die Fülle der Bilder und Eindrücke kaum festzuhalten vermochte, und das Mitleid mit den armen Pferden den Genuss hinderte, die, nachdem sie eben einen steilen Abhang herabgeklettert, durch metertiefe Giessbäche hindurch gewatet und wieder emporgestiegen waren, schon wieder neue Schluchten und neue Abhänge vor sich sahen.

Der Baum- und Pflanzenwuchs in diesen engen Bergthälern war so entzückend, die kleinen Bäche, die aus dem dunkelgrünen Laubdach der herrlichen Baumfarren wie aus einer märchenhaften Grotte über weisse Kiesel hinwegrauschen, waren so verlockend, dass ich kaum der Versuchung widerstehen konnte, dem Wasserlaufe folgend in das Dickicht einzudringen, um den ganzen Zauber dieser unberührten Waldwildnis geniessen zu können.

Aber Don Antonio ritt achtlos an all diesen Naturwundern vorbei, und wenn ich seine Führung und meinen Koffer nicht verlieren wollte, so musste ich mich wohl oder übel losreissen von diesen Bildern, die zu schauen und zu geniessen nur Wenigen vergönnt ist.

Das ganze, herrliche, fruchtbare Land ist noch wenig kultiviert, und selten kommt man an bewohnten Hütten vorbei, nur 2 oder 3 kleine Dörfer passierten wir, eins herrlich auf einem Bergplateau gelegen, ganz in Kaffeepflanzungen verborgen, die Hütten mit schmalblättrigen Juccapalmen eingefriedigt, von fruchttragenden Orangebäumen beschattet, alle um die schöne stattliche Kirche herumgelegen, sodass man gerne hier gerastet hätte, um den weiten Blick in die Bergthäler und den Frieden dieses idyllischen Plätzchens zu geniessen.

Es dämmerte bereits, als wir in das Städtchen Huatusco einritten, und die spärlichen Oellaternen, an langen Stricken mitten über der Strasse hängend, brannten schon, sodass ich es nicht wagte, den Empfehlungsbrief abzugeben und in dem Hause eines dort lebenden Deutschen einzukehren. Ich machte daher meinem Führer verständlich, dass ich in dem besten Gasthause absteigen wollte, und als ich zögerte, in den Hof eines niedrigen Gebäudevierecks einzureiten, das er aufsuchte, erhielt ich die lakonische Antwort: »es unica«, es ist das einzige. Also hinein! Hungrig, durstig und müde genug war ich nach dem langen ununterbrochenen Ritte.

Der langbärtige, biedere Wirt, der schliesslich sogar einige Kenntnisse im Deutschen verriet, hiess mich mit Handschlag herzlich willkommen und wies mir als bestes Zimmer ein fensterloses, hohes, viereckiges Verlies an, in das, wenn die mächtige Thür verschlossen war, weder Sonne noch Mond schien. Zwei mit starker Leinwand bespannte, zusammenlegbare »cadres« auf Holzböcken waren als Betten an die Längsseiten gestellt, zwei Stühle und eine Kiste mit darauf stehender Waschschüssel und Wasserflasche vervollständigten die elegante Einrichtung.

Ich revidierte meinen »cadre«, ob keine Skorpione, vor denen man mich gewarnt, unter dem leinenen Betttuch sassen, und nahm in undefinierbarer Stimmung auf einem der Stühle Platz und überlegte, wie ich nun wohl Wasser in das Waschbecken bekäme, als Don Antonio die grossen

Sättel in's Zimmer brachte, seinen Revolvergurt abschnallte und sich freundlich lächelnd auf den zweiten Stuhl setzte.

Dass er mit seinen übelriechenden Reitutensilien das vornehme Schlafgemach mit mir teilen wollte, das begriff ich sehr leicht. Aber wie ich mit meinem lückenhaften Spanisch, ohne ihn allzusehr zu kränken, dem braven Burschen klar machen sollte, dass ich die Einzelhaft in diesem Kerker seiner liebenswürdigen Gesellschaft vorzog, das war mir unklar.

Schliesslich gelang es mir, ihm mit Hülfe des Wirts auseinanderzusetzen, dass ich am nächsten Morgen ordentlich ausschlafen wollte, während er doch in aller Frühe den Rückweg antreten müsse, und so quartierte ich ihn in ein anderes »Zimmer« ein, deren genügend vorhanden waren.

Rund um einen grossen, viereckigen Hof, in dessen Mitte ein Laufbrunnen sein Wasser in ein grosses, hoch gemauertes Becken ergoss, lief das niedrige Gebäude. Gemauerte, weissgestrichene Säulen trugen das weit vorstehende, flache Dach und bildeten eine breite Veranda, auf welche die Thüren der Gastzimmer sich öffneten.

Maultiertreiber und Reiter kamen, tränkten ihre Tiere in dem Brunnen, wuschen sich dann selbst Gesicht und Hände darin und aus demselben Brunnen schöpfte mir dann das holde Töchterlein der dicken Wirtin das erfrischende Nass, als ich an der »Table d'hôte«, auf dem Ehrenplatz neben der Hausfrau sitzend, etwas zu trinken verlangte. Mit verbindlichstem Dank liess ich das Getränk stehen, und der Wirt, der in mir den Deutschen erkannt hatte, verstand auch bald, dass ich etwas »Geistreiches« zu trinken wünsche, er holte vom nächsten Kaufmann eine Flasche trinkbaren Rotweins, die ich natürlich galant mit meinen Wirten teilte — ihre ganze Liebe dadurch gewinnend.

Neben mir sassen zwei junge, nicht gerade hübsche Mexicanerinnen, die mit ihren Eltern vor dem gelben Fieber aus Cordoba hierher geflohen waren und Nachmittags zu Pferde eine Partie in die umgebenden Waldberge nach alten

Indianerbefestigungen gemacht hatten und sich nun bemühten, die Aufmerksamkeit des stummen Fremden auf sich zu ziehen.

So verging mir der Abend weit besser als ich gedacht, und als ich gegen 9 Uhr an einzelnen Indianern vorbei, die unter der Veranda an der Erde schliefen, mein Lager suchte, ruhte ich in meinem Kerker auf dem praktischen Leinwandrahmen weit besser als in der Hauptstadt im Kaiserpalast des Iturbide.

VII.

Aus Mirador.

Nur drei Stunden hatte ich am nächsten Tage zu reiten, um rechtzeitig nach Mirador zu kommen, wo einst Sartorius, aus Deutschland flüchtend, sich eine neue Heimat gründete und die Erfahrungen sammelte, die er später in seinem trefflichen Werke über »Mexico und die Mexicaner« niederlegte, das noch heute zu den besten Büchern über dieses schöne Land gehört. Jetzt leitet den ausgedehnten Besitz sein trefflicher Sohn, der zu den gründlichsten Kennern des Landes zählt und mir in den 8 Tagen, die ich hier und später mit ihm zusammen sein durfte, reichlich mitteilte, was er in langen Jahren gesehen und erfahren.

Nachdem ich am Morgen unter Führung des krausköpfigen Wirtssöhnchens mir die fast nur aus unscheinbaren, einstöckigen Häuschen bestehende Stadt Huatusco angesehen, vorzüglichen Kaffee getrunken und die fabelhaft billige Rechnung bezahlt hatte, schwang ich mich wieder in den Sattel.

Nur ein Reitpferd stand mir diesmal zur Verfügung, und der Indio nahm meinen ziemlich schweren Koffer einfach auf den Rücken und trabte zur Stadt hinaus.

Draussen schnitt er mir eine vorzügliche Reitgerte und bedeutete mich, ich solle sie nur tüchtig gebrauchen, wenn mein Pferdchen ihm nicht folgen könne, dann eilte er mit seiner schweren Last den Berg hinan und ruhte auch nicht ein einziges Mal aus, sondern lief stets im flotten Tempo

vor mir her, bis wir nach etwa 3stündiger Tour am Ziel unserer Reise anlangten. Ich bekam immer von neuem Respekt vor dem, was diese durchaus nicht kräftig gebauten Menschen zu leisten vermögen.

Huatusco ist heute einer der ersten Kaffeeplätze des Landes. Wohlgepflegte Kaffeegärten — im Gegensatz zu Portorico und Venezuela hier ohne viel Schattenbäume — umgaben auf allen Seiten die reizend gelegene kleine Stadt und überall erklang die Axt, um den Urwald für neue Culturen zu roden. Nur bessere Zugangswege wären für eine gesunde Entwicklung dieses üppigen Geländes zu wünschen, doch ist man bereits eifrig bemüht, mit Hülfe der Kaffeepflanzer, die jetzt goldene Zeiten haben, eine Schmalspurbahn in's Leben zu rufen und damit diesen fruchtbarsten Teil des Landes mit dem grossen Verkehrsnetz zu verbinden.

Mein Weg war dem gestrigen ähnlich.

Über Berge, durch Schluchten und Urwald führte meine Strasse und ich meinte das schönste im Lande gesehen zu haben, als ich mich gegen Mittag vor der Veranda des Herrenhauses von Mirador aus dem Sattel schwang.

Aber gerade hier sind Naturschönheiten verborgen, die fast unvergleichlich sind.

Ich sage »verborgen«; denn man muss sie suchen, die grossartigen Schluchten und Felsengrate, die hier in nächster Nähe gelegen, doch übersehen werden, wenn man von dem hochgelegenen Platze vor dem Hause den Blick in die Weite schweifen lässt. Obwohl mehr denn 50 Meilen entfernt, schimmert an hellen Tagen der lichte Streif des mexicanischen Golfes herüber und die Leuchtthürme von Vera-Cruz sind selbst dem unbewaffneten Auge sichtbar. Die Schneepyramide des Orizaba bildet auf der anderen Seite das Gegenstück dazu, und endlos dehnen sich die Bergketten im Norden und Westen, die Savannen des Tieflandes im Osten vor dem staunenden Beschauer aus.

Steigt man aber von dem Plateau herab, so taucht man bald in den Schatten des Urwaldes ein und steht nach kurzem Marsch vor den epheu-umsponnenen Ruinen der alten Zuckerfabrik, die einst als Musteranstalt gegolten, deren Dampfkessel und Maschinen, deren im byzantischen Stil erbaute Gebäude leider dem Verderben überantwortet sind, nachdem deutscher Zucker den Weltmarkt überschwemmt hat und Eisenbahnen im eigenen Lande zum Schaden der weit abseits gelegenen Fabriken anderen Distrikten billigen Transport gewähren. Einst basierte die Rente des weiten Besitzes auf dem Anbau des Zuckerrohrs und weit berühmte agua ardiente (Zuckerrohrbranntwein) ward von hier aus von ganzen Maultierkarawanen nach der Hauptstadt versandt. Heute ist die grosse, schöne Fabrik verfallen, fern an der Grenze des Gutes ist da, wo in tiefer gelegenen Feldern das Rohr noch üppiger gedeiht, eine kleinere Fabrik mit einer Mühle errichtet, aber auch auf den Aussterbeetat gesetzt, sie produziert nur noch für den Bedarf des Hauses und der nächsten Umgegend Zucker und Rum, — die lohnendere Kaffeecultur und Viehmast ist an die Stelle des Rohrbaues hier wie in vielen Gegenden der tiera templada getreten.

Wo noch vor wenig Jahren der Lärm des Fabrikgetöses erschallte, da lag jetzt feierlicher Friede auf dem reizenden, von der Abendsonne beschienenen Thal der Ruinen, und durch meterhohes Gras, durch wild wucherndes Gestrüpp mussten wir uns den Weg zum Teil mit der Macheta bahnen, um den Gipfel des Berges zu ersteigen und eine Aussicht zu geniessen, wie sie kaum schöner und eigenartiger gedacht werden kann.

El espinazo del diablo, das Rückgrat des Teufels, nennt man den scharfen, ganz schmalen Felsgrat, der, nach allen Seiten fast senkrecht in die gewaltige Tiefe abstürzend, sich weit in die wunderbar schöne, breite Schlucht hineinzieht.

Ich habe viele herrliche Berge, Thäler und Abgründe in meinem Leben gesehen; aber dieses grüne Meer von tropischen Schlingpflanzen und mächtigen Bäumen, diese

senkrechten Schroffen und Klippen, die schäumenden Wasser des Bergstromes tief unten, das alles in unmittelbarster Nähe neben dem schmalen Felsgrat auf allen Seiten unter und neben sich zu sehen, machte einen geradezu überwältigenden Eindruck. Diese kolossalen Felsschluchten, auf Hunderte von Metern Tiefe im Laufe der Jahrtausende in das Randgebirge eingewaschen, den Wassermassen des Hochgebirges den Weg zur vorliegenden Tiefebene öffnend, sind eine wunderbare Eigentümlickeit dieser herrlichen Gegend, die aber auch jeden Verkehr zu Wagen unmöglich und Pferde und Esel als Packtiere unentbehrlich machen.

Am nächsten Tage, nachdem wir auf flinken Rossen die grossartigen Kaffee- und Bananenpflanzungen und die zwanzigfach ausgedehnten Weide- und Urwaldländereien meines Gastfreundes durchritten hatten, machten wir uns auf in die Tiefe, um die gestern bewunderten Naturschönheiten auch von unten geniessen zu können.

Ein schmaler Pfad, aber stark begangen, führte in das Dickicht hinein. Nur wenige Schritte von der Hauptstrasse entfernt gähnte der Abgrund vor uns, und ein Abstieg begann, der ohne alle Hülfsmittel ausgeführt, uns in den kahlen Bergen der Alpen den Ruhm eines tüchtigen Kletterers eingebracht hätte.

Nahezu lotrecht fällt die Felswand ab und der in Schlangenlinien steil hinunterführende Pfad bietet nur gerade Raum für den Fuss des Wanderers. Mehr als einmal ist man gezwungen, in kleinen Stufen, die die nackten Füsse der Indier in das Conglomeratgestein getreten, viele Meter tief senkrecht hinabzuklettern und sich an den Felskanten festzuhalten. Wäre nicht der geradezu erstaunliche Pflanzenwuchs, der überall in Gestalt von schönen Farren, rankenden Unkräutern und Büschen hervorbricht und den Blick in die schwindelnde Tiefe aufhält, auch den engen Pfad breiter erscheinen lässt, als er ist, so würden wohl selbst mutige Bergsteiger vor dem Wagnis zurückschrecken, in den geheimnisvollen Schlund hinabzusteigen.

Eine schmale Schlucht, zeitweilig kaum mehr als 20 Meter breit, nahm uns endlich auf.

Oben auf den Bergen lag glänzendes Sonnenlicht, hier unten herrschte ein wunderbares Halbdunkel unter dem undurchdringlichen Blätterdach der Baumriesen. Eine feuchte, schwüle Luft herrschte vor, ein Bächlein kam aus dem ungangbaren Dickicht der sich verengenden Schlucht über die Felsblöcke herabgerauscht, und dieses reichliche Nass hatte allenthalben, selbst an den steilsten Felswänden einen derartigen Pflanzenreichtum hervorgezaubert, dass man aus der staunenden Bewunderung nicht herauskam. Entzückende Farrenkräuter von bisher nicht gesehener Form sprossen überall aus dem nackten Gestein hervor und hängen mit ihren Wedeln über zarte Moose und Gräser hinweg, sodass sie einen Vorhang vor dem Felsen bilden, als habe der Dekorateur hier versucht, künstlich eine hässliche Partie zu verdecken. Bis über 20 m kletterten die Philodendren mit ihren geschlitzten grossen Blättern an den glatten Stämmen der Bäume empor und sandten ihre langen Luftwurzeln zur Mutter Erde herab. In allen Astwinkeln wucherten Orchideen und Farren in den mannigfaltigsten Formen und unten am Fusse des rauschenden Bächleins reckten wilde Bananen ihre schönen, breiten Blätter über die Masse des Strauchwerks empor. Nur der schmale Indianerpfad, über Felsgeröll und Baumwurzeln hinweg, war gangbar, und ihm folgten wir zu Thal, bis endlich die Seitenschlucht sich erweiterte und wir am Ufer des breiteren Bergstromes standen und staunend emporblickten zu den hohen Schroffen, die von allen Seiten dies Paradies umschlossen.

Der Rückweg war fast noch beschwerlicher als der Abstieg, und mancher Schweisstropfen rann von der Stirn als Zahlung für das einzig schöne Naturschauspiel.

Und diesen Weg, auf der anderen Seite des Bergstromes nicht minder mühselig, machen die Indianer ganz regelmässig mit ihren Waarenbündeln oder Früchten beladen, wenn sie zu dem allsonntäglich auf dem weiten Platze

vor dem Herrenhause von Mirador stattfindenden Markt ziehen.

Am nächsten Sonntag hatte ich auch das interessante Schauspiel eines echt indianischen Wochenmarktes in einer, Tagereise von den modernen Verkehrswegen entfernten Gegend eines alten Kulturlandes unmittelbar vor mir.

Bereits am Abend vorher kamen ganze Karawanen von schwer bepackten Maultieren und Eseln an, einige weisse Händler brachten grosse Ballen aller möglichen Plunderwaare. Salz wurde von der Meeresküste, Mais und Fleisch vom Hochlande herangebracht.

Einige Buden für Garküchen und Schankwirtschaften wurden schnell aufgeschlagen, die langen grünen Blätter der Jucca-Palmen, die einen sehr schönen feinen Bast enthalten, der auch leicht zu gewinnen wäre, von den nächsten Büschen geschnitten dienten als haltbare Stricke, um die Stangen zusammenzubinden, über welche einige Matten als Schutz gegen Sonne und Regen gespannt wurden.

Frauen und Kinder kamen zu Pferde oder zu Esel angeritten, oft auf viele, viele Meilen Entfernung. Ein kleiner Indianerbengel, etwa 6 Jahre alt, imponierte mir besonders, der, die Cigarre im Munde, auf seinem mageren Pferdchen angeritten kam, ohne langes Besinnen aus dem Sattel sprang, sein Tier anband und sich in den Schatten der bereits errichteten Bude seines Vaters warf und nach wenigen Sekunden fest schlief, er hatte mehr als 30 km Weg hinter sich.

Obwohl gerade »el tiempo de la buayaba«, die »saure Gurkenzeit« war, zeigte sich doch am Sonntag Morgen der Marktplatz fast überfüllt. Indianerweiber hockten vor ihren Vorräten von Früchten, Töpfen, Hühnern u. s. w. Die Händler hatten ihre Schätze an Schuh- und Sattlerwaaren, an Zwirn, Kattun, Spitzen, Bändern, Knöpfen, Parfümerien, Seifen und kleinen Eisenwaaren auf der Erde ausgebreitet, Tabak und Cigarren präsentierten sich auf demselben Laden-

tisch, nur Backwerk und Süssigkeiten sowie Salzfleisch wurden auf einfachen Tischen feilgeboten.

Das Fleisch, in lange, schmale Streifen geschnitten und gesalzen, wurde in Bananenblätter eingewickelt am schnellsten verkauft, obwohl das Pfund mit 1 Realen gleich 40 Pfennig bezahlt, nicht billig war. Mais, Salz, Schuhwaaren und Kattun gingen gleichfalls lebhaft um.

Erst als so die Bedürfnisse der Woche gedeckt waren, nahten sich die Damen den Tabak- und Dulce-Ständen.

Manche sah die Sachen nur mit lüsternem Blick aus der Ferne an und ging weiter, die meisten aber kamen wieder und holten die letzten Kupfermünzen hervor, um süsses Brot und Zuckerwerk zu kaufen, bis schliesslich der grosse Vorrat geräumt war.

Zwei junge Indianer-Schönen mit himmelblauen Seidenbändern um das schwarze Haar, mit langherabhängendem Zopf, mit künstlich gekräuselten Stirnlocken, grossen Ohrgehängen und Broschen, durch schwarzseidene Schirme gegen die Sonne geschützt, erregten unter den andern berechtigtes Aufsehen. Sie waren die Töchter eines reich gewordenen Indianers und wussten ihr Geld ihrem Stande gemäss zu verwenden.

Sie kauften sofort von den Süssigkeiten und beglückten den hübschen Kreolen, der ihnen seine Kurzwaaren anbot, indem sie ihm elende Parfümerien und Seifen für horrende Preise abkauften. Die eine erwarb auch, während ich zusah, einige Heiligenbilder und ein kleines Büchelchen mit Mordgeschichten — sie wollte mir wohl zeigen, dass sie zu jenen Auserwählten gehörte, die auch anderer Leute Gedanken zu lesen verstehen.

Obwohl die Garküchen und Schankbuden fleissig besucht wurden, war von Lärmen und wüstem Geschrei, von Streit und Zank unter diesen Naturkindern doch nirgends etwas zu sehen. Ein junger Indianer trug seine betrunkene Frau unter allgemeiner Heiterkeit auf dem Rücken nach seiner nahen Hütte, und nur ein alter Sünder, mit einem

schweren Bündel beladen, das ihn keineswegs zu drücken schien, wurde durch seinen Rausch musikalisch gestimmt und sang wohl eine Stunde lang seine eintönigen Lieder mit quäkender Stimme. Die Worte mochten den Umstehenden gefallen, denn sie begleiteten seine Verse mit lautem Gelächter, doch liess er sich weder dadurch noch durch das Zupfen und Zureden seiner besseren Hälfte bewegen, seine musikalischen Vorträge abzukürzen.

Am Nachmittag war der Marktplatz leer, einige halb verhungerte Hunde suchten mit Dutzenden von Aasgeiern den Platz nach geniessbaren Abfällen ab, ohne viel für ihre leeren Magen zu finden.

Hier in Mirador hatte ich auch Gelegenheit, die Volksschulen Mexicos wenigstens oberflächlich kennen zu lernen.

In einer auf 2 Seiten offenen Halle, die sich nach dem Garten zu öffnete, waren von Herrn S. einige Tische und Bänke aufgestellt, der Lehrer, ein ganz intelligent aussehender Mestize war regelmässig da und ausser ihm das reizende 12jährige Töchterchen meines Gastfreundes, von den sonst noch schulpflichtigen Kindern liessen sich aber nur etwa 5—6 sehen, die auch ziemlich unregelmässig kamen, während etwa 4—5 mal so viele die Freiheit der goldenen Jugendzeit genossen und dem Schulmeister und seinen Künsten möglichst aus dem Wege gingen.

Die Bundesregierungen, die Staaten und Gemeinden müssen die Schulen unterhalten und in den meisten Staaten ist der Schulunterricht obligatorisch. Aber wie so Vieles, so steht auch der Schulbesuch nur auf dem Papiere. Wer will die zerstreut wohnenden Indianerkinder zur Schule zwingen? wer will die Strafen eintreiben, wo kein Besitz ist? und vor Allem wie viele Obrigkeiten haben Neigung, einen Zwang auszuüben, da die meisten von ihnen, auch Europäer, der Meinung sind, man solle die armen Indios nicht durch unnütze Kenntnisse aus ihrem glücklichen Kinder-Dasein aufrütteln und sie lassen, was sie sind, harmlose

Kinder, die zur Arbeit brauchbar sind, aber von Schulkenntnissen kaum Gebrauch machen könnten.

Dabei berichtet die offizielle Statistik natürlich mit stolzen Ziffern, dass Mexico ca. 7000 Elementar-Schulen und 81 höhere Schulen mit 7500 Lehrern und ca. 425,000 Schülern besitze und dass das Land proportional mehr Geld für Unterrichtszwecke ausgebe als Belgien, Frankreich oder Oesterreich.

Der Mangel an wirklich guten, höheren Schulen macht sich für die im Lande angesessenen Deutschen Familien ganz besonders fühlbar, da sie, wenn sie ihren Kindern eine gute Erziehung geben wollen, sich entschliessen müssen, dieselben nach Deutschland zu schicken und ist die Zahl der schulpflichtigen Kinder eine grössere, so wird nicht selten die Mutter mit ihnen hinüberziehen, während der Vater im Auslande bleibt, um für die Seinen zu arbeiten. Aber auch er kürzt, wie ich anderswo gesagt habe, die Zeit möglichst ab und alles Vermögen, das in spanisch redenden Kolonien erworben wird, kommt gewiss im Vaterlande zum Verzehr und der deutschen Heimat zu Gute.

Nachdem ich mehrere Tage die liebenswürdigste Gastfreundschaft in Mirador genossen, stieg ich wieder in den Sattel, um mit Herrn S. zusammen an die Küste zu ziehen.

Stundenlang führte uns dabei der Weg über grasbewachsenes, ebenes Hochland, das nach den vielen Steinspuren zu urteilen, früher überaus dicht bewohnt gewesen sein muss; alte Indianerschanzen waren sichtbar, aber nur weidende Pferde und Rinder suchen heute Nahrung, wo früher Tausende von fleissigen Eingeborenen in dem schluchtenreichen Lande sichere Zuflucht fanden.

Erst in der berühmten Baranca Santa Maria, deren schwindelerregende Saumpfade nur auf sicheren Reittieren begangen werden können, fanden wir tief unten im Thale ein grösseres Indianerdorf, bereits ganz in der Weise der heissen Zone aus Bambus und Palmblättern erbaut.

Durch üppige Maisfelder ritten wir das Thal entlang; aber auch hier, obwohl die Indianer noch vor kurzem in Gemeinschaft den Boden bewirtschafteten, haben sich bereits Standes- und Besitzes-Unterschiede herausgebildet, die selbst bei diesen Naturvölkern zeigen, wie schnell die Gleichheit des Besitzes schwindet, wenn freie Verfügung über seinen Anteil dem Einzelnen zusteht.

Noch vor wenig Jahren waren weite Teile des Landes gemeinsamer Besitz der Gemeinden.

Der Boden wurde schlecht bewirtschaftet, die Cultur machte keine Fortschritte, Armut herrschte allgemein.

Um das Streben nach besserer Ausnutzung des reichen Bodens zu erwecken, wurde der communistische Besitz aufgehoben, das Land den einzelnen Gemeinde-Angehörigen aufgeteilt. Seitdem ist der Boden unendlich viel besser bebaut, prächtige Kaffeepflanzungen sind in geeigneten Lagen entstanden, aber überraschend schnell haben sich auch Besitzes-Unterschiede herausgebildet, die Faulen verprassten ihr Hab und Gut, die Fleissigen oder auch die Klugen und Schlauen, die den weniger Begabten auszunutzen verstanden, brachten das Land an sich und Arme und Reiche stehen heute bereits einander gegenüber, wenn man von »arm« reden kann, bei denen, die heute ohne Grundbesitz nicht schlechter leben als früher, wo sie Teilhaber des schlecht bewirtschafteten Gemeindebesitzes waren und auch nicht mehr hatten, als ihre leichte Hütte, ihre Maiskuchen und Früchte und die wenigen Baumwollstoffe zur Bedeckung ihres Körpers.

Nachdem wir das entgegengesetzte Ufer des Flusses emporgeklettert und nach heissem Ritt wieder in ein fruchtbares Thal gekommen, hemmte ein rasch fliessender, tiefer Strom unsern Weitermarsch und zwang uns zu einem interessanten Flussübergang. Quer über den Strom war ein Bastseil gespannt und an diesem zog ein Indianerjunge ein aus mehreren dicken Knütteln zusammengebundenes Floss hinüber. Um die Tragfähigkeit des elenden Fahrzeuges zu erhöhen, legte unser Diener noch einige morsche Stämme aus dem

Uferwalde darauf und nun wurden zunächst die Sättel und das Gepäck hinübergezogen, dann kamen wir an die Reihe und mit den Füssen im Wasser, mit dem Sitzfleisch nur etwa einen Zoll über den klaren grünen Fluten, brachte uns das schwankende Fahrzeug glücklich hinüber. Unsere Reittiere wurden nachher schwimmend hindurchgeleitet, aber während dessen und während sie wieder gesattelt und bepackt wurden, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, weiter oberhalb ein erfrischendes Bad in den Stromschnellen zu nehmen, obwohl schliesslich die ganze Bevölkerung des nahen Dorfes, Männlein und Weiblein, auf den Uferfelsen sass und dem interessanten Schauspiel andächtig aus der Ferne zuschaute.

Nach etwa zwölfstündigem, anstrengendem Ritt kamen wir endlich spät Abends bei der Eisenbahnstation an, unser Diener ritt mit den Pferden noch etwa eine Stunde weit zurück, um, wie er glücklich erzählte, bei einem compadre (Gevatter) in einem nahen Dorfe zu übernachten.

Von einem Gasthause war hier nichts zu sehen, ein alter Eisenbahnwagen diente als Stationsgebäude, Schlafgemach und Dienstzimmer des Bahnhofsvorstehers, wir mussten also in einer nahen tienda (Laden) vor dem Ladentisch übernachten und schliefen herzlich schlecht, weil Hunde und Hähne und schliesslich einige draussen angebundene Esel stets abwechselnd ihre melodischen Stimmen erschallen liessen und die Kühle der Nacht uns empfindlich durchkältete.

Am nächsten Morgen sahen wir uns die Umgebung der Bahnstation etwas genauer an. Nur wenige, leichte Hütten standen herum, ein niedriger Buschwald drängte von allen Seiten von den langsam ansteigenden Bergen zu der Thalmulde hinunter, in der weite schöne Weideflächen kaum benutzt wurden und nur ganz geringe Felder in Cultur genommen waren, um Bohnen und Erdnüsse, Mais und weniges Zuckerrohr zu cultivieren. Der Boden war ausgezeichnet, die Bergabhänge sollen vortreffliches Terrain für Kaffeeculturen enthalten, Tabak würde vorzüglich gedeihen, das milde

Klima ist durchaus gesund, aber der Sauerteig fremden Elementes fehlt noch, die einheimische Bevölkerung ist durch die frühere Zeit politischer Unruhen in der Lust zu erwerben und zu arbeiten erschlafft und ist froh, im müssigen Schlendrian ihre geringen Bedürfnisse befriedigen zu können. So ruhen die vorhandenen Schätze trotz der Eisenbahn noch ungenutzt. Von der Intensität, mit der hier oft gearbeitet wird, hatten wir Gelegenheit uns gleich zu überzeugen, als die Lokomotive eines Frachtzuges einfuhr und Holz als Brennmaterial aufnahm. Grosse Stapel etwa armlanger und armsdicker Knüppel waren etwa 2—3 Meter vom Bahngeleis entfernt aufgeschichtet, aber nicht weniger als 14 Indios standen in der Reihe und jeder gab dem nächsten sein Stückchen Holz, bis es auf dem Tender seinen Platz fand. In Nordamerika würde vielleicht einer dem Lokomotivführer das Holz zugeworfen haben und hätte sich den Schweiss von der Stirne gewischt, wenn er nach halbstündiger Arbeit das Werk vollbracht hätte. Hier kam Niemand in Schweiss, obwohl die Sonne schon recht heiss brannte!

In wenigen Stunden brachte uns dann die Eisenbahn aus den schönen Regionen des Kaffeebaues in die Heimat der Palmen und zur Meeresküste nach Vera-Cruz; aber der geneigte Leser wird sich überzeugt haben, welche Schwierigkeiten das Reisen in diesen den neuern Eisenstrassen fern gelegenen Gegenden noch hat und welche Hindernisse eines schnellen Aufschwunges diesem paradiesisch schönen Lande in dem Mangel an guten Verkehrswegen noch erwachsen. Die Millionen, die Mexico heute zum Weiterbau seiner Eisenbahnen verwendet, sind sicherlich nicht nutzlos aufgewandt; denn Arbeitskräfte und fruchtbarster Boden sind reichlich vorhanden, ein herrliches Klima begünstigt jede Cultur, nur Capitalien und Unternehmer fehlen, um diese Schätze zu nützen, die Schluchten und Giessbäche zu überbrücken und dem Weltverkehr die Wege zu ebnen.

VIII.

In Vera-Cruz und Uloa.

»Die ungesundeste und tödlichste Stadt der Erde« nennt Hesse-Wartegg den Haupteinfuhrhafen von Mexico. »Ungeachtet der Thätigkeit der Aasgeier, der Zopilotas, ist sie die grauenerregendste Stadt der neuen Welt geblieben, und die Mexikaner nennen sie denn auch la ciudad de los muertos.« Ein anderer Schriftsteller, der Professor Ratzel, der sonst sehr ruhig, sachlich und richtig über die mexicanischen Zustände urteilt, hat die deutschen Ansiedler in diesem »Fieberneste« bitter gekränkt, wenn er schreibt, dass »Becherklang und Würfellust vielleicht mehr als gut ist in der deutschen Kolonie regieren« und wenn er dann gar von rücksichtsloser Geldmacherei, von Emporkömmlingstum, fieberhaftem Genuss und Roheit der Sitten spricht, so darf ich wohl zur Ehrenrettung der Stadt und der heutigen deutschen Colonie den Leser bitten, gleich mir etwas länger in dem so viel geschmähten Hafenorte zu weilen, als sich sonst wohl rechtfertigen liesse.

Ich bin dreimal und stets mehrere Tage in dem Städtchen gewesen und habe mich immer ganz besonders wohl daselbst gefühlt, körperlich und gesellschaftlich, und schreibe diese Zeilen, schon zwei Tage auf den blauen Fluten des mexicanischen Golfes schwimmend, wo ich wohl annehmen darf, dass die wirklich lieben und frohen Erinnerungen, die ich an das eigenartige Leben daselbst

mitnehme, nicht noch nachträglich durch Fieberanfälle gestört werden.

Bisher ist Vera-Cruz trotz aller Prophezeiungen und trotz aller Bemühungen, den Verkehr abzulenken, der Haupthafen der Freistaaten geblieben, und solange die Hauptstadt mit ihren 400 000 Einwohnern und Puebla mit seinen hunderttausend Seelen die wichtigsten Verbraucher ausländischer Waaren und die wichtigsten Umschlags- und Verteilungsplätze bleiben, wird auch die alte Rhede von Vera-Cruz der Platz bleiben, an dem die grossen Ozean-Dampfer ihre Frachten löschen und die Erzeugnisse des Landes als Rückfracht aufnehmen.

Freilich bieten weder die Stadt noch der Hafen besondere Vorteile, ausser dem einen, der grössten Nähe und der besten Bahnverbindung mit dem Mittelpunkte des Landes.

Die Umgebung der Stadt ist traurig und öde.

Gewaltige Dünenberge hat der Ocean angehäuft, die, nackt und kahl, von den Stürmen des Meeres in Bewegung erhalten, den einzigen Hintergrund der flach auf dem sandigen Vorland liegenden Stadt bilden. Nur die Schneepyramide des Pico de Orizaba, die fern am Horizont sichtbar ist, und nördlich die scharfen Linien des Cofre de Perote und der Küstengebirge beleben bei klarem Wetter das Bild, das sich dem Seefahrer bietet.

Wie eine kleine orientalische Stadt, so erscheint die von schlanken, weissen Türmen und hohen Kuppeln überragte Masse der gleichförmig niedrigen, flachen Häuser, und die Cocospalmen, die ihre stolzen Wedel hoch in die blauen Lüfte erheben, vermögen diesen fremdartigen Eindruck nur zu verstärken.

Weit in das Meer hinaus sind die Korallenriffe dem Hafen vorgelagert und ewige Brandung deutet diese gefährlichen Untiefen an. Nur kundige Führung vermag die Schiffe sicher in den Hafen zu leiten, der erst jetzt beginnt, ein Hafen zu werden, und hoffentlich in kurzer Zeit einen

völlig sichern Landeplatz für die grossen Schiffskolosse der Neuzeit bilden wird.

Ursprünglich war der Hafen nur eine offene Rhede, sehr mässig geschützt durch das auf einer Koralleninsel erbaute, als Staatsgefängnis benutzte Fort San Juan de Uloa. Bei jedem der hier nicht seltenen »Norder« mussten die grossen Dampfer den freien Ocean zu gewinnen suchen, während die kleineren Segler und Leichterschiffe unter den Mauern des Forts sichern Schutz suchten und zumeist auch fanden. Aber bereits seit dem Jahre 1882 hat man angefangen, an der Nordseite des Hafens eine gewaltige Mole in das Meer hinauszubauen und vom Fort Uloa aus arbeitet man eifrig daran, über die Korallenriffe hinweg durch eine schwächere Mole die Verbindung mit dem stärkeren Bollwerk gegen den Nordsturm herzustellen.

Bereits ist der Hauptdamm mehrere hundert Meter weit in das Meer hinaus gebaut und grosse Cementblöcke von etwa 4 m Länge und 2 m Höhe und Breite ragen auf der ganzen Linie zerstreut über den Spiegel des Wassers empor, die Kraft des Sturmes schon jetzt brechend. Nur noch wenige Jahre energischer Arbeit und ein wohlgeschützter Hafen wird an Stelle der offenen Rhede dem Handel des Landes sicheren Stützpunkt bieten. An ein Versanden des Fahrwassers, wie es von Vielen befürchtet wird, weil der Nordstrom nicht mehr das Becken spülen könne, sondern um das Fort herumbrandend in dem stillen Hafenwasser seinen Sand ablagern müsse, glaube ich nicht. Jedenfalls könnte eine kurze Südmole diesen Sandstrom leicht abfangen, und der grosse Hafendamm hält sicherlich die Sandmassen ab, die bisher von den Nordwinden in die Bucht getrieben wurden.

Hoffentlich gelingt es dann auch, die grossen Oceanfahrer direkt am Hafendamm anlegen und ihre Waaren löschen zu lassen, während heute noch alles in Leichterschiffe übergenommen und an's Land gebracht werden muss,

sodass jeder Sturm, der diesen kleinen Fahrzeugen gefährlich werden muss, das schnelle Entladen verhindert.

Auch die Zollabfertigung, das Lagern der Waaren im Hafen und das Weitersenden lassen noch viel zu wünschen übrig; aber man darf hier nicht den Maassstab anlegen, den man an die Einrichtungen der grossen Freihäfen von Hamburg, Bremen, Antwerpen u. s. w. zu legen berechtigt ist.

Das ganze Land ist trotz seiner Jahrhunderte alten »Kultur« noch in der Entwicklung begriffen, und wenn man sich erinnert, dass noch vor wenig Jahrzehnten grade hier die Stürme der stets wiederkehrenden Revolutionen jede Sicherheit der Existenz gefährdeten, so wird man mit dem, was in den kurzen Jahren der Ruhe und des Friedens erreicht ist, durchaus zufrieden sein können.

Aber zu einer baldigen Überdachung des grossen mit Waaren aller Art stets reich bepackten Platzes vor dem Zollhause sollte man sich endlich entschliessen!

Man hat so viele solide und gut gebaute Markthallen selbst in den kleineren Städten des Landes errichtet, nur um die braunen Verkäufer und Verkäuferinnen mit ihrem Kleinkram, ihren Gemüsen und Süssigkeiten, ihren Früchten und Fleischwaaren gegen die Strahlen der Sonne und gegen den Regen zu schützen, dass man es eigentlich nicht recht begreifen kann, dass dieser Hauptmarktplatz der Republik ohne schützendes Dach ist.

Auch der Transport der Kisten und Kolli von der Hauptmole über das holprige Pflaster mittels kleiner, bei uns allgemein in den Güterschuppen gebrauchter Rollkarren ist bei der grossen Entfernung urwüchsig genug; aber die Schienengeleise, die man gelegt, wurden nicht benutzt und die Masse der kräftigen Neger und Mischlinge, die hier die Hafenarbeiten seit vielen Jahren verrichten, wollte von den Neuerungen nichts wissen und karrt nach wie vor im Schweisse ihres Angesichts die schweren Stückgüter durch das Zollhaus hindurch. Die Arbeitslöhne sind billig, die kräftigen Gestalten an die schwere Arbeit gewöhnt; man

muss auch hier einen anderen Massstab anlegen als in vielen andern Ländern, wo arbeitsparende Maschinen und Einrichtungen die selbstverständliche Folge der socialen Zustände sind. Dabei werden gerade die Vollblut-Neger, die sich hier an der Küste in grösserer Anzahl erhalten haben, als fleissig, meist zuverlässig und brauchbar gerühmt, und die zerlumpten Gestalten der faul umherstehenden Mestizen, die Massen von Bettlern, die dem Reisenden in der Hauptstadt und auf dem Hochlande so unangenehm auffallen, sind mir hier an der Küste, wo auch der Indio meist sauberer und besser aussieht, nicht zu Gesicht gekommen.

Doch nun endlich hinein in die unglückliche, ungesunde Stadt! Ich glaube Vera-Cruz ist in Wahrheit viel besser als sein Ruf und kann auch leicht noch besser gemacht werden. Freilich herrscht das gelbe Fieber in den niedrigen Küstenstrichen und namentlich hier in der Hafenstadt endemisch. Aber die grosse Angst, die noch so viele davor haben, ist zum mindesten übertrieben.

Es leben so viele Fremde hier und erfreuen sich, wenn man das aufreibende tropische Klima in Betracht zieht, einer trefflichen Gesundheit. Der »Vomito«, wie das gelbe Fieber genannt wird, tritt auch zumeist nie so gefährlich auf, wie es beispielsweise in diesem Herbst in dem paradiesisch schön gelegenen Cordoba gewütet hat. Selbst unter den in ungünstigen Verhältnissen Lebenden ist der Prozentsatz der Todesfälle kaum nur 40, während rechtzeitige ärztliche Hülfe und vor allem richtige Pflege und Nachbehandlung der Genesenden die Gefahr sehr verringert. Ein tüchtiger, junger deutscher Arzt, der seit Jahren in Mexico thätig ist, behauptete mir gegenüber sogar, dass ihm von den vielen Vomitokranken, die er bereits behandelt, noch kein einziger gestorben sei.

Wer einmal auch nur einen leichten Anfall der Krankheit gehabt hat, der ist gegen spätere Ansteckung gesichert und lebt dann in der Hafenstadt fast gesunder als in der Hauptstadt, wo Typhus und Lungenentzündungen viel mehr

Opfer fordern. Zwar ist die Luft trotz täglicher oder vielmehr allnächtlicher, gründlicher Reinigung der Strassen nicht die angenehmste, weil alle Spülwasser in offenen Rinnsteinen abfliessen müssen und es in der trockenen Zeit bei dem sehr geringen Gefälle an genügendem Spülwasser fehlt, aber die Beschaffung von mehr Wasser soll nicht so schwierig und längst geplant sein. Dann wird man noch mehr die meines Erachtens schon jetzt mit Unrecht geschonten Aasgeier oder Zopilotas entbehren können, denen in der Strassenpolizei der Stadt eine so grosse Rolle zugeschoben wird. Wie unsere Raben und Krähen so sitzen sie, nur etwa doppelt so gross und viel hässlicher anzuschauen auf allen Dachfirsten, Kuppeln und Türmen, balgen sich auf den Strassen um die Behälter mit Kehricht, die auf bestimmtes Glockenzeichen vor die Häuser gestellt werden, und fahren nicht selten auf den offenen Kehrichtwagen mit, um die spärlichen Reste geniessbarer Stoffe herauszusuchen.

Hier auf den Strassen wären sie durchaus zu entbehren, denn die Strassenpolizei ist gut, da aber das von den Hausdächern gesammelte Cisternenwasser in vielen Haushaltungen noch zum Waschen und Spülen gebraucht wird, so sollte man diese hässlichen Tiere lieber von den Dächern verjagen, statt ihren Unrat schliesslich im Regenwasser verdünnt zu benutzen.

Auch anderswo wären diese »nützlichen Tiere» durchaus zu entbehren; denn es wäre eine kleine Mühe, die Leichen gefallener Haustiere statt sie vor die Stadt hinauszufahren zur Nahrung für die Geier, zu vergraben oder sonst zu verwerten; aber in fast ganz Central-Amerika ist diese Unsitte im Gebrauch.

Die Stadt Vera-Cruz selbst ist, weil sie früher Festung war, ziemlich eng gebaut, die Häuser sind zumeist zweistöckig, nur selten verraten sie besonderen Geschmack oder Wohlstand ihres Erbauers, aber im Innern sind recht viele von ihnen überaus behaglich, dem Klima entsprechend eingerichtet. Die Strassen sind mit runden Kieselsteinen, nicht

gerade zum Vorteil für dünne Stiefelsohlen gepflastert, aber gute Trottoire erleichtern das Gehen, Pferdebahngeleise vermitteln bequemen Verkehr selbst für Waaren auf grössere Entfernungen.

Die Plaza vor dem Stadthaus und der Kathedrale ist schön gehalten und reich ausgestattet mit Gebüschen, Springbrunnen und Statuetten, mit eisernen und marmornen Sitzbänken. Die Promenadenwege sind mit schwarz und weissen Marmorplatten belegt, und wer am Abend die schlanken Kokospalmen neben der mächtigen Kuppel und dem schönen Turm der weissschimmernden Kathedrale in den sternenfunkelnden Nachthimmel emporragen sieht, der glaubt ein bezauberndes Bild aus Tausend und Einer Nacht vor sich zu sehen.

Beinahe ein Dutzend schöner Kirchen und Klostergebäude zählt die Stadt; aber nur noch die eine Hauptkirche dient ihrem Zwecke, die andern sind zu öffentlichen oder privaten Gebäuden degradiert worden. Die Macht der Geistlichen ist hier in dem internationalen Treiben des Hafenplatzes weit mehr als im Innern des Landes gebrochen.

Seit die Festungsmauern gefallen, dehnt sich die Stadt auch kräftig aus, schöne Kokospalmen in stattlicher Höhe beschatten heute die öffentlichen Promenaden und die Gärten der Privathäuser. Ihr üppiges Gedeihen beweist, dass die ganze, unwirtliche Umgegend der Stadt für diesen nutzbringendsten Baum der tropischen Meeresküsten gewonnen werden könnte, und bei dem neuerdings schnellen Vorschreiten aller tropischen Culturen im Lande bezweifle ich nicht, dass auch dieses Eingangsthor des schönen Landes bald ein noch freundlicheres Ansehen bieten wird.

Der Stadt gegenüber, auf Korallenriffen und aus Korallenfelsen erbaut, erheben sich aus dem Meere die niedrigen, weissen Casematten und die beiden stattlichen Türme des Forts Uloa, übel berüchtigten Angedenkens.

Der eine der Türme dient jetzt als Träger des weithin sichtbaren Leuchtfeuers, die Casematten sind noch heute

das grauenerregende Staatsgefängnis der Republik, das obwohl zur Zeit viel besser als früher, doch endlich durch gesunde, im Hochlande gelegene Strafanstalten ersetzt werden soll.

Noch vor wenigen Jahren hiess nach Uloa transportiert werden, in den sicheren Tod gehen. Die niedrig gelegenen oft vom Seewasser durchspülten, grauenhaften Kerker waren die Brutstätten des Fiebers, und man erzählt sich, dass zahlreiche schwere Verbrecher oder politisch zum Verschwinden Verurteilte von oben in die dunklen Kerker hineingelassen wurden, dass man ihnen nur für zwei bis drei Tage Nahrung hinabliess, weil man sicher war, dass sie für spätere Zeit derselben nicht mehr bedurften. So furchtbar ist es heute nicht mehr, aber was ich beim Besuche des grossen Staatsgefängnisses gesehen, ist noch immer jammervoll genug.

An Bord der »Teutonia« von der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt hatte ich als Gast des liebenswürdigen Capitäns, wie auch später auf der »Francia«, einmal wieder deutschen Boden betreten. Das Fort lag uns so nahe, die Trompetensignal tönten so hell herüber, dass wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, uns hinüberrudern zu lassen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit einer Schilderung der äusseren Gestalt, der Fernsicht und alle dem, was man jedem Fremden sich anzusehen gestattet. Wir erhielten durch besondere Fürsprache die Erlaubnis, nicht blos die auf dem Hofe und den platten Dächern umherlaufenden Gefangenen zu sehen, sondern auch zu den schwereren Verbrechern in ihre dunkelen Gewölbe einzudringen.

Ein schweres Gitterthor öffnete und schloss sich hinter uns, einige Soldaten mit scharf geladenem Gewehr nahmen davor Platz. Der Wärter, ein nicht bewaffneter alter Mann, rief durch ein zweites Gitterthor in einen dunkeln Raum einige Kommandoworte, und nachdem wir etwa minutenlang gewartet, öffnete er den schweren Riegel, den ein anderer Wärter hinter uns schloss.

In einem dumpfigen, selbst bei hellstem Sonnenschein durch einige schmale Schiessscharten nur bis zu trübem Dämmerlicht erhellten Casemattengewölbe, unter dessen Gurtbogen man nur in gebückter Haltung hindurchschlüpfen konnte, standen in langer Reihe in zwei Gliedern angetreten die Unglücklichen, kurz geschoren und glatt rasiert, in blaugestreiften Leinwandanzügen. Die Gesichtszüge konnte man kaum erkennen. Lautlos streckten uns einige — wie schon die draussen Umherlaufenden — Schnitzereien aus Cocosnussschalen — Schildkröten, Fische, Gefässe, Broschen etc. darstellend, entgegen und boten sie zum Verkauf an. Oft künstlerisch schön waren sie geschnitzt in diesem trüben Dämmerlicht, »viva Mejico«, »recuerdo de Uloa« waren die oft wiederkehrenden Inschriften.

In einigen Casematten waren etwa ½ m über dem feuchten Fussboden Brettergestelle errichtet, die, mit schlechten Bastmatten bedeckt, den Verurteilten zur Schlafstätte dienten und die einzige Ausstattung des schauerlichen Raumes darstellten. 250 Männer waren so ohne alle Arbeitsgeräte und ohne alle Arbeitsgelegenheit eingesperrt und zu dumpfem Hinbrüten und schliesslichem Hinsiechen verurteilt. Eine andere Casematte, in der gleichfalls 250 Gefangene waren, enthielt, soviel ich mich entsinne, nicht einmal die elenden Brettergerüste. Auf der Erde lagen die zu Kopfkissen zusammengeballten Matten und auf der nackten Erde suchten die Ausgestossenen Nachts ihre Ruhe.

Nur wenige sollen von hier aus den Weg zur menschlichen Gesellschaft zurückfinden.

Wir atmeten alle erleichtert auf, als sich das Gitter wieder hinter uns schloss, denn es war ein keineswegs anheimelnder Gedanke, so unbewaffnet zu sechs unter den hunderten zur Verzweiflung Getriebenen im dumpfen Keller eingesperrt zu sein.

In dem Vorraum hielt ein gleichfalls in Gefangenen-Tracht gekleideter junger Indio einen kleinen Kramladen von Cigarren, Cigaretten und dunkelbraunen, kleinen Zucker-

hüten, und als ich den Gedanken anregte, von diesen wohl sehnsüchtig erstrebten Genüssen den Unglücklichen etwas zukommen zu lassen, hatten wir schnell sieben baare Silberthaler beisammen, kauften den ganzen Vorrat und liessen ihn an die noch in Reih und Glied stehenden Gefangenen verteilen.

Wer aber will es uns verdenken, wenn wir froh waren, wieder an das Licht des Tages zu kommen und vor dem »Goldenen Stern« uns mit den Freunden der deutschen Colonie zu einem (?) Glase Münchener Bieres zusammenfinden zu können?

Becherklang und Würfelspiel, Roheit der Sitten und dergl. fand Ratzel vor etwa 15 Jahren hier, — fein gebildete, liebenswürdige junge Deutsche aus guter Familie, meist aus den Hansastädten, Mecklenburg und Pommern waren es, mit denen ich hier manchen Cocktail, manches Glas Bier getrunken und im heiteren Geplauder über die Zustände und Sitten des Landes mich unterhalten habe. »Wollen noch einen nehmen«!, das ist zwar nach kurzer Begrüssung zumeist die gebräuchliche Redensart; aber all die jungen und älteren Herren, die auf diesem vielverrufenen Vorposten sich ihre Existenz zu gründen suchten, waren auch von früh um 7 Uhr bis Abends nach 8 Uhr bei fleissigster Arbeit auf dem Comptoir oder im Geschäft zu finden, und gingen sie dann in Hemdärmeln, wie es hier Sitte ist, die wenigen Schritte bis zur Kneipe mit, so konnte man sicher sein, dass, wenn nicht gerade besonderes vorlag, sie nach ganz kurzer Zeit sich entschuldigten und wieder an die Arbeit zurückkehrten.

Ausnahmen wird es hier wie überall geben, aber ich bin es meinen Landsleuten, die mich so herzlich empfangen und aufgenommen haben, schuldig, auszusprechen, dass das nur sehr vereinzelte Ausnahmen sein können.

IX.

Auf einer Hazienda des Hochlandes von Mexico.

In dem schönen Puebla lernte ich im Hotel Magloire einen alten Veteranen des österreichischen Korps kennen, dessen scharfgeschnittenes Gesicht, dessen langer Knebelbart und hagere sehnige Gestalt unverkennbar den ehemaligen Kavallerie-Offizier verriethen, der, wie er selbst sagte, Seiner Majestät mehr mit seinem Sitzfleisch, als mit dem Kopfe gedient hatte. Er war, als die Österreicher ihren Rückzug antreten mussten, schwer verwundet, hoffnungslos hier von seinen Kameraden verlassen worden, aber unter treuer Pflege doch gerettet. Schlecht und recht hatte er sich dann in allen möglichen Lehenslagen durchgeschlagen, bis er schliesslich, vor etwa 8 Jahren, mit zweihundert Thalern in der Tasche, Eigenthümer der Hazienda wurde, die jetzt etwa 2000 Morgen gross und trefflich bewirtschaftet einen Wert von mindestens 100 000 Thalern repräsentiert und bei stets besserer Cultur schnell weiter im Werte steigt.

Natürlich nahm ich mit Freuden die Einladung an, mit ihm seine Wirtschaft zu besuchen, und am nächsten Tage stiegen wir früh Morgens in den Sattel der telegraphisch heranbefohlenen Pferde und trabten zum Thore hinaus, den alten, jetzt leidlich gut gehaltenen camino real nach Mexico entlang.

Noch vor 25 Jahren fand Gerstäcker hier in der Umgebung des von Freund und Feind so oft beschossenen

Puebla alles »wüst und unangebaut« »Kein Feld liegt da draussen, kein Garten, ja fast kein Baum steht in der Nachbarschaft.« Heute ritten wir durch wohlangebautes Terrain, die frischen Weizensaaten grünten bereits. Mit unendlicher Mühe hat man all' die abschüssigen Ländereien geebnet, Wasserbehälter angelegt und grosse Wassergräben mit Schleusen und Stauwerken geschaffen, um dem fruchtbaren, aber während der langen Trockenzeit zu dürren Boden das nöthige Nass in genügendem Masse zuführen zu können. Je weiter wir ritten, um so besser wurde das Bild, auch die wenigen Flächen, an denen das nackte Kalkgestein zu Tage tretend, die Cultur hinderte, waren verschwunden und Weizen- und Maisfelder wechselten ununterbrochen mit einander ab. Der Aufschwung, den der Ackerbau in den letzten Jahren in den meisten Teilen des Landes genommen, tritt hier ganz besonders deutlich zu Tage.

Nachdem wir etwa 30 Kilometer, in 2½ Stunden, in angenehmster Unterhaltung durchritten, langten wir auf der Hazienda meines Gastfreundes an, wo er mit zwei jungen deutschen Landwirten, die ihr Glück in Mexico versuchen und bei ihm sich in die Verhältnisse einarbeiten wollten, ein behagliches Junggesellenheim führt. Solch' eine Hazienda der Hochebene gleicht zumeist einer kleinen Festung. Die vielen Raubzüge der früheren Revolutionen liessen es ratsam erscheinen, auf alles vorbereitet zu sein und darum hat das grosse mächtige Wohnhaus, nur in der oberen Etage bis zum Fussboden reichende Fenster nach aussen, die Stallungen, Scheunen, Vorratsräume öffnen ihre Thüren etc. nur nach dem grossen Innenhofe, auf den massiven flachen Dächern sind an den Ecken kleine, runde, gewölbte Warttürmchem mit Schiessscharten angebracht, um, wenn es Not that, einen heranziehenden Feind von Weitem abweisen zu können.

In die eine Ecke des von dem Vorbesitzer mit breiten, säulengetragenen Veranden ausgebauten Gebäudevierecks ist eine der kleinen malerischen Kirchen mit hohem durch-

brochenem Glockenturm eingefügt, die in hiesiger Gegend zahllos vorhanden sind. Heute blicken zwar die reichvergoldeten Schnitzereien und die vielen Heiligenbilder aus ihren Goldrahmen nicht auf betende und knieende Gläubige herab, sondern auf den reichen Erntesegen, der hier in Gestalt von trefflichem Weizen in grossen Mengen aufgehäuft liegt. Die frühere Generation mag über dem Beten wohl das Arbeiten vergessen haben, heute wird das Erstere auch nicht unterlassen, aber fleissige Arbeit hat aus dem ehemals verwahrlosten Sumpfland eine der besten und fruchtbarsten Hazienden geschaffen. Wo bisher die alljährlichen Überschwemmungen der benachbarten beiden Ströme eine Laguna erzeugten, da stehen heute die üppigsten Mais-, Klee- und Weizenfelder, vernünftige Deichbauten, erst möglich nachdem der Besitzer auch den Indianern ihre Hälfte des Landes abgekauft, haben den Fluss zu einer Quelle des Segens gemacht. Reiche Wassermassen stehen während des ganzen Jahres zur Verfügung und die regelmässigen Schlammablagerungen haben den Boden nicht nur allmählig gehoben, sondern auch so mit Nährstoffen gesättigt, dass an eine Düngung, trotz reicher Ernten, gar nicht gedacht werden darf.

Um die Landwirtschaft und ihren Betrieb kennen zu lernen, war gerade die allerbeste Zeit. Der Weizen, der bereits im Mai geerntet werden muss, wurde neu gesät, der Mais stand noch zum grössten Teil auf dem Felde, fleissige Hände waren beschäftigt, den reichen Erntesegen einzuheimsen, für die weidenden Tiere ist dies die günstigste Zeit, sie finden in den Maisstoppeln und an den Maisblättern reichliches Futter.

Wer nun aber meint, hier eine, nach unseren Begriffen rationelle Grosswirtschaft zu finden, die besten Maschinen und Apparate, wie in den Vereinigten Staaten, bei der Arbeit zu sehen, der wird arg enttäuscht, denn die allerprimitivsten Ackergeräte und Arbeitsmethoden, wie sie vor Jahrtausenden von den Ägyptern benutzt wurden, dienen hier noch heute

zur Cultur des fruchtbaren Bodens; — und doch ist, wie ich mich überzeugt habe, der ganze Betrieb unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus »rationell«, d. h. der vernünftigste und praktischste.

Gleich vor dem Haupteingange des Hofes, unter den Fenstern des Wohnhauses, liegt ein grosser, erhöhter, mit Quadersteinen gepflasterter und von niedriger Mauer umfriedigter runder Platz, auf dem von einigen Indios nicht weniger als 16 kleine Mutterstuten, je zu vieren mit einfachen, selbstgefertigten Baststricken aneinander gekoppelt, in halbem Trabe ununterbrochen von Morgens 7 Uhr bis Mittags 12 Uhr herumgetrieben werden, um den auf der Tenne ausgebreiteten Weizen zu dreschen. Nachmittags laufen die Tiere dann auf die Weide, Füllen oder Maultiere zu erzeugen und 5 Monate im Jahre täglich zu dreschen, ist ihre Lebensaufgabe und sie verrichten das Letztere durchaus gut und vor allem billig, da mit dem vorhandenen Arbeiterpersonal eine Dreschmaschine recht bald zum alten Eisen geworfen werden müsste.

Beim Mais-Dreschen sollen die Pferdehufe, ohne das Korn zu verletzen, sogar besser als alle amerikanischen Maschinen arbeiten, da sie nicht blos das Korn vom Kolben lösen, sondern auch seine Gallerthaut, die sonst so schwer zu entfernen ist. Haben nun die Stuten die Weizenähren genügend bearbeitet, so erfolgt am Nachmittag das Reinigen. Der stets um diese Zeit wehende Wind treibt aus der emporgeworfenen, kurz getretenen Masse Spreu und Stroh auf einen Haufen, das Korn bleibt liegen und wird schliesslich in einem grossen, von 2 Mann geschüttelten Siebe weiter gereinigt. Am Abend sind zumeist 30—40 Ctr. Weizen gedroschen und gereinigt und werden zu Füssen der Heiligen in der Kapelle hinter Schloss und Riegel bewahrt. Ein fast ausnahmslos trockenes, regenfreies Wetter begünstigt diese primitive Methode und da die Stutenhaltung kaum Unkosten verursacht, so sind die minimalen Löhne für 3—4 Indios, in Summa 3—4 Mark alles, was für die obengenannten

Mengen von Getreide als Drescherlohn zu berechnen bleibt. Eine Maschine, die bei dem hier herrschenden Mangel an Brennmaterial billiger zu arbeiten vermag, wird kaum erfunden werden.

Nun aber die Feldbestellung!

Einige dreissig Ochsengespanne waren beschäftigt, unter Kontrolle zweier berittener Aufseher die Maisstoppel zur Weizensaat umzupflügen.

Der uralte, ägyptische Pflug, aus einem langen Holzbalken, einem Handgriff und einem vorn mit Eisen beschlagenen, anderen Holz bestehend, durchwühlt noch heute den Boden.

Mit Streifen von ungegerbter Ochsenhaut ist er an das Joch gebunden, das den Ochsen mit demselben Material an den Hörnern befestigt ist. Von irgend welchem Geschirr ist keine Rede, zieht der Pflüger Morgens auf's Feld hinaus, so hängt er den Tieren den Pflug über das Joch, der lange Zugbalken schleift hinterher, mit einer etwa 3 Meter langen Bambuslanze treibt er die Tiere an und lenkt sie zugleich. Mit Ausnahme des wenigen Eisens kann die ganze Gespannsausrüstung auf dem Hofe selbst gefertigt werden und das ist bei den weiten Entfernungen hier ein grosser Segen. Dabei arbeitet dieser Pflug wenigstens hier auf steinfreiem, trockenem Boden recht gut, lockert die Krume vorzüglich und da man 4—5 Mal die Kreuz und die Quere das Instrument durch den Boden führt, ist die Vorbereitung des Landes gar nicht schlecht.

Freilich würden gute Stahlpflüge, Extirpatoren und Eggen wohl Besseres leisten; aber erstens kosten sie ein Heidengeld und dann ist der Indio auch nur sehr schwer, wie Andere behaupten, überhaupt kaum, an die modernen Instrumente zu gewöhnen. In einer anderen Hazienda der tierra templada erzählte mir der Besitzer, dass er vergeblich 10 gute Pflüge eingeführt hätte, nach wenigen Wochen waren sie alle zerbrochen. Nicht aus bösem Willen, sondern einfach aus Leichtsinn und Unaufmerksamkeit. »Se rompió

Señor«, er ist zerbrochen, sagt der Indio mit dem unschuldigsten Gesicht, wenn er wenige Stunden, nachdem ihm der Herr alle Einzelheiten genau dargelegt hat, das Kunststück fertig gebracht und an einer Baumwurzel oder einem Stein, die nicht aus dem Wege gehen wollten, das teure Instrument in Stücke zerbrochen hat. Das alte Joch drückt auch die Ochsen nie, während das neue Geschirr, das zu dem neuen Pflug erforderlich, sie allenthalben wundreibt.

Die Egge und Walze, die hier noch benutzt wird, würde dem gebildeten Landwirt der Heimat erst recht ein überlegenes Lächeln abzwingen; denn es ist das ursprünglichste Gerät, das man sich denken kann.

Ein etwa 6 Meter langer, viereckiger Balken ist an zwei Enden mit einem Loch durchbohrt, ein dicker Strick ist hindurchgezogen und an das Joch von 2 Paar nebeneinanderstehender Ochsen befestigt, die beiden Ochsentreiber stehen auf dem Balken, halten sich an einem zweiten Strick, der gleichfalls am Joch befestigt ist. So kutschieren sie den ganzen Tag auf dem von dem Pfluge aufgewühlten Boden herum und schleifen die Oberfläche glatt. Viel Unkraut ist selten vorhanden, da das, was mit der Frucht gewachsen war, von den weidenden Tieren verzehrt ist, und nachher, sobald die Bewässerung aufhört, auch die Vegetation nachlässt.

Die Aussaat von Weizen und Gerste erfolgt natürlich mit der Hand und geschieht zumeist sehr dünn, sie wird untergepflügt und glatt geschleift, dann aber den Ent- und Bewässerungskanälen die grösste Sorgfalt gewidmet.

Der Mais wird in 84 Centimeter (eine vara) von einander entfernte Reihen und in den Reihen ein Meter weit gepflanzt, je 4 Körner zusammen, wird dann mehrmals angepflügt und schliesslich angehäufelt. Ist Wasser genug vorhanden, so liefert er reiche Erträge von vorzüglicher Qualität.

Ich will übrigens hier einschalten, dass die Erträge nicht so kolossal sind, als sie nach den auch in Deutschland

bekannt gewordenen Angaben erscheinen. Man hört und liest hier mit Recht, dass der Weizen 30—40fach, der Mais 2—300fach und, wo zwei bis drei Ernten im Jahre möglich sind, wie in der tierra caliente, noch reichlicher lohne; aber man übersieht dabei zumeist, dass bei letzterem Getreide ein verschwindend kleines Saatquantum erforderlich ist, und auch der Weizen nur etwa halb so dick gesät zu werden braucht, als bei uns, sodass die von der gleichen Fläche geerntete Menge kaum grösser ist als in Deutschland.

Die Ernte des Mais kann sich ohne Schaden ziemlich lange ausdehnen, da die reifen Kolben Monate lang an den dürren Stengeln hängen können. Mit der Hand werden sie ausgebrochen, in Tragkörbe geworfen, welche die Arbeiter auf dem Rücken tragen, berittene Aufseher achten darauf, dass alles genau abgesucht wird, abfallende Maiskolben nehmen sie mit einer kleinen Lanze vom Pferde aus auf. Nachfolgende Arbeiter schneiden dann das lange Maisstroh und werfen es auf Haufen, es ist das wertvollste, kaum zu entbehrende Viehfutter. Ist es zu grossen Schobern zusammengetragen, so kommen Ochsen und Kühe, Pferde und Maultiere und Schafe auf die Felder, um alle Blätter, Kolbenhülsen und Unkräuter bis auf das letzte Bischen zu vertilgen. Die langen, dicken Maisstoppeln werden schliesslich von den Frauen und Mädchen der Indios aufgesammelt und zu ihren Hütten getragen, wo sie in dieser holzarmen Gegend das wichtigste, fast das einzige Brennmaterial bilden.

Das Einernten des Weizens pflegt in Akkord zu geschehen, für 2000 Quadrat Varas = ca. 14 ar zu schneiden und in kleine, wohlgeschützte Schober zusammenzutragen, werden 3 Realen gleich 36 Centavos, etwa 1,10 Mk. gezahlt, während der Tagelohn des einfachen Handarbeiters Jahr aus Jahr ein 2 Realen für den Erwachsenen, 1/2 Realen bis 1 1/2 Realen für den heranwachsenden Jungen beträgt, also 20–75 Pfg., wenn wir, was den heutigen Silberwert noch weit übersteigt, den Peso zu 100 Centavos, mit 3 Mk. be-

rechnen. Für diesen geringen Lohn ist der Indio von früh bis spät fleissig und trotz Sonnenbrand und Hitze stets vergnügt bei der Arbeit.

Sicherlich arbeitet er nicht weniger als unsere deutschen Landarbeiter und wenn man das Klima mit in Betracht zieht, so ist es glaublich, dass europäische Arbeiter auf die Dauer nicht mit ihnen Stand halten. Freilich muss stets der Aufseher hinter ihm stehen, und da ihm das Stehlen im Blute zu liegen scheint, so muss Alles unter strenger Kontrolle gestellt und schleunigst verschlossen werden. Trotz der Hitze trugen z. B. die Pflüger ihre Ponchos zusammengelegt auf dem Rücken und die Tortillas, die sie bei der ersten Pause um 10 Uhr Morgens nicht verzehrten, wickelten sie sorgfältig zusammen und trugen sie bis zur zweiten Pause um 4 Uhr geduldig mit sich herum, einer traut dem andern nicht.

In den reifen Maisfeldern waren beständig Wächter aufgestellt, die von hohen Gerüsten aus Umschau über das Feld halten und die Kreuz und Quer wurden einige Meter breite Wege in die üppigen Felder geschnitten, um dem Wächter den Überblick zu erleichtern.

Man begreift eigentlich nicht, woher bei diesen bedürfnis- und besitzlosen Leuten die Lust zum Stehlen kommt. Sie haben nichts und wollen nichts haben, sie leben von der Hand in den Mund und sind froh und zufrieden, singen den ganzen Tag, wenn sie ihre geringen Bedürfnisse befriedigen können und doch nehmen sie gern alles mit, was nicht unter sicherem Gewahrsam ist. Die Wohnung liefert ihnen der Herr. In langer Reihe oder vielmehr im rechten Winkel waren hier die 22 niedrigen, viereckigen Steinkästen gebaut, eine Thür ist die einzige Öffnung des Raumes, einige Steine, als Herd zusammengetragen, bilden oft die einzige Ausstattung. Auf der Erde schlafen sie alle beisammen, nur das jüngste Baby schaukelt in einem kleinen Kasten, der an einem Strick von der Decke herabschwebt. Von irgendwie nennenswertem Besitz ist nicht die Rede. Der nötige Mais

wird den Familien zu stets gleichem Preise vom Gutsherrn geliefert, eigenen Feld- und Gartenbau haben sie nicht, einige Hühner und Truthühner laufen vor den Häusern herum, elende, halb wild aussehende Schweine sind in der Sonne angebunden. Von den Abfällen, von Gras und Unkraut und von dem, was die Kinder irgendwo dem Herrn stehlen, leben die armen Tiere.*)

Allwöchentlich kommt die Frau und holt den Verdienst des Mannes ab, — bei sechstägiger Arbeit 1½ Thaler. Davon werden zumeist ein Drittel für das gelieferte Brotkorn, ein Drittel für die gegebenen Vorschüsse einbehalten und das letzte Drittel erhält die Frau ausgezahlt. In einer hohlen Maisröhre trägt sie dann gewöhnlich in ihrem keuschen Busen den Abrechnungszettel, auf dem alle Vorschüsse und alle Rückzahlungen wöchentlich gebucht werden. Mit diesem minimalen Wochenlohn, der sich höchstens da, wo ein Junge mit arbeitet, etwas steigert, denn Frauen und Mädchen arbeiten hier nicht mit, wird dann am Sonntag früh in dem nächsten Dorfe der Bedarf der Woche eingekauft und so viel bleibt stets übrig, dass sich das Ehepaar noch einen soliden Rausch antrinken kann. Für 1 Tlako gleich 1½ Centavos oder nicht ganz 5 Pfennig erhalten sie mehr als einen Liter Pulque, für das gleiche Geld agua ardiente (Branntwein) wird hineingethan und haben sie dies schaurige Gemisch friedlich mit einander ausgetrunken, so wandern sie fröhlich heim und die Strasse ist ihnen dann meistens nicht breit genug.

Haben sie ihren Rausch ausgeschlafen, so gehen sie wieder an die Arbeit und sind willig und fleissig, selten verlässt ein Indio den Ort, an dem er geboren ist. Die Schulden die er hat, halten ihn auch, denn die Gesetze des Staates zwingen ihn, so lange er noch Vorschuss hat,

*) Auch die Zuchtsauen des Besitzers wurden hauptsächlich mit Luzerne gefüttert und nur während der Zeit des Dreschens erhielten sie die Spreu vom Weizen in der noch manches Körnchen enthalten war. Sie gediehen vortrefflich dabei.

täglich und regelmässig zu arbeiten. Nur einmal im Jahre, am 15. August, können sie den Arbeitsherrn wechseln, wenn der neue Herr den Vorschuss ausbezahlt. Für Alter und Krankheit vorzusorgen, fällt Niemandem ein und auffallender Weise kommen kaum Krankheiten vor, mit Ausnahme der Blattern, die etwa ein Viertel der Kinder hinwegraffen. Bei ihrer rein vegetabilischen Nahrung aus Mais, Bohnen und Pfeffer bestehend, erreichen die Indios ein ziemlich hohes Alter, sterben dann aber nach den Beobachtungen meines Gastfreundes ohne langes Siechtum in wenigen Tagen. Krankheiten in jungen Jahren heilt man durch die berühmten Schwitzbäder, von denen auch hier eines auf dem Hofe errichtet war, in Gestalt eines niedrigen, gewölbten Backofens, den man heizt, dann mit Wasser ausspritzt und so für die Aufnahme des zu Badenden vorbereitet. Eine wahre Pferdekur! die aber zumeist helfen oder um so schneller dem Ende zuführen soll. Das milde Klima zwingt nicht, Vorräte zu beschaffen, das ganze Jahr hindurch währt die Arbeit, und leichte baumwollene Kleidung genügt für Sommer und Winter, wenn die Alten sich in die Serape einwickeln, laufen die kleinen Kinder meist, selbst im Winter, halb nackend umher, die Frauen und Mädchen tragen keine Fussbekleidung, die Männer ein Stück Kuhhaut unter die Sohlen gebunden.

Die sittlichen Zustände sollen nach unseren Begriffen geradezu elende sein. Etwa $^3/_4$ leben in wilder Ehe, die kirchliche Trauung ist ihnen zu teuer und die obligatorische Civilehe vermeiden sie, um sich nicht zu binden. Die Kinder werden alle getauft und auch die Alten laufen regelmässig zur Messe und küssen den Christusbildern die Füsse, mit »Ave Maria purissima« begrüssen sie im Chor den Herrn, wenn er auf's Feld kommt und erwarten ein »in gracia concibida« als Gegengruss. Die kleinen Kinder pflegen sie mit Affenliebe, die Mutter schleppt sie den ganzen Tag herum, stirbt es aber in jungen Jahren, so sind sie deshalb nicht unglücklich, die Kleinen kommen ja direkt

als Engel in den Himmel und ist es gar nur ein Mädchen, so kommt der Vater mit dem Hute in der Hand zum Herrn und erklärt ihm mit frohen Mienen »Señor, se morió la creatura« das arme Wurm ist gestorben. Dann kratzt er sich mit krummen Fingern langsam seinen dichten, schwarzen Haarschopf, das sicherste Zeichen, dass er Geld haben will, worauf der Herr ihn meist nur fragt, wieviel er brauche. Vier Thaler verlangt der Geistliche für seine Bemühungen, eine geweihte Kerze muss natürlich auch neben dem Engelchen brennen, für Pulque und agua ardiente zum Trost für die Hinterbliebenen und leidtragenden Nachbarn muss auch gesorgt werden und so vermehrt sich die Schuldenlast des armen Vaters wieder um den Betrag eines vier- bis fünfwöchentlichen Lohnes.

Wird so ein Engelchen geboren, so verlangt die Kirche für die heilige Taufe wiederum 4 Thaler, die muss aber der compadre, der Herr Gevatter zahlen, der deshalb auch hoch in Ehren gehalten und als Glied der Familie betrachtet wird. Auch er lässt natürlich anschreiben und arbeitet fast ein Vierteljahr, um diese Ehrenschuld zu decken.

Von Seiten der Herren wird diese Schuldsklaverei vielfach als das einzige Mittel, sich dauernde Arbeitskräfte zu sichern, angesehen und wo es an Arbeitern mangelt, werden oft bis zu hundert Thalern an eine Familie gezahlt, die dem früheren Herrn seinen Vorschuss decken und dem begehrten Arbeiter noch reichlichen Baarvorrat gewähren, um sich einige Tage in die Gefilde der Seligen hinüber zu träumen. So fleissig und willig die Leute auch arbeiten, so soll es ohne den zwingenden Vorschuss kaum Arbeiter geben.

In den Kaffeedistrikten von Orizaba und Cordoba habe ich freilich auch ohne diese Schuldsklaverei die Indios fleissig in Akkord arbeiten sehen. Frauen und Kinder halfen ihnen hier beim Reinigen der Plantagen und beim Pflücken der Bohnen und nicht selten steckte der Familienvater, wie berichtet, 5—6 Thaler Wochenlohn in der Erntezeit ein,

und doch waren sie auch dort so arm wie die Kirchenmäuse, womöglich noch ärmer als hier auf dem Hochlande. In Trunk und Spiel verbringen sie am Sonntag den Erwerb der Woche, und das Meiste soll ihnen der Beichtvater für die Zwecke der alleinseligmachenden Kirche abzunehmen wissen, der keine heilige Handlung ohne enorme Sporteln verrichtet.

Armes Volk der Indios! Und doch in seiner Bedürfnislosigkeit oft glücklicher als mancher seiner Herren, der mit Sorgen aufwacht und mit schweren Sorgen sein Lager sucht!

Das Bild, das sich am Abend mir bot, als ich auf der inneren Veranda des Hauses die schneeigen Gipfel der beiden grossen Vulkane des Popocatepetl und Ixtacihuatl, mit feurigen Linien von der Abendsonne umrandet, dicht vor mir liegen sah, unten im Hofe sich die Rinder und Schafe, die Esel und Pferde in grosser Zahl um den Laufbrunnen drängten und den Kühen ihre Kälber zugeführt wurden, um den gefesselten Müttern die angesammelte Milch nehmen zu können, das Alles, dazu das Rauschen der Cedern und Eukalyptusbäume im nahen Garten, hätten wohl manches poetischer angelegte Gemüt zu sentimentalen Schilderungen all dieser idyllischen Herrlichkeiten veranlasst, aber ich will den Leser damit verschonen. So sehr mich das schöne Bild fesselte, so folgte ich doch gerne dem Hausherrn, um mit ihm die Vorzüge der mexicanischen vor der europäischen Landwirtschaft zu erörtern.

Ein paradiesisches Klima, unter den Tropen in 7—8000 Fuss Höhe, ewiger Frühling, gewähren dem Gutsherrn reiche Vorzüge, sparen ihm Arbeitskräfte und Vorräte, Gebäude und Schuppen. Billige Arbeitslöhne und hohe Preise der Produkte — denn der Mais und der Weizen ist teurer als in Deutschland — endlich reiche Ernten bei regelmässiger Bewässerung sichern ihm reichen Gewinn. Billiger Grund und Boden ist noch reichlich vorhanden, denn dem echten Mexicaner fehlt die Liebe zur Scholle; er lebt am liebsten

in der eigenen oder in fremden Hauptstädten, und nicht selten wird in einer Nacht mehr verspielt, als der arme Administrator in einem ganzen Jahre verdienen kann. In letzter Zeit soll vieles besser geworden sein, aber gut ist es noch lange nicht, und für fleissige, deutsche Landwirte mit einigem Kapital hier ein lohnendes Feld der Thätigkeit offen.

X.

Ein Ausflug an die Ufer des Papaloapan.

Mexico hat keine schiffbaren Ströme, die eigenartige Gebirgsformation, welche breite Hochländer und schnell und steil zum Meere abfallende Vorländer geschaffen, hinderte die Entwickelung eines Flussnetzes, das den Verkehr erleichtert; so hatte ich es ungefähr in der Geographiestunde gelernt.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, dass wir unsere Fahrt nach dem ziemlich weit im Innern, am Ufer des Papaloapan gelegenen Städtchen Tlacutalpam mit einem grossen, seetüchtigen Raddampfer antreten sollten, der schwer beladen auf der Rhede von Vera-Cruz lag und uns für wenige Dollar als Passagiere willkommen hiess. Wir waren, Herr S. und ich mit einem deutschen Grosskaufmann aus Puebla unserer drei, alle schwer bewaffnet, denn die interessanten Jagdgründe, die wir durchstreifen wollten, enthalten ausser Elefanten und Nashörnern, so sagte man uns, alles jagdbare Wild, das unter tropischer Sonne gedeiht. Puma- und Jaguarfelle, Krokodil- und Schildkrötenpanzer hatten wir daher freigiebig schon im Voraus unsern Freunden in Vera-Cruz versprochen und wir lauschten andächtig den Jagdgeschichten des Piloten, der unseren Dampfer durch die Korallenriffe hindurchgeführt hatte und nun bis zur Barre des Flusses nichts Besseres zu thun wusste, als seine Erlebnisse zu Wasser und zu Lande mit dem lebhaftesten Gebärdenspiel uns vorzutragen.

Bis zu unserer Rückkehr nach Alvarado versprach er uns, einige Tiger aufzuspüren und Haifische konnten wir unter seiner Leitung wie die Häringe fangen. Schade, dass wir nachher nicht dazu kamen, ihn die in Aussicht gestellten Fangprämien verdienen zu lassen! Jedenfalls machte er uns während der Fahrt auf einige mächtige Haifische aufmerksam, die ich sonst wohl übersehen hätte.

Über die Barre des Papaloapan, die an der flachsten Stelle nur 11 Fuss Wasser zeigte, mussten wir langsam hinüberlothen, da der grosse Strom soviel Sinkstoffe mit sich führt, dass das Fahrwasser in der Mündung sich stets verändert und immer Gefahr für tiefgehende Schiffe vorhanden ist.

Der Platz ist bei den Seefahrern berüchtigt und an beiden Seiten der Flussmündung ist das Ufer mit den Trümmern gestrandeter Schiffe bedeckt. Man erzählt sogar, dass es früher gebräuchlich gewesen sei, alte, zum Tode verurteilte Schiffe hochversichert nach Alvarado zu schicken, um sie hier auf der Barre »ehrenvoll« und für die Besatzung gefahrlos stranden zu lassen und den Eigentümern die Versicherungssumme als reichlichen Ersatz zu schaffen.

Die Einfahrt in den Strom ist durch die zu beiden Seiten hochaufgetürmten Dünen ziemlich enge, erweitert sich aber bei Alvarado, dem innerhalb der Dünen gelegenen Hafenplatze, zu einer breiten, gewaltigen Lagune, die ihres schwierigen Zuganges und der vielen Verstecke wegen früher der Hauptsitz der Seeräuber gewesen sein soll. Heute sind die Bewohner des Ortes friedliche Fischer, denen der rein unglaublich erscheinende Fischreichtum das Leben leicht macht.

Jedenfalls gewährt der kleine Ort, von schlanken Cokospalmen überragt, mit dem schönen Hintergrunde der dicht bewaldeten Dünen, mit seiner sauberen, säulengetragenen Markthalle und den offenen, strohgedeckten Fischerhütten, vom Wasser aus einen überaus freundlichen Eindruck, während am fern gelegenen, jenseitigen Ufer vor den weit in's Wasser

hineinwachsenden Mangrovebüschen zahllose Flamingos, Reiher und Löffelgänse auf Beute warteten.

So begann denn die Jagd, oder vielmehr das Schiessen schon vom Dampfer aus und namentlich unser jagdlustiger Gefährte aus Puebla versuchte mehrmals sein neues, kleinkalibriges Jagdgewehr, um grosse, weisse Reiher aus ihrer beschaulichen Musse aufzuscheuchen und einige mächtige Alligatoren, die sich im Uferschlamm sonnten, zu schleunigstem Rückzug in das feuchte Element zu veranlassen. Sein Beispiel fand natürlich Nachahmung, zwei mexicanische Handlungsreisende schienen froh zu sein, ihre jahrelang nutzlos herumgeschleppten Revolver einmal einschiessen zu können, denn sie eröffneten ein wahres Schnellfeuer auf all' die in sicherer Ferne am Ufer stehenden Wasservögel und glaubten den Alligatoren noch lebhafteren Schreck einjagen zu müssen, indem sie aus ihren Schlüsselbüchsen einige Kugeln in's Wasser knallten.

Die Ufer des Stromes, der in ansehnlicher Breite ruhig dahinfloss, eine treffliche Verkehrsstrasse bildend, waren auf der Landseite meist flach und sandig mit Buschwald bestanden, während die nach der See zu gelegenen Dünenhügel von Indianerdörfern mit schönen Cocospalmen belebt waren, aber besondere landschaftliche Schönheit konnte man dem Bilde nicht nachrühmen, auch nicht als wir vor dem sauberen Städtchen Tlacutalpam anlangten, dessen weisse, mit Säulengängen verzierte Häuser und hohe Kirchtürme sich in den klaren Fluten spiegelten, während auch hier noch über den Vorbergen die Schneemasse des Orizaba aus der Ferne herüberleuchtete.

Doch das Städtchen war im Innern höchst interessant! Fast nur einstöckige Häuser mit flachen Dächern bilden die langen Strassenreihen, aber jedes Haus hat ein weit überhängendes, von mehr oder minder schönen Säulen getragenes Dach, so dass man auf guten Trottoiren, gegen Sonne und Regen geschützt, allenthalben spazieren kann.

Zwischen den hochgelegenen Seitenwegen dehnen sich grüne Grasflächen als breite Strassen aus, die hie und da von Ziegen oder Eseln und Pferden beweidet, jedenfalls einen sehr viel angenehmeren Eindruck machten als die staubigen, mit Schmutz und Unrat überhäuften Strassen der meisten Kleinstädte Mittel-Amerikas.

Da die Stadt regelmässig überschwemmt wird und Tage lang im Wasser steht, da anderseits von einem Verkehr mit Lastwagen in diesem entlegenen Erdenwinkel nicht die Rede sein kann, wo Dampfboote und Packtiere den Verkehr vermitteln, so sind die grünen Rasenstreifen hier jedenfalls das allerbeste Mittel, die Strassen sauber und freundlich erscheinen zu lassen.

Die kleine Plaza mitten in der Stadt war geradezu ein Schmuckstückchen und als wir am Abend bei hellem Mondlicht die schönen Linien der Kirchtürme, die hochragenden Königspalmen und die Blütenpracht der Anlagen bewunderten, aus deren Mitte ein schöner, maurischer Musiktempel, der in keiner mexikanischen Stadt zu fehlen scheint, sich erhob, waren wir voll des Lobes über die sorgsame Stadtverwaltung.

Das Strandbild war erst recht anziehend!

Einige Flussdampfer löschten ihre Ladung, eine Reihe von grossen flachen Booten mit Matten überspannt, lag am Ufer, ihre Insassen brachten aus den stromaufwärts gelegenen Dörfern Früchte und Gemüse aller Art und schliefen natürlich in diesen luftigen, von Moskitos umschwärmten Zelten. Grosse Einbäume, aus Cedernstämmen ausgehauen, dienten den Fischern bei ihrem Gewerbe. Wasserträger kamen angeritten, deren Sättel so eingerichtet waren, dass auf jeder Seite des Pferdes zwei grosse, thönerne Kalabassen in den Ledertaschen sassen. Einige Jungen, die nicht stark genug waren, die gefüllten Gefässe in die Taschen zu heben, ritten einfach soweit in den Fluss hinein, dass das Wasser von selbst in die engen Hälse der porösen Thonkrüge floss. Mächtige, behauene Cedernstämme, die einen Hauptausfuhr-

artikel der oberhalb am Fluss gelegenen Waldregionen bilden, lagern am Ufer herum und unerschöpfliche Schätze des wertvollsten Holzes sollen hier noch der Ausbeutung harren.

Unser Gasthof war weit besser, als wir erwartet hatten. Freilich schliefen wir alle drei in einem Zimmer und die Betten, mit guten Moskitonetzen gegen dieses hier unerträgliche Ungeziefer geschützt, waren statt der Bettlaken, wohl der Kühlung wegen, mit geflochtenen Matten bedeckt, die natürlich nicht gewaschen werden konnten und schon Gott weiss wem zu angenehmer Ruhe verholfen hatten; aber die wohlbeleibte Wirtin führte eine ausgezeichnete Küche und die weissgekleideten Indianerinnen, regelmässig wie das hier Sitte ist mit frischen Blumen im Haar, bedienten sehr aufmerksam, sodass wir die drei Tage unseres dortigen Aufenthaltes wider Erwarten angenehm verbrachten.

Nachdem wir bereits am Abend unserer Ankunft den Strom hinaufgerudert und einige interessante, langbeinige Strandläufer geschossen hatten, begann am nächsten Morgen die eigentliche Jagd. In einem etwa meterbreiten Einbaum aus Cedernholz, in den mit Ochsenhäuten bespannte, bequeme Stühle gestellt waren, fuhren wir über den schönen Strom, der hier wohl doppelt so breit ist als der Rhein bei Cöln ist. Kaum einige Minuten waren wir angesichts der herrlich in der Morgensonne liegenden Stadt gerudert, als schon die ersten erfolgreichen Schüsse auf vorüberfliegende Wildenten und Reiher fielen. Am jenseitigen Ufer angelangt, spähten wir eifrig nach Krokodilen aus, die aber, nur wenig mit ihrem zackigen Rückenpanzer aus dem Wasser emporragend, sich schleunigst in die Tiefe verzogen, ehe eine sichere Kugel sie erreichen konnte. Wir bogen daher in einen Seitenarm des Flusses ein, in dem sich die Jagd so reichlich gestaltete, dass wir bald aufhörten zu schiessen; denn hätte man auf jedes jagdbare Wild feuern wollen, die Patronen würden bald verschossen gewesen sein. Schnepfen, Wasserhühner, Enten, Strandläufer, Eisvögel, Reiher, Kraniche etc., Habichte

und Seeadler waren in solchen Mengen vorhanden, und sitzend oder fliegend leicht zu schiessen, dass jede Minute mehrere Schüsse hätten abgegeben werden können. Ein wahres Paradies für Jäger!

Dazu der herrliche Morgen und die wunderbar üppige Tropenvegetation, die in den seltensten Pflanzenexemplaren in das Wasser hineindrängte und oft in schwimmenden Massen von salatartigen Pflanzen das kleine Boot umgab, endlich die braunen Gestalten unserer indianischen Bootsleute, die in weisse, baumwollene, hemdartige Blousen gekleidet, die weissen Hosen bis zum Leib aufgekrämpt, mit grossem Geschick ihre schweren Ruderstangen handhabten und mit ihren Falkenaugen nach Krokodilen, Wasservögeln oder grossen Eidechsen ausschauten — das Bild wäre des Malens wert gewesen und musste jedem das Herz höher schlagen lassen, der die Freude an Gottes schöner Welt noch nicht über den kleinlichen Sorgen des Lebens vergessen hat.

Allmählich verengte sich das Fahrwasser, kaum meterbreit blieb die Rinne des stark strömenden Wassers, während zu beiden Seiten des Kanoes dicht verfilzte Gräser und Wasserpflanzen, auf dem sumpfigen Boden schwimmend, eine trügerische Decke bildeten.

Die Sonne brannte und brütete auf den Sümpfen, man konnte den Gedanken an verderbliche Fieber, an Tausende von Moskitos nicht recht los werden. Als dann unsere braunen Begleiter schliesslich in den Morast springen mussten, um schiebend das Boot vorwärts zu bewegen, sehnten wir doch das Ende dieser endlosen Wasser- und Sumpfwildnis herbei, das in Form von Buschwald mit zahllosen, weissen Reihern von riesiger Grösse winkte und reiche Jagd in kühlendem Schatten versprach.

Mit der reichen Jagd war es nun freilich nicht viel, denn die Mimosengebüsche, auf denen das seiner schönen Federn wegen gesuchte Wasserwild sass, standen im Sumpf und bis fast an's Kniee versanken wir in der schlammigen Masse, als wir uns anschlichen. Eine Heerde Rinder, durch

unsere Schüsse erschreckt, kam auch plötzlich im vollen Galopp daher, sodass das Wasser hochaufspritzte und die wilden Gänse in langen Zügen heimwärts zogen, dahin, wo wir ihnen nicht folgen konnten.

Trotzdem hatte sich unser Kanoe schon recht ansehnlich mit allen möglichen Arten von Wasser- und Raubvögeln gefüllt, auch eine etwa 2 Meter lange Kamm-Eidechse, Iguana, deren vortreffliches Fleisch die Indianer rühmten, zählte zu unseren Jagdtrophäen, als wir zu einem Rancho kamen und uns hier, von dem barfüssigen Besitzer und dessen stattlicher Ehehälfte freundlichst begrüsst, ohne Weiteres einquartierten.

Kalte Hühner und Rothwein hatte unsere vorsorgliche Wirtin eingepackt, Suppe, Eier Brot, Nachtisch und Kaffee spendeten, ohne Bezahlung annehmen zu wollen, die wildfremden Menschen. Das nennt man mexicanische Gastfreundschaft.

Dieser Ranchero, welcher Eigentümer grosser, sumpfiger Weideflächen und Hunderter von Rindern war, gehörte offenbar zu den Besseren der Gegend, seine Frau und seine beiden in helle Kattunkleider gehüllten, schwarzäugigen Töchter hatten etwas spanisches Blut in sich, der Mann schien Vollblut-Indianer zu sein. Das ganze Haus war sauber und mit guten Möbeln ausgestattet, die auf behaglichen Wohlstand schliessen liessen. Drei geräumige, luftige Zimmer, 2 grosse Veranden auf beiden Seiten des massiven Hauses, eine besondere Küche zeigten, dass die Bewohner sich sehr hoch über das Niveau der eingeborenen Landeskinder erhoben. Die Töchter des Hauses zeigten uns mit Stolz reizende künstliche Blumen aus Federn und Fischschuppen, die sie zum Aufputz des Hauses gefertigt und schön gemusterte Leinenstickereien bewiesen uns die Kunstfertigkeit ihrer Hände. Alles war so sauber, dass wir nach Tisch ohne Besinnen die uns zur Mittagsruhe freundlichst angebotenen Betten hätten annehmen können, wenn unsere Führer nicht zum Aufbruch gemahnt hätten.

Leider sollen es nur Wenige sein, die vorwärts streben, und obwohl das Land bei dem Reichtum an Wasser und dem tropischen Klima alle Gewächse der wärmeren Zone in Massen erzeugen könnte, ist die einst hier blühende Zuckerrohrcultur in starker Abnahme begriffen, die herrlichen Früchte werden nicht verwertet, der Fischreichtum nicht ausgenützt. Nur die Baumwollcultur soll in letzter Zeit Fortschritte machen und die Viehzucht gedeiht vortrefflich, namentlich da, wo höher gelegene Weiden während der Zeit der Überschwemmungen das Vieh gut zu ernähren gestatten. Zwei deutsche Landsleute hatten hier einen riesigen Viehrancho ererbt und nicht weniger als 16000 Rinder tummelten sich auf ihrem weit ausgedehnten Besitz und brachten ihren Herren reichen Gewinn, der sie entschädigen musste für das einsame Leben, das sie hier in dem abgelegenen Städtchen führten.

Von dem schier unglaublichen Fischreichtum der dortigen Flüsse sollten wir uns am Nachmittag bei der Rückfahrt noch selber überzeugen. Nur zweimal warfen unsere Indios die mitgebrachten Netze aus und fast im selben Augenblick zogen sie sie wieder heraus, so voll von Fischen, dass sie nur mit grosser Mühe das Netz ins Boot zurückbrachten, nicht weniger als 17 und das zweite Mal 22 grosse, sechszig bis siebenzig Centimeter lange Fische waren das Ergebnis dieses Fischzuges, nachdem alle kleineren dem feuchten Element zurückgegeben waren.

Sie mundeten uns am Abend herrlich, aber nur 5 davon behielt die Wirtin, die anderen 34 überliessen wir den Indios, die gar nicht sonderlich erbaut davon schienen und nicht wussten, was sie mit der reichen Beute anfangen sollten. Die scheusslich aussehende, grosse Eidechse schien ihnen begehrenswerter zu sein. — Wie leicht wäre es für dieses grosse, katholische Land, das im Innern wenig Fische birgt, weil die Indios das Wasser vergiften, um die vorhandenen Tiere bequemer fangen zu können, wie leicht wäre es, hier durch Trocknen und Salzen oder Räuchern eine billige

Fastenspeise herzustellen, die den Bewohnern dieser Flussniederungen grossen Wohlstand bringen könnte, und wenn nicht in Mexico, so sicherlich in Cuba und Portoriko, wo der getrocknete Stockfisch aus Canada der bacalauos, zur täglichen Speise der Bewohner geworden ist, leichten Absatz finden würde. Aber das Leben ist so leicht, die Natur erzeugt zu viel, die Bedürfnisse sind so gering, der Indio denkt nicht daran, sie zu vermehren und deshalb mehr, als ihm gut scheint, zu arbeiten.

Auf der Rückfahrt machten wir noch einmal Jagd auf Krokodile und wohl ein Dutzend dieser scheusslichen Amphibien kam uns so nahe, dass wir darauf schiessen konnten. Ob und wie viel von den Ungeheuern ins Gras gebissen haben, ist schwer zu sagen, da sie sofort in die Tiefe gehen und auch, wenn die Kugel den Panzer durchdrungen, sich am Grunde festbeissen und erst später an die Oberfläche kommen. Übrigens sollen die Haifische, die zeitweilig bei Sturmflut weit in den Strom hinaufkommen, die gefährlichsten Gegner dieser gepanzerten Untiere sein. Es wurde uns von glaubwürdigster Seite versichert, dass diese gefrässigen Räuber des Ozeans ohne Weiteres den Kampf mit dem Alligator aufnehmen und fast ausnahmslos siegreich durchführen, indem sie, auf dem Rücken liegend, blitzschnell unter dem Gegner herschwimmen und ihm grosse Stücke aus den weichen Bauchteilen herausbeissen.

Der nächste Tag war der Hochwildjagd gewidmet. Alte Freunde des Herrn S. hatten uns einen Dampfer zur Verfügung gestellt und für Treiber und gute Hunde im Jagdrevier gesorgt, sodass wir eine interessante, nicht gerade übermässig anstrengende Jagd vor uns hatten.

Erst gegen 11 Uhr kamen wir, — einer unserer hiesigen deutschen Landsleute und ein junger Advokat aus Mexiko mit seiner Frau, einer Französin, begleiteten uns, — nach interessanter Fluss-Fahrt vor einem Indianerdorfe an, das

oben auf den Sanddünen gelegen, mit Kokospalmen, Bananen, Mango- und Feigenbäumen umstanden, das Bild eines ächten Tropen-Dorfes darbot. Zahlreiche Krokodile, einzelne grosse Schildkröten hatten wir bereits auf der Fahrt im Schlamm des Ufers oder auf den Baumstämmen liegen sehen, allenthalben waren die Tränkplätze der Haustiere durch starke Palisaden gegen die gefährlichen Amphibien geschützt, weil Hunde und Schweine, auch Kälber von den gefrässigen Ungeheuern mit Vorliebe in die Tiefe gezogen werden. Während unser ortskundiger Begleiter seine Hunde zusammenblies und die Indianer der benachbarten Hütten veranlasste, sich mit ihren einläufigen Flinten zum Rendezvous einzufinden, war für uns in einer luftigen, offenen, mit Palmenwedeln gedeckten Halle zwischen zwei begrenzenden Hütten das Frühstück bereitet. Es war der Alkalde und Gastwirt des Ortes, in dessen Villa wir uns hier einfanden, aber sie hielt den Vergleich mit dem behaglichem Heim unseres gestrigen Gastgebers nicht aus. Zwar waren auch hier Tische und Stühle vorhanden — letztere in der hier üblichen Manier, Sitz und Rückenlehne mit einem Stück Ochsenhaut überspannt, — auch Teller, Messer und Gabeln und Gläser waren vorhanden; aber sonst war alles in indianischer Weise aus Bambus erbaut, z. T. mit Lehm beworfen, das Dach mit Palmblättern gedeckt und Hühner und Schweinchen schienen in dem Herrenhause mit den Kindern die gleichen Hausrechte zu teilen. Ich hatte den Platz vor der Tafel und konnte nach allen Seiten Umschau halten.

Zu meiner Linken schweifte der Blick von der hohen Düne über den glitzernden Strom in die weite, unendliche Ferne, über die Savannen hinweg bis zu den blauen Bergen der Randgebirge, eine prächtige junge Kokuspalme mit ihren 4—5 Meter langen, vornehmen Wedeln schloss das Panorama auf der einen Seite ab. Dicht vor der Hütte war die Haut eines frisch geschlachteten Ochsen zum Trocknen auf der Erde ausgespannt und einige hungrige Aasgeier kamen, trotz allen Verscheuchens, immer wieder,

um die wenigen Blut- und Fleischreste von dem Fell abzunagen. Auf einem Bambusgerüst waren die schmalen, dünnen Fleischstreifen zum Trocknen in die Sonne gehängt und lockten zahllose Fliegen an.

Auf der anderen Seite der Hütte bereitete ein riesiger Feigenbaum einigen Schatten mit seinen frisch sprossenden Blättern; armdicke Luftwurzeln strebten zur Erde, schliesslich mit dem Stamm verwachsend und jene wunderbar geformten Holzmassen bildend, deren riesiger Umfang zuerst grossen Eindruck auf den Beschauer macht. Hohle Baumstämme, etwa 1 Meter lang, auf beiden Seiten mit Lehm verstopft, waren als praktische Bienenkörbe an den Zweigen aufgehängt. Weiter im Dorfe waren Stärkefabriken der einfachsten Art vorhanden, in denen man das Mehl der Jucca-Wurzel (Jatropa manioc) ausquetschte, in grossen Trögen wusch und dann auf Matten in der Sonne trocknete.

Herrliche Ananas, so schön und saftig wie ich sie nie wieder gegessen, wuchsen in Unmassen bei den Hütten und wurden uns fast geschenkt. — Wie leicht wäre es, sie hier, so nahe dem Hafen, zu verschiffen und aus ihnen, wie aus den Früchten der Kokospalmen lohnende Ausfuhrartikel zu machen. Trägt doch die Kokospalme hier bereits nach 5—6 Jahren allmonatlich einen Büschel von 10—12 grossen Nüssen jahraus jahrein ohne alle Pflege. Auch würde, wie mir Sachverständige versicherten, das Öl der Kokusnüsse mit Leichtigkeit an Ort und Stelle gewonnen und zu lohnender Seifenfabrikation verwendet werden können, da der Zoll auf Seife sehr hoch, ihre Produktion im Inlande also sehr gewinnbringend ist.

Wohl eine Stunde lang marschierten wir nachher am Abhang der Dünen entlang, von der tropischen Mittagssonne erbarmungslos angelächelt und freuten uns, vor einer grossen Indianerhütte im Schatten eines Magnolienbaumes, Halt machen zu können, bis die Treiber mit schnellen Sprüngen in den Dünenbergen verschwunden waren.

Der Besitzer dieser Hütte war eine besonders interessante Persönlichkeit. Liebenswürdig und freundlich wie alle diese Leute, lud er uns natürlich ein, von seinem Hause und Allem, was darin sei, Besitz zu nehmen — eine spanische Höflichkeitsphrase — brachte dann selbst gezimmerte Stühle, mit Ochsenhaut bespannt, in den Schatten des Baumes, reichte uns Wasser und Früchte zur Erfrischung und erteilte uns feierlichst die Erlaubnis in seinen Jagdgründen zu jagen.

Während dessen hatte seine Grossmutter oder Schwiegermutter, eine hochgewachsene, runzelige Matronengestalt, von der die Treiber behaupteten, dass sie über 100 Jahre alt sei, eine Cigarre rauchend, am Eckpfosten des Hauses gelehnt und uns alle scharf gemustert. Sie sprach kein Wort, nur als einer von uns entzückt von der üppigen Vegetation und der herrlichen Lage den Grundherrn fragte, ob er sein Landgut nicht verkaufen würde, schüttelte sie energisch das graue Haupt.

Ich erfuhr erst jetzt, dass diese einfache Rothaut zu den Grossgrundbesitzern des Landes zähle und wohl das Recht gehabt hätte, uns das Jagen in seinem abgeschlossenen Revier zu verbieten. Nicht weniger als zwei und dreiviertel Quadratleguas zusammenhängenden Landes mit Wald und Weiden waren sein angestammter Besitz, — das ist eine Herrschaft von etwa 20,000 preussischen Morgen, auf denen Zuckerrohr, Mais, süsse Kartoffeln, Kakao, Ananas, Kokosnüsse und Früchte aller Art in Unmassen hätten gezogen werden können, auf denen die schönsten Cedernhölzer schon jetzt nahe am schiffbaren Wasser wuchsen, auf denen für Tausende von Rindern gesunde, reichliche Weide vorhanden ist, selbst wenn rundum die Flussniederungen mit dem schlammigen Wasser des Stromes bedeckt sind.

Bis jetzt nutzte der Mann dieses Kleinod natürlich so gut wie gar nicht aus. Einige 20 Morgen Landes mochten von ihm und seinen Hirten mit Mais und süssen Kartoffeln bebaut sein, einige Kokospalmen wuchsen von selber, Bananen,

Ananas und Orangen spendeten reiche Erträge fast ohne alle Pflege, der Fluss lieferte mühelos Unmassen von Fischen und das herrlichste Wasserwild, Enten, Schnepfen, Wasserhühner konnte der Mann im Schatten des Mangobaumes vor seiner Hütte sitzend am nahen Strande schiessen. Etwa 400 eigene Rinder wateten in dem meterhohen Grase umher und mästeten sich ohne alle Beaufsichtigung. Mussten dann die Besitzer der Niederungen ihr Vieh vor den Fluten der Überschwemmung schützen, so nahm er sie für geringes Kostgeld auf seinen hochgelegenen Weiden auf.

Ein beneidenswertes Dasein! — Ob der Mann glücklicher gewesen wäre, wenn er, was nach unseren volkswirtschaftlichen Anschauungen selbstverständlich war, angefangen hätte, diesen herrlichen Besitz in Zuckerrohrfelder zu verwandeln, oder Kokoshaine, Ananas-Kulturen etc. angelegt hätte und mit seinen Erzeugnissen auf den Weltmarkt hinausgetreten wäre? Oder hatte die alte Grossmutter mit ihrem energischen Protest Recht, indem sie den Mann festhielt in dem Kreise, in dem er gross und grau geworden? Was sollte der Mann anfangen mit den 16,000 Pesos, die ihm, wie er uns später eingestand, vor Kurzem für seinen Besitz einschliesslich seiner Heerden geboten worden waren? Der Mann that gut zu bleiben, was er ist und es ist zum Mindesten einseitig, den Vorwurf der Trägheit, der Indolenz, der Energielosigkeit gegen diese Leute zu schleudern, die vorläufig nicht fähig sind, die Vorteile der sogenannten Kultur zu geniessen.

Die Zeit wird kommen und bei dem schnellen Wachstum der Menschheit vielleicht recht bald kommen, wo diese den homerischen Fürstengestalten gleichenden patriarchalischen Erscheinungen keine Daseinsberechtigung mehr haben und erbarmungslos unter die Füsse getreten werden, wenn sie sich dem Fortschritt entgegenstemmen.

Diese und ähnliche Gedanken hatte ich reichlich Zeit weiter zu spinnen, als ich mit meiner Büchse im Arm, bis an die Brust im hohen Grase stehend, an den Stamm einer

niedrigen, schattigen Ölpalme lehnte und gehorsam den Weisungen des Jagdherrn, nach dem sonnigen Rande der Dünen starrte, von denen das von den Treibern aufgescheuchte Wild kommen sollte. In Gedanken baute ich schon Feldbahnen den üppigen Thalzug entlang, um das Zuckerrohr zur Faktorei zu bringen, pflanzte Cedern und Cocospalmen an die sandigen Abhänge und überlegte, ob der Transport von Ananas hier nur eine Tagereise von der Hauptstadt von Mexico — nur wenige Stunden von Vera-Cruz — entfernt, wohl lohnend und möglich sein würde, — ich hatte Hirsche, Jaguar und Puma, Klapperschlangen und was ich sonst noch Alles hier hätte schiessen sollen und können, völlig vergessen, als plötzlich neben mir ein Schuss fiel und in einiger Entfernung ein zweiter und die Hunde laut bellend den Abhang herunterstürzten.

Die Jagd wurde abgeblasen. Ein einziger starker Hirsch war aus dem Dickicht aufgejagt und durch einen glücklichen Schuss auch zur Strecke gebracht.

Das war Alles! und all' meine vorsichtigen Überlegungen, wie ich die grossen Katzen empfangen wollte, wenn sie ihr böses Geschick durch das hohe Gras gerade zu mir geführt hätte, waren vergeblich gewesen.

Wir trösteten unsere Freunde in Vera-Cruz nachher mit dem bekannten Witze, dass nach dem neuesten mexicanischen Jagdkalender Löwen und Tiger 2 Monate vor Weihnachten Schonzeit hätten.

Auch ein zweites Treiben, das trotz der Sonnenglut in einem mit Palmen prachtvoll bestandenen Thalkessel angestellt wurde, hatte kein anderes Resultat, als dass unsere Büchsen kalt blieben. Ein Rudel Wildschweine, von der kleinen Art mit Moschusdrüsen, wurde aufgespürt, brach den Treibern aber durch, die dann zwei der Tiere als eigene Jagdbeute mitbrachten und froh nach Hause schleppten, oder vielmehr zu dem Hirsch auf das Packtier legten.

Inzwischen hatte die im Dorfe gebliebene Gattin des Mexicaners mit ihrer Vogelflinte einige fusslange Eidechsen

von den Kokospalmen heruntergeschossen, ihre Kinder hatten kleine Schildkröten gefangen, so kehrten wir alle »befriedigt« von unserer Tropenjagd heim, die junge Frau offenbar herzlich froh, dass ihr Mann von keinem Jaguar zerrissen war, sondern schweisstriefend mit Revolver, Hirschfänger und Jagdgewehr vor ihr stand und ihr mit den lebhaftesten Gestikulationen erzählen konnte, dass kaum dreissig Schritt neben ihm — ein Anderer den Hirsch geschossen hatte. Dazu hätte man nun freilich den weiten Marsch in die Dünen des Papaloapan nicht zu machen brauchen, aber, da für mich die Jagd nur Mittel zum Zweck war, Land und Leute kennen zu lernen, so bereue ich den »Jagdausflug« nicht, bedaure nur meine freundlichen Leser, die wieder um den Genuss gekommen sind, die haarsträubendsten, lebensgefährlichsten Jagdgeschichten zu lesen. Überhaupt habe ich in der Beziehung Pech; denn es ist mir auf meinen weiten Wanderungen in Mexico und auf den Antillen bisher noch kein Strassenräuber, keine Giftschlange, kein Skorpion oder dergleichen begegnet, wie sie andere Reisende, selbst auf begangenen Wegen, zu finden pflegen und ihren Lesern mit deren Schilderung einen angenehmen Nervenkitzel verursachen können.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Obwohl hier keine amtlich befohlene Sonntagsruhe besteht, war kein Bootsmann zu bewegen, uns zu rudern und zu neuen Heldenthaten zu begleiten, so beschlossen wir denn, um 9 Uhr mit dem fahrplanmässigen Dampfer die Rückreise nach Alvarado und von da per Bahn nach Vera-Cruz anzutreten.

Zuvor folgte ich mit Herrn D. der Masse der geputzten Kirchgänger zur Hauptkirche des Ortes und bereute den Weg nicht.

Die ziemlich grosse, hochgewölbte Kirche war gedrängt voll von mehr oder minder Andächtigen. Der ganze lange Mittelraum des einschiffigen Gotteshauses war dicht besetzt mit knieenden Frauengestalten, von denen wir nur die Rückseite, das heisst ganz ausnahmslos nur die grauen, baum-

wollenen Rebozos sahen, die um Kopf und Schultern geschlungen bis auf die Knie herabhingen und zu den unentbehrlichsten Kleidungsstücken der Mexicanerinnen dieser Gegend gehören. Dazu bewegte jede dieser nonnenhaften Erscheinungen, auch das einfachste Indianermädchen, mit Anmut und Geschick ihren Fächer, und die jungen Herren, die oft in Hemdsärmeln an den Wänden herum standen, schauten ihnen eifrig zu.

Da die mexicanischen Messen still gelesen werden und nur aus den Bewegungen des Priesters zu erkennen ist, welchen Teil der heiligen Handlung er verrichtet, so hörte man in der grossen Versammlung keinen andern Laut als das Schreien einiger Babys, die hier, wie in allen spanisch-amerikanischen Ländern mit in's Gotteshaus genommen werden.

Der Dampfer brachte uns nachher in wenigen Stunden nach Alvarado, aber die Fahrt kostete noch einigen Alligatoren das Leben. Der junge Steuermann, ein gewandter Bengel, weit und breit als der beste Fischer und Jäger bekannt, schien die Lagerplätze der Tiere genau zu kennen, er fuhr an den betr. Stellen dem Ufer näher und liess den Postdampfer sogar langsamer fahren, um unserm Freund aus Puebla für sein kleinkalibriges Gewehr sicheren Schuss zu gewähren. Lang hingestreckt lagen die mächtigen Bestien am Ufer und ich nehme zur Ehre meines Jagdgenossen an, dass sie alle das tödtliche Blei in sich trugen, wenn sie nach dem Schuss blitzschnell im Wasser verschwanden.

In Alvarado, das von Weitem viel freundlicher aussah, als in der Nähe, warteten wir fast zwei Stunden auf das Einfangen und Anspannen der Maulesel, die unseren Salonwagen die ersten 30 Kilometer weit auf der Sekundärbahn ziehen sollten. Ein Indianerjunge, den wir mit einigen Silberlingen in den Ort schickten, um uns Brot und Wein zum frugalen Mittagsmahl zu holen, bewies uns durch sein Verschwinden, dass wir zu viel Vertrauen in die braunen Mit-

menschen setzten. Aber er wird der gerechten Strafe nicht entgehen, denn der Hotelier, gleichzeitig Alkalde des Ortes, versprach Herrn D., der nun persönlich bei ihm das Mittagessen holte, er wolle dafür sorgen, dass so vornehme Herren nicht ungerächt in seiner Heimat bestohlen würden.

Endlich setzte sich unser Zug in Bewegung! Er bestand aus einem einzigen offenen Eisenbahnwagen, in erste und zweite Klasse geteilt. Etwa 20 Reisende harrten der Beförderung und 2 kleine Maulesel wurden voreinander gespannt. Ich machte mich auf eine langsame Fahrt gefasst, aber ich muss die armen Mulas vielmals um Verzeihung bitten. Es mögen staunenswerte Leistungen sein, wenn vornehme Herren in 3 Tagen zwischen Wien und Berlin ihre edlen Pferde todthetzen; aber was diese armen, missachteten Tiere hier und namentlich in den Bergen leisten, verdient zum mindesten ebenso die Anerkennung und Bewunderung der Sportswelt. Von den Kletterpartien in den Bergen auf entsetzlichsten Wegen, mit schweren Lasten will ich jetzt nicht reden, aber den beiden Mulas vor dem Eisenbahnwagen will ich die verdiente Anerkennung zollen. 30 Kilometer dehnt sich diese Eisenbahn aus. In einer Stunde und 40 Minuten wird der Weg zurückgelegt. Die beiden ersten Tiere galoppierten mit dem schweren Wagen auf schlecht gelegten Schienen in der Sonnenglut der tropischen Mittagszeit die ersten 20 Kilometer in einer Stunde und 4 Minuten! Dann kamen frische Tiere, die den zweiten Teil des Weges hin und gleich wieder zurückmachten. Allerhand Hochachtung!

Fast bedauerten wir die schnelle Fahrt, denn auf der niedrigen, sumpfigen Landzunge, die zwischen den Lagunen und dem Meere sich nach Norden zieht, gedeihen die Palmen in allen Arten und Formen in einer Üppigkeit und Pracht, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Fächerpalmen der verschiedensten Art, Königspalmen und Ölpalmen wetteiferten miteinander und mit den übrigen Tropengewächsen an Schönheit und Üppigkeit ihres Wuchses und

bildeten fast geschlossene Palmenwälder. Buntfiedrige Papageien flogen auf, Krokodile lagen in den Sümpfen und reckten ihren gewaltigen Rachen gegen den Bahnkörper empor, ein Mitreisender will sogar eine Tigerkatze durch die Büsche haben huschen sehen.

Zeitweilig wurde die Landzunge so schmal, dass man die Brandung des Meeres auf der einen, die sumpfigen Wasser der Lagune auf der anderen Seite liegen sah. Dann erweiterte sich das Land, unendlich erscheinende üppige Weideflächen wurden sichtbar, die alle in den Händen einer einzigen Familie sind und Zehntausenden von vorzüglichen Rindern, hunderten von Pferden und Mauleseln zur saftigen Weide dienen und damit jeder intensiveren Kultur für lange Zeit entzogen sind.

Zuckerfabriken sahen wir in Ruinen liegen, es lohnt nicht mehr Zuckerrohr zu bauen und nur die hohen Schutzzölle sichern den in dieser Gegend noch bestehenden kleinen Kochereien leidlichen Nutzen.

In den Niederungen des Papaloapan war früher der Zuckerbau viel ausgedehnter, heute wird er fast nur zur Gewinnung von agua ardiente betrieben und zwar selten in grösserer Ausdehnung. Oft pflanzt man nur wenige Reihen, keine zusammenhängenden Flächen, und Zahlen über Erträge und Ausbeuten waren deshalb nicht zu erhalten. Gutes Land für eine Ausdehnung der Kultur ist sicherlich in vielen Teilen dieses Landstriches zu finden und bei Ingenio, an dem alten Rio de Caña, am Fusse des Vulkanischen Randgebirges soll in den Ländereien, die einst der Familie Cortez geschenkt wurden, die beste Zuckerkultur möglich sein, weil Wasserkräfte, reichliches Holz und gesundes Klima die Produktion unterstützen und die vorhandenen kleinen Häfen den Export erleichtern würden.

Aber zu einem Betriebe im Grossen, wie er heute allein für den Weltmarkt Bedeutung haben könnte, würden hier wohl schwerlich die nötigen Arbeitskräfte zu erhalten sein, da die Indier in diesen heissen Regionen, wo Bananen

und Kokosnüsse sie fast ohne Arbeit ernähren, zu ausgedehnten Zuckerrohrpflanzungen und zu regelmässiger Arbeit in den Fabriken wohl schwerlich zu bewegen sein würden.

Je näher wir der Hafenstadt kamen, desto dichter war die Gegend bevölkert und vielfach bildschöne Gesichter waren unter den Mischlingen sichtbar. Erst in der Nähe von Vera-Cruz wird auch eine Mischung mit Negerblut bemerkbar, aber in all diesen Küstenregionen macht auch der Indianer einen sehr viel vorteilhafteren Eindruck als in der Nähe der Hauptstadt. Die Hütten sind geräumiger, die Menschen meist sauberer und die Mädchen mit Blumen geschmückt und mit hellen Kattunkleidern bekleidet, sind schlanker und stattlicher als auf vielen Teilen des Hochlandes. Die Bevölkerung, obwohl durch den Reichtum der tropischen Vegetation entnervt und lässig geworden, ist doch im Allgemeinen besser situirt, hat mehr Freude am Besitz und scheint auch intelligenter zu sein, weil im Staate Vera-Cruz tüchtige Gouverneure mit Strenge auf Zucht und Ordnung hielten, auch die Schulen besser besucht sein sollen.

XI.

Aus den Silber-Minen von Pachuca.

Der Reichtum Mexicos an Silber und Gold war seiner Zeit eine der hauptsächlichsten Veranlassungen zu der schnellen Eroberung durch die Spanier. Was die alten Azteken bereits in primitiver Weise begonnen hatten, setzten die Sieger fort und hunderte von Minen wurden angelegt, um das kostbare Metall den Bergen des Hochlandes zu entnehmen. Man schätzt die gesamte Ausbeute seit der Eroberung auf etwa 4 Milliarden Pesos = 16 Milliarden Mark und rechnet, dass damit etwa 37 % der Edelmetall-Erzeugung der ganzen Welt geliefert wurde.

Noch heute ist in dem an Hilfsquellen so reichen Lande, man darf im Interesse der Bodencultur wohl sagen »leider« der Silberbergbau die wichtigste Industrie und seine Produkte liefern noch immer mehr als zwei Drittel der gesamten Ausfuhr des Landes.

Alte Minen sind verlassen, stets neue werden aufgefunden und der Bergbau ist unbestreitbar noch einer gewaltigen Ausdehnung fähig.

Pachuca ist heute »bonanza«, wie man sagt, d. h. besonders lohnend und ergiebig, einzelne Gänge und Minen liefern erstaunlich hohe Erträge und ich wollte das Land der Azteken nicht verlassen, bevor ich nicht diesem ältesten Minendistrikte desselben einen Besuch gemacht.

Von Ometusco zweigt die Nebenbahn von der grossen ferrocaril mexicano nach Pachuca ab. Derselbe Charakter

der Landschaft, wie er die von Mexico aus durchfahrene Hochebene kennzeichnet, bleibt auch hier unverändert. Unabsehbar bis zu den Kuppen der niedrigen Berge dehnen sich die wohlgepflegten Magueyfelder die »mexicanischen Weinberge« aus. Fast ohne alle Unterbrechung ist auf der 28½ engl. Meilen langen Linie nichts als diese mächtige, groteske Aloepflanze sichtbar.

Malerisch schön liegt die Minenstadt, etwa 8068′ über dem Spiegel des Ozeans in den Bergen der Sierra de Pachuca eingeklemmt. Weit hinauf in die kahlen, nur mit Cactus und Iucca-Palmen spärlich bewachsenen Felsen ziehen sich die niedrigen Hütten der Bergleute und allenthalben leuchten die hellen Gebäude der Minen aus den dunklen Schluchten hervor.

Etwa 30 000 Einwohner soll die Stadt jetzt zählen und, wie ich hörte, ist sie eine der reichsten Gemeinden, deren Einnahmen auf jährlich 200 000 Pesos geschätzt werden. Trotzdem geschieht für das Äussere der Stadt und das Wohl der Bürger so gut wie gar nichts. Nur die Stadtväter fühlen sich wohl bei den reichen Einnahmen des Stadtsäckels. Ein geradezu entsetzlicher Staub liegt handhoch in den ungepflasterten Strassen, die Wohnhäuser sind zumeist niedrige Steinkästen aus ungebrannten Lehmsteinen, gewöhnlich ohne Fenster, nur durch die offene Thür während des Tages Licht in das kahle Innere lassend.

Die Pulquerien und Schenken sind hier noch zahlreicher als anderswo — Geld wird ja genug verdient und wo sollte es der Indio besser anlegen, als in diesen vielbesuchten Eckhäusern, aus denen stets fröhliches Lachen erschallt.

Es ist eben hier, wie in den meisten Minenstädten. Diejenigen, denen der Ertrag der Bergwerke und Hütten zu Gute kommt, wohnen ihnen fern. Das Hazardartige der Edelmetallgewinnung bedingt es, dass stets eine ganze Gesellschaft gemeinsam den Grubenbetrieb beginnt. Die meisten Teilhaber wohnen dem Unternehmen fern, leben in

der Hauptstadt oder im Auslande, zahlen anfangs ihre Zuschüsse, nehmen dann gern die reichen Dividenden in Empfang oder quittieren über den Verlust und suchen das nutzlos vergrabene Gold in besseren Unternehmungen zu verschmerzen.

Mehr oder minder tüchtige Bergwerksingenieure, — die letzteren sollen überwiegen — verwalten die Gruben und wohnen an den Stätten, wo das wertvolle Erz zu Tage gefördert wird. Aber auch von ihnen ist die Mehrzahl nicht dauernd heimisch, sondern sucht in anstrengender Thätigkeit sich bald ein Vermögen zu erwerben, um sobald als thunlich den Minendistricten den Rücken zu kehren und den Ertrag ihrer Arbeit in der Hauptstadt oder in Europa in Ruhe zu geniessen.

So kommt es, dass in all diesen Städten recht wenig geschieht für den äusseren Comfort des Lebens und sich trotz der reichen Schätze, die man dem Boden entnimmt, keine wohlhabende Bevölkerung findet.

Das Silber kommt bekanntlich nur in Gängen und Adern mit anderen Mineralien vermischt im Gebirge vor. Die Gänge erweitern sich zeitweise zu breiten, ergiebigen Nestern, verengen sich aber auch zu nicht mehr abbauwürdigen, schmalen Bändern, sie nehmen nach der Tiefe meist an Metallreichtum zu, verlieren aber auch oft ihren Silbergehalt und der Zufall, das Glück spielen hier mehr als bei andern Bergwerksunternehmungen eine Rolle und können die besten und solidesten Berechnungen zu Schande machen.

Hat daher einer der Bergleute, die mit dem Suchen nach bonanza's ihre Mussestunden ausfüllen, Spuren eines reichen Erzganges gefunden, so sucht er nach zahlungsfähigen Genossen, um den Fund zu verwerten; denn das Bergrecht des Landes gestattet Jedem das Schürfen und dem Finder die Ausbeutung des Feldes.

Das Gesellschaftskapital zerfällt dann nach dem Gesetz in 24 baras, jede zu 100 Aktien. Den Findern werden zu-

meist 4 baras = 400 Anteile gegeben, die nachher gleich den Andern dividendenberechtigt sind, aber keine Einzahlungen zu machen haben und auch von Seiten des Fiskus steuerfrei bleiben. Die übrigen 20 baras müssen das Geld zusammenbringen, um das Grundeigentum zu erwerben und vorsichtig und sparsam arbeitend, den Gang in die Tiefe zu verfolgen.

Recht oft wird das Geld unnütz vergraben und der Schacht verlassen, wenn man 50 oder 100 Meter in die Erde eingedrungen ist und zugestehen muss, dass die Erze nicht reicher und nicht reichlicher werden. Dann sind die Aktien einfach wertlos, man hat sein Geld verspielt. Aber man hatte die Möglichkeit grossen Gewinnes — jedenfalls mehr als in der Lotterie!

So kommt es, dass diese Minenanteile, die bei Beginn der Arbeiten natürlich sehr billig sind, weil für jeden der 2000 Anteile vielleicht erst 1—2 Dollar ausgegeben sind, vielfach in die Hände von Leuten kommen, die kaum wissen, wo die Gruben liegen, die ihnen irdische Schätze bringen sollen. Selbst im Besitz deutscher Gouvernanten fand ich in der Hauptstadt solche Bergwerkspapiere! Sie zahlen regelmässig nach, je nachdem die Arbeiten im Schacht vorwärts schreiten. Wem dieses Nachzahlen zu viel wird, oder wer die Hoffnung verliert, dass eine reiche Ader gefunden werde, der hört auf zu zahlen und seine Anteile verfallen zu Gunsten der Gesellschaft. Wird aber der Erzgehalt reicher mit fortschreitendem Schachtbau, so sucht man die Kosten des Weiterbaues aus den gewonnenen Erzen zu decken. Die Zuschüsse hören dann auf; aber von Ertrag ist noch keine Rede, weil das Werk erst ausgebaut werden muss. Ist das aber geschehen, ist dann kein Wasser in den Schacht gekommen, der Gang nicht schlechter geworden, so werden zeitweilig enorme Ausbeuten verteilt und Anteilsscheine, auf welche wenige Thaler eingezahlt sind, haben wohl 1000 und mehr Thaler Kapitalwert erhalten und überreiche Zinsen gebracht.

In einem Lande, in welchem das Lotteriespielen so allgemein verbreitet ist, dass überall Loose von zweifelhaftestem Werte angeboten und verkauft werden, kann diese Art des Glücksspiels, welche die nationale Produktion unterstützt, noch gar nicht einmal als besonders verwerflich gelten. So bilden sich stets neue Gesellschaften und für jedes Unternehmen finden sich die Kapitalien, weil die grossen Gewinne einzelner verlocken.

Zu Pachuca wurde im Jahre 1557 von einem Bergmann Bartolomé de Medina der »proceso del patio«, das System der Amalgamation erfunden, bei dem durch Zusatz von Quecksilber etc. zu dem gemahlenen Erz auf kaltem Wege eine Ausscheidung des Edelmetalls ermöglicht wird. Noch heute ist dies Verfahren unverändert in den meisten Silberminen Mexicos üblich, weil zum Schmelzen der Erze das nötige Brennholz in den entwaldeten, kahlen Bergen fehlt und die Kohlen, — so lange die eifrigen Bemühungen, solche im Lande selber zu finden, nicht bessere Resultate liefern — zu kostspielig sind.

Namentlich in dem hoch und den nordamerikanischen Kohlengruben fern gelegenen Pachuca ist die alte Methode der Amalgamirung noch immer überwiegend, während in den nördlichen Minendistrikten, in San Louis Potosi und Monterey das Schmelzverfahren neuerdings grosse Fortschritte gemacht hat, und auch minderwertige Erze mit Vorteil ausnutzt, nachdem die nordamerikanische Zoll-Gesetzgebung die bleihaltigen Erze mit hohen Zöllen belegt und sie, die bis dahin den silikathaltigen Erzen der Rocky mountains in Menge zugesetzt wurden, um leichteres Schmelzen zu erreichen, im Lande verbleiben müssen.

So wie in Mexico der Landbau vielfach noch in der alten Weise mit dem uralten, hölzernen Pflug, dem Holzbalken als Egge, dem zweirädrigen hölzernen Karren und dem Ochsenjoch betrieben wird, so ist auch der Silberbergbau vielfach noch mit den alten Arbeitsweisen und Geräten üblich, wie sie vor nahezu 400 Jahren ausgebildet wurden.

Grossartige Schachtanlagen, Fördermaschinen und Pumpwerke sind noch in der verschwindenden Minderheit und es giebt noch immer ausgedehnte Gruben, auf denen das schwere Erz auf dem Rücken der Peonen an das Tageslicht gefördert wird auf Leitern, die nichts sind als Holzstämme, in welche tiefe Einschnitte gemacht sind, um den nackten Füssen der Indios Halt zu bieten,

Die Schächte sind gewöhnlich nicht tief, der Wasserzufluss kann recht oft mit Handpumpen bewältigt werden, die Kohlen sind übermässig teuer — 10 Dollar per Tonne — und die Maultiere und Esel, die man zum Transport derselben zu den unzugänglichen Minen gebrauchen würde, können viel vorteilhafter zum Drehen der Göpel und Seilwerke verwendet werden, mit denen man die Förderung besorgt.

So steigen denn die Bergleute noch recht häufig, selbst in grossen Minen, auf den alten Holzleitern in die Tiefe, Talglichte dienen ihnen zur Erleuchtung der düsteren Gänge, von einem Verzimmern ist bei der Festigkeit des Gesteins keine Rede und an Ventilation oder dergleichen denkt Niemand.

Das Erz wird in rohe Ochsenhäute geschüttet, die mit Riemen und Stricken zusammengeschnürt werden und an langen, mächtigen Seilen windet man durch Göpelbetrieb die mit etwa 3 Centner Erz gefüllten Tierbälge herauf, um sie dann in kleinen Eisenbahnwagen aus dem horizontal verlaufenden Stollen an's Tageslicht zu befördern. Eine höchst primitive, aber wie man behauptet, oft noch recht lohnende Arbeitsweise, da es sich bei so wertvollem Rohstoff immer nur um verhältnismässig kleine Mengen handelt und für deren Bewältigung vervollkommnete Beförderungsmittel keineswegs immer vorteilhaft sind.

Maultiere und Esel nehmen das Erz, wenn es beim Schacht zerschlagen und gewaschen und nach seiner Güte ausgesucht ist, auf den Rücken und schleppen ihre Karga

gleich 3 Centner auf den miserabelsten Saumpfaden zu Thal zur Hazienda de beneficio, zur Hütte.

Drahtseil- oder Feldbahnen anzulegen ist bei der Zerklüftung des Terrains nur selten möglich und die armen Langolire sind bei ihrer bekannten Genügsamkeit und Zähigkeit immer noch die billigsten Transportmittel. Man braucht ihretwegen nicht einmal den Weg anzulegen oder zu verbessern, sie klettern über Stock und Stein, bergauf, bergab und schaut man von einem freien Platze der Stadt zu den Bergen hinauf, so sieht man allenthalben diese unentbehrlichen Lasttiere in langen Reihen an den Hängen herumklettern und das edle Metall zu Thal schleppen.

Die haciendas de beneficio sind meist am fliessenden Wasser am Abhang gelegen, aus den alten Zeiten der ladrones her noch mit hohen Mauern, Türmen und Schiessscharten versehen, gleichen sie kleinen mittelalterlichen Festungen und mittelalterlich ist auch die Art und Weise, wie in den älteren von ihnen noch immer gearbeitet wird.

Das Erz kommt zuerst in grosse, alte Mühlen, um es oberflächlich zu zerkleinern. Drei Pferdchen ziehen, im engen Kreise herumlaufend, direct an dem Balken, um den sich die mächtige Steinwalze dreht, die das Erz zermalmt. In der Mitte der Mühle ist ein kegelförmig abgeschrägtes Sieb um den Standbalken angebracht, gegen welches während der langsamen Umdrehung das Erz geworfen wird, so dass die feineren Teile direkt in die unter dieser ersten Mühlenstation stufenförmig am Berge liegende zweite Mühle laufen. Hier wird die zerkleinerte Masse unter Zusatz von vielem Wasser ganz fein gemahlen, doch sind auch diese »Mühlen« die allereinfachsten, die man sich denken kann.

Ein aufrechtstehender, runder Balken wird durch eine Zugstange von 2 Eseln in drehende Bewegung gesetzt; an dem Balken sind vier kurze Querhölzer befestigt, und an jedem von diesen ist mittelst Stricken ein grosser, schwerer Stein angehängt, der fortdauernd durch die breiige Erzmasse geschleift dieselbe auf der harten, untermauerten Unterlage

so fein zermahlt, wie es bisher die besten Erzmühlen nicht fertig gebracht, doch ist die Tagesleistung solcher Mühle nicht mehr als 4 Ctr.

Das fein zermahlene Erz läuft nun in ein Sammelbassin, um dann im freien Hof (patio) weiter verarbeitet zu werden. Etwa 600 Kargas werden hier auf einen Haufen gebracht, um dann von 20 bis 24 Pferden und Maultieren, die mit Stricken aneinander gekoppelt täglich etwa 8 Stunden im Kreise herumgetrieben werden, in 4—6 Wochen, je nach der Sonnenwärme, durchgeknetet zu werden. Unter Zusatz von Quecksilber, Salz- und Kupfersulphat wird dabei das Silber allmälig in Amalgam übergeführt und nachher durch ein einfaches Auswaschen als solches gewonnen.

Man behauptet, dass diese Bearbeitung mit den Füssen der Tiere noch immer die besten Resultate gäbe und bisher durch keinerlei Maschinen ersetzt werden könne; aber der Anblick dieser armen, abgetriebenen Geschöpfe, die hier, von den Stricken blutig gescheuert, bis zum Knie in den zähen Schlamm herumgehetzt werden, ist ein geradezu mitleiderregender. Sie sollen die Arbeit auch durchschnittlich nur ein Jahr aushalten, dann gehen sie an Huffäule etc. zu Grunde, und man nimmt deshalb nur billige, alte Kreaturen, die man hier zu Tode hetzt. — Wer nachher das glänzende Metall im Gebrauch hat, ahnt meist gar nicht, wie viel menschliches und tierisches Elend seine Gewinnung verursachte.

Dass die Arbeiter in den Minen durchweg Indianer sind, ist wohl selbstverständlich, sie arbeiten jetzt meist im Stücklohn; die Hauer verdienen in den besseren Gruben 1—1½ Dollar pro Tag, die Schlepper ca. 65 centavos, die Arbeiter über Tage 35—90 centavos. Das alte partido (Anteils) System hat sich nicht bewährt. Dabei erhielten die Hauer 50 centavos festen Lohn und 8 pCt. vom Erz, mussten aber das Dynamit liefern. Viele arbeiteten jedoch nur so viel, um das Geld für den Sprengstoff zu verdienen, die weiteren 50 cts. genügten ihnen zum Leben und, was das Schlimmste war, sie nahmen nur das allerbeste Erz,

sodass weniger gute Gänge nur mit Verlust zu bearbeiten waren. Ein Beweis, wie alle diese vielgerühmten Löhnungsmethoden nur da am Platze sind, wo eine intelligente Arbeiter-Bevölkerung ihre Vorteile zu nutzen versteht.

Hatte ich in Pachuca die alten und, wie es scheinen möchte, veralteten Arbeitsweisen kennen gelernt, so ritt ich am nächsten Morgen mit meinem Gastfreunde, einem deutschen Bergwerksdirektor, über die Berge nach dem berühmten Real del Monte, einem kleinen, schön gelegenen Minenstädtchen, dem Hauptsitze der grossen Real del Monte Kompagnie, die noch jetzt etwa 300 Gruben in Betrieb hat, z. Zt. die reichsten, bis zu 300 Mark haltenden Erze fördert und in den letzten 30 Jahren etwa 50 Millionen Dollar Ausbeute gewonnen, aber auch ca. 30 Millionen für Neu-Anlagen, Wegebauten und Wasserleitungen verausgabt hat. Hier hat man die alten Arbeitsweisen verlassen und ist zu soliden Schachtbauten und guten Maschinen übergegangen, besitzt sogar die grösste Bergwerksmaschine, die bisher in Amerika arbeiten soll, eine mächtige Pumpe von 1000 Pferdekräften. Sie ist deutschen Ursprungs, von der sächsichen Maschinenfabrik Hartmann Chemnitz erbaut und arbeitet, trotz der missgünstigen Prophezeihungen der Engländer und Amerikaner ganz vorzüglich. Auch andere Förder- und Bergwerksmaschinen sind seitdem mehrfach von deutschen Fabriken bezogen worden, ebenso wie die amerikanischen Stahlwalzen an den neueren Erzmühlen durch Gruson'schen Stahl ersetzt werden mussten, da das amerikanische Fabrikat zu weich war und die Erze durch Abgabe von Eisen verdarb. Sonst überwiegt leider noch immer amerikanischer und englischer Einfluss, weil sehr viel dortiges Kapital in diesen, trotz Silberentwertung Gewinn bringenden Unternehmungen angelegt ist.

Die reinste Steppenvegetation umgab uns, als wir direkt über die Berge auf halsbrecherischen Saumpfaden, an entsetzlichen Abgründen vorbei, mit dem herrlichsten Ausblick in die weite mexikanische Hochebene den Rückweg an-

traten und doch bergen diese kahlen Klippen und Felsen unermessliche Schätze, die wohl noch für Jahrhunderte den mexikanischen Silberminen einen der ersten Plätze auf dem Weltmarkt sichern werden. Und so wie es hier, ist es vieler Orten, und in einzelnen, jetzt dem Verkehr sich erschliessenden Gegenden von Guerrero und Jalisco harren noch viel reichere Erze der zweckmässigen Ausbeutung und Verwertung.

Freilich kann die starke und wohl noch fortschreitende Silberentwertung einer schnellen Ausdehnung der Produktion im Wege stehen; aber noch heute lohnt es, mit Hülfe der neueren Conzentrierapparate minderwertige Erze, die sonst auf die Halden geschüttet werden, zur Amalgamierung vorzubereiten und mit dem Schmelzverfahren könnten erst recht gewaltige Erzmassen, die es heute bei den primitiven Methoden nicht lohnt zu verarbeiten, verwertet werden, wenn die neuerdings mehrfach entdeckten und durch das wachsende Eisenbahnnetz verwertbaren Kohlenlager des Landes wirklich das halten, was sie versprechen.

Die Silberentwertung thut auch den Bergwerken noch nicht so viel Schaden, weil die unbeschränkte freie Münzprägung in Mexico besteht und das meiste Silber in die Münzstätten wandert und als Geld den Minen zur Verfügung steht. Löhne und Mieten, Zinsen und Pächte werden aber noch immer und vielleicht noch für längere Zeit in der alten gewohnheitsmässigen Höhe mit Silber-Dollar bezahlt, weil die grosse Masse der Bevölkerung von dem lebt, was das Land bietet, sodass die Unkosten der Minen noch immer die gleichen geblieben sind wie früher, nur was sie als Gewinn verteilen, hat geringeren Wert. Die vom Auslande eingeführten Waaren, die mit dem entwerteten Silber bezahlt werden müssen, hängen aber bei den enormen Zöllen in ihren Preisen weit weniger als in anderen Ländern von dem Werte des internationalen Zahlungsmittels ab. Die Regierung hat bisher von dem Rückgang des Silberwertes mehr Nachteil als die Minenbesitzer, weil sie ihre Zinsen an das Ausland in Gold zahlen muss und nur Silbergeld besitzt.

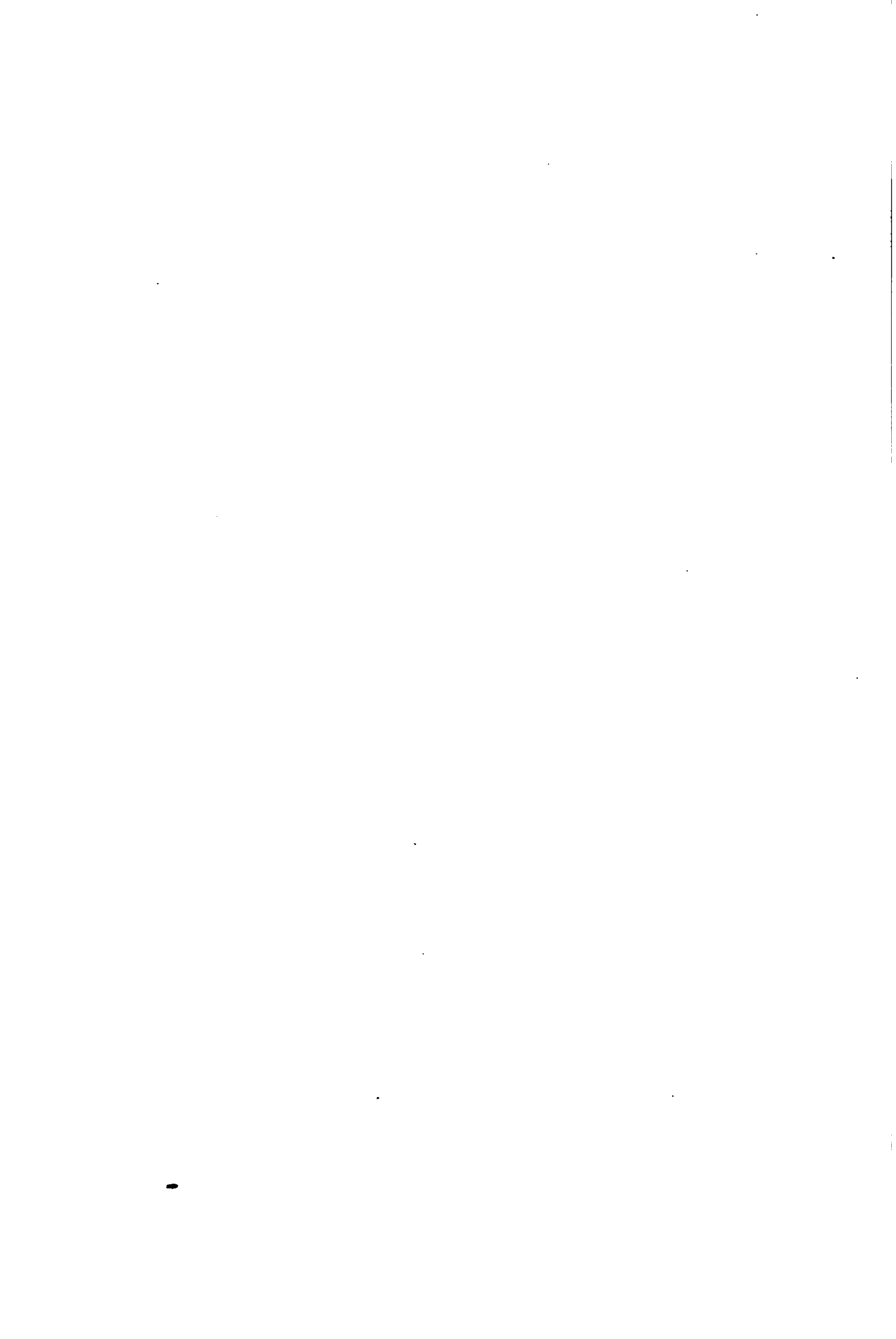
Für die heute schon in der Nähe von Puebla, Orizaba und an anderen Orten aufblühende Industrie, für den Kaffee- und Plantagenbau des Landes ist aber der Rückgang im Werte des Silbers ein ungeheurer Anreiz zu schnellerer Ausdehnung; denn erstere wird durch die entwertete Valuta besser als durch alle Schutzzölle vor ausländischem Wettbewerb geschützt und letzterer erhält in dem von Europa und Amerika gezahlten Goldgelde eine um so grössere Kaufkraft im eigenen Lande.

Der jüngste Rückgang im wirtschaftlichen Leben Mexicos war weniger durch die geringere Rentabilität des Silberbergbaues als dadurch bedingt, dass zwei hinter einander folgende, fast absolute Missernten zu starken Maisimporten aus Nordamerika zwangen und viele, viele Millionen Dollar über die Grenzen entführten, nur um das tägliche Brod für die grosse Masse des Volkes zu beschaffen.

Dass aber das alte Kulturland der Azteken nunmehr, trotz der Silberentwertung einer baldigen, besseren Zukunft entgegen geht, davon bin ich überzeugt.

III. Theil.

Von den Antillen und Venezuela.



I.

Aus Kuba.

Am dritten Morgen, nachdem unser Dampfer die Rhede von Veracruz verlassen und in herrlicher Fahrt die blauen Fluten des Mexicanischen Golfes durchfurcht hatte, näherten wir uns langsam der Hauptstadt der Insel Kuba.

Die schwüle Luft trieb mich frühzeitig an Deck und ich sah nun zuerst im blassen Lichte des Mondes, dann umstrahlt von dem immer heller und röter werdenden Schein der Morgensonne die Umrisse des schönen Eilandes vor mir. Palmen hoben sich von dem niedrigen Bergrücken scharf und klar gegen den rosig erglühenden Himmel ab, die Türme und Kuppeln von Habana ragten aus dem grauroten Nebel hervor, der die Stadt noch umhüllte, an den Korallenfelsen des Ufers rauschte die weisse Brandung empor, und als die Sonne rasch und plötzlich in voller Pracht hinter den Palmenhügeln auftauchte und die enge Einfahrt zwischen den Kanonen gespickten Hafenforts beleuchtete, war der Anblick unbeschreiblich schön.

Dem Seefahrer, der tagelang auf einsamem Meere geschwommen und nichts gesehen hat als die ewig gleichbleibende, scheinbar so nahe liegende Grenzlinie des Horizontes, ist ja jedes Land ein hochwillkommener Anblick; aber es ist doch etwas anderes, ob man sich den im Nebel verschwimmenden, langsam in Schlick und Schlamm zur Nordsee sich senkenden, flachen Küsten der Wesermündung nähert, oder ob ein herrliches Tropenbild den Ankömmling

empfängt und stolz und steil die Felsen aus dem Salzwasser aufsteigen, dem Anprall der Wogen trotzend und dem Schiffer in wohlgeschützter Bucht sicheren Ankergrund bietend.

Mit ganz anderen Hoffnungen, mit weit froherem Mute zieht der Fremde dem schönen Lande entgegen — und das Bild, das vor mir lag, durfte die Erwartungen auf das weltbekannte Habana schon ziemlich hoch spannen.

Eng und schmal und von spanischen Kanonen wohl bewacht, ist die Einfahrt in die prächtige, weite Hafenbucht, dicht ans Ufer heran drängen die Lagerhäuser, Zollschuppen und Kasernen, reges Leben herrscht am Strande, zahlreiche Schiffe, auch drei kleine glänzend weisse Kriegsschiffe liegen im Hafen, und der erste Eindruck ist durchaus der einer alten, reichen Handelsstadt.

Eine elende Droschke nimmt mich am Strande auf, nachdem ich endlich mein Gepäck in's Boot gebracht und trotz der frühen Morgenstunde in glühender Sonnenhitze an's Land gerudert bin.

Durch enge, schmutzige, entsetzlich schlecht gepflasterte Strassen führt mich das wackelige Fuhrwerk. Ein Geschäftshaus drängt sich an das andere, meist einstöckige, unscheinbare Steinkästen, aber, wie ein Blick in's Innere zeigt, weit ausgedehnt, mit Waaren gefüllt und zumeist dem Grosshandel dienend.

Die Strassen sind teilweise mit Zeltdächern überspannt, um die sengenden Strahlen der Sonne abzuhalten, und Beinkleid und leichtes Wollhemd sind die einzigen Kleidungsstücke, mit denen nicht blos die Arbeiter, sondern vielfach auch die Angestellten in den Geschäften ihre Blössen decken.

Endlich kamen wir aus den engen Strassen der Altstadt hinaus auf die freieren Plätze und Promenaden, die an Stelle der früheren Festungswerke Alt- und Neustadt von einander scheiden, und ein gutes Hotel mit hohen, kühlen Zimmern nimmt mich auf.

Kuba ist gleich Mexico eine spanische Kolonie. Auch letzteres Land war Jahrhunderte hindurch unter rot-gelbroter Flagge. In beiden Ländern wird noch heute Spanisch gesprochen, — und doch welch ein Unterschied zwischen Habana und Mexico! Auch Kuba war einst von Hunderttausenden von Indianern bewohnt, — aber wo sind sie geblieben? Von den fesselnden Strassenbildern, wie sie die Hauptstadt Mexicos grade durch seine Urbevölkerung bietet, ist hier keine Spur zu finden. Die alten Bewohner des Landes sind verschwunden, schwarze Hände importierten die Eroberer, um Kaffee-, Tabak- und Zuckerfelder zu bebauen; Schwarze und Weisse leben heute, wenn auch nicht gleich geachtet, so doch gleichberechtigt neben einander, die interessanten Gestalten der Rothäute fehlen hier gänzlich, nur vereinzelte Chinesen tragen noch dazu bei, das Farbengemisch der Bevölkerung etwas zu vervollständigen.*)

Und doch ist Habana eine überaus sehenswerte Stadt!

Freilich ist sie nicht mehr, wie Humboldt sie schilderte, eine der glänzendsten und imponierendsten Hauptstädte der Welt, freilich ist der grossartige Luxus, der übermässige Reichtum, der einst ihre Plätze und Promenaden belebte, geschwunden, — hinweggerafft durch den unseligen Bürgerkrieg, durch die Sklavenbefreiung und die Entwertung des Hauptstapelartikels, des Zuckers, aber trotzdem ist Habana die Hauptstadt des spanischen Amerika geblieben, ganz spanisch in seinem Äussern und spanisch in seinem Leben und Treiben.

Die schweren Wunden, die vor wenigen Jahrzehnten die Revolution geschlagen, beginnen zu heilen und wer heute entsprechend den Schilderungen, die damals berechtigt gewesen, ein von spanischer Tyrannei unterdrücktes, in all seinen Freiheiten beschränktes Volk zu finden glaubt, das vor den Zehntausenden spanischer Soldaten zittert, das

*) Die Weissen sollen etwa 65 pCt., die Farbigen 32.1, die Chinesen 2.9 pCt. der Gesamtbevölkerung der Insel ausmachen.

weder in Versammlungen noch in der Presse seine Meinung zu sagen wagt, der wird recht sehr, aber recht angenehm enttäuscht sein.

Zwar sieht man die kleidsamen, spanischen, graublauen Leinwandröcke mit roten oder grünen Aufschlägen recht häufig und nicht ohne Absicht scheint man die Regimenter mit klingendem Spiel durch die Strassen der Stadt zu führen; aber es sind zumeist Freiwillige, die regelmässig des Morgens ihre treffliche Musik auf dem »Prado« erschallen lassen, Freiwillige, die bei der allgemeinen Wehrpflicht nicht zu ständigen Soldaten ausgebildet und vom Staate unterhalten und gekleidet werden, sondern die sich selbst uniformieren und nach kurzer Ausbildung nur allmonatlich ein oder zwei Tage zur Übung oder zur Stellung der Wachen herangezogen werden. Nur die Hafenforts sind mit Linienregimentern besetzt, und hier, wie später in allen grösseren Städten der Insel, musste man diesen hübschen, frischen und strammen spanischen Soldaten volle Anerkennung für ihr öffentliches Auftreten zollen. Sie scheinen auch mit der Bevölkerung auf bestem Fusse zu stehen und werden sicherlich nicht mehr als die Tyrannen betrachtet, die so schnell als möglich aus dem Lande zu jagen Aufgabe jedes Patrioten sei.

Freilich besteht noch immer ein ziemlich weit gehender Gegensatz zwischen den Spaniern, die herüber kommen, um auf der schönen Insel Vermögen zu erwerben oder die wohldotierten Beamtenstellen einzunehmen und den Kubanern, den auf der Insel geborenen Spaniern, die jenen die bevorzugte Stellung nicht gönnen, aber es scheint, als ob mit den neueren Verwaltungsreformen die Gegensätze mehr und mehr schwinden.

Die Yankees thun zwar Alles, was sie können, um den Kubanern und der ganzen Welt den Glauben beizubringen, als ob allein in einem Anschluss an die glorreichen Vereinigten Staaten das Heil der Insel zu finden sei und reden sich selber so konsequent das Märchen vor,

dass Kuba von Natur zu der grossen Republik gehöre, deren schmalem Ausläufer Florida es doch so nahe liege, dass sie den baldigen Anschluss schon als nahe bevorstehend betrachten. Mich hat diese nordamerikanische Anmassung mehr als einmal geärgert; denn bisher haben die strebsamen Söhne der Union keine Veranlassung, sich einzubilden, dass unter ihrer bewährten Leitung alles emporblühen würde, und dass ihre Regierungsgrundsätze der spanischen Bevölkerung des Landes ganz besonders zusagen würden.

Amerikaner laufen zwar genug mit den Händen in den Hosentaschen in den wenigen, guten Gasthöfen herum, schimpfen auf die engen Strassen, auf die oft nur fussbreiten Trottoirs, das schlechte Pflaster und die glaslosen, vergitterten Fenster, zucken mitleidig die Achseln über das energielose, lässige Volk, wenn sie in den heissen Mittagsstunden die Laden-Inhaber in ihren Schaukelstühlen sitzen und wohl gar schlafen sehen. Es ist ihnen alles neu und anders als in dem modernen Musterstaate der grossen Republik und sie denken gar nicht daran, nach Erklärungsgründen oder nach der Berechtigung dieser oder jener Eigenart zu suchen. Sie können auch nicht begreifen, dass die Kubaner, die doch so nahe der Küste von Florida wohnen, es nicht einmal der Mühe für wert gehalten haben, »amerikanisch« sprechen zu lernen, — so schreibt es ein früherer amerikanischer Berufskonsul wörtlich in seinen »Kubanischen Skizzen«!

Dass man einem Amerikaner, der mit seinem Beutel voll Dollar herüberkommt, um das Land zu beglücken und sich zu bereichern, zumuten könne, spanisch zu lernen, dass fällt ihnen gar nicht ein, ebenso wenig wie sie sehen wollen, dass ihre lieben Landsleute, wenn sie auf der Insel heimisch werden, unter dem Einfluss des Klimas genau so erschlaffen wie die echten Kubaner.

Erkundigt man sich aber, was denn nun die Yankees bereits Grosses und Staunenswertes in diesem »Paradiese«, wie sie es zu nennen pflegen, geschaffen haben, ob das

grosse Geschäft in ihren Händen liege und dergleichen, so hört man fast stets, dass sie bisher wohl Kapitalien in nutzbringenden Unternehmungen angelegt haben, dass mancher Dollar herübergeschickt ist, um in Zuckerfabriken und Bergwerken zu arbeiten, dass aber alle grossen Geschäftshäuser sich in den Händen von Deutschen, Spaniern und Franzosen befinden. Die ersteren beherrschen den Grosshandel von Habana fast ganz, die angesehensten Firmen sind in Deutschen Händen, die Spanier und Franzosen leisten gleichfalls Ausgezeichnetes; aber von grossen, amerikanischen Häusern ist selten etwas zu finden.

Und doch senden die amerikanischen Zeitungen fortdauernd besondere Berichterstatter nach den Hauptplätzen der Insel, die dann zu erzählen wissen, was amerikanische Intelligenz, Energie und Klugheit alles schon geleistet und was sie leisten könnten, wenn das Land endlich den naturgemässen und ersehnten Anschluss an die Nachbarrepublik gefunden hätte. »Kuba unter amerikanischer Verwaltung«, so schrieb vor etwa 2 Jahren der Berichterstatter der New-Yorker »Tribune«, »würde heute das reichste, blühendste und gesundeste Land in der Welt geworden sein«. »Kaffee-, Zucker- und Tabakpflanzungen würden sich unter intelligenter, amerikanischer Leitung im Werte vervierfacht haben, das gelbe Fieber würde verschwunden sein« u. s. w.

Das ist doch ein wenig stark; denn bei aller Hochachtung vor dem, was sie in der neuen Welt geleistet haben, sollten sich die Anglo-Amerikaner doch sagen, dass sie daheim vor der eigenen Thüre im wahrsten Sinne des Wortes noch recht viel zu kehren haben, dass ihre Plantagenstaaten im Süden der Union keineswegs floriren und kein Grund vorliegt, ihre Verwaltung als ganz besonders nachahmenswert hinzustellen.

Das eine ist freilich zuzugeben: Kubas wirtschaftliche Interessen sind auf's Engste verbunden mit denen der Vereinigten Staaten.

Die Insel erzeugt als wichtigsten Ausfuhr-Artikel Zucker und all dieser Zucker, im Werte von 50—60 Millionen Dollar

jährlich, geht heute mit wenigen Ausnahmen auf den nord-amerikanischen Markt. Orangen, Bananen, Ananas und sonstige Früchte finden in New-York und den Gross-Städten des Ostens alleinigen Absatz, die Eisenerze aus den Minen im Süden der Insel werden ausschliesslich der Union zugeführt, und umgekehrt bedarf Kuba des nordischen Weizens, der dortigen Fleischwaaren und Conserven, weil das Land zur Erzeugung von Brodfrucht nicht geeignet ist, der Weizen nicht gedeiht und die Maisnahrung der mexicanischen Indios oder die Bananenspeisen der Bewohner von Portoriko hier auffallender Weise keinen Eingang gefunden haben, sondern man sich ebenso wie in den ehemaligen Sklavenstaaten der Union damit begnügt, nur den einen grossen Stapelartikel hier Zucker, dort Baumwolle auf den Hazienden zu produzieren.

Gegenseitiger Austausch zwischen Bedarf und Ueberfluss ist also für beide Länder selbstverständlich vorteilhaft.

Aber Amerika kann heute den kubanischen Zucker ebenso wenig entbehren, wie es den Absatz seiner überschüssigen, landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf der grossen Insel verlieren möchte.

Bisher hat nun freilich das Mutterland Spanien viel mehr seine eigenen Interessen, als die der Kolonie in seiner Handelspolitik vertreten, suchte zuerst seinen eigenen Boden-Erzeugnissen, seinem Weizen und Mehl, seinem Wein und Öl lohnenden Absatz zu sichern und belastete alle nicht spanischen Waaren mit hohen Eingangszöllen, während es umgekehrt dem kubanischen Zucker im eigenen Lande keinen freien Markt gewährte.

Es war daher erklärlich, wenn in den schlechten Zeiten des Zuckergeschäftes und vielfach noch heute die Stimmung gegen die spanische Regierung keine sonderlich günstige ist und wenn man unter dem Druck der öffentlichen Meinung schliesslich den Gegenseitigkeitsvertrag mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen hat, der seit Kurzem dem kubanischen Zucker zollfreien Eingang in den Häfen des Nordens sichert, dafür aber anderseits den amerikanischen landwirtschaftlichen

Erzeugnissen, sowie Eisen- und Stahlwaaren u. s. w. freie Einfuhr resp. ermässigte Zölle auf der Insel zugesteht.

Dadurch sind alle europäischen speciell die deutschen Interessen schwer geschädigt, weil nun ein Wettbewerb mit den zollbegünstigten nahewohnenden Amerikanern weniger leicht möglich ist — und die Kubaner sind dabei, was die Preise ihrer Bedarfsartikel anlangt, nicht besser gestellt als bisher. Denn ausser dem kubanischen geht heute auch aller sonstige Zucker zollfrei in die Hände des amerikanischen Zuckertrust, sodass Kuba keinerlei Vorzug vor anderen Ländern geniesst. Dabei halten aber ihrerseits die Herren Amerikaner die Preise ihrer Waaren, die sie jetzt in möglichst grossen Massen einzuführen suchen, hart an der Grenze, die durch den Wettbewerb des zollbelasteten Auslandes gezogen wird, sodass die Bewohner der Insel heute dieselben hohen Preise für ihr Brotkorn und Fleisch zahlen als vor dem Vertrage.*)

Will die Regierung wirklich die Interessen der Insel fördern, so wird sie m. E., nachdem sie das eigene Handelsmonopol durchbrochen hat, auch den anderen Ländern freiere, oder wenigstens billigere Einfuhr zugestehen müssen, weil sonst die der Regierung entgehenden Zolleinnahmen nur den amerikanischen Spekulanten zu Gute kommen und die Bevölkerung unnötigerweise den Jankees tributpflichtig wird, die hier wie in allen mittelamerikanischen Ländern durch ihre Gegenseitigkeitsverträge fremden Mitbewerb ausschliessen und sich zum alleinigen Beherrscher des Marktes machen möchten.

Die bisherige Zoll- und Steuerpolitik der spanischen Regierung hat aber die Unzufriedenheit und die Missstimmung auf der ganzen Insel fast zur Modekrankheit ge-

*) Zum grossen Leidwesen der Anhänger dieser Gegenseitigkeitstheorien hat sich bisher der Vorteil noch auf Seiten Kubas gezeigt. Die Gesamt-Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Kuba ist von 13 Millionen Dollar im Jahre 1890 auf 18 Millionen 1891 gestiegen, während die kubanischen Exporte sich von 54 auf 78 Millionen steigerten.

macht. Die Zeiten waren schlecht und bessern sich erst allmälig, der frühere Luxus ist geschwunden, harte Arbeit und gewissenhafte Geschäftsführung wird heute auch von dem grossen Pflanzer vorausgesetzt, der früher im sprüchwörtlichen Wohlleben und Luxus seine Renten im Auslande verprasste, die ihm billige Sklavenhände erarbeiteten.

Es ist daher so bequem, der schlechten Regierung die Schuld an dem erschwerten Daseinskampfe zuzuschieben, statt zu prüfen, ob nicht anderswo, in den benachbarten Kolonien und Staaten, die Zeiten ebenso schlecht sind und dort unter englischer, französischer oder holländischer Flagge oder unter dem stolzen Banner der selbstherrlichen Republiken nicht dieselbe wirtschaftliche Notlage vorherrscht.

Ich kann und will das Regiment der Spanier nicht gegen alle Vorwürfe, die man ihm reichlich macht, verteidigen, sondern gestehe gerne zu, dass Vieles, recht Vieles verbesserungsfähig wäre, dass die Bestechlichkeit der Beamten, der stete Wechsel derselben mit dem Wechsel der regierenden Parteien im Mutterlande, dass die Unselbständigkeit der Kolonial-Verwaltung, dass die ganze Handelspolitik nicht zum Vorteil der Insel sind; aber meine Erfahrungen in Central-Amerika haben mich belehrt, dass es anderswo, soweit die spanische Zunge klingt, nicht besser, sondern in den meisten der freien Republiken schlechter ist.

Auch da, wo man »amerikanisch« spricht, in den hochmütigen Vereinigten Staaten, ist die Regierung keineswegs mustergültig. Auch dort ringen die politischen Parteien nur um die Macht, um sich und ihre Anhänger in die fetten Ämter zu bringen und die grosse Mehrzahl der Beamten nutzt auch dort ihre Stellung in erster Linie zu eigenem Vorteil aus. Die ganze Politik ist Interessenpolitik und die politische Meinung wird nur zu oft durch die wirtschaftlichen Vorteile bedingt, die man sich von dieser oder jener Richtung verspricht. Und wenn auch leider allenthalben die Politik mehr und mehr Interessenpolitik wird, so lacht der Amerikaner doch darüber, wenn

bei uns Agrarier, Zünftler- oder sog. Arbeiter-Vertreter ihre Sonderforderungen mit denen der Nation, des Volkes zu identifizieren sich bemühen. »That's my interest« sagt er, sich auf die Tasche klopfend, was gehen mich andere Leute an. Rücksichtslos erstrebt jeder die Macht, um sie rücksichtslos für seinen Vorteil auszubeuten.

Wehte aber heute über den Hafenforts von Habana die kubanische statt der Königlich spanischen Flagge, so bin ich fest überzeugt, würde die Verwaltung kein Haar breit besser, sondern eher noch schlechter sein.

Die Parteien würden sich in der kubanischen Republik genau so wie heute und wie in allen spanisch-amerikanischen Republiken in den Besitz der lohnenden Ämter zu setzen und ihren eigenen Vorteil zu wahren suchen, während jetzt allerdings — und das ist für viele der strebsamen kubanischen Patrioten der Kernpunkt — das »gesparte« Geld den Spaniern zu Gute kommt und mit ihnen über den Ocean zieht.

Das Einzige, was die Krone Spaniens thun sollte und könnte, wäre der Verwaltung grössere Selbständigkeit und den Handelsinteressen der Kolonie grössere Freiheit zu gewähren sowie auf eine Ausbeutung derselben zu eigenem, wirtschaftlichen Vorteil zu verzichten. Geschieht das aber — und neuerdings ist man auf dem Wege dazu, — so glaube ich, dass die monarchische Regierung in diesen, aus einer gemischten, weissen und farbigen Bevölkerung bestehenden Kolonien noch immer weit schneller die Misswirtschaft beseitigen kann als eine republikanische Selbstverwaltung, — auch wenn die Streifen und Sterne des amerikanischen Banners über der spanischen Insel flattern würden und Kuba ein Staat der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wäre.

All die spanisch redenden Republiken mit ihren fortdauernden Kämpfen um die Herrschaft geben wahrlich kein verlockendes Vorbild. Ruhe und friedliche Entwicklung herrscht hier allenthalben zumeist nur so lange, als ein

energischer Diktator es versteht, die widerstrebenden Elemente im Zaume zu halten und den republikanischen Theorien zum Hohne ein straffes, selbstherrliches Regiment zu führen. Man denke an Porfirio Diaz in Mexico, an Guzman Blanco in Venezuela und andere!

Es besteht auch selbstverständlich im Lande noch eine starke, monarchisch-spanische Partei und ich las in einer ihrer Hauptzeitungen, wie man dem amerikanischen Hochmut mit noch viel grösserem Stolze begegnet. Dem Berichte eines wieder im Lande reisenden und für Annexion eintretenden New-Yorker Journalisten gegenüber erinnerte das Blatt an die Heldenthaten der grossen spanischen Nation. — Napoleon hatte im Anfang des Jahrhunderts ganz Europa unterworfen, in Spanien musste er umkehren, es gelang ihm nicht den spanischen Löwen zu bändigen; — Bismarck, »der Koloss des Jahrhunderts«, vor dem Europa zitterte, musste vor Spanien kleinlaut zurückweichen, als das Volk zeigte, dass es sich die Karolinen nicht nehmen lasse. Was Napoleon nicht gelungen, was Bismarck nicht gewagt, das sollten die Amerikaner nur auch nicht versuchen!

Ich meine, das muss durchschlagen und wird der Insel wohl noch für einige Zeit den nötigen Frieden sichern!

II.

Aus Habana.

Doch ich kehre von diesen politischen Betrachtungen zurück in das schlichte, bürgerliche Strassenleben der Hauptstadt von Cuba und bitte den Leser, mit mir diesen harmloseren Bildern noch einen kurzen Blick zu gönnen.

Dass die Strassen, namentlich der einst befestigten Altstadt, eng und schmutzig sind, habe ich bereits erwähnt. Mächtige Quadersteine hat man als Pflaster verwendet, aber die breiten, zweirädrigen Karren, die schwer beladen, zahllos in den Strassen sich aneinander vorbeidrängen, haben die Fugen zwischen den Steinen so tief ausgefahren, dass es wahrhaftig nicht zu den besonderen Freuden des Daseins gehört, wenn man sich einer der schlechten, halbverdeckten Droschken anvertraut, um nicht allzusehr in Schweiss gebadet die Besuche abzustatten, die man vorhat.

Die Seitenpfade sind unglaublich schmal und zeitweise ebenso hoch als breit, d. h. etwa 1 Fuss über dem Pflaster erhaben. Dass das seinen guten Grund hat, erfuhr ich erst später, als einige tüchtige tropische Regen vom Himmel niederprasselten und in wenigen Minuten strömende Giessbäche schufen, da wo bisher in unergründlichem Staub Bananen- und Apfelsinenschalen, Papier und Pferdedünger ein interessantes Stillleben geführt hatten.

Ein Überschreiten der Strassen ist dann oft rein unmöglich und man ist froh, wenn die schmalen Stellen des Trottoirs glücklich passiert sind, ohne dass ein entgegen-

kommendes, dickes Negerweib den galanten Fremden zwingt, in die unergründliche Schlammmasse hinabzusteigen, oder ein vorbeirasender Wagen die weissen Beinkleider durch aufspritzenden Schmutz zu weiterem Gebrauch untauglich macht.

In der Neustadt sind die Strassen breiter, die Trottoire wenigstens passierbar. Schöne, grosse, zwei- und dreistöckige Häuser, mit hohen Colonaden sind hier nicht selten, auch elegantere Läden sind zu finden; aber der Staub und Schmutz ist nicht viel weniger intensiv, als dort, wo das grosse, geschäftliche Leben sich zusammendrängt. Nur der Prado, jener breite Promenadenweg, der mit zwei Reihen schattiger Fikusbäume (laurus indicus) mit mächtigen Springbrunnen geziert, seinem Namensvetter in Madrid Concurrenz machen soll, ist eine wirklich schöne Strasse, mit vielen, gut gebauten Häusern.

Der Glanzpunkt der Stadt aber ist der sog. Central-Park, ein verhältnismässig kleiner, mit schönen Anlagen und dem marmornen Standbilde der Königin Isabella (von Vegas) geschmückter Platz, um den die vornehmen Klubhäuser, Theater, Hotels und Restaurants sich drängen und mit ihren prächtigen Säulengängen einen durchaus grossstädtischen Eindruck machen. Hier konnte ich an einem Sonntage in der zweiten Hälfte des December ein so eigenartiges Winterbild beobachten, dass ich wohl noch etwas dabei verweilen darf.

Reichliches elektrisches Licht abwechselnd mit dem gelben Schein der Gaslaternen überstrahlt das Ganze und lässt es noch vornehmer erscheinen als am Tage, wenn die Sonnenstrahlen erbarmungslos die verstaubten Blätter der Anlagen und die Mängel an den umgebenden Gebäuden zeigen. Auf den erhöhten Stufen vor dem Denkmal der Königin hat eine Militärmusikbande Aufstellung genommen und lässt ihre Weisen in der lauen Winternacht erschallen. Zahlreiche Kinder, von dem schwärzesten Negerbuben bis zu den aufgeputzten Sprösslingen reinblütiger Spanier,

drängen sich um die Musiker. Auf dem weiten Platze aber lebt es von eleganten Gestalten.

In weisse oder hellbunte, leichte Gewänder gehüllt, oft tief decolletirt, die schwarzen Haare mit Blumen oder hellfarbigen Bändern geschmückt, den Fächer graziös in der Linken bewegend, ohne Kopfbedeckung, nur ausnahmsweise mit dem spanischen Spitzenschleier verschönt, so bewegen sich hunderte von schönen Frauen- und Mädchengestalten plaudernd und scherzend durch die breiten Alleen, und die Männerwelt vielfach ebenso in »reines Weiss« gekleidet umschwirrt natürlich diese Menschenblumen, denen ich ohne Weiteres den Vorzug vor den mexicanischen Damen glaube geben zu müssen.

Dem Fremden, der daheim nur Schnee und Eis oder Schmutz und Nebel um diese Zeit zu finden gewöhnt ist, musste natürlich diese Versammlung von ballmässig geputzten Menschen, die hier unter dem funkelnden Sternenhimmel sich vergnügten, doppelt anziehend erscheinen.

Wie selten sind bei uns die lauen Sommernächte, in denen unsere Damen so ihre Reize den Blicken der Sterne und des Mondes preisgeben könnten — und hier zwingt nicht einmal der Winter die stets getragenen weissen Spitzenkleider oder hellen Kattunstoffe mit wärmeren Kleidungsstücken zu vertauschen.

Übrigens ist diese gewiss reizende Mode, stets in lichten, weissen Gewändern zu erscheinen, auch ein kostspieliges Vergnügen; denn die Wäscherechnungen erreichen hier eine Höhe, die manche deutsche Hausfrau mit Entsetzen erfüllen würde. Ein einfach lebender Landsmann, dessen ältestes Töchterchen erst eben in die Backfischjahre eingetreten war, gestand mir, dass er für seine — allerdings ziemlich zahlreiche Familie monatlich nicht weniger als 65—70 Dollar, also 260—280 Mark allein an die Wäscherin zu zahlen habe, eine Summe, die mancher »gnädigen Frau« im Vaterlande als Gesamtbetrag ihrer Wirtschaftskasse hoch willkommen wäre. Auch die Negerinnen und Mestizen huldigen der Sitte

der hellen Kleidung und als am Sonntag Nachmittag auf dem Spielplatze des bath-ball Klubs einige Dutzend junger Leute, meist Engländer und Amerikaner, sich in glühender Sonnenhitze beim Ballspiel abhetzten, und nachher ein junger englischer Luftschiffer sich von seinem Ballon mit dem Fallschirme herabliess und Tausende von Schaulustigen vor die Thore der Stadt hinauslockte, konnte man zahllos die schön und kräftig gebauten, sauber gekleideten und geputzten Negerinnen bewundern, die einen sehr bedeutenden Bruchteil der dicht gedrängten Zuschauermasse bildeten.

Natürlich waren auch viele geschmacklose, bunte Farbenzusammenstellungen bei diesen schwarzen und gelbbraunen Schönen vertreten; aber im Allgemeinen musste man das Streben anerkennen, sich wenigstens äusserlich denen zu nähern, die noch vor 15—20 Jahren die Herren und Eigenthümer dieser Menschenklasse gewesen waren.

Heute scheint ein durchaus gutes Verhältnis zwischen den beiden Rassen zu existieren, die sich vor kaum 2 Jahrzehnten als Herr und Sklave gegenüberstanden, und es will mir scheinen, als ob der Spanier unendlich viel mehr Geschick habe, sich mit diesen, seinen afrikanischen Brüdern in gutes Einvernehmen zu setzen, als es den stolzen angelsächsischen Rassen möglich ist.

Der Spanier namentlich der unteren Volksschichten vermischt und verheirathet sich auch mit dem hellfarbigen Neger und die Gefahr, dass diese spanischen Kolonien einmal, ebenso wie die britisch-westindischen Besitzungen, der Übermacht einer stets wachsenden Negerbevölkerung ausgeliefert werden und zu dem viel verschrieenen Elend der dominikanischen Republiken herabsinken könnten, ist gewiss kaum in Betracht zu ziehen.

Die billigen spanischen Arbeitskräfte, die, wenn sie die ersten Klimafieber glücklich überstanden haben, zu den meisten Arbeiten, wenn auch weniger im Freien, tauglich sein sollen, wurden früher namentlich in Portoriko ebenso zahlreich wie die schwarzen Arbeitsmaschinen eingeführt,

sodass Letztere nicht entfernt in dem Maasse überwiegen, dass sie einen ungesunden Einfluss auf die Fortentwicklung des Landes üben könnten, wie das leider in den englischen Kolonien unbestreitbar der Fall ist.

Die Neger, die noch vor 10 Jahren faullenzend in den Strassen der Stadt herumstanden, eine wahre Plage für die Stadtverwaltung, weil sie bei den hohen Löhnen nur einige Tage arbeiteten, um ihren Unterhalt für die Woche zu verdienen, sind heute schon selten geworden, oder nehmen wenigstens stark ab, und fleissige, ordentliche und vorwärtsstrebende Schwarze giebt es heute schon recht zahlreich und auf dem Lande fand ich diese günstige Meinung von den afrikanischen Arbeitern erst recht bestätigt. Sie zeichnen sich hier vor ihren Brüdern in den englischen Kolonien entschieden vorteilhaft aus. Besonders für die schwere Arbeit im Hafen, für die Feldarbeit in den Zuckerplantagen, für Fuhrwerke und Bootverkehr sind diese muskulösen, kräftigen Gestalten kaum zu entbehren und mehr als einmal bin ich stehen geblieben und habe die riesige Muskulatur, die hochgewölbte Brust und den Stiernacken dieser schwarzbraunen Burschen bewundert, die in heisser Mittagssonne rastlos und fröhlich plaudernd und scherzend die schweren Zuckersäcke hin- und herschleppten, als ob sie nicht drei sondern nur einen Centner der süssen Last enthielten. Für Europäer und selbst für Südeuropäer würde ein solches Arbeiten in der tropischen Sonne kaum möglich, jedenfalls auf die Dauer für die Gesundheit verderblich sein.

Habana gehört auch heute noch zu den ungesunden Städten, das gelbe Fieber fordert regelmässig seine Opfer — auch aus der deutschen Kolonie. Es ist sogar die einzige Grossstadt, die ich kenne, bei der die Zahl der Todesfälle die der Geburten bei Weitem überwiegt.

Nach der officiellen Statistik, die im medicinischen Journal der Hauptstadt allmonatlich erscheint, zählte man im Jahre 1891 = 7030 Sterbefälle und nur = 4208 Geburten, sodass ein Verlust von 2822 Menschenleben festzustellen

war. In den ersten 11 Monaten des Jahres 1892 standen 3877 Geburten einer Sterblichkeit von 6423 gegenüber, sodass sich ein Deficit von 2546 Seelen ergab. Auffallender Weise ist die Sterblichkeit bei den Negern verhältnismässig sehr viel grösser als bei den Weissen und bei verständiger, mässiger Lebensweise ist, wie mir von allen Seiten versichert wurde, eine besondere Gefahr für den Fremden durchaus nicht vorhanden. Sich vor der heissen Sonne, vor Regen und Nachttau hüten, und mässig leben, wird allerdings mit Recht jedem Neuling empfohlen, der nur zu leicht der Meinung ist, die gar nicht auffallende Sommerhitze ertragen und die schönen Abende im Freien geniessen zu können.

Auf die sittlichen Zustände des Volkes, besonders der unteren Schichten wirft es auch ein trübes Licht, wenn die Statistik feststellt, dass im Jahre 1891 bei den Weissen 2467 ehelichen Geburten 920 uneheliche gegenüberstanden, bei den Negern dagegen nur 53 Kinder ehelich, aber 384 = 87,9 pCt. unehelich geboren wurden und dass von den Mestizen gar nur 41 Kinder ehelich getrauten Eltern ihr Dasein verdankten, während nicht weniger als 343 = 89,3 pCt. illegitimen Verbindungen entstammten. Die unteren Schichten des Volkes haben hier wie in den meisten tropischen Kolonien Amerikas eine wahre Abneigung sich die Fesseln des Ehejochs auflegen zu lassen, sondern ziehen die freieren Formen des Konkubinates vor. Nirgends tritt die Unsittlichkeit auch offener zu Tage als hier, und die Strasse »obra pia« — (fromme Werke) verdankt ihren Namen sicherlich nicht den Dutzenden von öffentlichen Häusern, in denen die geputzten Dirnen sich vor aller Augen in ihren Schaukelstühlen, Cigaretten rauchend, zur Schau stellen.

Wie alle wachsenden Handelsstädte, so dehnt sich auch Habana immer mehr in die Weite aus. Die engen, wenig gesunden Strassen der Altstadt, in denen der Grosshandel seine Lager und Bureaux hat, werden immer weniger zum Wohnen benutzt. Die besseren Elemente der Bevölkerung

drängen in die luftigeren und gesunderen Vorstädte, in denen oft reizende Villen aus herrlichen, tropischen Garten-Anlagen hervorlugen.

Demgemäss haben sich auch die Verkehrsmittel entwickelt und Dampffähren, Eisenbahnen, Strassenbahnen, Droschken und Reittiere suchen heute den Bedürfnissen des Publikums zu genügen. Unglaublich ist dabei die Zahl der Menschen, die sich in die Pferdebahnen und Omnibusse hineindrängen. Das Wort »besetzt« kennt man hier so wenig wie in den Vereinigten Staaten, und wenn alle Sitzplätze gedrängt voll sind, wenn die Plattformen und der Mittelgang des Wagens so bestanden sind, dass Niemand sich rühren kann, so hängen sich noch vorn, hinten und an den Seiten Passagiere an, um mitbefördert zu werden, ohne Rücksicht auf die keuchenden Pferde oder Maulesel zu nehmen, die diese Last kaum vorwärts bewegen können.

Dabei sind es meist elende, abgehetzte Tiere, die hier mit Peitschenhieben unbarmherzig weiter getrieben werden. Die Ochsengespanne erregen aber erst recht das Mitleid des Tierfreundes. Nach uralter Sitte ist der Wagen hier ein zweirädriger Karren, dessen etwa $2^1/_2$ Meter hohe, plumpe Räder sich um eine dicke, hölzerne Achse drehen, ein mächtiger Zugbalken läuft durch die Plattform des Wagens und an diesen festen Balken sind mit schwerem hölzernen Joch die Ochsen an den Hörnern angebunden, ein dicker Strick an einem Nasenring befestigt, oder auch wohl direkt durch die Nase gezogen, dient dem Kutscher als Leitseil, ein langer Stecken mit scharfer, eiserner Spitze als Peitsche und unbarmherzig reisst der Neger den armen Tieren die Nase auf, um sie zum Halten zu bringen oder sticht sie mit dem Stachel, um sie vorwärts, seitwärts oder rückwärts zu treiben. Vor die leichteren Wagen spannt man zumeist Maultiere, die nach spanischer Manier mit messingbeschlagenem Geschirr und dicken, bunten Wollquasten, einspännig gefahren werden.

An Stelle der langohrigen Packtiere, die in Mexico zum Transport kleiner Lasten verwendet werden, sind hier die Pferde die Lastträger, denen ganz riesige Packsättel mit grossen Mattentaschen auf beiden Seiten aufgelegt werden, in welche man alle möglichen Dinge, auch lebende Schweine, Hühner und Puten packt, während der glückliche Besitzer des mageren Tieres hoch oben zwischen diesen Vorräten thront, und von hier oben aus seine Waaren verhandelt. Namentlich die Milchverkäufer bringen auf diese Weise ihre grossen Blechkannen mit Milch in die Stadt und drängen ihre Tiere dicht an die Häuser heran, um den Hausfrauen die Milch von ihren hohen Sitzen aus zumessen zu können.

In der Hauptstadt selbst ist aber noch eine ganz andere Art des Milchtransportes üblich. Um wirklich frische Waare bieten zu können, treiben die benachbarten Viehbesitzer ihre Milchkühe direkt in die Stadt und mit ihnen ziehen die Kälbchen, das Maul mit einem aus Stricken geflochtenen Netz verschlossen, damit sie nicht saugen können. Die kubanischen wie die mexicanischen Kühe haben nämlich die Eigentümlichkeit, dass sie sich nicht melken lassen, wenn das Kalb nicht bei ihnen und an ihrer Seite angebunden ist, und so werden oft 9 und 10 Monate alte Kälber noch mit der Mutter in die Stadt geführt. Die Kühe sichern dadurch aber ihren Sprösslingen ein längeres Leben, denn es denkt Niemand daran, ein Kalb zu schlachten und Kalbsbraten und Kalbskottelets sucht man vergeblich auf kubanischen Speisekarten.

Leider bietet letztere dem deutschen Geschmack überhaupt recht wenig Genüsse dar, denn die in schlechtem Schmalz oder noch schlechterem Öl gebackenen, mit Knoblauch, Zwiebeln, Tomaten und spanischem Pfeffer ganz unnötig gewürzten Fisch- und Fleischspeisen sind nicht verlockend und haben mich später auf spanischen Dampfern, wo man die Küche nehmen musste wie sie war, durch ihren Geruch oft hart an die Grenze der sonst nie gekannten

Seekrankheit gebracht. Dabei sind nur sehr wenige Mahlzeiten üblich.

Früh Morgens erhält man gewöhnlich nur eine Tasse sehr guten, schwarzen Kaffee, den auch der einfachste Arbeiter mit vielem Zucker trinkt. Zwischen 10 und 11 ist gewöhnlich Frühstück. Die Geschäfte werden dann geschlossen, nachdem zuvor ein Cocktail getrunken, setzt man sich zu einem aus 2—3 Gängen bestehenden warmen Frühstück, das wieder mit Kaffee abschliesst. Gegen 6 Uhr wird dann das Mittagessen, dem Frühstück ähnlich, serviert — fleissige Geschäftsleute schieben diese Mahlzeit auch wohl bis sieben oder halb acht Uhr hinaus und während der ganzen Zwischenzeit wird nichts genossen, aber — namentlich in deutschen Geschäften viel gearbeitet.

Der Abend vereinigt dann die meisten jungen deutschen Landsleute in dem grossen luftigen Klubhause, wo auch dem deutschen Spatenbräu nach des Tages Last und Hitze fleissig zugesprochen wird. Dieses Biertrinken ist aber hier, wie allenthalben in den Tropen ein kostspieliger Genuss und nach unseren Begriffen kann ein kleines Vermögen vertrinken, wer sich täglich nur 1—2 Flaschen Münchener Bieres gönnt. In Mexico wurde eine $^3/_4$ Liter Flasche Löwenbräu allenthalben mit 1 Dollar bezahlt, in Habana sind die Preise etwas niedriger, aber für 5—6 Mark Bier an einem Abend zu trinken, setzt auch hier nur recht mässigen Durst voraus, und da der Unterhalt auch sonst hier nicht billig, sondern recht kostspielig ist für denjenigen, der europäische Art zu leben einigermassen aufrecht erhalten will, — so bieten die scheinbar hohen Gehälter den jungen Kaufleuten nicht vielmehr, als die weit geringeren Summen in der Heimat.

III.

Nach Matanzas.

Im deutschen Verein der Hauptstadt durfte ich bei strahlendem Tannenbaum in heiterster Ballgesellschaft den Christabend verleben und am nächsten Tage mit ansehen, wie hunderten von deutschen und kubanischen Kindern der besten Gesellschaft von Habana, die sich gerne zu diesen deutschen Weihnachtsfesten einladen lässt, die deutschen Spielwaaren in reichster Auswahl bescheert wurden. — Das fesselte mich länger, als ich gewollt, an die Hauptstadt, weil ich dieses deutsche Familienfest nicht einsam in irgend einer Landstadt der Insel vertrauern wollte.

Zuvor aber hatte ich bereits längere Ausflüge in die Zuckerdistrikte von Matanzas unternommen, die manchen interessanten Einblick in die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Perle der Antillen gestatteten.

Über Kubas Bodenreichtum, über den Luxus und Wohlstand seiner grossen Haziendados, über die üppige, tropische Schönheit seiner Landschaftsbilder sind so viele übertriebene Schilderungen in die Litteratur übergegangen, dass man eigentlich recht sehr enttäuscht ist, wenn man Anfangs von der Hauptstadt aus durch unfruchtbare Korallenfelsen mit relativ ärmlichem Pflanzenwuchs hindurchfährt, und wenn man in den Landsitzen der grossen Plantageninhaber einfache, oft sogar dürftig ausgestattete Landhäuser findet, in denen von dem behaglichen Comfort, von der

alten Pracht deutscher oder gar englischer Edelsitze auch nicht die Spur zu finden ist.

Selbst die Gärten sind, trotz des ewigen Sommers und der Fülle tropischer Gewächse und Blumen meist nur kümmerlich, und grosse, schattige Parkanlagen, Palmengruppen, wohlgepflegte Rasenplätze etc. wie sie hier so leicht zu schaffen wären, sucht man vergeblich. Selbst wo die Besitzer, was keineswegs die Regel bildet, wenigstens während der Ernte-Monate auf ihren Hazienden wohnten, fehlten alle jene Annehmlichkeiten, die das Leben auf dem Lande in Europa vielfach begehrenswerther, als das Stadtleben erscheinen lassen.

Freilich fesselt das eigenartige Landschaftsbild das Interesse dessen, der zum ersten Male hinauskommt in die Insel, — aber eine besondere Schönheit, sowie in den entzückenden Bergen von Portorico kann man ihm unmöglich nachrühmen.

Fast die ganze Insel mit Ausnahme der hohen Felsenkette im Süden derselben besteht aus Korallenkalk. Einzelne, schön geformte Hügelreihen beleben das Bild und tiefer eingeschnittene Thäler werden von kleinen Wasserläufen durchrieselt; aber in weiten Teilen des Landes herrscht das flache, ebene Terrain vor und nicht selten tritt das Korallengestein so nahe an die Oberfläche, dass die schwache Humusschicht darauf der Kultur recht wenig günstig ist. Die gelbbraune, havannafarbige, tiefgründige Humuserde, auf der das Zuckerrohr fast ohne alle Pflege gedeihen, und jahrzehnte lang reiche Erträge abwerfen soll, ist keineswegs so allgemein verbreitet, wie man vielfach annimmt. Gerade in den alten Zuckerdistrikten der Insel, wo seit fast hundert Jahren ununterbrochen das süsse Rohr gepflanzt wird, findet man schon recht viel »erschöpften« Boden viel »armes Land«, auf dem die Kultur nicht mehr lohnt, das man den weidenden Tieren überlassen muss, um nur eine Rente daraus zu ziehen.

Die grosse Insel hat natürlich noch viel reichen, jungfräulichen Boden, den kaum ein menschlicher Fuss berührt hat, auf dem selbstverständlich, wenn Arbeitskräfte und Kapitalien vorhanden wären, tropische Früchte aller Art in Unmassen gezogen werden könnten; aber diesen Vorzug teilt die Insel mit fast allen Ländern der gleichen Zone. Auch Mexico und die mittelamerikanischen Republiken haben ungemessene Flächen des fruchtbarsten Bodens bisher unbenützt, auch dort könnten hunderttausende von Zentnern Zucker, Kaffee, Kakao, Gummi etc. gezogen werden und doch wird es dort wie hier wohl noch lange währen, bis diese »Schätze« gehoben werden.

Kuba hat nur eine sehr dünne Bevölkerung,*) die sich nur langsam vermehrt, weil das Klima einer starken Einwanderung hinderlich ist und nicht selten diejenigen dem Verderben überliefert, die trotzdem an die Hebung dieser Schätze herangehen. Aber das lang gestreckte Eiland besitzt eine Fülle von ganz vortrefflichen Seehäfen,**) die in tiefen Buchten in die lockeren, zerklüfteten Korallenriffe eingewaschen sind.

Überall haben sich an diesen Einfallsthoren die Ansiedelungen festgesetzt, zwischen ihnen fehlen aber oft die Verbindungsglieder und nur Habana, Matanzas, Sagua und Cienfuegos sind von den grösseren Hafenstädten durch Eisenbahnen mit einander verbunden.

Gute Verkehrsstrassen würden hier wie in Mexico die erste Voraussetzung für eine Ausnützung der natürlichen Hülfskräfte des Landes sein, und das zweite wären die Menschenhände, die dann in den Dienst des Kapitals treten müssten, um Brauchbares zu schaffen. Kapital wäre wohl

---

*) Die Insel umfasst mit den Nebeninseln etwa 118,833 Qu.-Kilometer, ist also fast genau so gross wie Bayern, Württenberg und Baden zusammengenommen. Dabei beträgt die Bevölkerung nur 1½ Millionen, also nur 13 Einwohner pro Qu.-Kilometer.

**) Man zählt im Ganzen 37 Häfen an der Nord- und 13 an der Südseite der Insel.

aus Amerika heranzuziehen; aber die Arbeitskräfte würde meines Erachtens Mexico mit seiner zahlreichen Urbevölkerung sehr viel leichter liefern können als Kuba, wo man schon jetzt dem Neger Löhne zahlen muss, die nahe an die nordamerikanischen Arbeitspreise heranreichen. Mexico mit seinen gesunden, hochgelegenen Bergabhängen in der fruchtbaren tierra templada würde deshalb auch weit eher für auswanderungslustige Europäer in Betracht kommen, die mit einigem Vermögen tropische Kulturen anlegen wollen als Kuba.

Kaffee- und Kakaobau, die im Kleinen ohne grosses Kapital begonnen werden können, eignen sich dazu auch unendlich viel besser, als die nur im Grossen gewinnbringende, in den Ebenen von Kuba heimische Zuckerkultur.

Doch beginnen wir zunächst unsere Fahrt nach Mantazas.

Das Reisen auf der Bahn ist teuer und wenig angenehm, selbst wenn man, wie fast notwendig, von den drei Wagenklassen, die erste wählt, hat man recht wenig Bequemlichkeit in den langen Wagen mit durchlaufendem Mittelgang, zu dessen beiden Seiten sich zwei enge Rohr geflochtene Sitze befinden. Denn dieser Mittelgang dient namentlich auf den zahlreichen Haltestellen allen möglichen Leuten als Durchgang. Zeitungsverkäufer würde man sich noch gefallen lassen, die Obstverkäufer, die hier im Lande der Früchte, schlechte amerikanische Aepfel und Birnen zu horrenden Preisen (1 Dutzend zu 1 Dollar) anbieten, wohl auch noch; aber die braunen schmierigen Jungens, die halbbekleidet in aufdringlicher Weise in die Wagen laufen und ihre Lotterieloose, — denn hier wie in Mexico grassirt das Lotteriespiel — mit lautem Schreien feilbieten, sind schon weniger angenehm.

Einen Geflügelhändler, der Dutzende von lebenden Küken, an den Beinen zusammengebunden, über der Schulter hängen hat und diese zappelnde und flatternde Waare den Reisenden zum Verkauf anbietet, würden unsere Königl. Preuss. Eisenbahn-Schaffner wohl schwerlich in die Coupees

I. Klasse eintreten lassen, und die Bettler, Blinden und Krüppel, die fast auf jeder Station den Weg durch sämtliche Wagen machen, ihre Gebrechen dem Publikum vorführen, oder Harmonika spielend und singend dem Insassen der Wagen die langen Aufenthalte verkürzen wollen, — gehören geradezu zu den Unannehmlichkeiten des Reisens.

Der Kubaner scheint das aber Alles nicht zu empfinden, er giebt gutmütig sein Almosen und unterstüzt damit den Unfug, er kauft die zappelnden Hühner und bringt sie als willkommene Beisteuer für den Familientisch mit nach Hause. Hunde haben in der ersten Klasse dasselbe Recht, wie ihre Herren. Einer meiner Reisegenossen brachte mich aber auf der 12stündigen Fahrt nach Cienfuegos beinahe zur Verzweiflung, indem er einen kräftigen Kampthahn mit sich führte, der, mit einem Strick um die Füsse, im Wagen einfach an die Stuhlbeine gebunden wurde und sich dort natürlich nicht nur alle Freiheiten gestattete, sondern auch auf der ganzen Fahrt alle 5 Minuten sein durchdringendes Kickeriki erschallen liess; das in noch kürzeren Pausen ertönte, wenn draussen ein anderer Hahn die Herausforderung beantwortete.

Die Schaffner hatten auch nicht das Geringste dagegen einzuwenden, sondern musterten den streitbaren Burschen nur wohlgefällig und wären gleich bereit gewesen, für den nächsten Hahnenkampf hohe Summen auf das vielbewunderte Tier zu wetten. Auch die Spanferkel und Truthühner, die zum Weihnachtsbraten bestimmt waren, transportirten die glücklichen Besitzer lebend unter den Sitzen, nur waren sie fast alle in die grosse, zähe Blattscheide der Königspalme eingewickelt, zu einem flachen, fest verschnürten Packet zusammengerollt, aus dem nur der Kopf des unglücklichen Sclachtopfers heraussah.

Auf einer der Stationen sah ich drei der kleinen, struppigen Ferkelchen mit zusammen gebundenen Beinen auf dem Bahnsteige liegen, eine Papierkarte enthielt die Adresse, an welche diese Tierchen versandt werden sollten,

man warf sie lebend in den Packwagen, um sie auf einer späteren Haltestelle dem Empfänger auszuliefern, der sie vergnüglich schmunzelnd in die grossen Packtaschen seines Reittieres schob. Es ist ja möglich, dass das heisse Klima das Versenden geschlachteter Tiere nicht gestattet, aber dann sollte man doch auf andere, weniger grausame Mittel der Beförderung der lebenden Tiere sinnen.

Zu unserer sonstigen ständigen Begleitung gehörte stets mindestens einer der sporenklirrenden, mit rundem, grauen Filzhut und gut sitzenden, graublauen Leinwanduniformen bekleideten Offiziere der Gendarmerie, der in der I. Klasse sass, während eine mit guten Gewehren bewaffnete Patrouille in der zweiten Klasse des Zuges Unterkommen fand. Auf allen grösseren Haltestelllen waren dann noch besondere Posten, die dem Offizier ihre Meldungen machten und hie und da waren alte, räderlose Eisenbahnwagen als billige Kantonnementsquartiere für grössere Posten aufgestellt, ein Palmblatt-gedeckter offener Schuppen diente dann ihren Pferden als Unterkunftsort.

Ich war an diese militärische Begleitung schon von Mexico aus gewöhnt und achtete ihrer nicht in der Meinung, dass sie hier ebensowenig nötig sein würde wie dort. Mein deutscher Begleiter, der seit mehr als 30 Jahren auf der Insel Zuckerrohr baut und verarbeitet, sagte mir aber, dass diese Vorsichtsmassregeln noch durchaus nicht überflüssig sind. Denn wenn die Zustände auch vielfach besser geworden, so sind die ladrones doch immer noch eine Landplage, gegen welche die gut disciplinierte, spanische Polizei vergeblich vorgeht, weil die Bevölkerung selbst es nicht wagt, gegen diese Banden einzuschreiten, sondern oft gezwungen wird, das Gesindel indirekt durch Verheimlichung zu unterstützen.

Offener Strassenraub ist ihnen nun freilich meist zu gefährlich; aber mancher erliegt ihren Dolchen, und die grossen Plantagenbesitzer werden nicht selten zu hohen Lösegeldern gezwungen, indem sie drohen, andernfalls die reifen Zucker-

rohrfelder in Brand zu stecken, die bekanntlich wegen ihrer vielen trockenen Blätter rasend schnell brennen, sodass bei mässigem Winde ein Löschen kaum möglich ist. Mich selbst hinderten später in Santiago neu aufgetauchte ladrones, die wenige Tage zuvor einen haziendado in einsamer Schenke ermordet hatten, an dem Besuch der dortigen Kaffee-Plantagen, weil der deutsche Consul meinte, er könne es vor meiner Familie nicht verantworten, mich der immerhin möglichen Gefahr auszusetzen.

Die charakteristische Erscheinung in der kubanischen Landschaft der Gegend zwischen Habana und Matanzas ist die hohe, stolze Palma real, die Königspalme, die allenthalben einzeln oder zu kleinen Hainen vereinigt, ihre schlanken, glatten, meist in der Mitte verdickten Stämme in die blaue Luft emporreckt und ihre krausen, langen Wedel im Winde flattern lässt.

In allen Zuckerrohrfeldern hat man sie oft in grosser Zahl stehen lassen und, wo sie zu doppelten oder gar dreifachen Alleen vereinigt den Weg zu den Zuckerhàzienden andeutet, macht sie einen überaus vornehmen Eindruck und belebt die sonst einförmige Landschaft in wunderbarer Weise. Aber sie ist verhältnismässig wenig nützlich, weil ihre grossen Büschel von kleinen, bohnenartigen Früchten zu nichts als zum Schweinefutter zu brauchen sind und die schlanken Stämme nur eine dünne, harte Aussenschale haben, während der innere Kern als Holz nicht zu verwerten ist. Die viel nutzbringendere und wenigstens in der Jugend auch schönere Kokospalme, die auf dem Korallenboden in üppigster Weise gedeihen könnte, ist in diesen Teilen der Insel seit einigen Jahren fast ganz ausgestorben, weil ein Insekt die Kronen der Bäume ausfrass und jede Anpflanzung vernichtete.

Für die Einwohner scheint aber die fruchtlose Königspalme doch nicht wertlos zu sein. Aus ihr gewinnt er das Material zu seiner »Palmenhütte«, jenen elend genug aussehenden, viereckigen Häuschen, die mit Palmenblättern

oder Blattschneiden gedeckt und oft auch bekleidet sind, und Negern wie Weissen zum primitiven Wohngelass dienen. Das Blatt hat bekanntlich eine lange, den Stamm auf mindestens Meterlänge umfassende lederartige Scheide, die absolut wasserdicht ist und zu allen möglichen Zwecken, — im Innern von Portorico sogar auf einer Seite umgeklappt als Waschfass — benutzt wird. Die dünne, äussere Schale des Stammes wird in schmale Streifen gespalten und liefert so bequem gute glatte Bretter, die als Dielen und als Seitenwände der Häuser Verwendung finden. Dürftig genug sehen diese Wohnstätten aus, klein und dürftig erscheinen auch die Felder von süssen Kartoffeln, Mais, Bohnen und Bananen, die sie umgeben, aber sie reichen aus, um den bedürfnislosen Bewohnern das notwendigste zum Leben zu bieten.

Je näher man Matanzas kommt, um so schöner wird die Gegend. Die Korallenfelsen steigen höher empor, tief schneidet die Bahnlinie in dieses scheinbar lockere und doch so feste Material ein, bewaldete Berge von schöner Form begrenzen den Horizont und an der Küste erheben sich die eigenartig geformten beiden Felsen, die dem von Norden kommenden Seefahrer als erste Landmarke die Nähe der Insel anzeigen.

Matanzas selbst liegt wirklich malerisch schön auf den langsam ansteigenden Uferbergen. Eine weit in das Land hineinragende tiefe Bucht bildet den prächtigen Hafen und 2 breite, in der Regenzeit recht ansehnliche Flüsse, vereinigen hier aus den Felsen hervortretend ihre Wasser miteinander und mit dem Salzwasser des Meeres. Auch Matanzas war einst berühmt wegen seines Reichtums und des Wohllebens seiner Bewohner. Heute ist auch hier mit der Entwertung des Zuckers und nach Vernichtung des alten Reichtums durch die Revolution, wenig von dem früheren Glanze geblieben, und das Äussere der Stadt ist nicht grade glänzend und ansprechend.

Die meist ungepflasterten Strassen sind ebenso schmutzig wie in Habana, die Trottoirs wenig breiter, aber

noch höher, da die schweren Wagen die abschüssigen Strassen immer tiefer ausfahren. Die Häuser sind denen der Hauptstadt gleich. Elektrisch Licht hat man bis in die fernsten Stadtteile geleitet; aber die wichtige, steinerne Brücke, die vor fast 3/4 Jahren die Überschwemmung weggerissen hatte, harrte noch immer des Wiederaufbaues, obwohl die Regierung sofort 80,000 pesos zum Neubau bewilligte.

Der dicht daneben gelegene, grosse Platz am Teatro Esteban, auf dem noch plätschernde Springbrunnen, einzelne verfallene Steinsockel, ein Dutzend eiserner Laternenpfähle und zwei wackelige Bänke von vergangener Herrlichkeit Zeugnis ablegen, ist eine elende wüste Grasfläche, von dem dünnen Schatten der langschootigen Flamboyen-Bäume beschattet. Drei Ziegen und einige Hühner sahen mich höchst verwundert an, als ich auf einer der Bänke Platz nahm, um dies Gewirr von Unkraut, Papier, trockenen Schooten und Conservebüchsen zu bewundern. Wenige hundert Thaler jährlich ausgegeben und ein kleines Paradies könnte hier entstehen! So aber liegt Alles wüst, der Garten hinter dem Theater, einst mit schönem Gitter umgeben, ist jetzt ein grosser Unkrautplatz, aus dem melancholisch eine schwarzgewordene Kolumbusstatue hervorschaut.

Nur die inmitten der Stadt gelegene Plaza de armas mit ihrem Palmenrondel und leidlichen Anlagen giebt Zeugnis davon, dass die Stadtverwaltung noch nicht ganz darauf verzichtet hat, für das Wohlergehen der Bevölkerung Sorge zu tragen.

Der Handel von Matanzas, der auch hier zum Teil in deutschen Händen ruht, ist noch immer sehr bedeutend, eine grosse Maschinenfabrik für Reparaturarbeiten in der Zuckerindustrie, grosse Spiritusbrennereien zur Verarbeitung der Melassen sind entstanden und reges Leben herrschte am Hafen und seinen Zufahrtsstrassen.

Hoffentlich kommen auch hier bald bessere Zeiten, denn die Zuckerplantagen, die den Reichtum des Landes

und besonders von Matanzas bedingen, haben in den letzten Jahren grosse Fortschritte in der Einrichtung ihrer Fabriken gemacht und verdienen bei heutigen Preisen mit den verbesserten Maschinen wieder Geld, wenn auch die alten Zeiten nie wiederkehren werden, in denen Kuba das grösste Zuckerland der Welt war und seine Plantagenbesitzer, mit billiger Sklavenarbeit, bei hohen Zuckerpreisen unermessliche Reichtümer mühelos zusammenscharrten und, wie sie mir oft selbst erzählten, wie die Prinzen leben konnten, ohne sich um die Quelle ihres Wohllebens sonderlich zu kümmern.

IV.

Aus den Zuckerdistrikten von Matanzas und Cienfuegos.

Die Umgegend von Matanzas ist der älteste und war bisher der wichtigste Zuckerdistrikt der Insel. Wenn man von der alten Hafenstadt aus weiter nach Osten fährt, so sieht man zeitweilig nichts als hellgrüne Zuckerrohrfelder, Palmen- und Zuckerfabriken, von letzteren allerdings manche in Ruinen, weil die kleineren Mühlen mit veralteten Apparaten nicht mehr bestehen können, sondern grosse Centralen das Rohr heute allein mit Vorteil verarbeiten.

Gerade in den letzten sechs bis acht Jahren haben die grossen Fabriken aber ganz besondere Fortschritte gemacht und sind z. T. mit vorzüglichen neuen Maschinen und Apparaten ausgestattet und zu staunenswerter Grösse angewachsen.

Es ist die alte Geschichte, — Not lehrt beten und Not macht erfinderisch.

Als die Sklaverei aufgehoben wurde, als dann unter dem Wettbewerb des europäischen Rübenzuckers die Preise auf nie für möglich gehaltenen Stand herabsanken, da glaubte man das Ende der einst so hoch berühmten und übermässig lohnenden Industrie nahe. Heute sind die Zuckerpreise kaum höher geworden, statt der billigen Sklavenhände arbeiten freie Männer und Frauen in den Rohrfeldern und Fabriken, die Löhne sind hoch, sehr hoch; aber Arbeitskräfte sind fast überall zu haben und ver-

besserte Arbeitsgeräte, neue Betriebs-Maschinen, wissenschaftliche Überwachung der Fabrikation und sparsame Verwaltung gestatten trotz aller Schwierigkeiten einen erfolgreichen Wettbewerb auf dem Weltmarkte.

Die schwarzen Arbeiter, denen man s. Zt. nicht die Fähigkeit zugestehen wollte, sich in der Freiheit zurecht zu finden, haben grösstenteils die Schwierigkeiten der Übergangszeit überwunden und sind nicht selten fleissige, tüchtige und vorwärtsstrebende Menschen geworden, denen Niemand einen Vorwurf machen kann.

Dass es noch immer recht viele giebt, die möglichst wenig arbeiten, weil sie geringe Bedürfnisse haben und für diese geringen Lebens-Ansprüche in kurzer Zeit das nötige Geld verdienen können, ist ohne Weiteres zuzugeben.

Aber man bedenke, dass diese Menschen als Sklaven geboren und als solche erzogen und gehalten wurden, dass ihre Herren sie natürlich an mässige Bedürfnisse gewöhnten und mit sehr geringen Mitteln erhielten, — man rechnete nur 5–6 Dollar für den monatlichen Unterhalt eines Arbeiters, — man bedenke ferner, dass in diesen heissen Landstrichen, wo die Sonne mehr als im nordischen Klima für den Menschen arbeitet, wo fast in ebenso viel Wochen die Bohnen und Wurzelgewächse reifen als daheim in Monaten, wo feste Wohnungen, Heizmaterialien und Wintervorräte nicht nötig sind, wo das Kleidungsbedürfnis mühelos befriedigt werden kann, — dass in solchen Gegenden auch der Weisse leicht erschlafft und den Trieb zu intensiver Arbeit verliert.

Kuba ist aber schwach bevölkert, die freigelassenen Sklaven, die bisher nur dem Zwange gehorcht hatten, waren in der ungewohnten Freiheit Anfangs wenig zur Arbeit geneigt. Hohe Löhne mussten und müssen also gezahlt werden und was sollte der Neger mit den 25—30 Dollar anfangen, die er nun verdienen konnte, während man ihn bisher gewöhnt hatte, mit 5 und 6 Dollar sein Leben zu fristen.

Es ist wahrlich anerkennenswert, dass in den 10 Jahren der Freiheit so Viele sich zu brauchbaren, ordentlichen, strebsamen Menschen entwickelt haben, die den Segen des Besitzes kennen gelernt und fleissig arbeiten, um mehr zu erwerben und mehr zu besitzen.

Auf einer grossen Plantage in der Nähe von Matanzas waren fast nur Neger und wenige Chinesen, letztere bei den Apparaten in der Fabrik, thätig. Die Schwarzen wohnten noch immer in dem weiten Gebäudeviereck, das einst die Sklaven beherbergte, sie wurden beköstigt und reichlich bezahlt.

Ich habe in viele der Wohnungen hineingesehen und in den meisten saubere, behagliche und gut ausgestattete Räume gefunden. Wenn auch die kleineren Kinder, namentlich die Jungens fast ausnahmslos ihre braunschwarze Haut ohne alle Umhüllung der Sonne und dem Schmutz preisgaben, oder die leichten, hinten offenen Hemden, die sie trugen, bei jedem Bücken die runden Körperformen in voller Schönheit zeigten, so waren doch die älteren Kinder und namentlich die Frauen zumeist recht gut gekleidet. Die jüngeren Negerfrauen treiben sogar einen ziemlichen Kleiderluxus und gefallen sich darin, in guten Toiletten zu glänzen.

Das mag manchmal die Spottlust der Weissen reizen, aber es ist sicherlich die erste Triebfeder zu fleissiger Arbeit. Die Lust nach besserer Kleidung erweckt unwillkürlich das Streben nach besseren, behaglicheren Wohnräumen, nach geschmackvollerer Ausstattung derselben, und da stets die besser gestellte weisse Bevölkerung als Vorbild dient, so haben die ehemaligen Sklaven sich in sehr kurzer Zeit zu höheren Lebensansprüchen emporgeschwungen.

Die meisten der dort beschäftigten Neger lebten sparsam und sparten Geld. Es wurden mir mehrere gezeigt, die bereits 2—3 Häuser in der benachbarten Stadt ihr Eigentum nannten und sie zogen hohe Renten vom Vermieten derselben. Ein Feuermann arbeitete täglich freiwillig 18 Stunden (alle sechs Stunden wechseln die Arbeiter in der Fabrik)

und erhielt bei voller Verköstigung und freier Wohnung 51 Pesos = 204 Mark monatlich, bediente während der Bestellzeit den Dampfflug und wurde als in jeder Beziehung fleissig und zuverlässig gerühmt.

In den Städten sind die Neger natürlich den Verführungen des Stadtlebens, der Branntweinschenken und Spielhöllen weit mehr preisgegeben und es ist bei dem völligen Mangel an Schulen oder erzieherischer Beaufsichtigung durch die Kirche kein Wunder, wenn man hier verbummelte und verlumpte Exemplare namentlich unter den jüngeren in grösserer Zahl findet. Dagegen bilden aber wieder viele tüchtige und zu höherer sozialer Stellung emporgestiegene Neger das erfreuliche Gegengewicht und wandert man in den Vorstädten, in den sog. Negervierteln herum und schaut hinein in die Wohnungen, so ist man nicht selten erstaunt, eine Negerfamilie als Eigentümerin einer Wohnung zu finden, in der die ortsüblichen Schaukelstühle ebenso in doppelter Reihe einander gegenüber gestellt sind und ebenso mit gehäkelten Decken behängt sind, wie in den Häusern der Weissen

Dieses Hineinsehen in die Wohnungen wird ja jedem Fremden leicht gemacht, denn fest schliessende Glasfenster kennt man in diesem Klima nicht. Jalousie-Läden verschliessen die hohen, bis zum Fussboden herabreichenden Fensteröffnungen und grosse Eisengitter sichern die Wohnungen gegen unehrliche Eindringlinge. Aber der Blick des Vorübergehenden kann ungehindert bis in die entferntesten Winkel der Wohnung eindringen und Manches erlauschen, ohne erst um Erlaubnis zu bitten.

In Cienfuegos lohnte mir das eine junge Negerin allerdings schlecht, denn da ich, ohne sie auf ihrem Schaukelstuhl mit der Zigarre im Munde gleich zu bemerken, harmlos in ihren Salon hineinschaute, zeigte sie mir erst ihre rote Zunge und liess dann schnell einen solchen Schwall von Schimpfwörtern dem Gehege ihrer Zähne entströmen, dass ich schleunigst mein Taschenbuch einsteckte und

hinter der nächsten Strassen-Ecke Schutz suchte. Das war der Dank dafür, dass ich mir vorgenommen hatte, ihr wirklich geschmackvoll ausgestattetes Heim der erstaunten Mitwelt zu schildern!

In den südwestlichen Teilen der Insel, da wo die schönen zerklüfteten Berge lohnenden Kaffee- und Tabaksbau gestatten, sind die ehemaligen Sklaven vielfach Grundbesitzer geworden und dehnen ihren Besitz allmälig aus.

Das Leben ist ihnen dort leicht gemacht, weil der Boden ihre Arbeit reichlich lohnt, und Geflügel und Haustiere ohne viel Pflege hohen Ertrag gewähren; aber trotzdem kommen die Männer zahlreich von den Bergen herab in die Plantagen, um hier während der Ernte in den Zuckerrohrfeldern zu arbeiten und hohe Löhne mit nach Hause zu nehmen.

Dabei machen sie aber den weiten Weg nicht etwa zu Fuss, sondern wo hundert Schwarze beim Schneiden des Rohres beschäftigt sind, da sieht man ebenso viele Reitpferde, freilich meist von zweifelhafter Schönheit, sich an den nahrhaften grünen Rohr-Spitzen gütlich thun. Mit breitem Strohhut und weissem Hemd, die lange, scharf geschliffene Macheta in der Lederscheide, wie ein Faschinenmesser umgeschnallt, so kommen sie angeritten und traben des Abends fröhlich wieder in ihre Berge hinein, wo Frau und Kinder während der Zeit den kleinen Besitz verwalten und mithelfen den Wohlstand der Familie zu vermehren.

Wahrlich, wenn man bedenkt, dass erst 1888 die Sklaverei endgültig ihr Ende fand, so muss man zugestehen, dass sich die ehemaligen Arbeitsmaschinen erstaunlich schnell in freie, selbstverantwortliche Menschen verwandelt haben und man hat weit eher Ursache sich über den schnellen Wandel zum Besseren, als darüber zu wundern, dass noch immer eine grosse Zahl von Arbeitsscheuen an der ihnen früher anerzogenen Bedürfnislosigkeit festhält und nicht geneigt ist, trotz der hohen Löhne, regelmässig zu arbeiten.

Matanzas ist noch heute, wie schon erwähnt, neben Habana der Hauptversandtplatz für Zucker und sein Nebenprodukt, den Rum, der in der Stadt in grossen Brennereien aus der Melasse gewonnen wird.

Aber der Distrikt von Matanzas ist das alte Zuckerland, in dem das Rohr keineswegs in besonderer Üppigkeit gedeiht, in dem zwar viele kleine Fabriken zu Grunde gegangen sind, aber die neuen Centralfabriken noch nicht zu den grössten der Inseln gehören. Diesen Ruhm nimmt die Nachbarschaft von Cienfuegos für sich in Anspruch und ich wandte mich deshalb zunächst dorthin.

Ein ziemlich dichtes Eisenbahnnetz ist in diesem kleineren Teile der Insel vorhanden, hier drängt sich auch hauptsächlich die Kultur und die Volksmenge, während das breite Innere der südöstlichen grösseren Hälfte noch wenig erschlossen und wenig bevölkert ist.

Aber ich hatte auch auf der 12stündigen Fahrt von Habana nach dem südlichen Hafen von Cienfuegos nicht so viel ödes und unbebautes, auch unfruchtbares Land zu finden erwartet.

Hinter Matanzas hören die schön geformten Hügelreihen bald auf, bei Kolon war nur absolut ebenes, flaches Land vorhanden und der Korallenfelsen tritt nicht selten nackt und humuslos zu Tage, nur in den flachen Mulden gedeiht das Zuckerrohr, doch selten in besonderer Üppigkeit, der ganze Landstrich scheint ziemlich trocken und wasserarm zu sein.

Viele schlechte Weiden sind sichtbar, und die schönen Königspalmen, die bisher das Landschaftsbild belebten, sind verschwunden, an ihrer Stelle zeigen sich hinter Macagua zahlreiche Fächerpalmen in Strauch- und Baumform in den manigfaltigsten Farben und Gestalten. Weite steppenartige Landstriche sind nachher auf der Fahrt nach Süden mit dichten Palmengebüschen durchsetzt, im Buschwald, der zeitweilig die Bahnlinie begleitet, schliessen sie sich oft zu dichten Hainen zusammen, aber obwohl ihre glatten, kurzen,

kerzengrade Stämme nicht selten 12—15 Meter in die Höhe ragen, können sie sich mit den Königspalmen an Schönheit nicht vergleichen, weil der runden, kugeligen Blätterkrone das Graziöse der im Winde wehenden Wedel der Königs- und Kokospalme fehlt.

Erst nachdem die Bahn sich von dem flachen Mittelrücken der Insel allmälig nach der Südküste zu senken beginnt, zeigen sich wieder reichere Zuckerrohrfelder, auf den Stationen stehen lange Reihen hoch mit dem süssen Rohr beladener Eisenbahnwagen, die von den eigenen Locomotiven der benachbarten grossen Centralfabriken an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden.

Spät am Abend fuhren wir in den Bahnhof von Cienfuegos ein, das sich rühmen darf, den besten und schönsten Hafen der Südküste zu besitzen.

Die Stadt zählt zu den jüngsten der Grossstädte Kubas und ist deshalb nicht so eng gebaut als die alten spanischen Ansiedelungen, die ursprünglich mit Wall und Graben umgeben zu dichtem Zusammenwohnen zwangen.

Hier sind breite, luftige Strassen die Regel, breite Seitenpfade gestatten in den Hauptstrassen bequemen Verkehr; aber die schnell wachsende Gemeinde hat bisher noch nicht Zeit gefunden, die sonnigen Strassen zu pflastern und dadurch von Staub und Schmutz frei zu halten und gegen die Gewalt des strömenden Regenwassers zu schützen. In den entlegenen Stadtteilen sind oft tiefe Schluchten in den Strassen ausgewaschen und meterhoch klettern die Bewohner über die Korallengesteine zu den Thüreingängen empor.

Schattige Promenaden oder wenigstens schattenspendende Baumpflanzungen in den breiten Strassen mit niedrigen Häusern vermisst man hier wie in allen spanisch-amerikanischen Städten, die ich bisher besucht.

Im Norden Amerikas bis hinauf nach Kanada, wo ein kurzer Sommer nur für wenige Monate frisches Grün an den Bäumen hervorzaubert, sind die Alleen, die reizenden Vorgärten vor den Häusern, sind grosse, wohlgepflegte,

schattige Parkanlagen fast allenthalben zu finden und hier, wo die tropische Sonne ihre sengenden Strahlen unbarmherzig über die einstöckigen Häuser herabsendet, wo der Schatten so nötig wäre, und wo immergrüne, dicht belaubte Bäume von herrlichstem Wuchs unglaublich schnell wachsen, hier drückt man sich in dem schmalen Schatten neben den Häusern entlang, die grünen Vorgärten fehlen, in den Hof seines Hauses schliessen die Spanier, wie einst die Römer, ihren kleinen Blumengarten ein und öffentliche Parkanlagen sucht man fast allenthalben vergeblich.

Eine kleine Plaza, mit Springbrunnen und einigen nur selten geschmackvollen Anlagen verziert, mit zahlreichen Steinbänken ausgestattet, die Wege mit Marmorplatten oder Fliesen belegt, das ist alles, was die Stadtverwaltung dem bewegungslustigen Publikum bietet. Auf diesen Plazas wandelt dann Abends die Jugend des Ortes mit langsamen Schritten eifrig auf und ab, oder mustert auf den langen Bankreihen sitzend die spazierenden, hellen Frauengestalten, deren überreichliche Anwendung stark duftender Parfümerien mir stets die Teilnahme an diesen »Spaziergängen« recht bald verleidete.

Cienfuegos hat eine besonders grosse und schöne Plaza, ein breiter und ziemlich langer, marmorbelegter Mittelweg vereinigt hier des Abends die bessere Gesellschaft. Hohe, schlanke Königspalmen recken ihre stolzen Wedel zum Himmel empor, ein schönes Theater, die Kathedrale, Regierungs- und Klubgebäude, Restaurants und vornehme Verkaufshallen, durchweg mit breitem Säulengang, umgeben das weite, längliche Viereck des Platzes und in verschwenderischer Fülle strahlen die Gaslaternen und Kandelaber ihr Licht über das vornehme, grossstädtische Bild aus.

Damit hat die Stadtverwaltung aber auch ihre Kräfte erschöpft und wer es versucht, die langen Strassenreihen entlang eilend, draussen »vor den Thoren« frische Luft und kühlenden Schatten zu suchen, der wird bald genug enttäuscht und entmutigt umkehren; denn die schmalen,

schmutzigen Feldwege entbehren erst recht der grünen Baumreihen, kein Wald, kein Gehölz, kein Vergnügungslokal lockt in die Ferne. Gartenwirtschaften, in denen nach des Tages Last und Hitze die Familien sich bei kühlem Trunk oder gar bei guter Concertmusik zusammentreffen könnten, findet man wohl ganz vereinzelt in nordamerikanischen Städten mit zahlreicher deutscher Bevölkerung, sucht man aber vergebens auf den spanischen Inseln Westindiens.

Das Spazierengehen scheint der Kubaner nicht zu kennen. In ihren Schaukelstühlen sitzen die Damen herum und wippen oft Stunden lang auf und ab, die runden Arme auf die Lehnen des Sessels gestützt und lauschen den fesselnden Gesprächen der Herren oder langweilen sich mit Anstand, wenn die abendliche Besuchsstunde — von 8½ Uhr ab ist Visitezeit — keine dieser interessanten Gesellschafter bringt, mit denen man kurze Zeit lachen und scherzen oder die Sorgen des Haushaltes und der Kinderpflege besprechen könnte. Wem dieser Familien-Verkehr verschlossen, der ist auf die Kaffeehäuser angewiesen oder reckt seine Glieder in den Schaukelstühlen der vornehmen Klublokale, spielt Schach oder findet sich mit Gleichgesinnten zum Hazardspiel zusammen.

Da das Deutschtum in Cienfuegos nur spärlich vertreten ist, namentlich deutsche Familien zur Zeit fehlten, so war ich in den 8 Tagen, die ich dort auf den Abgang des nächsten Dampfers warten musste, darauf angewiesen, mit einem lieben Bremer Landsmann, der den Tag über als Leiter eines der grössten Zucker-Exportgeschäfte thätig war, die Abendstunden auf der Plaza auf- und abzuwandeln, bis wir beide, des grausamen Spieles müde, frühzeitig unser gemeinsames recht gutes Hotel aufsuchten.

Dafür befriedigten mich während des Tages umsomehr die Fahrten auf die benachbarten grossartigen Zuckerhazienden der Umgegend, die gerade hier unter besonders günstigen Bedingungen arbeiten und die grössten,

leistungsfähigsten Etablissements derart sind, die überhaupt auf der Welt existieren.

Der eigene Dampfer einer dieser Riesenfabriken führte mich eines Morgens über die schöne Bucht des Hafenbeckens in einen breiten Strom, dessen flache Ufer anfangs mit üppig wuchernden Mangrovebüschen bekränzt werden, die ihre langen Luftwurzeln, immer weiter in den Fluss hineinwachsend, von den überhängenden Zweigen zum Wasser herabsenden und mit diesem Gewirr hoch über den Wasserspiegel hervorragender Wurzeln das dichte Netz bilden, in dem sich allmälig die Sand- und Schlammmassen ablagern, die für spätere Zeiten das feste Uferland abgeben.

Nicht weniger als 60 Kilometer eigener, festliegender Schienenwege, zahlreiche Lokomotiven und hunderte von Eisenbahnwagen standen dem »Ingenio« zur Verfügung, um das nötige Zuckerrohr (täglich 700—800 Tonnen) für die riesigen Mühlen heranzuschaffen und den fertigen Zucker wieder zum eigenen Flusshafen zurückzubefördern.

Die besten Maschinen und Apparate, von tüchtigen deutschen und amerikanischen Leitern beaufsichtigt, waren an der Arbeit, um ausgezeichneten Zucker zu billigen Preisen herzustellen. Dem Mangel an billigen Arbeitskräften und ausreichendem Wasser hatte man durch praktische Einrichtungen mancherlei Art entgegen zu arbeiten gewusst. Die Abfälle des auspepressten Rohres lieferten hier, wie in all den grossen Centralfabriken ausschliesslich das Brennmaterial zur Heizung der Kessel; mechanische Transporteure verrichteten ohne menschliche Hülfe die Arbeit, die in alten Fabriken an hundert Menschenhände erfordert hätte.

An die Stelle der sorglosen, wegen billiger Arbeitskräfte und hoher Zuckerpreise reichlich lohnenden Arbeitsweise früherer Zeiten war sparsame, rationelle und gewissenhafte Arbeit getreten und rentierte vorzüglich trotz der niedrigen Preise des Zuckers und der hohen Löhne, die man hier den meist spanischen Arbeitern zu zahlen hatte. Da die Besitzung in den Händen reicher Bostoner Firmen war

und Kapital für alle Verbesserungen zu niedrigem Zinsfuss zur Verfügung gestellt wurde, so konnte hier eine wahre Muster-Anstalt geschaffen werden.

Ich sah aber in den nächsten Tagen noch andere, ebenso grosse Anlagen, die gleichfalls in den Händen reicher Amerikaner ebenso vorzügliches leisten.

Wenn allenthalben im spanischen Amerika mit solcher Intelligenz, mit derartigem Kapital produziert würde, als hier in der Nähe von Cienfuegos, so würde dem europäischen Rübenzucker der Wettbewerb auf dem Weltmarkt sehr viel mehr erschwert werden, während jetzt und wohl noch für längere Zeit die Gefahr nicht so gross ist. Denn nirgends weiter habe ich so bedeutende, so gut eingerichtete und geleitete Fabriken gefunden und, wo sie in anderen Teilen der Insel vorhanden waren, fehlte nicht selten das grosse Kapital für die kostspieligen Maschineneinrichtungen, sodass das erborgte Geld mit 12, meist sogar mit 18 Prozent jährlich verzinst werden musste und diese Zinsen einen beträchtlichen Teil des hohen Gewinns vorweg nahmen.*)

Zumeist sind ja die Besitzer dieser Plantagen und Fabriken reiche Leute; denn der Wert solcher Besitzungen übersteigt nicht selten 1 Million Pesos (4,000,000 Mark) aber die Kreditverhältnisse der Insel sind noch so wenig geordnete, die Grundlagen für ein regelmässiges Kreditgeschäft sind so unsichere, dass selbst diese reichen Leute, deren Vermögen sich nach Millionen beziffert, kaum anders als gegen Verpfändung ihrer zukünftigen Ernte vom Exporteur Kapital leihen können. Ein Prozent pro Monat gilt dabei als niedriger Zins, zumeist werden 1½ % also 18 % pro Jahr genommen und hohe Verkaufsprovisionen berechnet, sodass nicht selten 20 und mehr Prozent gezahlt werden müssen.

*) In einer dieser grossen Fabriken, die im Jahre ca. 18,000 hoxhead (Fässer zu 15—16 Ztr.) Zucker produzierte, gestand mir der Eigentümer, dass er im letzten Jahre nahezu 18 Dollor pro Fass Zucker verdient habe und im laufenden Jahre auf 20 Dollar hoffe, das macht die nette Summe von 360,000 Dollar = 1½ Millionen Mark.

Ein geordneter Hypothekar-Kredit, der gegen Verpfändung des Grundeigentums, zu billigen Zinsen Kapitalvorschüsse gewährt, besteht für die Zuckerhazienden nicht und kann auch nur schwer existieren.

Denn der Wert solcher Fabriken und Territorien hängt ganz von der Rentabilität des immer noch unsicheren Zuckergeschäftes ab.

Bei hohen Zuckerpreisen und guten Ernten werden zeitweise enorme Gewinne gemacht, die eine leichte Tilgung der Schuld ermöglichen würden, treffen aber einmal, wie nicht selten, niedrige Preise mit schlechten Ernten zusammen oder hat ein Orkan wie im September 1889 die Felder zerstört, ein Rohrbrand die Hoffnungen des Besitzers vereitelt, so ist er schwer bedrängt und ein leidlich hohes Darlehen immer gefährdet.

Selbst bei den hohen Zinsen hörte ich oft, dass die Kaufleute nur recht ungern Geld in solche Hazienden stecken und dass mancher gezwungen war, einen ihm lästigen Besitz zu übernehmen, da nur ganz ausnahmsweise einmal ein Kaufliebhaber für solche Etablissements zu finden ist.

Nur die grossen Fabriken können heute mit Vorteil arbeiten, sie erfordern aber ein sehr hohes Anlage- und Betriebskapital. Zu genossenschaftlichen Vereinigungen scheint der Kubaner noch gar kein Talent oder Neigung zu haben. Die meisten der bestehenden Fabriken befinden sich in den Händen von Privatleuten, alter Familien oder Firmen. Zum Neuerwerb wird ein Einzelner selten über so gewaltige Mittel verfügen, und wenn er sie besitzt, so wird er wenig Lust verspüren, sie in unsichere Unternehmungen hineinzustecken, wie die Zuckerindustrie es noch immer ist.

In Deutschland ist und bleibt sie ein landwirtschaftliches Nebengewerbe, nur den vierten, höchstens den dritten Teil seines Bodens bepflanzt der Landwirt mit Zuckerrüben und nur einen Bruchteil seines Vermögens hat er in den Aktien der Fabrik angelegt, der er seine Rüben

liefert; er ist nicht ausschliesslich, wenn auch zeitweilig sehr stark auf die Rentabilität derselben angewiesen.

In den Kolonien ist der Rohrbau die einzige nennenswerte Kultur, die der Hanziendado betreibt, nicht einmal für Brot und Fleisch, für Gemüse und Heu für sein Gesinde und seine Haustiere sorgt er, alles ist darauf berechnet, dem Ingenio das nötige Rohmaterial zu beschaffen und von dem Gedeihen des Zuckerrohres, von den Preisen des Zuckers hängt alles ab, da er alles auf eine Karte setzen muss.

Das Land, das kein Rohr mehr tragen will, lässt er brach liegen als Weide für seine Zugtiere oder das nötige Schlachtvieh, an eine lohnende Verwertung durch andere Kulturen, obwohl sie leicht möglich wäre, denkt er selten. Treten also durch unerwartete Konstellationen auf dem Zuckermarkte der Welt ungünstige Zeiten ein, so hat er keinen Rückhalt, sein einziges Produkt ist auf den Weltmarkt angewiesen, ein Ersatz im Inlande wird ihm nicht geboten.

Das alles ist mit zu erwägen, wenn man sich fragt, warum in den Tropen die Zuckerkultur keine schnelleren Fortschritte macht, warum sie gerade in Kuba, wo sie entschieden am besten arbeitet, sich nicht noch rascher ausbreitet, da doch fruchtbares Land genügend vorhanden sei.

Neben dem Mangel an Arbeitskräften ist es die Grösse des erforderlichen Kapitals und die Unsicherheit des Gewerbes, was einer schnellen Ausdehnung hinderlich ist.

Das alte Zuckerland in der Nähe von Matanzas etc. lässt auch bereits in seiner Tragfähigkeit bedeutend nach, die unermesslichen Ernten zuckerreichsten Rohres, die ohne Nachpflanzung Jahrzehnte hindurch gewonnen werden könnten, wie man noch immer liest, existieren auf diesem alten Kulturboden nicht mehr. Hier ist fleissige Arbeit, häufiges Pflanzen und gute Düngung erforderlich, um Durchschnittsernten zu erzielen, nur auf geeignetem Neuland, in frisch gerodetem Urwaldboden sind jene fabelhaften Ernten zu

erwarten, deren vereinzeltes Vorkommen nicht selten als das allgemein erreichbare hingestellt wird. Dort sind aber bisher keine Fabriken und die in den alten Zuckerdistrikten bestehenden kann man nicht ohne weiteres dorthin transportieren. Neubauten erfordern aber viel Kapital und die Schaffung von Verkehrswegen, an denen es erst recht mangelt.

Auch in der Nähe von Cienfuegos hörte man wenig von neuen Projekten, sondern eher davon, dass die ganz grossen Etablissements eingesehen hätten, dass eine noch weitere Ausdehnung des Betriebes keine Vorteile mehr biete, sondern eher nachteilig sei, da der Rohrtransport immer kostspieliger wird und die Rohrpflanzer immer höhere Anforderungen stellen, je mehr sie sehen, dass die grossen Fabrikeinrichtungen auf die Lieferung ihres Rohmaterials angewiesen sind.

Nordamerikanisches Kapital soll an einzelnen Punkten der Insel die Absicht haben, grossartige Neu-Anlagen auf Neuland zu errichten. Man hoffte auf grosse Erträge an Rohr und grosse Gewinne, aber man bezweifelte von sachverständiger Seite, ob es möglich sein würde, die nötigen Arbeitskräfte zu schaffen, da eine Einfuhr fremder, namentlich spanischer Arbeiter sich in diesen neuen Kulturländern am wenigsten zu bewähren pflegt, sondern hier das Fieber stets grosse Opfer fordert und die Einwanderer abschreckt.

Auch die Neger arbeiten in den heissen Sommer-Monaten nur von 3—9 Uhr Morgens und dann Nachmittags von 3—6 Uhr, gegen plötzliche Regengüsse suchen sie zumeist Schutz unter mitgefahrenen grossen Schutzdächern; dem Europäer wird das Klima noch verderblicher, er findet deshalb während der Ernte fast nur in den stets luftigen, offenen Fabrikräumen Beschäftigung, und mit Hülfe neu einwandernder Arbeiter wird deshalb kaum eine Industrie begründet werden können.

V.

Aus Santiago de Kuba und den Eisenminen des Südens.

Endlich am 4. Januar hatte der elegante amerikanische Passagierdampfer seine aus Tausenden von Sack Zucker bestehende Ladung verstaut und sollte um Mittag die Anker lichten, um nach der Süd-Ostküste der Insel, nach dem alten, spanischen Handels-Emporium Santiago de Kuba zu dampfen. Die meilenweite, schöne Bucht von Cienfuegos war bald durchsegelt und durch die schmale Einfahrt ging es hinaus in die spiegelglatte See, deren herrliche blaue Farbe, deren Reichtum an fliegenden Fischen und springenden, mächtigen Schweinsfischen in die gleichmässige Fahrt einige Abwechselung brachte.

Der Dampfer ist überaus bequem und sauber eingerichtet, die Kabinen, alle oben auf Deck gelegen, sind luftig und geräumig und eine leichte Brise durchwehte das Schiff, sodass die Hitze selbst am Tage nicht lästig und auch in dem untengelegenen, geräumigen Speisesaal von Wärme nichts zu spüren war.

Im Gegenteil, als der Kapitän nach den neuesten Zeitungsberichten erzählte, dass es in New-York bitter kalt sei, dass furchtbare Schneestürme an den Küsten geherrscht hätten, da fühlten wir uns alle in diesem herrlichen Sommerklima bei ruhigster Fahrt unendlich behaglich und ich war gar nicht sonderlich erfreut darüber, dass dieses angenehme Leben an Bord, wo man bequem und ungestört durch ge-

schwätzige Mitreisende im luftigen Rauchzimmer sitzen und arbeiten konnte, sobald schon zu Ende ging. Ich habe nachher nie wieder so angenehme Fahrt gehabt.

Ausserdem war die Aussicht, in Santiago nicht weniger als 10 Tage zu warten, bis einmal wieder ein Dampfer in Sicht kommt, der den recht mangelhaften Verkehr zwischen den grossen Antillen unterhält und mich nach Haïti und Portoriko bringen konnte, keineswegs verlockend.

Als ich nach 2tägiger Fahrt auf der breiten Veranda der »casa grande« des »ersten Hotels« der Stadt sass, mit der Aussicht 10 Tage lang hier hausen zu müssen, war meine Stimmung nicht gerade beneidenswert. Ich hatte das »beste« Zimmer in dem einstöckigen Gasthaus verlangt und erhalten und war in einer elenden Dachkammer untergebracht, die durch ihr vergittertes Fenster eine entzückende Aussicht auf die Dachziegeln des unmittelbar davorstehenden Hauses bot und mit ihren nur bis zur halben Höhe hinaufreichenden Zwischenwänden mir den Genuss bereitete, jederzeit ganz genau zu hören, was meine Zimmernachbarn vornahmen.

Da jedem der wenigen Gäste gleich bei seiner Ankunft, damit er den im Hausflur auf seiner cadre schlafenden Hausdiener und Kellner nicht zu stören braucht, ein Hausschlüssel überreicht und ihm damit die offizielle Erlaubnis erteilt war, über Mitternacht auszubleiben, so benützten meine Nachbarn dieses Recht natürlich und störten mich jedesmal im besten Schlafe. Auch dauerte es lange, bis ich das ununterbrochene Schnarchen des einen als unvermeidliche Zuthat zur Nachtruhe geduldig hinnahm.

Die alte spanische Stadt, die trotz ihrer 4000 Einwohner ausser einer kurzen Industriebahn keine nennenswerte Eisenbahnverbindung hat, ganz isoliert ist und nur durch unregelmässige Dampferfahrten mit der übrigen Insel in Verkehr steht, wird eben so selten von Fremden besucht, dass das Bedürfnis nach guten Hotels gar nicht vorhanden zu sein scheint.

Verlockend ist der Platz in seinem Äusseren jedenfalls nicht, und enttäuscht umsomehr als man bei der Einfahrt in die prächtige Hafenbucht ganz etwas anderes erwartet. Denn dieser Hafeneingang ist wunderbar schön! Nachdem man um die Spitze des Cap Cruze herumbiegend Stunden lang an der einförmig mit graugrünem Buschwerk bewachsenen, in mächtigen, schroffen Stufen zu einem flachen Tafellande aufsteigenden, wie es scheint, kaum bewohnten Küste nach Norden gefahren, zeigt sich von Weitem ein schmaler Einschnitt, der einer kleinen Flussmündung weit ähnlicher sieht als einem Hafen.

Nur wenige hundert Meter breit, ist die Einfahrt tief in die benachbarten Korallenfelsen eingewaschen. Auf dem nördlich gelegenen Felskegel thront ein altes, spanisches Fort, dessen Kasematten direkt in das Kalkgestein gehauen sind. Oben auf den Bastionen stehen hunderte von Soldaten, die uns zum Grusse lustig ihre Mützen schwenken und über ihnen weht stolz die rot-gelb-rote Flagge Spaniens, während unten das brandende Meer unaufhörlich nagt und arbeitet und tiefe, weite Höhlen bereits in das Korallengestein gefressen hat, als ob es die Macht der ersten Entdecker und Eroberer des Landes untergraben wolle. Zwischen schön bewaldeten Hügeln, z. T. mit Festungswerken und Fischerdörfern geschmückt, schlängelt sich die gewundene Einfahrt weiter, ganze Haine von Kokospalmen sind hie und da sichtbar, aber im Allgemeinen ist die Umgebung der Stadt bis hinauf zu den hohen Berggipfeln im Hintergrunde wenig bebaut und nicht selten kahl und öde.

Vor der Stadt erweitert sich der Hafen zu einer mächtigen, weiten, wohlgeschützten Bucht, in der ausser einem schneeweissen spanischen Kriegsschiff noch eine stattliche Anzahl grosser Dampfer und Segler lag, die Ladung brachten und holten.

Die Stadt selbst steigt mit ihren engen Strassen vom Hafen ziemlich steil zur Oberstadt empor und dehnt sich

über verschiedene Korallenhügel aus, sodass sie sich vom Meere aus besonders malerisch präsentiert.

Aber im Innern ist's fürchterlich! Namentlich in der unteren Stadt. Die Strassen sind nur an den offenen Rinnsteinen etwas gepflastert, aber an Reinigen derselben scheint Niemand zu denken. Alle Spül- und Abwässer werden von den schwarzen Dienstboten mit kühnem Schwung auf die Strasse geschüttet. Das löscht den Staub, giebt aber auf die Dauer jenes angenehme Parfüm, das den Einheimischen gar nicht mehr aufzufallen scheint, aber dem Neuling im Verein mit den Schlamm- und Schmutzmassen, die sich in den Rinnsteinen ansammeln, geradezu widerlich ist. Die Aasgeier sorgen ja wohl auch hier im Kampfe mit zahlreichen, räudigen Hunden dafür, dass die in der Nähe des schmutzigen Marktplatzes einfach auf die Strassen geworfenen Ochsenschädel und Klauen etc. ihre verwesenden Fleischreste nicht allzulange behalten; aber andere Wächter der Ordnung und Reinlichkeit wären mir doch lieber als diese hässlichen Tiere.

Die Häuser der unteren Stadt sind alt und schmutzig und verwahrlost und machen selbst am Hafen, wo die Waarenlager und Büreaux der grossen Geschäftshäuser sind, einen wenig angenehmen Eindruck. Die Seitenstrassen, die zur Oberstadt emporführen, sind oft nicht einmal für Maultiere, geschweige denn für Fuhrwerk passierbar, und der alte, breite Paseo am Strande, mit seinen vier Reihen alter Bäume, mit einigen trockenen Springbrunnen als Zeichen vergangener Herrlichkeit, ist so vernachlässigt, dass die Steinbänke, auf denen einst, wie ich irgendwo gelesen, die schön geputzten Señoritas sassen, um dem Drängen der Reiter und Wagen zuzuschauen, heute so verfallen sind, dass kaum noch ein Bettler auf diesen Trümmerhaufen Ruhe sucht. Ein schönes eben im Bau begriffenes Klubhaus des unter deutscher Leitung stehenden Rudervereins ist das einzige Zeichen, dass man wieder anfängt, etwas zu thun zur Verschönerung des Strandes.

Die obere Stadt ist z. T. besser. Die Strassen sind zwar nicht minder eng und schlecht; aber die Häuser sind sauberer und verraten mit ihren blumengeschmückten Innenhöfen oft recht behaglichen Luxus. In den halbkreisförmig in die Strasse hineinragenden vergitterten Fensterbänken sitzen schöne Señoras und elegante Zimmereinrichtungen sind nicht selten in den hohen, luftigen Räumen zu sehen.

Die Plaza de Armas ist der Glanzpunkt. Nicht sonderlich gross, ist sie wenigstens durch schattige Bäume zu einem angenehmen Aufenthalt gemacht. Die vornehmen Klubhäuser, Restaurants und das Regierungsgebäude umgeben sie auf drei Seiten, die vierte Front nimmt die hochgelegene, recht primitive Kathedrale ein.

Gross genug ist die letztere; aber auch im Innern gedrückt und geschmacklos decoriert. Es ist auffallend und durch die Erdbebengefahr nicht entschuldigt, wie kümmerlich und geschmacklos die Kirchen hier in dem altspanischen Kuba, auch in der Hauptstadt Habana, sind und wie wenig sie durchschnittlich besucht werden. Jede Dorfkirche in Mexico ist innen und aussen schöner als diese niedrigen Steinkästen, die mit dem stolzen Namen Kathedrale ausgestattet, äusserlich ohne allen Schmuck sind und an gewöhnlichen Messen nur spärlich besucht werden. Der katholische Klerus, der hier ohne alle Konkurrenz das religiöse Leben beherrscht, scheint die Rührigkeit und Energie verloren zu haben, die ihn im Kampf mit den Ketzern auszeichnet.

Am Tage meiner Ankunft war der hohe Festtag der heiligen drei Könige und ich sah die Damen der Stadt festlich geschmückt in grossen Mengen der meinem »Hotel« gegenüberliegenden Hauptkirche zuströmen, Orgelklang und Orchester-Musik tönte aus den weit offenen Thüren zu mir herüber und führte auch mich in das Gotteshaus.

Ich will nicht den Pomp schildern, mit dem hier der Erzbischof und eine zahlreiche hohe Geistlichkeit in kostbarsten, goldgestickten Gewändern die Messe celebrierte, auch nicht von der Musik reden, die oft in bedenklicher

Weise an deutsche Walzertakte erinnerte und die Damen veranlasste, mit den kleinen Füsschen den Takt dazu zu schlagen, auch der Predigt will ich nicht gedenken, die zum grossen Teile unverstanden an meinem Ohr verklang, aber dem Publikum darf ich noch einige Worte widmen.

Es waren natürlich in erster Linie Damen, aber Damen in allen Schattierungen, von der leichenfarbigen Weisse der puderüberschütteten Kubanerin bis zum dunkelsten Schwarzbraun der Kinder Afrikas. Neger, Mulatten und Weisse sassen friedlich bei einander, aber alle vornehm geputzt, auch die schwarzen Señoritas nicht selten in den elegantesten Pariser Kostümen, das krausbehaarte Köpfchen hier mehr als im Westen der Insel mit den neuesten Strohhüten, statt mit dem viel schöneren und malerischen, spanischen Spitzenschleier bedeckt.

Auch Kinder waren reichlich vertreten, ebenso wie ihre Mütter in möglichst elegante Kostüme gesteckt mit Fächern und federbedeckten grossen Hüten, glichen diese reizenden Kindergestalten mehr als ich es sonst beobachtet habe, kleinen Damen und suchten sich wie diese zu benehmen. Eine schwarze Bonne nahm dicht neben mir mit 2 bildschönen, blondhaarigen Kindern Platz und letztere liessen ihre grossen Puppen natürlich ebenso niederknien und die Hände falten, wie sie es selber thaten; verstanden doch diese ebenso wenig von dem, was um sie herum vorging, als diese kleinen 5- und 6jährigen Geschöpfe, die ihrer kostbaren Kleidung wegen die Blicke aller Nachbarinnen auf sich lenkten.

Am Abend desselben Tages hatte ich auf der strahlend hell erleuchteten Plaza noch einmal das Vergnügen, die elegante Welt des Ortes zu bewundern.

Zwei Regimentskapellen kamen kurz hinter einander gegen 8 Uhr mit klingendem Spiel anmarschiert. Voran eine Abteilung Soldaten mit geschultertem Gewehr, ein anführender Sergeant weit voraus, dann mit etwa 10 Schritt Abstand von einander immer 4 Mann in breiter Reihe

stramm marschierend, darauf in ebenso zerstreuter Marschordnung die 12 Regimentshornisten und endlich in geschlossener Masse die zahlreiche Regimentsmusik. Das 64. und 65. Regiment stellte so seine Musiker an den beiden Seiten des Platzes auf, erst abwechselnd, zum Schluss vereint, spielten sie unbestreitbar gut. Die Soldaten standen inzwischen Gewehr bei Fuss im Kreise herum, lauter hübsche, stramme Kerls, alles reinblütige Spanier in sauberen, trefflich sitzenden Uniformen aus einem graublauen Drillichstoffe mit farbigen Aufschlägen, mit sauberen weissen Hemdkragen und weissen Handschuhen.

Stelle ich sie in Gedanken neben die mexikanischen Soldaten, so fällt der Vergleich entschieden zu Gunsten der Spanier aus.

Die leichten Uniformen und breiten, niedrigen Strohhüte sind praktischer und kleidsamer als die dicken Tuchröcke und schweren Lederkäppis der Mexikaner und denke ich an die alten, runzeligen, braunen Fratzen, die unter diesen Käppis hervorlugten, und vergleiche sie mit diesen forschen, frischen Gesichtern, so müssen die Indianertypen erst recht den kürzeren ziehen. Hier sind es Landeskinder, die ihrer Wehrpflicht für einige Jahre genügen, dort sind es alte und älter werdende Söldlinge, deren Sold nicht ausreicht, die braunen Füsse regelmässig mit Schuhzeug zu bekleiden.

Auch sonst habe ich nur Gutes über die spanischen Regimenter gehört, deren eines zeitweilig unter der Führung eines schneidigen ehemals deutschen Offiziers stand, der des Lobes über seine Untergebenen voll war.

Jedenfalls erkannten die Bewohner der Stadt die Vorzüge der trefflichen Musik gebührend an; denn die Plaza war überfüllt mit Menschen, von denen die bessere Hälfte in luftigen Sommertoiletten besonders gut vertreten war und unermüdlich herum promenierte.

Sonst bietet das Leben in Städten wie Santiago den Einwohnern, namentlich den Fremden, die hierher verschlagen werden, wenig Abwechselung.

Die Umgebung ist in der trockenen Zeit, wo die Vege-tation auf den dicht an die Oberfläche herantretenden Korallenfelsen eine wenig üppige ist, nicht sonderlich ver-lockend. Von schattigen Promenaden, schönen Parks mit tropischem Pflanzenwuchs oder hübschen Villenquartieren ist auch hier nichts zu finden.

Die jungen Herren, die den Tag über fleissig und an-gestrengt in den hohen luftigen und zumeist kühlen Ge-schäftsräumen arbeiten müssen, suchen am Abend in der kurzen Dämmerstunde durch Ruder- und Segelpartien auf der weiten Hafenbucht oder durch Spazierritte in die staubige Umgebung sich etwas Bewegung zu verschaffen. Sonderlich genussreich schienen mir jedoch diese ziellosen Ritte nicht, auch wohl nicht übermässig anstrengend, da die kubanischen Reittiere alle auf Passgang dressiert sind und in ihrem steten Zuckeltrab den Reiter kaum aus dem Sattel bringen, sodass selbst tagelange Trabtouren wenig ermüdend sind.

Aber der Kubaner liebt das Reiten und Fahren. Jeder Landmann, jeder Arbeiter kommt zu Pferde zur Stadt und eine ganz unglaubliche Menge von Mietwagen wird in dieser verhältnismässig kleinen Stadt gehalten. Unter ihnen fällt noch immer die alte, kubanische Volanta auf, ein eigentümliches, einspänniges Fuhrwerk, bei dem der Sitz mit Verdeck auf den langen Scheeren ruht, die vorn an dem Pferde befestigt sind und hinten auf der Achse zwischen den beiden hohen Rädern liegen. Ein solches Fuhrwerk ist für den Insassen ganz bequem, denn es federt vorzüglich, muss aber für das Zugtier sehr angreifend sein, da zum Mindesten die halbe Last des Wageninhaltes von ihm getragen werden muss. Der Kutscher reitet deswegen auch stets auf einem zweiten, daneben angespannten Pferde, um das Stangenpferd nicht zu schwer zu belasten. Auch für leichteres Lastfuhrwerk ist das Princip der Volanta in diesem Teil der Insel noch überwiegend. Auf den beiden Scheerenbäumen ruht die ganze Last, aber ein solcher Wagen ist billig und einfach herzustellen; denn 2 Räder,

eine Achse und zwei Langbäume, zwischen denen einige Stricke gespannt werden, genügen um dies Fuhrwerk fertig zu stellen.

Die Produkte der Umgegend namentlich der ferner gelegenen, reichen Kaffee- und Tabackdistrikte kommen noch immer auf dem Rücken der Packtiere aus den Bergen herab. Zwanzig und mehr Maultiere und kleine Pferdchen sah ich nicht selten mit Kaffee, Kakao und Tabackballen belastet, hintereinander gebunden von einem einzigen Treiber geführt, die schlechten Landstrassen entlang ziehen. Der Anbau dieser Produkte ist hier auf der bergigen Südseite der Insel noch am meisten verbreitet, während in den Ebenen das Zuckerrohr vorherrscht.

Für den minder wertvollen Zucker würde diese Art des Transportes zu kostspielig sein; aber die Zuckerfabriken sind auch in nächster Nähe von Santiago kaum noch zu finden; das Land ist erschöpft und lohnt bei heutigen Preisen eine intensivere Bearbeitung kaum. Der alte Hafenplatz verschifft deshalb auch nur verhältnismässig wenig Zucker, der aus grösserer Entfernung herangebracht wird.

Der viel kleinere aber nicht minder gute Hafen von Guantanomo hat für die Zuckerausfuhr gegenwärtig viel mehr Bedeutung, weil hier am Fusse der Innengebirge ein weites, fruchtbares Thal vorzügliches Terrain für Rohrkulturen liefert, in dem eine ganze Reihe stattlicher Fabriken entstanden und gerade in letzter Zeit durch kostspielige Verbesserungen in der maschinellen Einrichtung immer leistungsfähiger geworden sind, wenn sie auch an diejenigen von Cienfuegos noch nicht heranreichen.

Santiago hat in neuerer Zeit erhöhte Bedeutung erlangt, nachdem die längst bekannten, reichen Eisenminen in den benachbarten Bergen mit Hülfe amerikanischer Kapitalien und deutscher Intelligenz ausgebeutet werden. Eine grosse amerikanische Kompagnie, die Juragua Iron Comp. limited, ist bis jetzt erst allein in erfolgreichem Betriebe, weil es sich für alle zuerst darum handelte, Absatz-

wege für die reichen Erzläger zu schaffen, und die beiden andern mit ihren Hafenbauten noch nicht fertig geworden sind. Auch die Juragua Comp. hat erst eine eigene Eisenbahn von ca. 30 englischen Meilen Länge zum Hafen von Santiago bauen müssen, um hier von einem hohen, weit in das Wasser hinausgebauten, eisernen Pier direkt aus dem Eisenbahnwagen in die eigenen Dampfer verladen zu können.

Nicht weniger als zweitausend Eisenbahnwagen und 21 Locomotiven stehen heute der Gesellschaft zur Verfügung und sind in fortdauernder Bewegung, um die reichen Erzmassen zur Verladestelle zu bringen.

Auf einer dieser Lokomotiven machte ich die interessante Fahrt zu den Minendistrikten und bereue den Ausflug wahrlich nicht.

Durch die ziemlich hohen Korallenfelsen, die Santiago von dem Meere trennen, schlängelt sich die Bahnlinie durch üppigen Urwald zur Küste hindurch, folgt dann auf viele Meilen dem Ufer des Meeres, das auf der einen Seite in ewiger Brandung seine weissen Wogen über die Korallenriffe ergiesst, während auf der anderen Seite die Kalkfelsen in malerischen Zerklüftungen und Höhlenbildungen zum Teil zu beträchtlicher Höhe emporsteigen. Erst nach stundenlanger Fahrt wendet sich der Schienenweg in die Randgebirge hinein, langsam ansteigend, bis er etwa 1000 Fuss über dem Meeresspiegel die malerischen Berge und prächtigen Thäler erreicht, welche die unerschöpfliche Fülle des trefflichen Erzes bergen.

Eine entzückende, tropische Gebirgslandschaft empfängt den Besucher, unten tief im Thale rauscht ein ansehnlicher Gebirgsbach über mächtige Felsblöcke zum Meere, die steil ansteigenden Hänge sind mit trefflicher Vegetation zum Teil noch mit Urwald bedeckt, hie und da schimmert das Blau des karaibischen Meeres zwischen den Bergen hindurch. Überall sind die weissen Bretterhäuser der Minenarbeiter an den Abhängen zerstreut oder leuchten von den Gipfeln der Felskuppen herunter. Die Eisenbahn schlängelt sich in

all diesen Bergen noch zu beträchtlicher Höhe empor und wunderbar hallt das Echo der Dampfpfeife in diesen friedlichen Thälern wieder.

Zuerst mit der Locomotive, am Nachmittage hoch zu Ross führte mich der deutsch-amerikanische Leiter dieser ausgedehnten Werke zu den verschiedenen Minen, um den schier unglaublichen Reichtum an besten Eisenerzen zu bewundern. Hier steigt der Bergmann nicht in den Schoss der Erde hinab, um mühsam im dunkeln Schacht das Erz zu graben und zu Tage zu fördern, sondern offen liegt es im vollen Sonnenlichte da, selbst dem Laien ohne weiteres in seiner gewaltigen Ausdehnung erkennbar.

Ganze Berge von fast reinem Eisenstein hat hier die Natur aufgebaut und der Mensch hat nur nötig, die bedeckende Erde bei Seite zu schaffen und Bohrlöcher in das Erz zu treiben, um die Massen abzusprengen, zu zerschlagen und auf die Eisenbahnwagen zu werfen, die es den Dampfern anvertrauen. Bis auf eine Höhe von 1500 Fuss konnten wir die Erzlager verfolgen und Bohrungen, in tausend Fuss Höhe angestellt, haben noch auf eine Tiefe von 150 Fuss dasselbe hochgradige Eisenerz ergeben. Nicht weniger als 63—72 pCt. metallisches Eisen, im Durchschnitt etwa 65 pCt. sollen in diesen Erzen vorhanden sein, nur wenig Schwefel ist beigemischt und es ist wohl kein Wunder, wenn solche Gruben den Stahlwerken reichen Gewinn abwerfen, die sie unter dem Schutze hoher Eisenzölle in den Vereinigten Staaten verarbeiten.

Seitdem man das Schienennetz immer höher in die Berge hineingeführt hat und jetzt nicht weniger als 40 englische Meilen zur Verfügung stehen, ist die jährliche Ausbeute auf die enorme Höhe von ca. 500000 tons gestiegen und könnte noch unendlich viel höher gesteigert werden; aber es fehlt noch an ständigen Arbeitskräften, weil es bisher nur in beschränktem Masse möglich war, Familien hierher zu bringen und die Männer auf die Dauer ohne die bessere Hälfte der Menschheit nicht zu halten

sind, auch trotz der hohen Lage und der stets wehenden Seebrisen die eingeführten spanischen Bergarbeiter stark durch das Fieber dezimiert wurden, sodass im Jahre 1891 viele Hunderte am gelben Fieber starben und ebensoviel aus Furcht vor der unheimlichen Krankheit die Minen verliessen.

Was sonst noch alles für mineralische Schätze in diesen wenig erforschten Küstengebirgen schlummern, ist nicht bekannt, die reichen Kupfergruben bei Kobre sind seit der Revolution ersoffen und beginnt man jetzt erst damit sie auszupumpen; überreiche Mangangruben sind neuerdings in Angriff genommen, Goldgruben sind entdeckt und alles deutet darauf hin, dass die südöstliche breite Basis der gesegneten Insel erst in dem Beginn der Entwicklung einer grossartigen Bergwerksindustrie steht.

Schade, dass die Früchte derselben, wie es scheint, ausschliesslich den Amerikanern zu gute kommen werden; denn soviel deutsche Arbeitskraft und Intelligenz hierbei auch beschäftigt wird, in erster Linie sind es immer die grossen amerikanischen Kapitalisten, die den Wagemut besitzen, solche Unternehmungen zu beginnen und die dann auch ohne Zaudern mit grossen Mitteln ans Werk gehen und nicht mit wenigen hunderttausend Mark, wie die Deutschen, kümmerliche Etablissements errichten, sondern mit Millionen operierend grosses und leistungsfähiges und damit auch gewinnbringendes schaffen.

Mehr als 16 Millionen Mark sind von dieser einen Gesellschaft allein ausgegeben, um diese Bergwerke zu erschliessen. 60 Kilometer gutgebauter, fester Schienenwege stehen ihr zur Verfügung. Vier bis fünf grosse eigene Dampfer werden wöchentlich expedirt, eine eigene Minenstadt für ca. 3000 Arbeiter und Beamte hat man in den Urwaldthälern errichtet, grossartige Verkaufsmagazine hergestellt, um die Bewohner dieser Stadt mit Allem zu versorgen, was zum Leben erforderlich ist und geduldig hat man Jahre lang nur Opfer gebracht, um nun nach ange-

strengter Vorarbeit die Früchte reichlich zu geniessen. »It takes money to make money.«

Eine andere Minengesellschaft, der ebenso reiche Erze zur Verfügung stehen sollen, war zur Zeit meiner Anwesenheit noch gar nicht mit den Vorarbeiten fertig. Millionen hatte sie schon ausgegeben, um die Erzlager mit der Meeresküste zu verbinden, einen eigenen Hafen hatte sie erbaut, um das wertvolle Gestein den Dampfern zu übergeben; aber ein furchtbarer Orkan hatte die ersten nicht stark genug gebauten Mohlen weggerissen. Ein neuer stärkerer Damm mit hohem eisernen Pier ist nun erbaut worden, ein riesiges Sammelbassin am Ende desselben soll den Inhalt der Eisenbahnwagen aufnehmen, um dann in wenigen Stunden den Dampfer beladen zu können.

Man sieht, was die Amerikaner anfassen, das greifen sie energisch an; denn sie wissen, dass nur mit grossen Mitteln etwas zu erreichen ist und nur dem grossen, auch freigebigen Kapital ist die Unterstützung der spanischen Behörden sicher.

In diesen reichen, noch wenig erforschten Minendistricten wäre sicherlich für deutsches Kapital und deutsche Unternehmungslust noch ein weites, lohnendes Feld der Thätigkeit offen. Bisher scheint das deutsche Grosskapital aber noch wenig Verständnis und wenig Neigung für diese Art Anlage zu besitzen.

Wir kaufen hunderte von Millionen mexikanischer Staatsanleihen und bieten dadurch der dortigen Regierung die Mittel, englische und amerikanische Eisenbahngesellschaften und damit deren Industrie subventionieren und unterstützen zu können. Wir haben Millionen und Aber-Millionen nordamerikanischer Eisenbahnbonds in deutschen Händen, während die amerikanischen Millionäre mit den Eisenbahnen spielen, in ihren Spekulationen neue Millionen gewinnen, aber nicht daran denken, fremde Staatspapiere oder Eisenbahnbonds zu kaufen, obwohl dieselben sehr viel sicherer wären als die von Deutschland gekauften amerikanischen Papiere,

Der Amerikaner rechnet auf höheren Gewinn bei seinen Anlagen als die Staatspapiere ihm geben und nimmt dafür auch ein grösseres Risiko mit in den Kauf. Darum drängt das Grosskapital der Union jetzt allenthalben in die centralamerikanischen Colonien hinein, sucht in Eisenbahnen, Minen-Unternehmungen, in Zucker- und Kaffeeplantagen, in Landspekulationen etc. dort grosse Gewinne zu machen und hat dadurch der eigenen Landesindustrie unendlich viel mehr genützt als unsere grossen Geldinstitute, welche das mühsam ersparte deutsche Kapital in verlustbringenden Papieren der neuen Welt anlegten.

Es fehlt wahrhaftig nicht an hervorragenden deutschen Pionieren in diesen Ländern, die die Wege weisen könnten. Fast überall habe ich die deutschen Häuser unter den ersten leitenden Firmen gefunden und deutsche Kaufleute und Ingenieure in hochangesehener Stellung. Sie alle arbeiten unermüdlich daran, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie die Wege zu bahnen; aber sie klagten auch nicht selten, dass, wenn für ein gewinnreiches Unternehmen einmal Kapital gebraucht würde, sie vergeblich die Fühler nach Deutschland ausstrecken, während am amerikanischen Markte stets Kapital zu haben sei.

Wann wird das anders werden? Wann werden wir aufhören, unter dem Druck der alten kleinstaatlichen Abgeschiedenheit misstrauisch alles Fremde zu betrachten? — In Venezuela hat man grosse deutsche Unternehmungen begonnen, — sollte das Beispiel nicht bald Nachahmung finden? —

In den leidlich geordneten, für die Kultur-Arbeit vorbereiteten Ländern des spanischen Amerika sind die Vorbedingungen dafür entschieden günstig, jedenfalls günstiger als in den unfertigen deutschen Kolonien in Afrika und Australien, deren bisher selbstverständliche geringe Erfolge den deutschen Michel immer wieder von tropischen Unternehmungen abschrecken.

VI.

Hayti und St. Domingo.

Die grosse französische Revolution, die in dem Mutterlande Freiheit und Gleichheit geschaffen, konnte naturgemäss in den Kolonien nicht die entwürdigendste Sklaverei bestehen lassen.

Hayti war damals eine der blühendsten französischen Kolonien.

Grossartige Zuckerhazienden wurden mit Tausenden von Sklavenhänden bewirtschaftet, eine wenig zahlreiche, übermütige Plutokratie französischer Pflanzer beherrschte das paradiesisch schöne Eiland, zog ungemessenen Gewinn aus der Produktion und misshandelte die unglücklichen Schwarzen, die man zu Zehntausenden hier eingeführt hatte, nachdem die spanischen Eroberer die fast nach Millionen zählende indianische Urbevölkerung, die Columbus hier vorfand, in harter Arbeit zu Tode gequält oder in blutigen Schlachten hingemordet und bis auf die letzten Spuren ausgerottet hatten.

Aber wie im Mutterlande die einst hörigen Bauern unter Führung der Jakobiner die Schlösser und Villen ihrer ehemaligen seigneurs verwüsteten und verbrannten und ihre Peiniger dem Henker überlieferten, so benutzten auch die plötzlich befreiten Sklaven Haytis ihre junge Freiheit zuerst, um sich zu rächen an ihren bisherigen Tyrannen.

Im August 1791 begann jene grauenvolle Revolution, die in wenigen Wochen 1130 grosse, üppige Plantagen für

alle Zeit zerstörte und die weisse Bevölkerung mit Frau und Kind erbarmungslos hinmordete. Die Kolonie erklärte sich für unabhängig vom Mutterlande, das gelbe Fieber half nachher den schwarzen Patrioten die Regimenter Napoleons vernichten, welche die Insel zurückerobern sollten und so besteht seit fast genau 100 Jahren die glorreiche, schwarze Republik und die ebenso oft unterschätzte wie überschätzte schwarze Rasse hat in diesem langen Jahrhundert Zeit genug gehabt, zu zeigen, was sie zu leisten im Stande ist.

Die widersprechendsten Urteile hatte ich bisher darüber gehört und gelesen.

Die einen behaupteten, dass die Kolonie in leidlich gesunder Entwickelung begriffen sei, dass man von einem Volk, das früher in entwürdigendster Knechtschaft gehalten war, nicht verlangen könne, dass es sich in einem kurzen Jahrhundert die bürgerlichen Tugenden aneigne, die andere Kulturvölker sich in Jahrtausende langer Arbeit anerzogen hätten, — andere wieder brachen erbarmungslos den Stab über das junge Gemeinwesen und stellten es als abschreckendes Beispiel hin, was aus einem von der Natur so reich gesegneten Lande werden müsse, wenn eine untergeordnete Rasse zur Herrschaft käme, in der die alten tierischen Instinkte und heidnischen Gebräuche nur äusserlich mit dem Firniss einer oberflächlichen Civilisation und christlicher Religion überzogen seien.

Ich war daher äusserst begierig, einen genaueren Einblick in die socialen und politischen Verhältnisse dieser schwarzen Republiken zu erlangen und konnte die Zeit kaum erwarten, bis mich der Dampfer hinüberbrachte.

Aber das Reisen ist in diesen Ländern nicht so leicht wie in Europa und wer nicht über ungemessene Zeit zu verfügen hat, der muss nur zu oft darauf verzichten, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen und ich habe im Verlauf meiner Reise noch oft genug erfahren, wie beinahe unmöglich es ist, im Voraus zu bestimmen, wie und wohin man reisen will.

So ging mir's auch diesmal, — Jamaica, die grosse, englische Negerkolonie lag mir fast vor der Nase, als ich 10 Tage in Santiago de Cuba unter der liebenswürdigen Beihülfe des dortigen Deutschen Consuls auf Dampfergelegenheit wartend verbrachte, und ich hätte, wie es eine englische Familie that, nach New-York zurückkehren müssen, um von dort die nahegelegene Insel zu erreichen, deren höchste Berge man bei klarem Wetter von den Bergen Kubas aus soll sehen können. Auch Hayti konnte ich nur im Fluge berühren, denn der von Habana über Santiago, Port au Prince, Cap Hayti und Puerto Plata nach Porto Rico fahrende spanische Dampfer macht seine Rundreise nur alle vierzehn Tage und meine Zeit erlaubte mir leider nicht, volle zwei Wochen auf jener Neger-Insel zu verbringen, die bei aller natürlichen Schönheit der Landschaft doch für den, der in das Innere vordringen will, so sehr alle und jede Bequemlichkeit und Sicherheit des Reisens vermissen lässt, dass nur, wer absolut nicht anders kann, hier für Wochen Absteigequartier nimmt.

So schiffte ich mich auf der »Manuela«, einem alten, wackeligen, kleinen, spanischen Dampfer ein, in der Hoffnung, in dem wenigstens nach Stunden zählenden Aufenthalt in den drei Hafenplätzen einen kurzen Einblick in das Leben der Negerrepubliken gewinnen zu können.

Aber schon dieses Einschiffen war nicht ganz leicht. Denn ausser den wenigen Passagieren harrten etwa 55 langgehörnte Ochsen, die eben von den Weiden herangetrieben wurden, ihrer Verladung, um in Porte au Prince der dortigen Negerbevölkerung das nötige frische Fleisch zu liefern, das die gesegnete Insel bei der Faulheit seiner Bewohner nicht einmal selbst hervorbringen zu können scheint.

Doch wenn Menschen sich schon ungern und bangen Herzens den schwankenden Schiffsplanken anvertrauen, so thun es vierbeinige Ochsen, die in ihrem Leben noch nie das göttliche Meer gesehen haben, erst recht mit erklärlichem Widerwillen, umsomehr, wenn man ihnen zumutet,

von einem schmalen Pier aus über eine noch viel schmalere Laufbrücke ziemlich steil zum Verdeck des verdächtigen Dampfers emporzusteigen. Da half all kein Schreien, Jagen und Schlagen, einige der Unglücklichen wurden dadurch in die blaue Salzflut hinuntergedrängt und zu einem unfreiwilligen Seebade verholfen, ein halb Dutzend Anderer wurde auch schliesslich durch Schlagen und Stechen mit Messern und Lanzen an Bord gebracht; aber die grosse Masse blieb unweigerlich bei ihrer Abneigung gegen das feuchte Element und konnte erst nach stundenlangem, vergeblichen Bemühen mit Hülfe eines zahmen Leitochsen bewogen werden, ihm zu folgen und sich in glühender Sonne auf dem Vorderschiff zusammenpferchen zu lassen.

Endlich waren, wie mir der deutsche Konsul neckend versicherte, alle Ochsen an Bord und die Vierbeinigen standen im Verein mit 2 Pferden und einigen Hammeln auf dem schattenlosen Deck und schauten ängstlich über die Reiling des Schiffes in die schäumenden Wogen und nahmen Abschied von der schönen Insel, die sie wohl noch sicherer als ich nicht wiedersehen werden. Zur Erhöhung der Annehmlichkeit der Reise trugen sie wahrhaftig nicht bei und als ich erst die enge heisse Kajüte, in der eine schmale rohrgeflochtene Bank, mit einem Leintuch überdeckt, das Bett darstellte, besichtigt und die Lebensgewohnheiten an Bord kennen gelernt hatte, da stimmte ich ohne Weiteres in das absprechende Urteil meiner Mitreisenden über den Dampfer mit ein: Schlecht und unsauber und dabei 31 Dollar Gold für die kurze Fahrt von Santiago nach Port au Prince! —

Am 15. Januar verliessen wir den Hafen, am Abend kamen die Berge von Kuba ausser Sicht und am Morgen waren wir bereits auf der Nordseite der in den Scheeren der Hauptinsel liegenden kleineren Insel Gonave. Leider fuhren wir dem Lande nicht nahe genug, um genauer sehen zu können; aber das flach ansteigende Eiland zeigte keine Spur von Bewohnern und Kultur. Gleichmässig ist es mit

grau-grünem Buschwald bewachsen und erst später, als die Berge höher emporstiegen, deutete der weisse Rauch einiger Feuerstätten auf menschliche Ansiedelungen, während die ganze, grosse, flachgewölbte Insel den reichsten, fruchtbarsten Boden haben soll, geeignet für jede Kultur und einst mit ertragreichen Zuckerrohrfeldern bedeckt war.

Je näher wir der Hauptinsel kamen, um so schöner präsentierte sie sich mit ihren hoch in die Wolken hineinragenden, mächtigen Gebirgszügen.

Das flache Vorland, auf dem die Hauptstadt erbaut ist, gleicht einem üppigen, tropischen Garten, mit herrlichen Palmen und hellleuchtenden Zuckerrohrfeldern. Die Abhänge der hohen Berge sind prachtvoll bewaldet, einzelne Hütten schimmern aus dem Grün der Wälder hervor, in deren Schatten der Kaffeebaum fast ohne Pflege gedeiht und mühelos reiche Erträge liefert.

In der That ein Paradies so wie es sich den erstaunten Blicken präsentiert! Und in diesem Paradiese sollen die schwarzen Bewohner trotz Christentum und Katholizismus wirklich wieder zu kindermordenden Kannibalen geworden sein, die den Schlangen und ihren heidnischen Götzen Menschen-Opfer bringen, wie seit den Veröffentlichungen von Spencer St. John so vielfach behauptet und so selten widersprochen ist.

Freilich wäre ein solcher Rückfall in Rohheit und Unkultur noch am ehesten möglich bei diesen Schwarzen, die früher als Arbeitstiere gehalten und misshandelt nur unendlich wenig von wahrer Kultur gesehen hatten und durch blutige Revolution, durch Mord und Brandstiftung sich ihr Staatswesen begründet hatten; — aber nachdem man selbst in Deutschland und Österreich die Schauergeschichten wieder auftischt und unter Beweis zu stellen versucht, dass die Juden Christenkinder schlachten, um ihr Blut zu religiösen Zwecken zu verwenden, seitdem viele, verständige Menschen solchen Erzählungen Glauben schenken, setze ich unüberwindliche Zweifel in die Wahrheit dieser

Kannibalengeschichten, selbst wenn sie noch so oft von sonst glaubwürdigen Personen wiederholt werden.

Ich kann aber nicht leugnen, dass ich ein wenig unter dem Eindruck dieser Schauergeschichten stand, als wir uns dem Ankerplatze näherten und dass ich angenehm enttäuscht war, als ich anstatt des nach den Schilderungen der Mitreisenden erwarteten elenden Negerdorfes in Port au Prince eine Stadt fand, die weit über meine Erwartungen hinaus, Fortschritt und Streben nach Besserung verriet.

Freilich der Hafen sah nicht gerade verlockend aus. Einige gestrandete, grosse Dampfer liegen im Fahrwasser und recken melancholisch ihre verrosteten Eisenteile aus dem schmutzigen Wasser hervor, die Wracks von zahlreichen Holzschiffen liegen dem Strande näher; aber auf der anderen Seite warteten 4—5 grosse Segelschiffe auf Ladung, ein Hamburger Dampfer liess seine deutsche Flagge stolz im Winde flattern und ein kleiner, hübscher eiserner Kriegsdampfer führte das schwarz-rote Banner der schwarzen Republik, seine schwarzen Matrosen machten in ihren weissen Marine-Uniformen mit hellblauem Umschlagkragen gar keinen schlechten Eindruck.

War man in Kuba schon an einen starken Prozentsatz schwarzer Bevölkerung gewöhnt, so dominierte hier das afrikanische Blut fast ausschliesslich.

Die schwarzen Bootsleute drängten sich nicht gerade bescheiden auf den Dampfer an die Passagiere heran und forderten unverschämte Preise für die kurze Bootfahrt an Land, waren aber schliesslich mit dem dritten Teil der geforderten Summe zufrieden, da einer dem andern die Beute nicht gönnte. Am Landeplatz standen einige nicht übele, offene Droschken und ich war mit einem der wollköpfigen Rosselenker bald über einen mässigen Preis einig, für den er mir versprach, mir die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

Eine grosse, eiserne Markt- und Entladehalle war gerade am Hafen fertig gestellt und man war damit beschäftigt, in

grossen, goldenen Buchstaben die Inschrift »Hippolyte, Presidente d'Haïti« daran zu befestigen. Zahlreiche Neubauten waren in Angriff genommen, viele gute, grosse Geschäftshäuser und elegante Privathäuser waren sichtbar, — die Strassen sind schmutzig, aber nicht schlechter als in den spanisch-kubanischen Städten auch; kurz, wenn auch die Stadt kein gerade beneidenswerter Aufenthaltsort sein mag, so ist er doch weit besser als sein Ruf und die anwesenden Fremden, namentlich die Deutschen, die hier besonders zahlreich und einflussreich sind und den grossen Handel fast ganz in der Hand haben, sollen ganz angenehm leben und namentlich in ihrem eigenen, engeren Kreise ein sehr nettes, geselliges Leben führen. Sie wohnen meistens ausserhalb der eigentlichen Stadt in den herrlichen Bergabhängen, prächtige, tropische Gartenanlagen umgeben ihre reizenden Villen und sie klagten in keiner Weise über die schwarzen Landesherren.

Dass die Regierung schlecht und korrumpiert sei, gestand jeder ein, aber bisher hatte ich in Amerika noch nichts anderes gehört. Die schwarzen und gelben Parteiführer schwatzen und reden viel von Patriotismus, jede Partei will mit dem Munde das Vaterland retten und, wenn sie an's Ruder kommt, so benutzt sie, wie ihre Vorgängerin, die Macht zuerst zur eigenen Bereicherung, — hier vielleicht noch etwas dreister und rücksichtsloser, aber der Unterschied im Vergleich zu anderen amerikanischen Republiken ist kein prinzipieller, sondern höchstens ein quantitativer.

Das Neger-Volk ist faul und lässig, weil die Natur ihm mit allzu freigiebiger Hand ihre Gaben bietet und für die geringen Lebensansprüche eine kurze Arbeitszeit genügt. Die jetzigen hohen Preise für Kaffee und Tabak, die Hauptausfuhrartikel der Insel kommen dieser Lässigkeit noch zu Hülfe und so soll die Mehrzahl heute trotz minimaler Arbeitsleistungen ein ganz behagliches Dasein fristen, während die fremden grossen Geschäftshäuser zumeist viel

Geld erwerben und auch reiche Neger in grosser Zahl in der Hauptstadt vertreten sind. — Von Kannibalismus und Kindermord wollte Niemand etwas wissen, ein deutscher Grosskaufmann, der Jahrzehnte lang auf der Insel weilt, und dessen Dutzende von farbigen Buchhaltern und Kommis in den luftigen Contorräumen mir einen höchst eigenartigen Eindruck machten, erklärte mir, er glaube daran absolut nicht. Zwar existiere eine Sekte, die »Waudoux«, die meist aus Dahome stammen, die, trotzdem sie äusserlich Katholiken sind, doch ihre alten Priester und Gebräuche beibehalten haben und einen ungünstigen, unmoralischen Einfluss auf das Volk ausüben, den die Regierung zu brechen nicht stark genug ist, aber von Kindermord etc. sei ihm nie etwas bekannt geworden.

Was wahr, was übertrieben an all diesen Gerüchten, konnte ich natürlich in einem, nur nach Stunden zählenden Aufenthalt nicht ermitteln, aber ich muss gestehen, dass ich im Allgemeinen noch bessere Zustände gefunden habe, als ich zu finden erwartete.

Eine gute kräftige Regierung, die einigermassen von Dauer ist, könnte auch hier leicht vorzügliches schaffen; aber das Unglück für diese halb- und viertelfertigen Länder sind die Republiken, und die konstitutionellen Verfassungen, in denen für jede mittelmässige, ehrgeizige Persönlichkeit die Möglichkeit gegeben ist, die Macht an sich zu reissen und durch den stetigen Wechsel der Machthaber jede gesunde, ruhige Entwickelung untergraben wird. Wenn das wahr ist für die Staaten, in denen das weisse Element überwiegt, wie vielmehr muss es wahr sein für ein Volk, das unbestreitbar einzelne tüchtige und hervorragende Menschen geschaffen, aber in seiner grossen Masse doch noch immer an die Kinder der Wildnis erinnert, die ihre Vorfahren noch vor hundert Jahren waren. Und was sind hundert Jahre im Leben eines Volkes? Wie lange hat es gedauert, bis die heutigen Kulturnationen, bis auch die Deutschen sich aus dem Zustand wilder Barbarenhorden, als welche sie vor

2000 Jahren in die Geschichte eintraten, zu dem entwickelt haben, was sie heute sind?

Freilich könnten und sollten die Schwarzen den belehrenden und erziehenden Einfluss der Fremden mehr auf sich wirken lassen und dadurch den Fortschritt beschleunigen, während sie jetzt dem Ausländer verbieten, Grund und Boden zu erwerben und noch vor Kurzem es jedem Weissen unmöglich gemacht war, das Bürgerrecht und damit Grundeigentum auf eigenen Namen zu erwerben. Sie hatten wohl die alten Sklavenhalter in zu schlimmer Erinnerung, und wollten den Weissen nicht wieder die Möglichkeit bieten, sich zu Herren emporzuschwingen. Daher die Ungleichheit vor dem Gesetz und doch steht auf jeder Kupfermünze der Republik die stolze Devise »liberté, égalité, fraternité«.

Am nächsten Morgen näherten wir uns dem nördlichen Hafenstädtchen Cap Hayti. Die Küste der Insel gleicht hier einem herrlichen, tropischen Park. Prachtvolle, mässig hohe Vorberge, von höheren Bergketten überragt, sind bedeckt mit dem üppigsten Grün schöner Baumgruppen, Bananen und Kaffeegärten ziehen sich bis an die flache Küste herab, wir fahren derselben so nahe, dass wir die einzelnen Kokospalmen am Strande unterscheiden können, aber nur der aufsteigende Rauch deutet auf das Vorhandensein zahlreicher menschlicher Wohnungen, die zwischen den schattigen Fruchtbäumen verborgen, natürlich nicht sichtbar sind.

Die Stadt Cap Hayti liegt auf einem schmalen Ufersaum in der weiten nach Westen offenen Bucht am Fusse ungewöhnlich schön bewachsener, bis zu 1000 Fuss ansteigender Berge, sie sieht nur klein aus, soll aber 10 bis 12000 Einwohner zählen.

Ein schwarzer Bootsmann von riesiger Figur, der an jeder Hand sechs Finger hatte, und mich hintereinander in fliessendem Spanisch, Französisch und Englisch anredete, ruderte mich an's Land, wo ich zunächst der Hafenpolizei meine Aufwartung machen und meinen Pass vorzeigen musste.

Ein dunkelfarbiger gentleman, mit glänzend schwarzem Cylinder auf dem kurz geschorenen Wollkopf bat mich mit verbindlichem Gruss näher zu treten und die Stadt zu besichtigen.

»Vous trouverez une très belle ville« fügte er stolz hinzu.

Einige Soldaten der Republik standen mit ihren verrosteten Flinten dabei, barfüssig, aber mit leidlich sauberen, blau gestreiften Leinwand-Anzügen und schwefelgelb bordürten Käppis. Ein Reitersmann, auf einem kleinen, elenden Klepper hängend, einen mächtigen Korbsäbel an der Seite, der wie seine langen Beine fast den Boden berührte, mit einem verschossenen, goldgestickten, blauen Frack und alten Dreispitz aufgeputzt, sah wie ein Affe in seiner lächerlichen Uniform aus, schien aber der Meinung zu sein, dass er auf die Fremden ganz besonderen Eindruck mache.

In den Strassen der Stadt begegneten mir viele vierspännige Ochsenkarren, die Kaffee aus den Bergen brachten, kleine Reitpferde, wie in Kuba, waren zahlreich vor den Läden angebunden und hier wie in Port au Prince wurde in den Strassen und Plätzen viel Kaffee und Kakao in der Sonne getrocknet.

Eine ganze Reihe wohl ausgestatteter, grosser Läden, in denen weisse Verkäufer sichtbar waren, überraschten mich, ebenso viele gut gebaute, zweistöckige Häuser mit umlaufendem Balkon und hohen spitzen Dächern. Die meisten der Strassen sind mit Klinkertrottoiren, wenn auch recht verwahrlosten, versehen und frisches, fliessendes Wasser rinnt in Fülle in Mitten der Wege dem Meere zu. Trotz der sengenden Sonnenglut wanderte ich von Strasse zu Strasse, schaute in manche Hütte, manches Haus hinein und blieb erstaunt vor einem sauberen Häuschen stehen, aus dem von einem guten Pianino, aber schlecht gespielt »Das Gebet der Jungfrau« ertönte. Ein Blick durch die offene Thür zeigte mir auf einer Marmorkonsole die mächtige Photographie des Kölner Domes und ich war schon der

festen Überzeugung, hier eine deutsche Jungfrau ihren Gefühlen in Tönen Ausdruck geben zu sehen, als plötzlich das Spiel endete und eine kohlschwarze Schöne an das Fenster trat und mir freundlich zulächelte. Ich muss wohl in dem Augenblick ein recht dummes Gesicht gemacht haben, denn sie lachte laut auf, als ich plötzlich weiter eilte und mir nicht recht erklären konnte, wie jenes Musikstück und der Kölner Dom in das Negerhaus von Haïti kamen.

Aber es ist eben alles möglich in dieser Welt und ich hatte nicht lange Zeit darüber nachzudenken; denn ein ganz anderes Bild fesselte bald meine Aufmerksamkeit. Ich war auf den geräumigen Marktplatz geraten. Auf dem Kreuzungspunkt seiner Hauptwege stand auf einer hohen Säule das aus Holz gesägte Wappen der Republik, zahlreiche, recht unsauber und hässlich aussehende, mit Schindeln gedeckte, ständige Marktbuden oder vielmehr offene Schuppen dienten den schwarzen Verkäuferinnen als Standort und ich muss gestehen, ich habe nie zuvor und nie wieder so viele hässliche, braunschwarze aber gut und hoch gebaute Negerweiber zusammen gesehen als hier; aber auch selten so viel Schmutz und Unrat als auf diesem herrlich gelegenen Marktplatz.

Eine starke Patrouille von Soldaten, mit verrosteten Bajonetten auf den verrosteten Flinten, hielt an einer Ecke des Marktplatzes strenge Wacht, d. h. lag faul an der Erde herum und trotz alles Lärmens und Schreiens schienen mir auch die Negerinnen recht wenig Neigung zu haben mit der hohen Obrigkeit anzubinden. Denn soweit sie den breiten Mund aufzureissen pflegen und so laut und lebhaft sie miteinander zu streiten belieben — sie vertragen sich doch immer wieder bald und meistens löst sich eine solche Streitscene, wenn andere sekundierend dazu kommen, in allgemeines homerisches Gelächter auf.

Neben und zwischen den vielen, leidlich gut erhaltenen Häusern fiel mir aber die Masse der Ruinen auf, aus deren leeren Fensteröffnungen oft die schönsten Bananenblätter

herauslugten, auf deren Mauern und Gesimsen die üppigste Vegetation gedieh. Der grosse Platz vor der mächtigen Kathedrale könnte, wenn er nicht schon einen andern Namen führt, nur den eines Platzes der Ruinen erhalten, denn so viel ich mich entsinne, umgeben ihn nur Ruinen, und Schutthaufen schmücken ihn, während die grosse stattliche Kirche selbst nur mit einem Notdach versehen war. Vor genau 50 Jahren, im Jahre 1842 hatte ein furchtbares Erdbeben die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, und seitdem hat man noch nicht Zeit gefunden, all die Schäden wieder auszubessern und aufzubauen, was damals eine höhere Gewalt vernichtet hatte. Zu Zeiten bebt und zittert ja die Erde noch, aber seit jenen Unglückstagen hat keiner der Erdstösse wieder nennenswerten Schaden angerichtet und selbst die heftigste Erschütterung im Jahre 1864 hat zu den alten Ruinen keine neuen hinzugefügt.

Das erfreulichste an dem ganzen Städtchen und der Republik war mir, zu hören, dass auch hier deutsche Intelligenz und deutsche Unternehmungslust Triumphe feiern, dass die deutschen Firmen die angesehensten und bedeutendsten sind und dass Ein- und Ausfuhrhandel zum grössten Teile von deutschen, Hamburger Dampfern vermittelt wird, deren stets einige in den Häfen der Insel zu finden sind, namentlich in der Zeit, wo Kaffee und Tabak zum Versand fertig liegen.

Bei der Ausfahrt ging unser Dampfer dicht unter Land vorbei und man sah deutlich all' die zahlreichen Ruinen grosser, mächtiger Steinbauten, die am Strande vor dem steil abfallenden, prächtig bewaldeten Felsen stehen, als Denksteine für ein faules, sorglos in den Tag hinein lebendes Volk. Ein altes Fort mit steinernen Kasematten und mächtigen Schiessscharten, wohl noch aus der Zeit der spanischen und französischen Herrschaft zieht sich an der schärfsten Kante der Einfahrt den Berg hinan und 4—5 mächtige Kanonen reckten ihren ehernen Mund dem Ankömmling drohend entgegen. Sie sollen aber harmlos sein

und dem friedlichen Charakter der wundervollen Landschaft keinen Eintrag thun; denn sie sollen so alt sein, dass man nicht wagt, sie abzuschiessen, — so wurde mir erzählt.

Der geradezu grossartige Pflanzenwuchs, der sich bis zu den von stetiger Brandung unterwaschenen Korallenklippen hinunterzieht, fiel mir besonders auf.

Kuba wird stets als »die Perle der Antillen« gerühmt und wer sie nicht gesehen hat, lebt deshalb leicht in dem Vorurteil, als ob dort alles in ganz besonderem Glanze strahle, eine ganz besonders üppige Vegetation das Auge des Beschauers entzückt und bezaubert. Haïti ist unbestreitbar sehr viel schöner und war es jedenfalls in der Zeit, als ich es sah. Die beiden Inseln liegen einander so nahe, liegen beinahe unter demselben Breitengrade, und doch diese Verschiedenheiten in dem äusseren Anblick derselben. In Kuba herrschte seit Monaten trockene Zeit. Die Vegetation auf den Kalkfelsen von Santiago war fast verdorrt. Auf der Fahrt nach Guantanomo machte der Wald, durch den wir meilenweit hindurchfuhren, einen geradezu kläglichen Eindruck. Mit Ausnahme weniger immergrüner Bäume waren die meisten kahl und des Blätterschmuckes beraubt, nur die hohen Orgelkakteen, die Aloes und ananasartigen Gewächse sowie die zahllosen Orchideen, die in allen Astwinkeln, auf allen Zweigen der Bäume wucherten, gaben Zeugnis davon, dass man unter tropischem Himmel sich befinde, nicht in dem kahlen, aber mit seinen grünen Moospolstern unendlich viel schöneren Herbstwald der Heimat. Auf Haïti dagegen und St. Domingo habe ich gleichzeitig, wenigstens auf der Nordseite der Insel nichts als üppigstes Grün und wuchernden Waldwuchs gefunden; denn hier herrschte noch immer die regnerische Zeit vor, während die Südseite freilich auch schon in die trockene Periode des Jahres eingetreten war.

Bei Puerto Plata, das wir am nächsten Morgen in aller Frühe erreichten, hatte ich Gelegenheit, auch einen Blick in die spanisch redende Neger-Republik der Insel,

St. Domingo, zu werfen. Soweit das wenige, das ich gesehen, mir ein Urteil gestattet, ist dieses Staatswesen unendlich viel besser als sein Nachbar, wenigstens Puerto Plata der Stadt Cap Haïti vorzuziehen.

Ein auf saftig grüner, schmaler Landzunge gelegenes, gut gehaltenes Fort schützt den Hafen, ein stattlicher, weisser Leuchtturm ragt hoch empor. Eine lange, auf Pfählen erbaute Landungsbrücke gestattet wenigstens den Booten und grossen Leichterfahrzeugen bequemes Laden und Entladen. Die Ufer des Landeplatzes selbst sind mit guten Cement-Einfassungen gegen die zerstörende Kraft der Brandung geschützt, gute Wellblech-Lager- und Zollhäuser erheben sich am Strande. Die dem Hafen nahe gelegenen Strassen sind mit trefflichen Macadams versehen, gute Trottoire machen das Promenieren angenehm und man sieht, allenthalben hat die Verwaltung der Stadt ihre vorsorgende Hand im Spiele.

Den deutschen Konsul, den ich schon in früher Morgenstunde in seinem Comtoir aufsuchen wollte, fand ich auf der Strasse, die neuen Pflaster-Arbeiten beaufsichtigend. Er ist, und wie er mir sagte, alle fremden Konsuln ebenso Mitglied des Stadtrates und diesen fremden Elementen dankt es die Stadt wohl, dass die öffentlichen Gelder im öffentlichen Interesse zum Segen für die Gesundheit und das Wohlbefinden der Einwohner verwandt werden.

Die geräumige Plaza, auf einem Hügel inmitten der Stadt gelegen, zeigt durch ihre prächtige, in maurischen Formen erbaute Musikhalle, dass man hier auch der Kunst Verständnis und Teilnahme entgegenbringt. Das schöne Klubhaus vereinigt hier alle besseren Elemente der Bevölkerung und daneben liegt eine Volksbibliothek, deren Inschrift: »Bibliotheca comunal, fondada por el ajuntamiento de 1881—1882« Zeugnis ablegt von dem gesunden Vorwärtsstreben der Stadtverwaltung. Ich weiss nicht, ob ich mich täuschte, aber auch die Menschen schienen mir anders und besser als in der französisch redenden Nachbarrepublik.

Hier sah ich nicht annähernd so viele reinblütige, breitmäulige Neger als dort, vielmehr überwog die gelbe Bevölkerung und die sauberen, hellen Kattunkleider der Frauen machten einen ebenso freundlichen Eindruck als die meist aus Holz und Wellblech erbauten, gutgestrichenen und von den Wedeln zahlreicher Kokospalmen überschatteten Häuser selbst der ärmeren Klassen.

Wen ich auch fragte, der schien mit der jetzigen Regierung ganz zufrieden, denn sie sorgt einigermassen für die Fortentwickelung des Landes. Die geplante Eisenbahn von Puerto Plata nach dem Innern, nach Santiago de Domingo, auf 50 Kilometer berechnet, ist mit ihrem schwierigsten Anfangsteil von der Küste auf die Höhe des Plateaus, z. T. als Zahnradbahn fertig gestellt und sollte in nächster Zeit für eine Entfernung von 18 Kilometer eröffnet werden. Sie wird ein Segen für das Land werden, da die Wege aus dem Innern zur Küste während der Regenzeit kaum zu passieren sind, sodass selbst die sonst alles überwindenden Maulesel und kleinen Pferdchen nicht selten im Schlamme stecken bleiben. Wenn dann wie anderswo, so auch hier den fremden Verkehrswegen fremdes Kapital zur Nutzbarmachung des Landes folgt, so gelingt es vielleicht trotz der Negerherrschaft, die reichen Naturschätze der Insel wieder so wie früher auszubeuten und die üppige Triebkraft des Landes in Tabak und Kaffeekulturen noch mehr als bisher geschieht auszunützen. Denn der Neger ist wenig sorgfältig in der Behandlung und Bearbeitung dieser wertvollen Produkte und die Zuckerindustrie wird wohl trotz erneuter Versuche kaum je wieder die Höhe erreichen, auf der sie vor hundert Jahren gestanden, wo die Insel San Domingo das grösste und wichtigste Zuckerland der Welt war.

In Haïti ist von Zucker-Industrie kaum noch die Rede, das wenige Rohr, das kultiviert wird, dient fast ausschliesslich zur Branntweinbereitung.

Bei Puerto Plata ist nur noch eine grössere Zuckerfabrik, die 500 acres mit Rohr bepflanzt, für Export im Be-

triebe, sie hat jetzt neue Vacuum-Apparate aufgestellt und soll an 1200 Fass Zucker à 17--18 Ctr. erzeugen. Eine kleinere Fabrik, einer Bremer Firma gehörend, produziert ca. 2000 Ctr. Konsumzucker für den Bedarf der Insel, während die anderen Plantagen nur Branntwein erzeugen, und eine grosse mit neuen Maschinen ausgestattete amerikanische Fabrik still stand.

Im Süden der Insel dagegen, bei San Pedro de Macoris hat sich der Zuckerrohbau in vorzüglichem Neuland in letzter Zeit schnell entwickelt und grosse Fabrik-Anlagen sind entstanden, die bedeutender Ausdehnung fähig zu sein scheinen.

Neuerdings sollen sich die Jankees in den Negerstaaten ziemlich viel zu schaffen machen. Sie haben, wie ich hörte, durch ein Finanzkonsortium die Staatsschulden des Landes zum grossen Teil aufgekauft und scheinen sich damit eine Kontrolle über die Finanzen des Landes verschaffen zu wollen. Man meinte, wenn sie nicht direkt die Absicht hätten, das Land zu annektieren, so hätten sie es wenigstens auf eine Kohlen- und Flottenstation abgesehen, um dermaleinst den Panama- oder wahrscheinlicher den Nikaragua-Kanal mit ihren neu zu erbauenden Kriegsschiffen von hier aus »beschützen«, d. h. beherrschen zu können.

An eine Vereinigung der ganzen Republik mit dem grossen, nordischen Staatenbunde wird wohl fürs Erste nicht zu denken sein; denn was sollte die Union, der ihre südstaatlichen Neger schon so wie so zu schnell sich vermehren, mit diesem Zuwachs an schwarzen und gelben Brüdern, die eine andere Sprache reden und in ihrer beschaulichen Lebensweise dem echten Jankeetum so unendlich fernstehen? Ich meine auch nach allem, was ich gesehn und gehört habe, dass diese Negerrepubliken, nachdem sie die schlimmsten Kinderkrankheiten überstanden haben, jetzt, wo sie anfangen, fremden Kultureinflüssen zugänglicher zu werden, sich aus eigener Kraft emporarbeiten werden, wenn darüber auch Jahrzehnte vergehen und unsere schwarzen

Brüder nicht sobald eine Musterrepublik schaffen werden.

Jedenfalls sind diese dunkelen Kinder Afrikas, die sich auf der schönsten und fruchtbarsten der grossen Antillen-Inseln ihre eigenen Staatenbildungen geschaffen haben, unendlich viel besser daran, als diejenigen ihrer Brüder, die in der alten Heimat verblieben sind und heute noch immer nichts anderes sind, als was sie vor hundert Jahren waren, wilde Kinder einer wilden Natur.

Es scheint grausam und hart, sie ihrer Heimat, ihren Verwandten zu entreissen, um sie in fremden Landen in schwerer Arbeit zu selbstsüchtigen Zwecken zu verwenden; aber man bedenke dabei auch, dass die Meisten derer, die damals als Sklaven verkauft wurden, auch in der Heimat nichts anderes als Sklaven waren, dass sie oft nur den Herren wechselten und dass sie aus der Hand eines blutgierigen Negerfürsten, der sie im Kriege gefangen hatte und Herr über ihr Leben geworden war, in die Hände von weissen Plantagenhaltern übergingen, die trotz all der Schauerromane, die darüber geschrieben sind, doch immer die besseren Herren waren, die Vielen von ihnen den Weg zu höherer Bildung und höherer Kultur gezeigt und geebnet haben.

In Afrika, im Golf von Guinea, in Dahome etc., woher die meisten westindischen Sklaven stammen, sind Gemeinwesen wie diese *nicht* entstanden, und, wenn es für die Insel auch besser gewesen wäre, wenn sie länger unter der leitenden Hand eines europäischen Kulturvolkes geblieben wäre, so war bei der gewaltigen, numerischen Überlegenheit der schwarzen Bevölkerung auf die Dauer eine Beherrschung der letzteren durch wenige Weisse nicht durchzuführen.

Da, wo man, wie in den meisten englischen Kolonien Westindiens, denselben Fehler begangen hat, *unverhältnismässig viel* schwarze Arbeitsmaschinen einzuführen, in der trügerischen Hoffnung, sie dauernd unter der Peitsche des Aufsehers erhalten zu können, gehen die Länder viel-

leicht in Kurzem demselben Schicksal entgegen. Ob sich bis dahin der erziehende Einfluss der Weissen in so intensiver Weise geltend gemacht hat, dass sie die Entwicklungskrankheiten der beiden älteren Negerrepubliken leichter überwinden werden, das wird ganz davon abhängen, wie lange die Weissen noch ihre Herrschaft bewahren und wie sie diese Zeit zu nützen verstehen.

Auf einzelnen der Inseln, wo die Neger die grosse Mehrheit des Volkes bilden, hatte ich aber durchaus den Eindruck, als ob die Meisten von ihnen in den letzten hundert Jahren unter dem fremden Scepter nicht viel besser geworden sind als unter dem Regiment ihrer eigenen Landsleute. Und sollte Jamaica, Trinidad, Barbados oder eine andere der englisch westindischen Kolonien, in denen die weisse Bevölkerung nur noch wenige Prozente der gesamten Volksmenge ausmacht, einmal, — was viele Engländer bereits befürchten —, die Verbindung mit dem Mutterlande lösen, so glaube ich kaum, dass diese neuen Negerrepubliken sonderlich viel besser sein werden als die sich seit hundert Jahren selbst überlassenen von Haïti und San Domingo.

VII.

Aus Portorico.

Mehr als 5 Tage war die »Manuela« unterwegs von Santiago de Cuba nach der Hauptstadt von Porto Rico, nach San Juan, und es wird mir Niemand übel nehmen, dass ich das Herumgondeln auf diesem kleinen, alten Kasten herzlich satt hatte, wenn ich andeute, wie das Leben auf diesen spanischen Passagierdampfern eingerichtet ist.

Dass die Rohrbänke, auf welchen man in der engen, heissen Kajüte seine Nachtruhe suchen soll, nicht gerade angenehm sind, wird mir jeder glauben. Besondere Salons oder Rauchzimmer, in denen man lesen oder schreiben könnte, sind nicht vorhanden, man eilt also nach schlaflos verbrachter Nacht nach oben, um frische Luft zu schnappen, aber hier ist grosses Scheuerfest. Ein halbes Dutzend Matrosen bearbeitet mit ihren nackten Füssen mit Hülfe von Reisigbündeln das dick mit Sand bestreute Verdeck, hunderte von Eimern Wasser werden hinterhergegossen und mindestens 1½—2 Stunden ist auf dem Schiff, ausser den Tischplatten, kein Platz zu finden, auf dem man sicher ist vor Wasser und Besen.

Überaus gemütlich, wenn dabei die See hoch geht und viele der lieben Mitreisenden ihren bedrängten Gefühlen über die Reiling Luft machen. Da nützt all' der schöne, tropische Himmel, das herrliche dunkelblaue Meer nichts, man wird Pessimist und sehnt das Ende solcher behaglichen Situation herbei.

Die Freuden der Tafel vermögen auch nicht über den Mangel an Bequemlichkeit hinwegzuhelfen. Auf Lattenbänken sitzt man um den Tisch herum, der durch aufgelegte Platten über den Luftschächten der unteren Räume gebildet ist. Der Kapitän, der bei Tisch präsidiert, hat einen so wackeligen Sessel mit halbzerbrochener Armlehne, dass man ihn um diesen Extraluxus auch nicht sonderlich beneiden kann. Hat man dann bereits stundenlang das Gemisch von Wohlgerüchen von Knoblauch, Zwiebeln und schlechtem, bratenden Fett auf seine Magennerven wirken lassen, so wird Alles, was die Küche zu bieten hat, vorher auf die Tafel gestellt, namentlich eine ganze Reihe spanischer Mischgerichte in den schmutzigen, irdenen Schüsseln, in denen sie gebraten oder gebacken sind, und mein Appetit war meistens verschwunden, wenn ich all' diese Herrlichkeiten vor mir sah.

Dabei währt die Prüfungszeit länger, als ich voraussetzte, denn man unterschätzt auch hier gewöhnlich nach den üblichen Karten die Entfernungen und die Grösse dieser Inseln.

Um 10 Uhr Morgens wandten wir unsern Kiel von Puerto Plata aus wieder nach Osten, in geringer Entfernung von der Küste dampften wir in den aufgeregten Wellen ziemlich flott dem neuen Reiseziele entgegen und ich glaubte, wir müssten am nächsten Morgen die Küste der spanischen Insel vor uns sehen. Aber statt dessen erschien in der Ferne noch immer das Gestade von San Domingo im Nebel verschwimmend und erst gegen 12 Uhr verschwanden am fernen Horizont die letzten Umrisse ihrer höchsten Bergkegel.

Um 1 Uhr tauchte vor uns die einsame hohe Spitze der nur von Möven und Seevögeln in ungeheurer Zahl bewohnten, leicht bewaldeten Koralleninsel Desecheo aus den brandenden Fluten auf und erst Abends kurz vor 7 Uhr fiel der Anker in der Bucht von Mayaguez, das nur noch durch seine zahlreichen Lichter kenntlich war und leider nicht besucht werden konnte, da wir bereits um ½6 Uhr

Morgens wieder die Anker lichteten, um nach dem nördlicher gelegenen San Carlos de Aguadilla zu dampfen.

Die Küste der Insel, der wir nahe genug entlang fuhren, ist malerisch schön und interessant. Die Bergabhänge sind reich kultiviert. Eine grosse Zuckerfabrik hart am Ufer gelegen, ist zwischen lichtgrünen Rohrfeldern sichtbar, Palmenhaine umkränzen den Strand und nur verhältnismässig kleine Thäler, zur Zuckerrohrkultur geeignet, ziehen sich zwischen den schöngeförmten, niedrigen Küstenbergen in das Innere hinein.

Um das Kap San Francisco mit seinem massiven Leuchtturm, an dem eine prächtige Brandung steht, in deren aufspritzenden Wassermassen die Morgensonne herrliche Regenbogen zeichnet, fährt unser Dampfer nahe der Küste herum. Alles Land, das sichtbar wird, ist vorzüglich bebaut, schöne Kokospalmen garnieren den Ufersaum. Mais- und Bananenfelder ziehen sich die Berge hinauf, zahlreiche Häuschen, von Fruchtbäumen überschattet, sind zerstreut und der Kleinbesitz scheint auf dieser dichtbevölkerten, schönen Insel vorherrschend zu sein.

Bereits kurze Zeit nach 8 Uhr fiel der Anker in der offenen Rhede von Aguadilla, doch es ward uns auch hier nur ein kurzer Aufenthalt von einer Stunde angekündigt, sodass es nicht möglich war, den Dampfer zu verlassen.

Aber wir lagen in dem wunderbar klaren, ruhigen Wasser nur einige hundert Meter vom Ufer entfernt, so dass wir genau beobachten konnten, wie die Schiffer bei dem Mangel aller Landungsbrücken ihre Boote durch die hochauflaufende Brandung des flachen Sandstrandes schoben und ein lebhafter Verkehr sich auf der breiten Uferstrasse bewegte. Grosse, hellgestrichene massive Häuser, eine saubere Kirche mit zwei niedrigen Türmen hoben sich einladend von dem dunkelgrünen Hintergrunde der prächtig, unmittelbar hinter der Stadt emporsteigenden herrlich bewaldeten, hohen Uferberge ab.

Kokospalmen in grosser Zahl ragen über jene Stadtteile hervor, die weniger vornehm gebaut sind und das ganze macht unbestreitbar einen unendlich viel besseren Eindruck als die Städte der benachbarten Negerrepubliken, die wir in den vorhergehenden Tagen kurz berührt hatten.

Unter den zahlreichen Bootsleuten, die sich an den Dampfer herandrängten, sah ich auch nur einen einzigen Neger, sonst nur spanische Physiognomien, und unwillkürlich hatte man das Gefühl, sich einem civilisierten Lande zu nähern.

Die Nordküste der Insel, an der wir während des Tages entlang fuhren, zeigt auf dem erhöhten Plateau hinter dem meist steil abfallenden Uferrande ein wohlangebautes, stark parzelliertes Land, das so, wie es aus der Ferne herüberscheint, mit den Sträuchen und Bäumen an den Grenzen der einzelnen kleinen Felder weit eher einer Landschaft in Mitteldeutschland als einer tropischen Scenerie gleicht. Im Innern der Insel hebt sich ein Gebirgszug gleichmässig hoch mit regelmässigen Einschnitten wie die Zähne einer Säge gegen den klaren Himmel ab, während am Strande die immer unruhiger werdende See eine gewaltige Brandung gegen die zerklüfteten Uferfelsen treibt, sodass allenthalben mächtige, weisse Wasserberge aufspritzen, die das anziehende Bild noch schöner gestalten.

Endlich sieht man am Horizont eine weisse, schimmernde Masse, von der Abendsonne hell erleuchtet, weit in die brandende See hineinragen und bald erkennt man, dass es die Bastionen, Türme und Häusermassen von San Juan sind, die auf hohen, steilen Klippen gelegen, einen wunderbar schönen Eindruck machen.

Durch eine schmale Einfahrt zwischen Korallenklippen, über denen sich schäumend die See bricht, unter den Schiessscharten und Bastionen der alten Festung vorbei, fährt man im Bogen um die vorspringende Halbinsel herum und ankert in einer wohlgeschützten, seeartigen Bucht vor der malerisch den niedrigen Bergrücken bedeckenden Stadt.

Soviel ich weiss ist dieser Hafen von San Juan der einzige, der sich mit den zahlreichen prächtigen Hafenbuchten Kubas vergleichen liesse, alle anderen Hafenplätze haben nur wenig geschützte offene Rheden.

Aber diese Stadt selber, die Zollabfertigung, die Hafen-Anlagen und Strandpromenaden wie ganz anders, wie unendlich viel vorteilhafter präsentieren sie sich als die weit grössere alt kubanische Hafenstadt, aus der wir ausgefahren waren!

Überall herrschte Ordnung und Sauberkeit. Die heute zum grossen Teil wôhl überflüssigen, mächtigen, alten Festungswerke, welche die Stadt in ihrer Entwickelung hindern, haben zu ziemlich engen Strassenbauten gezwungen; aber die Häuser sind sauber, die Strassen alle gut gepflastert und für spanische Verhältnisse aussergewöhnlich reinlich. Grosse Geschäftshäuser sind in Menge vorhanden und ein gesundes, kräftiges wirtschaftliches Leben scheint in der Stadt zu pulsieren.

Besonders volkreich und gross ist die Hauptstadt der Insel nicht, sie soll etwa 25000 Seelen zählen und von grossstädtischem Komfort und Luxus kann natürlich hier keine Rede sein.

Ich war aber anfangs doch sehr enttäuscht, als ich angesichts der malerisch schön liegenden Stadt auf meine Fragen von einem deutschen Landsmann, den ich zufällig auf dem Hafenplatze vor dem Zollhause traf, die Antwort erhielt, gute Hotels gäbe es hier überhaupt nicht und ob ich in dem einen, das am meisten zu empfehlen sei, Platz finden würde, sei sehr zweifelhaft. Ich versuchte trotzdem mein Heil und zog mit einem Gepäckträger in das Gasthaus ein, das nahe dem Hafen in der Hauptstrasse gelegen, von aussen gar keinen schlechten Eindruck machte.

Hier angelangt erhielt ich nun freilich die gefürchtete Antwort, es sei kein Zimmer zu haben. Ratlos stand ich da und fing an in meiner Verzweiflung, da für solche schwierige Fälle mein Spanisch und mein Konversationsbuch

nicht ausreichte, auf gut Deutsch meinem Missmut Luft zu machen. Das half auch; denn plötzlich klopfte mir jemand freundlich lächelnd auf die Schulter und sagte: »Sie sind wohl ein Deutscher und kommen eben mit dem Dampfer an?«

»Jawohl!« sagte ich »und Sie müssen mir helfen, ein Unterkommen finden.«

»Das soll geschehen!«

Auch er war vor kurzem aus dem Innern der Insel angelangt und hatte nur den Bescheid erhalten, er könne kein besonderes Zimmer bekommen, wenn er sich aber mit einem compañero behelfen d. h. mit einem anderen das Schlafgemach teilen wolle, so könne er Nachtquartier finden. Er hoffte nun, ich solle sein Schlafgenosse werden, aber das angewiesene Zimmer beherbergte schon einen vornehmen Spanier, den Alcalden eines benachbarten Ortes, der das grosse, schöne, mit Moskitonetz verhangene Bett in Anspruch genommen hatte. Schliesslich liess sich aber die Frau Wirtin bereit finden, noch 2 cadres in den engen, heissen, fensterlosen Raum hineinzustellen und wir waren zufrieden damit, da uns für den nächsten Tag ein besseres Zimmer mit 2 Betten in Aussicht gestellt wurde. In den spanischen Ländern muss man sich diese nachträgliche Einquartierung von fremden Gästen ohne weiteres gefallen lassen.

Die Ursache der Überfüllung des Hotels war schliesslich für mich eine ganz angenehme, denn das Haus beherbergte zur Zeit nicht weniger als 8 Deutsche, da der Inhaber eines grossen deutschen Importgeschäftes in Habana, den ich dort bereits kennen gelernt hatte, mit seiner jungen Frau und einer Anzahl seiner Angestellten hierhergekommen war, um eine Filiale seines Geschäftes in Portorico einzurichten. Ich fand dadurch vortreffliche Gelegenheit, durch ihn und andere im Orte wohnende Landsleute Empfehlungen aller Art zu erhalten und in die eigenartigen Verhältnisse der Insel eingeführt zu werden, so wie manche frohe Stunde in ihrem Kreise zu verplaudern.

Übrigens muss ich anerkennend hervorheben, dass ich hier, wie überall in der Fremde, bei allen deutschen Landsleuten offene Herzen und liebenswürdigstes Entgegenkommen gefunden habe, dass sie alle bestrebt waren, mir zur Erreichung der Zwecke meiner Reise nach besten Kräften behülflich zu sein, und mancher mir seine kostbare Zeit geopfert hat, um mich persönlich einzuführen, wo ein einfacher Brief vielleicht nicht genügt hätte.

Von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Portoricos habe ich einen durchaus günstigen Eindruck gewonnen.

Die spanische Herrschaft scheint, obwohl selbstverständlich auch hier über sogenannte Misswirtschaft geklagt wurde und man der herrschenden Nation am liebsten die Schuld an allem Niedergang zugeschoben hätte, viel fester als auf der grossen Nachbarinsel zu sitzen. Vor der verderblichen Revolution, welche jene um Jahrzehnte zurückbrachte, blieb dieses schöne Eiland verschont und die ganze sociale Gliederung des Volkes macht den Eindruck, als ob hier für eine Auflehnung gegen die Krone Spaniens viel weniger geeigneter Boden vorhanden wäre.

In den weitausgedehnten Festungswerken der Hauptstadt, von deren hohen Bastionen man eine entzückende Aussicht über das Meer, den Hafen und die blauen Berge der Insel geniesst, sind massenhaft alte bronzene Geschütze aufgestellt, die wohl keinen Schaden mehr thun, aber auch ein Dutzend ganz neuer, mächtiger Krupp'scher Gussstahlkanonen lag zur Verteidigung der spanischen Interessen bereit, und die spanischen Soldaten und Regimenter machten hier wie in Kuba den allergünstigsten Eindruck.

Während aber dort die öffentliche Sicherheit in Folge der unseligen Revolution und der durch sie geschaffenen Verwilderung einzelner Volksschichten noch immer zu wünschen übrig lässt, ist auf Portorico absolute Sicherheit für Leben und Eigentum auch in den entferntesten Berg-

thälern der Insel durch die straff organisierte und wohlgeleitete Polizei überall zu finden.

Überhaupt machte mir diese kleinere Kolonie in vielen Beziehungen einen sehr viel günstigeren Eindruck, als die grosse.

Landschaftlich ist Portorico unendlich viel schöner, mit seinen tropischen Gebirgsthälern, seinen herrlichen Bergen und zahlreichen Flussläufen, gar nicht zu vergleichen mit der »Perle der Antillen« und, abgesehen von der mächtig entwickelten, grossartigen Zuckerindustrie Kubas, möchte ich auch wirtschaftlich doch der kleineren Kolonie den Vorzug geben, obwohl auch hier vieles zu verbessern ist und mit fremdem Kapital Grosses geleistet werden könnte. Sie ist kaum den zehnten Teil so gross als ihre Schwesterkolonie, hat aber mehr als die Hälfte der dortigen Einwohner. Auf einem Flächenraum von 962,000 Hektaren, zum grössten Teil gebirgigen Landes, leben z. Zt. nicht weniger als etwa 850,000 Einwohner; also etwa 90 Menschen auf einem Quadratkilometer, das ist fast soviel als im deutschen Vaterlande durchschnittlich auf der gleichen Fläche Platz finden; während Kuba auf seinen 11,833,000 Hektaren Landes nur etwa 1 1/2 Millionen Menschen ernährt.

Dabei ist die Insel kein gewerbetreibendes sondern nur ackerbauendes Land, darauf angewiesen, alle industriellen Erzeugnisse und ein gut Teil seiner Nahrungsmittel vom Auslande zu beziehen und mit den Produkten seines Grund und Bodens zu bezahlen. Natürlich kann da von Grossgrundbesitz und Latifundien, von grossen unbebauten Flächen wie in Kuba und Mexico nicht die Rede sein, vielmehr überwiegt der Kleinbesitz, der vom Eigentümer mit eigenen Händen bewirtschaftet, dessen Früchte im eigenen Hause verzehrt werden.

Jene kubanischen Plantagenbesitzer, deren Vermögen nach Millionen zählt, die ihre reichen Renten in Paris oder Nordamerika verprassen, ohne Nutzen für das eigene Land, sind hier kaum zu finden. Auch der Grosshandel ist nicht

so ausgedehnt und verfügt nicht über so grosse Mittel wie in Habana und von einem besonderen Luxus habe ich nichts gesehen. Aber ein gesunder, arbeitsamer und, nachdem die Zuckerkrisis mehr und mehr überwunden, in leidlicher Entwicklung befindlicher Mittel- und Kleinbesitz ist hier in viel ausgedehnterem Maasse vorhanden als dort, wenn auch daneben die grosse Masse des arbeitenden Volkes in einer ganz aussergewöhnlichen Bedürfnislosigkeit zwischen den schönen Bergen dahin lebt, sich begnügt mit dem, was eine verschwenderische Natur ohne viel Mühe ihnen gewährt, zufrieden mit geringen Löhnen, die kaum halb so hoch sind, als die, welche in Kuba selbst in den billigsten Distrikten gezahlt werden müssen.

Der Census vom 31. Dezbr. 1887, dessen Haupt-Resultate in dem »Almanaque de la Isla de P. R.« von 1890 veröffentlicht sind, zählte nicht weniger als 31,380 ländliche Eigentümer, neben 76,000 städtischen Besitzern, 30,000 Handeltreibenden und 8700 Gewerbetreibenden. Nur 40,000 werden als Tagelöhner bezeichnet und 3000 als öffentliche Almosenempfänger aufgeführt.

Von den Landeigentümern ist die weitaus grösste Zahl Kleinbesitzer und nur sehr wenige sind im Besitz grösserer Flächen Kultur-Landes.

So unzuverlässig die Statistik ganz gewiss ist, dürften die Zahlen über die Verteilung des Grund und Bodens doch nicht uninteressant sein. Darnach besassen an kultiviertem Lande

unter 5 cuerdas	(= 2 ha)	14 706	Eigentümer
von 5—10 »	(2—4 ha)	5 126	»
» 10—20 »	(4—8 ha)	4 308	»
» 20—50 »	(8—20 ha)	3 859	»
» 50—100 »	(20—40 ha)	1 779	»
» 100—200 »	(40—80 ha)	927	»
» 200—500 »	(80—200 ha)	481	»
über 500 »	(über 200 ha)	192	»
		31 380	Eigentümer.

Die Verteilung des Grund und Bodens ist also in Anbetracht der Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Landes gewiss eine durchaus gesunde, eher zur Zwergwirtschaft als zur Latifundienbildung neigend. Wenn dann noch hinzugefügt wird, dass von diesen Landgütern

	29 708	durch die Eigentümer selbst
nur	704	durch Pächter
	690	durch Teilpächter
und	278	durch Verwalter

bewirtschaftet werden, so wird man auch das für ein Zeichen gesunder Zustände annehmen müssen.

Neuerdings scheint grade eine weitere Besiedelung des für Kaffeekultur ganz besonders geeigneten, den grössten Teil der Insel einnehmenden Gebirgslandes stattzufinden, denn der Kaffeebau bringt auch hier z. Zt. hohe Erträge, während die Zuckerrohrkultur, die einst, wie auf Kuba, den hauptsächlichsten Reichtum der Insel ausmachte, lange Zeit im Rückgang befindlich war und erst in allerjüngster Zeit sich wieder zu beleben scheint.

Klima und Boden sind für alle tropischen Kulturen vorzüglich geeignet, aber für Gross-Industrien, wie es die Zuckerfabrikation heute geworden, ist in den verhältnismässig spärlich vertretenen Ebenen an den Küsten der Insel wenig Platz, während das bergige Innere mit seinen zahllosen, kleinen, fruchtbaren Thälern und seinem Wasserreichtum eine geradezu staunenswerte Vegetation hervorbringt und für alle Kleinkulturen die allergünstigsten Bedingungen aufweist.

An Menschenhänden zur Bebauung fehlt es auch nicht; aber die gütige Natur, die dem Einzelnen in diesem dichtbevölkerten Eiland das Leben so leicht macht, lässt auch hier die Energie und Arbeitslust nur allzusehr erschlaffen, sodass im Innern der Insel selbst die weisse Bevölkerung*) auf das Niveau der Naturvölker herab-

*) Die Statistik führt nach der Zählung von 1887 noch die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung als »weiss« und nur einen Bruchteil

gesunken ist und nicht selten in träger Bedürfnislosigkeit dahinlebt.

Zur Erschliessung der reichen Schätze, die in dem Boden des Landes stecken, würden vor Allem Kapitalien erforderlich sein, die weniger im Zuckerrohrbau als in der Kaffee- und Tabakkultur nutzbringende Verwendung finden würden, namentlich aber das bisher noch wenig zugängliche Innere der Insel durch gute Verkehrswege mit der Küste und den Hafenplätzen in Verbindung bringen müssten, um den vorhandenen Erzeugnissen lohnenden Absatz und für neue Unternehmungen die notwendigen Vorbedingungen zu schaffen. Sind doch beispielsweise die mineralischen Schätze der Insel noch gar nicht erforscht und erschlossen, während man mir in Ponce silberhaltige Bleierze von besonderem Reichtum zeigte und auch sonst an wertvollen Metallen in den wenig bekannten Bergen noch Vieles schlummern soll, was bisher bei dem Mangel an Verkehrswegen nicht hat verwertet werden können.

Wie wir unten sehen werden, hat man in letzter Zeit dazu einen kräftigen Anlauf genommen aber bisher ist man noch zu keinem Abschluss gekommen, der einigermassen den aufgewendeten Mitteln entsprechend wäre.

Das reiche Innere der Insel fängt aber allmälig an, sein Übergewicht über die Küsten geltend zu machen, denn die fruchtbaren Ebenen, in denen einst eine blühende, lohnende Zuckerfabrikation betrieben wurde, die noch vor 20 Jahren fast den ausschliesslichen Reichtum des Landes darstellte, können heute nur schwer mit den verbesserten Produktionsmethoden anderer Zuckerländer in Wettbewerb treten, während die Kaffeeernten der lang hingestreckten,

---

als »schwarz« an. Sie scheidet: Blancos 480 267 Seelen
Pardos 248 690 „
und Morenos 77 751 „

Von den 806 708 Menschen, die gezählt wurden, konnten aber 695 328 nicht lesen und schreiben. Weder Staat noch Kirche entfalte nach der Richtung irgend eine Thätigkeit.

zerklüfteten Berge z. Zt. den wichtigsten Ausfuhrartikel der Insel bilden.

Im Jahre 1888 war die Ausfuhr an Zucker obwohl der Menge nach immer noch die grösste, doch an Wert bereits auf die Hälfte der Kaffeeausfuhr gesunken; nur ca. 4 Millionen Pesos wurden aus dem Zucker gelöst, aber 8,785 000 Pesos aus dem Kaffee, während der einst so berühmte Portoriko-Tabak nur 528 198 Pesos eintrug. Seitdem ist die Zuckerproduktion nicht grösser geworden, aber die Kaffeeplantagen nehmen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung zu und die Preise sind nicht unwesentlich gestiegen und werden sich auf diesem höheren Niveau erhalten können, da man gelernt hat, den Kaffee immer besser zu behandeln und hier, im Vergleich zu dem schlecht bearbeiteten Produkt von Haïti und St. Domingo eine vorzügliche Qualität an den Markt gebracht wird.

Darum würde es vor allen Dingen nötig sein, das Innere des Landes mit der Küste und den Hafenplätzen in leichte, bequeme Verbindung zu bringen und dadurch zu neuen Kulturen anzuregen. Anfänge dazu sind gemacht und herrliche Kunststrassen, die an Solidität der Ausführung mit allen europäischen den Vergleich aushalten, aber an Schönheit der Landschaftsbilder unübertroffen dastehen, sind in neuester Zeit gebaut und in Angriff genommen; aber man hat die Mittel der Kolonie erschöpft in einer geplanten Ringbahn, welche rund um die einem länglichen Viereck gleichende Insel herumlaufen und alle Küstenplätze mit der Hanptstadt und den grösseren Hafenstädten in Verbindung bringen sollte.

Es will mir scheinen, als ob diese Küstenbahn noch am ehesten hätte verschoben und durch einen regelmässigen Dampferverkehr ersetzt werden können, denn das Land hat nur eine durchschnittliche Länge von 150 und eine Breite von 60 Kilometer; aber das Schlimmste bei dem ganzen Bahnbau ist, dass die Regierung in die unrechten Hände gekommen ist und die französische Kompagnie ihren eingegangenen Verpflichtungen nicht nachzukommen im Stande ist.

»Klein-Panama« so nennt der Volkswitz diese französische Unternehmung und haarsträubende Geschichten wurden mir erzählt von dem, was die Beamten und Ingenieure der Bahn an technischen Dummheiten gemacht, wie viel Geld sie unnötig ausgegeben und was sie im liederlichsten Leben für Summen verprasst hätten. Von Panama kamen die Herren und all die Unsitten, die dort grassierten, Weiber, Würfelspiel und Champagnergelage suchten sie auf die kleinen Verhältnisse der Insel zu übertragen. Das Resultat ist aber dasselbe gewesen wie dort. Die Millionen sind ausgegeben und das Werk ist unvollendet, die Gesellschaft banquerott und man hoffte, dass die Regierung, welche reichliche Verzinsung garantiert hatte, nach dem baldigen Ablauf der kontraktlichen Bauzeit den Bahnbau in eigene Regie übernehmen und zu Ende führen werde, von dem bisher nur kurze Strecken vollendet sind.

Die Franzosen, die hier überhaupt wenig Einfluss besitzen, haben durch diese ihre schwindelhaften Unternehmungen ihrem geschäftlichen Kredit in Spanisch-Amerika unendlich viel geschadet, während die Solidität der deutschen Kaufleute und Techniker ihnen immer grössere Anerkennung verschafft.

VIII.

Aus den Kaffeedistrikten von Portorico.

Mehere Tage weilte ich in der Hauptstadt der Insel und der gute Eindruck, den sie mir gleich Anfangs gemacht hatte, verstärkte sich immer mehr.

Wenn man derartige Städte auch nicht mit den grossen Handelsemporien der alten und neuen Welt in Parallele stellen kann und darf, so glaube ich, kann San Juan doch ohne Weiteres den Vergleich mit den meisten, gleich grossen Städten Deutschlands aufnehmen und wird vor ihnen noch manches voraus haben.

Die jungen Deutschen, die aus Hamburg oder Bremen oder aus einer anderen alten, vornehmen Hansestadt hierher verschlagen werden, sind zwar gewöhnlich schnell fertig mit ihrem Urteil über »das elende Nest«; sie denken der Vergnügungen und Annehmlichkeiten, des Luxus und der Eleganz, welche die grosse Handelsstadt ihnen vorführte und vergessen die Kleinlichkeit und Langweiligkeit unserer deutschen Land- und Mittelstädte, denen gegenüber hier ein reges, geschäftliches Leben herrscht, das einen ganz anderen Verkehr zeitigt, das nicht selten zur schnellen Ausdehnung der Städte und damit zu jener Misswirtschaft führt, die eine berechtigte Eigentümlichkeit der in den Flegeljahren befindlichen Städtewesen der neuen Welt zu sein scheint. Aber Ordnung, Reinlichkeit und Sicherheit des Verkehrs herrschen hier weit mehr als in den meisten spanisch-amerikanischen Strassen, gute öffentliche Gebäude, schöne

Plätze und Promenaden zieren die Stadt und eine herrliche Lage und Umgebung zeichnen sie vor vielen aus.

Fast von allen Seiten ist sie vom Meere umspült auf Korallenklippen gelegen und die frischen Seewinde durchstreifen fast ständig die geraden Strassen, zerstreuen die Krankheitskeime und mildern die Hitze, die sonst in diesen Breitengraden noch viel lästiger wäre.

Ausserhalb der eigentlichen Festungswerke ziehen sich an wohlgepflegter Landstrasse eine Menge von kleinen Landhäusern hin, die oft einfach genug, aber sauber und mit blumengeschmückten Vorgärten geziert, von Mangobäumen und Kokospalmen überragt, einen weit freundlicheren, anheimelnden Eindruck machen, als die elenden Hütten, die nicht selten in anderen Orten den Vorstädten den Stempel der Negerquartiere aufdrücken.

Vornehme Landsitze, von herrlichen Palmenhainen und schönen Gartenanlagen umgeben, dienen den besser situierten Grosskaufleuten, unter ihnen auch dem deutschen Konsul, zum behaglichen Landaufenthalt und es lohnt wirklich mit der Schmalspurbahn hier hinaus zu fahren, um diese herrliche Natur zu geniessen.

Aber für den Naturfreund beginnt der Genuss erst, wenn er weiter in das Land hineinkommt und von den Küsten in das Innere vordringt.

Mein deutscher Landsmann, der mir im Hotel so freundlich aus der Verlegenheit geholfen und mein treuer Compañero für die Tage meines Aufenthalts in der Hauptstadt geblieben war, besass in den Bergen oberhalb von Arezibo eine neu angelegte Kaffeehazienda und da in der Nähe des Städtchens die grösste Zuckerfabrik der Nordseite der Insel liegt, die ich besuchen wollte, so nahm ich selbstverständlich mit Freuden seine liebenswürdige Einladung an, mit ihm zusammen die Fahrt zu machen und dann einige Tage in seinen schönen Bergen die Resultate seiner Arbeit zu besichtigen.

Der Frühzug der Ringbahn brachte uns am Morgen des 23. Januar in langsamer Fahrt zunächst nach Arezibo, einer kleinen etwa 60 Kilometer westlich von San Juan gelegenen Hafenstadt.

In weitem Bogen führt die Bahn um die Hafenbucht herum zuerst durch flache, mit schönen Rinderheerden besetzte reiche Weiden, dann treten die zerklüfteten Korallenfelsen, mit üppigstem Waldwuchs bedeckt, näher an die Küste heran, fruchtbare kleine Thäler bildend, in denen, wo irgend tiefgründiges, ebenes Land vorhanden ist, Zuckerrohrfelder ergrünen. Doch die einst zahlreichen Trapichen, Zuckermühlen, liegen vielfach in Ruinen, sie konnten mit ihren veralteten Arbeitsweisen den Kampf gegen die moderne Technik nicht aufnehmen und durchführen. Einzelne Zentralfabriken sind an Stelle der vielen, stillstehenden, kleinen Etablissements getreten, aber auch sie sind nicht sonderlich gut situiert und von manchen ward mir erzählt, dass sie dem Ruin nahe seien und wahrscheinlich recht bald ihre Zuckerrohrfelder den weidenden Rindern überlassen würden, da die Viehzucht rentabeler ist als die kostspielige Fabrikarbeit.

Eine ganze Reihe sauberer Stationen passiert unser Zug, besonders eilig hat er es nicht und viele Passagiere hat er auch nicht zu befördern. Wir haben Zeit genug, die herrliche Landschaft zu bewundern und die Kulturen zu betrachten.

Der tiefgründige, reiche Boden macht zeitweilig einem leichten, sandigen Terrain Platz, aber allenthalben ist das Land dicht bevölkert und gut bebaut. Das Zuckerrohr verschwindet, Tabakfelder, Jucca- und Batatas-Kulturen umgeben die zahlreichen, auf Pfählen erbauten Palmblatthütten der Bewohner. An Stelle der in Mexiko und Kuba in der Nähe der Wohnungen befindlichen Bananengebüsche sind hier an der Küste die Kokospalmen in grosser Anzahl vorhanden und bringen reichliche Früchte.

Erst in der Nähe von Arezibo, wo die Anschwemmungen des Rio grande de Arezibo eine weite, fruchtbare Ebene geschaffen haben, zeigen sich wieder ausgedehnte, schöne Zuckerrohrfelder, freilich auch hier schon nicht selten im Gemenge mit Weideländereien, auf denen man den Anbau als unrentabel eingestellt hat.

Das Städtchen, an der Mündung des Flusses gelegen, aber ohne allen Schutz für die hier Ladung suchenden Schiffe, hat ziemlich lebhaften Handel mit dem reichen Inneren der Insel und der Hauptstadt und ich benutzte die Stunden, die mein Gastfreund seinen Geschäften widmen musste, um in den Strassen herumzuschlendern und mir das Leben und Treiben der Bewohner etwas genauer anzusehen.

Trotz der Mittagsglut war der Verkehr in den breiten, sonnigen Strassen ein ziemlich reger, aber die Zahl der Fussgänger war gering im Vergleich zu der Menge der Reiter und Wagen, die in diesem Landstädtchen sich drängten.

Namentlich fielen mir hier, wie überall auf der Insel die kleinen, aber äusserst leistungsfähigen Reittiere auf, die unseren Ponnies an Grösse etwa gleichend, mager, struppig und schlecht gehalten, auf beiden Seiten mit grossen Packtaschen behangen, noch die Last des Reiters tragen müssen und stundenlang in flottem Passgang bergauf bergab traben und die zuverlässigsten Transporttiere sind.

Der Sattel ist meist ein breiter Packsattel, dessen Taschen und Sitz durch eine dicke, fellartig aus Baumwollfäden hergestellte Decke belegt wird, während der Reiter mit kühnem Sprung sich auf diesen bequemen Sitz schwingt und die Beine vorn an beiden Seiten des Tieres herunterbaumeln lässt.

Durch einen grossen Sonnenschirm gegen die Strahlen der tropischen Sonne geschützt, sitzt man hier wie in einem weichen Sessel ohne zu ermüden, da die Pferde sämmtlich Passgänger sind und der Reiter eine Bewegung des Tieres kaum verspürt.

Nicht blos die Peonen, die in die Stadt geschickt werden, um die Einkäufe für die Hausfrau zu besorgen, benutzen diese Art von Sattel, sondern auch wohlsituierte Pflanzer ziehen diesen bequemen Sitz zumeist dem englischen Sattel vor und füllen ihre Packtaschen mit allen möglichen Gegenständen. Auch den Landbriefträger sah ich so mit zwei grossen Blechkisten auf beiden Seiten seines Kleppers durch die Strassen traben.

Oft ist ein einfacher Strick, um die Nase der Tiere gebunden, die einzige Zäumung und auf den Zuruf des Herrn stehen sie meist da, wo er von ihnen herabgestiegen, stundenlang und denken nicht an Fortlaufen.

Ihren Zweck, ein bequemes und zuverlässiges, in den Bergen fast unentbehrliches Beförderungsmittel zu bilden, erfüllen sie jedenfalls vorzüglich, wenn auch die Eleganz der äusseren Erscheinung bei den meisten von ihnen beinahe alles zu wünschen übrig lässt.

Ich habe später ihre geradezu erstaunliche Leistungsfähigkeit zur Genüge kennen gelernt und dabei stets daran gedacht, ob diese an ein heisses, tropisches Klima gewöhnten, anspruchslosen Portoriko-Ponnies nicht auch für unsere afrikanischen Tropenkolonien ein vorzügliches Transportmittel abgeben würden. An knappes Futter, schlechte Behandlung und grosse Leistungen als Pack- und Reittiere sind sie sicherlich gewöhnt und könnten vielleicht einen Teil der Trägerkaravanen in das Innere ersetzen.

Nachdem ich am Nachmittage die Plantagen und die Fabrik von Las Cañas unter der Führung des dortigen deutschen Direktors besichtigt und den Abend und die Nacht im Kreise seiner Familie und unter seinem gastlichen Dache verbracht hatte, ritten wir am nächsten Morgen in die Berge hinein.

Gleich hinter den Gebäuden der Zuckerfabrik stiegen die Kalksteinfelsen zu beträchtlicher Höhe empor, prachtvoll bewaldet und zerklüftet; doch führte uns unser Weg der »Landstrasse« folgend zunächst durch die Rohrfelder der

Ebene in das immer enger werdende Thal des Rio grande, dessen selbst jetzt in der Trockenzeit ziemlich tiefes und breites, klares Wasser wir nicht weniger als sechsmal durchreiten mussten. ein Hindernis für den Verkehr, wie es bei den sonst leidlich gut gehaltenen Wegen nicht schlimmer gedacht werden kann, da der Strom zeitweilig so reissend und breit wird, dass ein Übergang nicht möglich ist.

Die Überschwemmungsgefahr mag es hier im Thale auch rechtfertigen, dass alle Häuser als Pfahlbauten, mindestens 1½—2 Meter über dem Boden erhöht, gebaut sind. Doch auch oben in den Gebirgen, wo an Wassersnot nicht zudenken ist, hat man ausnahmslos diese Bauart gewählt und dadurch um so luftigere und gesundere Wohnungen erhalten, unter denen gleichzeitig schattige Plätze zur Aufbewahrung aller möglichen Gegenstände und Vorräte geschaffen sind.

Der Ritt bis zum letzten Flussübergang war schon herrlich. Zu beiden Seiten des nicht allzu breiten Thales stiegen die Korallenfelsen fast senkrecht einige hundert Meter in die Höhe, trotz ihrer Steilheit in der üppigsten Weise mit allen möglichen tropischen Gewächsen und Palmen bekleidet, die sich auf den wenigen, flacheren Abhängen zu einer undurchdringlichen Waldwildnis vereinigen.

Das Thal ist vorzüglich bebaut. Zwar zeugen noch viele verlassene und in Ruinen verwandelte Zuckermühlen davon, dass hier einst das süsse Rohr die Felder bedeckte, aber es hat jetzt dem Tabak, den süssen Kartoffeln und Jucca-Pflanzungen Platz machen müssen oder reiche Weiden sind an seine Stelle getreten, mit Kokospalmen durchsetzt, und stark von Rindern und Pferden begangen, die zum Teil aus den Bergen hierhergesandt worden, um sich zu erholen und zu kräftigen, wenn dort oben in den engen Thälern das Futter knapp wird.

Gleich hinter dem letzten Flussübergang steigt der Weg in die Berge hinein und gewährt die entzückendsten Ausblicke in die zerklüftete Berglandschaft, die tiefen Thäler,

in denen der Strom rauscht und empor zu den zackigen weissen Korallenfelsen, die hier hoch oben auf dem zu Tage tretenden Urgestein von Granit und Gneis die malerische Krone der Gebirgslandschaft bilden. Die Felsenkämme, die steil, oft beinahe senkrecht ansteigen, sind meist nur schmal, zeitweise kaum 50 Meter dick und bilden zahllose kleinere Thäler. Die Hänge sind mit dem prachtvollsten Wald überwuchert und wo sie weniger schroff sich der engen Thalsohle zuneigen, mit Bananen- und Kaffeepflanzungen bedeckt, die selbst auf Boden üppig gedeihen, der auf den ersten Blick wegen der zahllos hervorragenden Felsblöcke wenig fruchtbar erscheint, aber doch tiefgründiger ist, als es den Anschein hat, weil die meisten dieser Korallensteine von den Kämmen der Berge abgebröckelt und in die schwarze Humuserde hinabgerollt sind.

Dass in solchem Terrain die Wegebauten recht schwierig sind und das ewige bergauf, bergab, das Passieren der kleinen Wasserläufe den Wagenverkehr bedeutend erschwert, ist selbstverständlich; aber landschaftlich ist der Weg von unvergleichlicher Schönheit und, so lange es sich um die öffentliche Landstrasse handelt, haben die Ortsbehörden in anerkennenswerter Weise unendlich viel mehr als in Mexico und Kuba dafür gesorgt, dass die Strasse in relativ gutem, fahrbaren Zustand erhalten bleibt.

Erst als wir von der Landstrasse nach Utuado in einer Höhe von genau Tausend Fuss über dem Meeresspiegel an dem gastlichen Hause eines anderen, hochgebildeten, deutschen Landsmannes einkehrten und dann rechts abritten, wurde der Weg etwas schwieriger, weil er hier ganz von der Sorgsamkeit der Grundbesitzer abhing, deren Terrain er durchschnitt.

Die heissen Mittagsstunden verbrachten wir hier, gönnten uns und unseren Pferden einige Stunden Ruhe und erst, nachdem ich selbst ein erquickendes Bad in dem originellen, mit Palmblattwänden umkleideten Badehaus genommen hatte, stiegen wir wieder in den Sattel, um die

letzten 2 Stunden bis zur Finka des Herrn H. durch die herrlichsten Wald- und Kaffeeländereien hindurch zurückzulegen.

Etwa 1200 Fuss hoch liegt auf einer flachen Bergkuppe das einfache, gleichfalls auf Säulen erbaute, behagliche Wohnhaus des Herrn H., dessen Kinderschaar den Hausherrn jubelnd begrüsste und recht bald auch mit mir Freundschaft schloss.

Die Landschaftsbilder, die man hier von der Veranda des Hauses geniessen kann, lassen sich mit den schönsten der tierra templada von Mexico vergleichen, nur ist die Vegetation noch üppiger, die Palmen in den verschiedensten Formen herrschen vor, die Bergkuppen sind niedriger, aber mannigfaltiger gegliedert.

Auch hier schweift der trunkene Blick, wie in Mirador bis hin zu den blauen Fluten des Ozeans, aber das ganze vor uns liegende Bergland ist ein ewiger Wechsel von steilen Felskuppen und tief eingeschnittenen Thälern, mit dem ganzen Zauber tropischer Waldvegetation übersponnen, das weisse Kalkgestein leuchtet hie und da aus dem saftigen Grün hervor. Aber keine weiten Saravannen, keine ausgedehnten, kulturlosen Urwälder hemmen hier den Verkehr, all diese Thäler und Schluchten sind von genügsamen Menschen bewohnt und im Schatten des herrlichsten Waldes gedeihen die Kaffeepflanzungen, Bananen, Bohnen, Mais und süsse Kartoffeln bedecken die waldlosen Abhänge, und saftige Weiden hat man in den Thalniederungen angepflanzt. Ein schnell wachsendes, queckenartiges Gras ist es, das man hier für die Futterschläge nicht säet, sondern in Reihen pflanzt, indem man die oft meterlangen Halme in flache Rinnen eingräbt und so für viele Jahre ausreichende, überaus ergiebige Weideplätze erhält.

Das heissere Klima und das zerklüftete Terrain bedingen auch eine andere Kultur des Kaffeebaumes als in Mexico. Wo einmal der edle Strauch heimisch geworden, da bedarf es keiner Samenbeete, keiner Anzucht von Pflänz-

lingen. Die abfallenden Bohnen schiessen schnell empor und geben ausreichendes Pflanzmaterial, um selbst grosse Neukulturen vornehmen zu können. Nicht in langen, geraden Reihen, genau weit von einander entfernt, in regelmässige Schläge eingeteilt und von Bananenbüschen beschattet, pflanzt man hier die jungen Sträucher, sondern man lichtet den Urwald, macht Löcher von etwa $^1/_2$ Meter in Quadrat wo genügend Platz und guter Boden vorhanden ist, setzt dann zumeist zwei Pflanzen in ein Loch und steckt in angemessenen Entfernungen Zweige eines überaus schnell wachsenden, lichten Schatten gebenden Baumes in die Erde. Sobald die neuen Schattenbäume nach zwei, drei Jahren genügend hoch gewachsen sind und Kronen gebildet haben, entfernt man mehr und mehr die alten Schattenspender und hat nur dafür zu sorgen, dass der Schatten nicht zu intensiv wird.

Möglichstes Reinhalten des Bodens von Unkraut ist natürlich auch hier für das Gedeihen der Kulturen notwendig, doch scheint der Boden in günstigen Lagen eine ganz ausserordentliche Triebkraft zu besitzen und die Kaffeebäume gedeihen selbst in dichtem Schatten in grosser Üppigkeit und sollen 20 und mehr Jahre hindurch reichlich tragen. Man rechnet hier auf eine durchschnittliche Ernte von 1 Pfund pro Baum, erreicht aber in guten Jahren auch das Doppelte und dieselben Ländereien tragen schon seit Generationen, da Neupflanzungen kaum üblich sind, sondern nur durch Zwischen- und Nachpflanzen die Bestände ergänzt werden.

Die Ernte nimmt hier aber viel mehr Arbeitskräfte in Anspruch als bei Orizaba, weil das Reifen der Beeren schneller und gleichzeitiger erfolgt, sodass von einer Vorernte und monatelang dauernden Haupternte, wie dort, nicht die Rede ist, vielmehr in kurzer Zeit sämtliche Beeren reifen und in wenigen Wochen eingeheimst werden müssen, wenn nicht grosse Verluste durch Abfallen eintreten sollen.

Dadurch werden auch grössere Trockenplätze und grössere Vorrichtungen zum Bearbeiten der Ernte erforderlich.

Neben den gemauerten Trockenplätzen sind hier ganz besonders praktische Trockengerüste üblich, grosse, etwa 2 Meter breite und 3—4 Meter lange flache Bretterkästen, die da, wo bessere Einrichtungen vorhanden sind, auf Schienen und Rollen laufen und bei drohendem Regen ohne grosse Mühe unter das auf Pfählen erbaute Haus geschoben werden können. Nicht selten sah ich vier bis fünf solcher Kästen, wie die Schubladen eines Schrankes übereinander, nur mussten dann, um den unteren genügenden Sonnenschein zu bieten die Laufbahnen für diese entsprechend lang sein.

Die Maschinen zum Entfernen der fleischigen Hülle waren meistens recht primitive, alte Holzmühlen, aber für das Beseitigen der trockenen Gallertschicht und das Polieren der Bohnen hatte Herr H. eine englische Maschine neuester Konstruktion, die durch eine kleine stehende Dampfmaschine betrieben, vorzüglich arbeitete.

Die meisten kleineren Kaffeepflanzer verkaufen aber ihre Ernten unpoliert, mit den Gallerthülsen, und überlassen es den Kaufleuten und Exporteuren die Waare marktgängig zu machen und zu sortieren.

Die ganz aussergewöhnlichen Schwierigkeiten des Transportes schwerer Maschinen in diese Berge hinein sind wohl z. T. mit daran Schuld, dass bessere Bearbeitungsmethoden noch so wenig üblich sind. Sollte doch Herr H. nicht weniger als 500 Mark für den Transport der kleinen Dampfmaschine von dem etwa 25—30 Kilometer entfernten Hafen zahlen! Ein Beweis, wie nötig Brücken und Wege zur Erschliessung des Inneren wären!

Neben dem Kaffee ist die Hauptkulturpflanze dieser Distrikte die Banane, oder wie die hier übliche grossfrüchtige Abart im Gegensatz zu der süssen kleinfrüchtigen Banane genannt wird, die Platanos, ferner Bohnen, Mais,

süsse Kartoffeln und zeitweise auch Reis und Zuckerrohr in den Flussniederungen.

Die Platanalen liefern die eigentliche Brotfrucht des Landes für die Peonen und geben mit ihren grossen Fruchtbüscheln von mindestens 25 Stück Früchten, im Gewicht von 12—20 Pfund auch dem Landwirte, der sie sorgsam pflegt, recht reichlichen Ertrag, wenn auch solch ein Bündel durchschnittlich nur mit 1 Realen = $12^1/_2$ centavos = 44 Pf.*) zu verwerten ist. Denn sind die Pflanzen einmal gesetzt, so wachsen sie fast ohne Pflege und halten Jahrzehnte lang aus. Nur müssen die mächtigen Schäfte, an denen der reife Fruchtbüschel hängt umgeschlagen und für zeitweiliges Beseitigen des wuchernden Unkrautes Sorge getragen werden; dann sind aber auch Jahraus, Jahrein reife Früchte zu ernten.

Die Bohnen sind bereits 6—8 Wochen nach dem Pflanzen reif, der Mais nach 3—4 Monaten und drei Ernten in demselben Jahr von der gleichen Fläche sind nichts seltenes.

Die Macheta, das lange schwertartige Faschinenmesser ist bei aller Kultur die einzige Wehr und Waffe des Arbeiters, mit ihr schneidet er das Gras, mit ihr hackt er das Unkraut ab, schlägt die Bananenstengel um, haut überhängende Zweige ab und dasselbe Instrument ersetzt ihm Axt und Säge, wenn er Brennholz zerkleinern oder aus den jungen Stämmchen sich seine Hütte zimmern will.

Auch die Besitzer der Hazienden und die Aufseher gehen selten ohne dieses Schwert aus, das zumeist wie der Spazierstock unseres Gutsbesitzers in der Hand getragen wird, auch nicht, wie man Anfangs zu glauben geneigt ist,

---

*) In Portorico sind die mexicanischen Dollar »dinero corriente« gesetzliches Zahlmittel. Man erhält für einen spanischen centeno oder ein 5 Peso-Goldstück selbst im Kleinhandel 6 Pesos mexicanisch, sodass danach 1 Pesos oder Dollar = 3,50 Mark ist, ein Real = $12\frac{1}{2}$ cts. = 44 Pf. Ob man trotz Silbereinfuhr-Verbotes im Stande sein wird, bei der Silberentwertung dieses Wertverhältnis beizubehalten, ist mir zweifelhaft.

als Waffe in dem unsicheren Lande gegen Menschen und wilde Tiere, Schlangen oder dergleichen, sondern als nützliches Instrument, um sich den Weg durch den schnell wuchernden Wald zu bahnen. Mancher Zweig wird damit abgeschlagen und droht ein Regen, so ist schnell eines der schönen breiten Blätter der Platanos heruntergehauen, das bei leichteren Regenschauern als Schirm genügt.

Schade, dass bisher der schöne weiche Bast, der in den Bananenstengeln enthalten ist und auf den Philippinen zu dem vorzüglichen Manillahanf verarbeitet wird, nicht gewonnen werden kann; denn dadurch müsste die Rente der Platanalen ganz wesentlich gesteigert werden können.

Obgleich in diesem dicht bevölkerten Lande die Preise für Grund und Boden schon relativ hoch sind, ist doch der Ertrag solcher Kaffeepflanzungen namentlich bei den jetzigen hohen Preisen für das Produkt ein sehr bedeutender, denn man rechnet inclusive Bodenrente auf höchstens 9—10 Pesos pro Centner Unkosten und erhält zur Zeit 28—30 Pesos, sodass selbst bei starkem Rückgang der Preise noch eine gute Rente übrig bleiben muss, wenn der Besitzer nicht allzu hoch verschuldet ist. Der Zinsfuss ist auch hier selbst auf Hypothek kaum unter 9—10 pCt. und gegen Schuldschein müssen die Pflanzer 12—18 pCt. an die Kaufleute zahlen und in den Preisen der gekauften Waaren noch entsprechend höhere Zinsen entrichten.

Aber das Leben auf solcher Finka ist verhältnissmässig billig. Das leicht aus Brettern erbaute Haus, das luftig und kühl dem Klima entspricht, ist billig herzustellen, kostbarer Hausrat ist hier nicht angebracht. Die Erde rundherum erzeugt in üppigster Fülle, was der Haushalt bedarf. Die goldenen Früchte der Orangen glänzen fast das ganze Jahr hindurch aus dem dunkelen Laube hervor. Die Früchte des Brotfruchtbaumes und anderes kostbares Obst stehen in Menge zur Verfügung. Hühner und Geflügel aller Art gedeihen vorzüglich, die Schweinezucht ist überaus rentabel, mit den mehlhaltigen Wurzeln einer Sumpfpflanze

gefüttert, nehmen die Tiere schnell an Gewicht zu und vermehren sich rapide. Den Kaffee liefert die eigene Finka, der Zucker ist billig, die Platanos ersetzen auch dem Herrn zumeist das Brot und die Kleidung erfordert geringe Ausgaben. Ganze Schwärme von grüngefiederten Papageien liefern nicht selten ein kostbares Wildpret auf den Tisch des Herrn .und für gutes bayrisches Bier, das freilich ein teurer Luxusartikel ist, sorgen die deutschen Importhäuser in den Hafenstädten.

Für die Hausfrau, die durch die Kinder an das Haus gefesselt, die schwierige Reise zur Stadt nur selten machen kann, ist das Leben freilich etwas einsam und sie vermisst reht häufig den Verkehr mit ihresgleichen; aber unter ähnlichen Verhältnissen ist auch in Deutschland das Leben auf einsamen Landgütern nicht sonderlich abwechselungsreich und hier entschädigt theilweise die herrliche Natur und das prachtvolle Klima, an das sich auch der Europäer schnell gewöhnt und das ihn durchaus nicht an rüstigem Schaffen und Arbeiten hindert, da die Nächte meist kühl sind und erquickenden Schlaf bringen.

Von ganz besonderem Interesse waren mir die Arbeiterverhältnisse dieser paradiesisch schönen Gegend.

Die dichte Bevölkerung bringt natürlich mässige Löhne mit sich und die Art der Lebenshaltung und der Lebensgewohnheiten gestattet dem Arbeiter trotzdem ein nach seiner Weise ganz behagliches Dasein.

Die Löhne der Arbeiter in den Kaffeekulturen waren durchschnittlich 3 Realen = 1,32 Mark pro Tag und dazu wurde dem fremden Arbeiter die Kost gereicht, deren Wert auf 1 Realen geschätzt wird, während die in der Finka selbst wohnenden nur Mittagstisch erhielten, aber freie Wohnung und etwas Gartenland haben. Der Speisezettel machte der Hausfrau wenig Sorge; denn er war von beneidenswerter Einfachheit und Gleichartigkeit.

Früh morgens um 6 Uhr erhalten die Leute guten, schwarzen Kaffee mit Zucker, Mittags um 12 Uhr die Haupt-

mahlzeit, bestehend aus 5—6 Platanos gekocht oder geröstet, 1/4 Pfund bacalauos, (geräucherter Stockfisch), mit etwas Öl gebacken. Abends um 7 Uhr erhält jeder 1/2 Pfund Reis und 1/4 Pfund Bohnen mit Speck gekocht und als Brot 1—2 geröstete Platanos.

Man sieht, das Menu ist einfach und die Bevölkerung nicht an viele Mahlzeiten gewöhnt. Der bacalauos, der in grossen Massen aus Kanada, meist aus Halifax eingeführt und im Kleinhandel mit etwa 35 Pf. pro Pfund verkauft wird, und der Reis, den deutsche Dampfer aus Bremen und Hamburg bringen, darf selbst auf der Tafel des wohlhabenden Portorikeners nicht fehlen, und selbst, wenn er sein Leibgericht, am Spiesse gebratene Spanferkel, genossen und dazu noch ein ausgewähltes Diner erhalten hat, steht er nur zögernd und in der Meinung, es fehle noch etwas, vom Tische auf, wenn ihm der Fisch und Reis nicht gebracht ist.

Einfach wie die Nahrung, ist auch die Wohnung des Arbeiters. Baumeister und Zimmermann braucht er nicht dazu, das Baumaterial liefert ihm der Wald, und die eigenen Hände selbst des weniger Geschickten genügen vollkommen, um diese schlichten, aber praktischen Häuser herzustellen.

Es sind kleine, länglich viereckige, auf Pfählen erbaute Palmhütten, meist mit zwei »Zimmern.«

Sind die Pfähle aus eisenhartem Holze eingerammt, so ist die schwierigste Arbeit gethan. Pfosten und Sparren werden aus etwa armdicken jungen Stämmen genommen und unbearbeitet zusammengebunden. Der Wald liefert in den zähen Lianen das allervorzüglichste Bindemittel. Der Fussboden wird ebenso aus glatten Stämmchen hergestellt oder aus den gespaltenen Schäften der Königspalme gebildet. Letztere liefert in ihren lederartigen Blattscheiden auch die wasserdichte Bedeckung der Seitenwände und ihre trockenen Wedel das Strohdach.

Wer ein dauerhafteres und besseres Dach haben will, der schneidet aus den Blattscheiden einer der Königspalme ähnlichen aber kleineren Palme sich Dachschindeln und

bindet sie, übereinander greifend wie unsere Schiefersteine, auf den Dachlatten fest. Eine Nadel aus hartem Holz, grosse Rollen bindfadenstarker Lianen dienen ihm dazu als Arbeitsgerät und solches Dach, wie es auch für die offenen Schuppen der Reittiere und Rinder wie für die Schweineställe gebraucht wird, soll Jahrzehnte lang aushalten und kaum einer Reparatur bedürfen.

In wenigen Tagen ist so die Hütte gebaut, die luftig und praktisch den geringen Bedürfnissen der Bevölkerung genügt. Leichte Thüren aus Palmblättern schliessen sie oder ein einfaches Stück Sacktuch hindert den Einblick. Ausser der Unschuld seiner Lebensgefährtin hat ja der Hausherr selten etwas vor fremden Eindringlingen zu schützen. Einer der Peonen bei Herrn S. hatte aber, um sein hübsches, junges Weib vor fremden Nachstellungen zu sichern, seine Hütte auf einer unzugänglichen, überhängenden Felsplatte erbaut, eine starke Liane, die über den Felsrand herabhing, diente ihm und seiner besseren Hälfte als einzige Himmelsleiter zu ihrem irdischen Paradiese.

Nun denke man aber nicht, dass die Bewohner dieser Hütten schmutzige Neger oder verkommene Indianer seien, die von Alters her nichts anderes gewöhnt sind! Durchaus nicht; denn die Indianer sind hier wie in Kuba ausgerottet und die Neger bilden nach der oben angeführten Statistik nur einen, nicht sonderlich grossen Bruchteil der Bevölkerung. Neben Negern und Mischlingen sind es nicht selten reinblütige Spanier, Nachkömmlinge und Angehörige jener stolzen Nation, die einst die Welt beherrschte und noch heute mit unnachahmlichem Selbstbewusstsein von den Grossthaten ihrer Väter zu erzählen liebt. Hier sind ihre Kinder h e r a b g e s u n k e n a u f d a s N i v e a u d e r w i l d e n N a t u r v ö l k e r, lässig und träge, ohne Bildungstrieb und ohne Anregung durch Kirche und Schule scheinen sie sich dabei ganz wohl zu fühlen.

Zeitweilig sah ich wahre Engelsköpfe mit schwarzen seidenen Locken und dunkeln, unergründlichen Augen unter

den die Hütten bevölkernden Kindern, ein etwa 10jähriger Junge, im reinsten Schöpfungskostüm, wehrte mir den Eingang zu einer der Hütten, er hätte so, wie er dastand mit seinem runden markigen Körper, seinem kräftigen lockenumrahmten Murillo-Köpfchen jedem Bildhauer als willkommenes Modell eines jugendlichen Adonis gelten können.

Auch die jungen Frauen sind zuweilen bildschön, lieben es wie alle Evastöchter sich zu putzen und erscheinen am Sonntage gerne in hellen sauberen Kattunkleidern, wenn die Männer den Hahnenkämpfen zuschauen und ihr Geld verspielen.

Häusliches Glück und behagliches Familienleben scheint aber in diesen Palmenhütten nicht heimisch zu sein; denn die sittlichen und ehelichen Verhältnisse sind die miserabelsten, die man sich denken kann.

Der teuren kirchlichen Trauung, dem heiligen Sakrament der unlöslichen Ehe gehen diese gut katholischen Christen möglichst aus dem Wege und der Civilehe bedienen sich auch nur wenige, weil ihnen die Freiheit lieber ist. So ist das Konkubinat fast allgemein verbreitet. Wer sich nicht mit dem Erwählten seines Herzens vertragen kann, lässt den Anderen im Stich, die Teilung des gemeinsamen Erwerbes macht ihnen keine Kopfschmerzen, die Kinder bleiben bei der Mutter und werden von dem neuen Hausherrn gleich seinen eigenen ernährt und erzogen, d. h. sich selbst überlassen.

Eine noch immer stattliche Frau wurde mir gezeigt, die bereits sechsmal den Versuch gemacht hatte, den »Rechten« zu finden, mit dem sie sich in treuer Liebe bis zum Tode verbinden könne, aus sechs »Ehen« hatte sie ihrem siebenten, blutjungen Manne eine stattliche Schaar Kinder mitgebracht und wer weiss, was sie alles zu leisten noch berufen sein mag.

Dass unter solchen Verhältnissen von einem wirtschaftlichen Vorwärtskommen, von Sparen und Besitz ansammeln nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich;

denn selbst wenn der Mann regelmässig und fleissig arbeitet, so fehlt die treue Gefährtin, die das Erworbene zusammenhält und die Leitung der Konsumtion in dem Dualismus des Wirtschaftslebens übernimmt.

Aber auch bei den Männern ist die Lust und der Trieb zur Arbeit naturgemäss nur gering. Zwar sind sie während der Arbeit meistens mässig und nüchtern, zuverlässig und anhänglich; aber in den Feierabendstunden ist der Konsum von Aguardiente, von Zuckerrohrschnaps kein geringer und die Spielwut steckt, wie es scheint, in allen.

Die unseligen Hahnenkämpfe, die in den meisten spanischen Kolonien üblich sind, schienen mir hier geradezu zur Landplage geworden zu sein. Auch in Mexico sah man zeitweilig in den Landstädtchen der tierra caliente die streitbaren Vögel mit kurzem Bindfaden um den Fuss an einen Baum gebunden und in Kuba belästigten sie, wie ich geschildert habe, selbst die Reisenden im Eisenbahnwagen; aber so zahlreich wie hier diese Tiere gehalten wurden, hatte ich sie doch noch nirgends gefunden.

In einzelnen Dörfern waren vor jedem Hause mehrere dieser, an Hals und Beinen kahlgerupften Kämpen angebunden und stundenlang konnten die glücklichen Besitzer sich mit den Tieren beschäftigen, sie streichelnd und liebkosend oder sie einem angebundenen Rivalen entgegenhaltend, um ihre Kampfeslust zu steigern. Was dann in wochenlanger Arbeit verdient ist, wird oft in wenigen Minuten am Sonntag bei diesem grausamen Sport verwettet und verloren.

Ich brauche diese Hahnenkämpfe wohl nicht ausführlich zu schildern, sie machen auf den Tierfreund einen geradezu widerlichen Eindruck. Noch unangenehmer aber als der Anblick der blutenden Tiere ist der der zuschauenden Menschen, die den Kämpfern zurufen und laut jauchzen, wenn der gegnerische Hahn einen schweren Hieb erhalten und kaum noch im Stande ist, den wütenden Feind abzu-

wehren. Aber oft wendet sich das Blättchen noch im letzten Augenblick, wenn beide Streiter zum Tode ermattet blutüberströmt einander gegenüberstehen und dann der scheinbar unterlegene mit letzter Kraftanstrengung durch einen glücklichen Hieb seinem Gegner das Auge aushackt oder sonst ihn empfindlich verletzt; dann ist das Bravo auf der anderen Seite natürlich um so lauter und die Wetten steigen schnell zu Gunsten des schon verloren geglaubten. Darum lassen die Eigentümer auch die Hoffnung bis zum letzten Augenblick nicht sinken, so lange ihr Tier nicht den verhängnisvollen Rückzug antritt, sondern zur Gegenwehr bereit ist. Sie nehmen dann ihre blutenden Lieblinge noch einmal auf, blasen ihnen Rum ein, um sie zu neuem Kampf anzuspornen, lecken ihnen die Wunden und hetzen sie noch einmal zu dem letzten entscheidenden Kampfe.

Es sind fast ausnahmslos einfache Arbeiter oder kleine Besitzer, die sich in diesen karusselartigen, runden Amphitheatern zusammenfinden, aber ohne eine Miene zu verziehen sah ich den Besitzer des glücklichen Siegers 18 Pesos Gewinn einstecken und ebenso zahlte der Verlierer; 5, 6, 8, 10 Dollar wurden noch während des Kampfes von den erregten Zuschauern gewettet und ohne Murren verloren. Wochenlange, fleissige Arbeit ist notwendig, um das Verlorene wieder zu erarbeiten, aber man lässt nicht ab von dem grausamen Spiel und hofft stets wieder zu gewinnen, was man eben eingebüsst hat.

Man wird zugeben, dass es eine wahre Landplage ist, dieses Spiel; aber die Regierung kann schwer dagegen einschreiten und würde die ganze Masse der Landbevölkerung gegen sich aufwühlen, wollte sie es hindern.

IX.

Quer durch die Insel nach Ponce!

Nach mehrtägigem Aufenthalt in den schönen Bergen ritt ich wieder herunter, um meinem Versprechen gemäss erst bei Herrn S. einzukehren und auch dessen ausgedehnte Neupflanzungen in Augenschein zu nehmen und von dem älteren der beiden Gebrüder genauere Auskunft über die Rentabilität der von ihm bis dahin in der Ebene betriebenen Zuckerrohrkultur zu erhalten.

Dass er, ein hochintelligenter, studierter Landwirt sich entschlossen hatte, sein Haus in den Bergen zu erweitern um für seine Frau und Kinder Platz zu schaffen, und den Zuckerrohrbau mit der Kultur des Kaffeestrauches zu vertauschen gewillt war, schien mir der beste Beweis zu sein, wie wenig aussichtsreich der Rohrbau noch auf der Insel ist.

Am Abend sassen wir zu dreien bis zur mitternächtlichen Stunde beim deutschen Scat zusammen, denn ich durfte meinen liebenswürdigen Gastfreunden doch keinen Korb geben, als sie ihrer Freude »den dritten Mann« gefunden zu haben, so unverhohlen Ausdruck gaben.

Dabei merkte ich, wie sehr ich mich bereits an das heisse Tropenklima gewöhnt hatte; denn da wir in der luftigen Sala sassen, die Thüren nach der Veranda weit offen, die herrliche, mondbeschienene Landschaft vor uns, fing ich gegen 11 Uhr empfindlich an zu frieren und meine Mitspieler thaten desgleichen. Als wir das Thermometer betrachteten, zeigte es Nachts um 12 Uhr noch 19 Grad

Reaumur! und dabei froren wir, dass wir die Überröcke anzogen, um noch dreimal herumspielen zu können. Man sagte mir, dass die Temperatur zeitweilig bis auf 12 und 13 Grad herabgehe und dass es dann ganz empfindlich kalt sei, und man sich gut einwickeln müsse, um in den nur mit Jalousien, nicht mit Glasfenstern verschlossenen Räumen nicht zu frieren.

Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr stiegen wir in den Sattel, um nach Süden, nach der Hafenstadt Ponce zu reiten, in der ich nach langem, vergeblichen Harren Schiffsgelegenheit nach San Thomas oder den Antillen zu finden hoffte.

Herr S. und der Neffe des Herrn H. begleiteten mich auf der ersten Strecke des Weges bis nach Utuado, um mir dort die grossen Kaffeebereitungsanstalten zu zeigen und mir Pferde und Packtiere zum Weitermarsch zu besorgen. Wir folgten der breiten Landstrasse, an der gleich im Beginn eine Gendarmerie-Wache von 7 Mann ihr luftiges Quartier hatte, die durch regelmässige Doppelpatrouillen den Sicherheitsdienst in vorzüglicher Weise aufrecht erhält.*)

Der Weg war landschaftlich wunderschön. An dem breiten, tiefen Flussthal des Rio Grande führte er zeitweilig entlang und bot eine prachtvolle Fernsicht. Kaffee- und Bananenkulturen waren allenthalben sichtbar und der Weg selber war gut gehalten, wenn er auch zeitweilig etwas steil den Windungen der Berge folgte und die Wasserläufe durchritten werden mussten. Aber man sah überall die bessernde Hand und ganz unerwartet kamen wir schliesslich auf eine breite Kunststrasse mit fester Chaussierung, eisernen Brücken und Wasserdurchlässen, so schön und solide gebaut, wie ich sie bisher in der neuen Welt noch nicht gesehen hatte und schon gar nicht mehr zu finden erwartete. Was für eine Wohlthat war das, nun auf ebener Strasse flott weiter

*) Bei 23—28 Dollar monatlichem Gehalt und freier Wohnung konnten sie sich dieses Leben in den schönen Bergen schon gefallen lassen und ihre Anwesenheit genügt, um Ruhe und Ordnung allenthalben aufrecht zu erhalten.

traben zu können, wo früher jeder kleine Wasserlauf tiefe Einschnitte machte, die namentlich dem Wagenverkehr unendliche Schwierigkeiten bereiteten.

Ein tüchtiger Alkalde hat das Werk begonnen und man hofft, dass er Energie nnd Einfluss genug haben werde, um das Angefangene auch zu vollenden und diese Kunststrasse am Bergeshang entlang zu führen bis zum Hafen.

Kurz vor Utuado senkt sich die Strasse zum Flussthal hinab und hier in der schmalen Thalebene grünte auch wieder das Zuckerrohr und eine kleine alte Zuckertrapiche stand hart am Wege, sodass ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, hinein zu reiten und mir den altertümlichen Betrieb genauer anzusehen.

Auf einem erhöhten, mit einem Palmdach geschützten, runden Platze stand die kleine Zuckermühle aus 3 etwa Meter hohen aufrechten Walzen bestehend, 16 Ochsen waren je zu zweien an die Zugstangen des Göpels befestigt und liefen, von 8 singenden Negerjungen angetrieben in flottem Tempo in dem weiten Kreise herum. Mit der Hand ward das Rohr zwischen die beiden ersten Walzen geschoben, ein Negerjunge schob die Bagasse zwischen die zweite und dritte Walze, der Saft lief nach unten ab und mit den Händen ward das ausgepresste Rohr wieder fortgeschleppt, um getrocknet zu werden und als Brennmaterial für die Scheidepfannen zu dienen.

Zucker wurde nicht hergestellt, sondern der eingedickte Saft direkt zum Gähren hingesetzt und auf vorzüglichen Zuckerrohrschnaps verarbeitet, der hier teuer bezahlt wird und wohl noch eine leidliche Rente diesem primitiven Betriebe sichert.

Dass solche Einrichtungen nicht mehr konkurrieren können in der Zuckergewinnung, wo es sich darum handelt, mit Grossbetrieben in Wettbewerb zu treten, die mit Hülfe mechanischer Einrichtungen für eine hundertfach grössere Tagesleistung kaum mehr Menschenhände gebrauchen als diese kleine Mühle, ist wohl selbstverständlich.

Utuado ist ein kleines, schön gelegenes, sauberes Landstädtchen mit geräumiger Plaza und breiten Strassen, auf denen ziemlich lebhafter Verkehr stattfindet, weil hierher die Kaffeepflanzer ihre Waare bringen und von hier ihren Bedarf an allen möglichen fremden Artikeln decken.

Ein Gasthaus, oder ein Restaurant, in dem wir Unterkunft und leibliche Nahrung erhalten konnten, war jedoch in dem ganzen, ziemlich grossen Städtchen nicht zu finden. Jeder, der in die Stadt kommt, hat seinen Geschäftsfreund unter den dortigen Kaufleuten, bei ihm kehrt er ein und erhält auch, wenn er dessen bedarf, Speise und Trank, und wir machten selbstverständlich von diesem Vorrecht spanischer Gastfreundschaft auch Gebrauch und wurden zu dreien, obwohl unangemeldet und wenig bekannt, von einem eingeborenen Grosskaufmann freundlichst zum Essen geladen, das in etwa einer Stunde serviert wurde und einem guten Mittagsmahl in jedem besseren Haushalt Deutschlands alle Ehre gemacht haben würde.

Dabei übernahm die junge Hausfrau in so liebenswürdiger Weise die Pflichten der Wirtin, dass nicht einmal das Gefühl auftauchen konnte, man könne hier lästig fallen. Man wehrte selbst den Dank freundlich ab und hätte es als Beleidigung angesehen, wenn wir den dienstbaren Geistern ein Trinkgeld zu geben versucht hätten.

Lange verweilen durfte ich freilich nicht, denn man erzählte mir, Ponce sei eigentlich eine Tagereise entfernt, während mir Herr S. nur von einem fünfstündigen Ritte gesprochen hatte.

So nahm ich denn von meinen treuen Begleitern und den spanischen Gastfreunden Abschied, bestieg den ziemlich kräftigen, gemieteten Pony, während mein Arriero, ein alter, wettergebräunter Mulatte, sich auf das magere Packpferd schwang, das, wie mir schien, an meinen beiden, nicht gerade leichten Handkoffern, schon genug zu tragen hatte, und im flotten Passtrab ging es zum Städtchen hinaus die breite Landstrasse entlang.

Der Weg ward bald steiler, wir verliessen, um abzukürzen, die breite Strasse und lenkten in einen schmalen Saumpfad ein, der etwa in halber Höhe des Berges aber immer noch ca. 100 Meter über dem Flussufer des Rio grande in ewigen Schlangenwindungen um die zahllosen Bergvorsprünge sich hinwand und eine Landschaft von paradiesischer Schönheit durchschnitt.

Prächtiger, tropischer Wald, in dem Palmen und wunderbar schöne Baumfarren zahlreich vertreten sind, beschattet den schmalen Pfad und die Kaffeepflanzungen, die wohlgepflegt fast in ununterbrochener Folge uns auf dem ganzen weiten Wege begleiten.

Die Palmblatthütten der Bewohner von Bananen und Orangebäumen umgeben, stehen einzeln und zu kleinen Gruppen vereinigt, zahlreich herum, Trockenplätze und Gerüste für die Produkte ihrer schönen Plantagen sind allenthalben sichtbar und aus allen Terrainfalten und kleinen Thälern plätschert das Wasser herab, das diesen fruchtbaren Hängen eine solche Üppigkeit der Vegetation verschafft.

Unter uns rauscht der Strom, tief eingewaschen in die Granitfelsen braust er zeitweilig in schönen Kaskaden zu Thal, dass man meinen könnte, in den Bergen des Harzes den schäumenden Wassern der Bode zuzuschauen. Blickt man aber empor zu den benachbarten Bergen, die bis zur höchsten Höhe mit Bananen und Kaffeepflanzungen bedeckt sind, sieht dann eine Cordillere hinter der anderen blauen, so staunt man über diesen grossen, tropischen Garten, als welchen sich das von mir durchrittene Innere der schönen Insel darstellt.

Leider mussten wir an all den Herrlichkeiten viel zu schnell vorbeieilen, denn in fast ununterbrochenem Zuckeltrab drängte mein Begleiter vorwärts und nur, als wir gegen 6 Uhr Abends durch ein lang hingestrecktes Dorf kamen, machte er vor einer Tienda Halt, um den Tieren die Sattelgurte fester zu schnallen und ein Glas braunen Zuckerwassers zu trinken, während er mir ohne weitere Bestellung

eine Flasche recht guten, kalten Bieres darreichte und dann zu schleunigstem Weiterritt drängte.

Ich glaubte nach dem 4stündigen Trabe müssten wir dem Ziele unserer Reise schon nahe sein, aber er belehrte mich, dass wir jetzt vielleicht die Hälfte des Weges hinter uns hätten und erst noch die Höhe des Gebirges zu überschreiten hätten, an dessen Fuss unser treuer Begleiter, der Rio grande, entspringt. Die Sonne näherte sich bereits dem Horizonte, es half also kein Zaudern und wir zuckelten flott weiter, jetzt wieder auf der breiten Fahrstrasse, die sich in mächtigen Serpentinen zur Passhöhe emporschlängelt.

Je höher wir kamen, desto üppiger traten die feenhaft schönen Baumfarren auf und bildeten auf der Höhe des Gebirges ganze Haine von mächtigen, dichtbehaarten Stämmen, deren zarte Wedel in dem leichten Winde schaukelten, der von der See heraufwehte.

Noch rechtzeitig kamen wir auf der Höhe des Passes an, um in weiter Ferne das dunkele Meer sich gegen den glutroten Abendhimmel abheben zu sehen, dann brach die Dunkelheit in den dichtbewaldeten Thälern schnell herein und wir durften froh sein, dass der Mond sein mildes Licht so klar auf unseren Weg herabsandte, dass wir ohne Unterbrechung flott weiter traben konnten.

Bis dahin waren wir dem leidlich gut gehaltenen, breiten Fahrwege gefolgt, aber gegen 8 1/2 Uhr, als wir wieder ein kleines Dorf passierten, schwenkte mein Führer rechts ab, die Landstrasse hörte hier auf und die Verbindung zwischen der von der Küste heraufkommenden war noch nicht hergestellt.

Wir kletterten also mit unseren ermüdeten Tieren auf entsetzlichen Pfaden, über hohe Steinblöcke hinweg durch einen tief in die Felsen eingeschnittenen und bei dem schrägen Licht des Mondes völlig dunkelen Pfad etwa 50 Meter zum Bette eines kleinen, schnell fliessenden Flusses herab, folgten dem Laufe des Wassers, um dann auf der

anderen Seite durch einen noch steileren und fast noch schlechteren Hohlweg wieder emporzuklettern.

Tief unten in der Schlucht, in dem Schatten dichter Bäume stand eine elende Hütte, aus der Licht hervorschimmerte und die Einwohner am Kaffeetisch sitzend zeigte. Unheimlich genug war das Bild in dem wildfremden Lande und der dunkeln, einsamen Bergschlucht und als mein Führer hier anhielt und die Insassen herausrief, hätte wohl mancher gedacht, der Inhalt meiner schweren Koffer könne die Leute zu einem Attentat auf dieselben reizen. Aber ich verliess mich auf die vielgerühmte Ehrlichkeit der Bewohner und hatte Recht damit; denn mein treuer Führer bat nur um etwas Kaffee und erhielt eine halbe Kokosnussschaale voll von dem dampfenden Getränk, das so verlockend duftete, dass ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, und die mir zuerst gebotene Schaale stark gesüssten Kaffees ohne Besinnen austrank.

Man wünschte uns glückliche Reise und wehrte vornehm den Dank ab; aber ich muss gestehen, dass mir selten der Kaffee so gut geschmeckt hat als hier in dieser romantischen Situation an dem kleinen rauschenden Fluss im Innern Portoricos.

Als wir oben wieder auf der Landstrasse waren, konstatierte ich mit Befriedigung, dass es wieder eine der wundervollen Kunststrassen sei, die man hier in das Innere des Landes hineinbaut und die uns in allmäligem Abfall durch herrlichen Wald zur Küste des Meeres oder vielmehr zunächst nach Ponce bringen sollte.

Beim hellen Schein des Mondes konnte ich aber auf den Kilometersteinen erkennen, dass wir noch 14 Kilometer bis zum Ziel unserer Reise zurückzulegen hatten. Trotzdem hielten wir mit unseren übermüdeten und wahrlich schwer genug belasteten, kleinen Tieren nach ein und einer Viertelstunde vor dem Hotel de la France und ich gab meinem Führer zu den ausbedungenen 14 Dollars Mietgeld noch einen Dollar hinzu und wunderte mich beinahe ebenso sehr

darüber, dass ich selbst nach diesem fast 12stündigen Trabritt über Utuado hierher noch so frisch war, als über die Leistungsfähigkeit meines kleinen Schimmels.

Da ich natürlich wieder das Glück hatte, im Korridor des Hotels mit zwei jungen Deutschen zusammenzutreffen, habe ich mit ihnen noch bis Mitternacht in frohem Geplauder zusammengesessen; um dann allerdings den wohlverdienten Schlaf der Gerechten zu schlafen.

Mehr als eine Woche hatte ich zu meinem Leidwesen Zeit hier in Ponce von den bisherigen Strapazen auszuruhen und zu warten, bis mich endlich eine passende Schiffsgelegenheit weiter beförderte.

Dabei konnte jeden Tag ein Dampfer kommen, sodass ich gezwungen war, stets am Hafenplatz zu bleiben und auf weitere Exkursionen verzichten musste. Umsomehr fand ich die erwünschte Musse, meine Tagebücher zu vervollständigen und meine Notizen zu ordnen, wozu mir mein ganz behagliches kühles Zimmer im Hotel bequeme Gelegenheit bot.

Die auch hier in ziemlich stattlicher Anzahl vertretenen deutschen Landsleute haben in liebenswürdigster Weise Alles aufgeboten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen und Cirkus und Theater kamen ihnen dabei zu Hülfe.

Ponce ist die grösste Stadt der Insel und übertrifft an Handelsbedeutung wohl noch die Hauptstadt. Sie liegt am Fusse der hier ein weites fruchtbares Vorland lassenden Berge, etwa 3—4 Kilometer vom Meeresstrande und dem eigentlichen Hafenplatze entfernt. Weit ausgedehnte Zuckerrohrfelder erfüllen die Uferebenen und die grössten Fabriken der Insel sind in der unmittelbaren Nähe dieses Ausfuhrhafens vorhanden. Die reichen Kaffeedistrikte der südlichen Gebirgsabhänge liefern ihre Waaren hierher und die grössten Zucker- und Kaffeemengen der Insel gelangen vom hiesigen Hafen aus zum Versandt.

Die Stadt selbst bietet nicht viel des Sehenswerten. Die meisten Strassen sind breit und sauber, die Häuser ein-

und zweistöckig, meist massiv erbaut und gut erhalten. Nur in den Aussenstadtteilen, und an der langen Chaussee zum Hafen sind leichte Holzhütten, meist von Negern bewohnt, zahlreicher vorhanden.

Eine grosse Plaza mit spärlichen Anlagen und einem schönen, aber etwas vernachlässigten maurischen Musikpavillon wird durch die niedrige, wenig stattliche Kathedrale in zwei Hälften geteilt. Wöchentlich zweimal ist hier Abendmusik und lockt die Schönen der Stadt wie in Kuba zum Promenieren auf die breiten Alleen des Platzes.

Ein schöner Marktplatz, ähnlich wie in San Juan, mit grossen, säulengetragenen, massiven Verkaufshallen ist wirklich sehenswert.

Alle Landesprodukte, Früchte und Gemüse werden hier von den Verkäuferinnen in grosser Mannigfaltigkeit ausgeboten, in zierlicher, geschmackvoller Weise aufgebaut. Für Fleisch- und Fischverkauf sind besondere, mit bunten Kacheln dekorierte, sehr saubere Verkaufsstände vorhanden. Kokosnüsse wurden in Massen zum Verkauf angeboten. Mit der Macheta schlägt sie der Verkäufer auf und ich habe mir stets, wo sie irgend zu haben waren, den köstlichen Genuss bereitet, die frische, kühle Milch derselben zu trinken.

Obwohl eine ziemlich grosse Zahl guter Geschäftshäuser am Orte vertreten sind, sieht man doch hier wie in fast allen Städten der spanischen Inseln keine glänzenden Schaufenster, die den Käufer anlocken, nur in der Obispo-Strasse von Habana waren einige vorhanden. In den meisten Fällen trägt man dem Klima Rechnung und hat an Stelle der mit Spiegelscheiben verschlossenen Fenster grosse, offene Thüren, die der Luft den Eintritt gestatten und jedem Vorübergehenden ermöglichen, den Inhalt des Ladens von Aussen zu mustern.

Gerade in den ausgedehntesten der hiesigen Geschäfte war oft die grösste Mannigfaltigkeit vorhanden. Kleiderstoffe und Putzartikel, Spitzen und Bänder, Stacheldraht und Kochtöpfe, Sättel und Glaswaaren, feine Bronceartikel, Lampen,

Nägel und Eisengerät sah ich öfters im friedlichen Nebeneinander der Käufer harren.

Dabei verschmäht der Spanier die aufdringliche Reklame, wie sie in den Vereinigten Staaten so wunderliche Blüten treibt. Von all den bunten Bildern, den meterhohen Inschriften, die auf allen möglichen und unmöglichen Plätzen selbst auf den Dächern einsamer Farmhäuser in der Nähe der Eisenbahn zu finden sind, ist hier keine Spur vorhanden, oft vermisst man sogar die notwendigen Firmenschilder um sich zu orientieren.

Der eigentliche Grosshandel aber hat unten in der Hafenstadt seine Stätte.

Früher ging eine Strassenbahn hinaus; die Misswirtschaft in der Verwaltung hat sie aber zum Konkurs und die Wagen zum Stillstand gebracht. Offene Droschken in grosser Zahl vermitteln den Verkehr, werden aber dadurch billig, dass der Kutscher das Recht hat, noch andere Fahrgäste mitzunehmen, falls man nicht allein den vollen Fahrpreis zahlen will.

Der Weg führt zum Teil durch üppige Zuckerrohrfelder, die auf beiden Seiten der breiten Chaussee, dem letzten Stück der prachtvollen 135 Kilometer langen Kunststrasse von San Juan liegen und durch regelmässige Bewässerung in üppigem Wachstum erhalten werden. Kokospalmen und Bananen sind in grossen Mengen um die Hütten der Neger angepflanzt, zeitweilig sind reizende Landhäuser, namentlich nahe der Stadt, mit schönen Ziergärten umgeben, sichtbar. Die kleinen Holzhütten sind, wie im Innern der Insel, auf Pfählen erbaut, doch selten mehr als 1 Meter über dem Erdboden erhöht. Aus Brettern gezimmert und mit Wellblech oder Zink gedeckt, machen sie einen weit weniger angenehmen Eindruck als die bescheidenen Palmblatthütten in den Bergen.

Unten im Hafenviertel herrscht überaus reges Leben. Meistens sind mehrere grosse Segler oder Dampfer in der offenen Hafenbucht mit Laden und Entladen beschäftigt.

Die Hamburger Dampfer laufen regelmässig hier an, spanische, französische, englische Linien haben gleichfalls hier ihre regelmässigen Stationen und die Segler bringen von Kanada ihren Stockfisch, um Zucker und Melasse als Rückfracht aufzunehmen.

Da das Fahrwasser am Ufer nicht tief genug ist, um ein Anlegen zu gestatten, auch eigentliche Hafenbauten kaum vorhanden sind, so liegen die Schiffe einige hundert Meter vom Ufer entfernt, Leichterfahrzeuge bringen und holen die Ladung und in dem geräumigen Schuppen vor dem Zollhause wird gearbeitet wie in einem Bienenstock. Die ganze Hafenstrasse, in der sich ein grosses, einstöckiges Geschäftshaus an das andere anreiht, ist erfüllt von zweirädrigen Ochsenkarren, die Kaffeesäcke und Zuckerfässer bringen oder Stückgüter aller Art vom Zollhause in die Speicher liefern.

Die meisten dieser grossen Lagerhäuser haben ihre eigenen Kaffeebereitungsanstalten, in denen der aus dem Innern kommende, enthülste Kaffee, nachdem er zuvor nach Qualitäten sortiert ist, gereinigt, poliert, meist auch durch ganz minimalen Zusatz von Berliner Blau ein wenig gefärbt und dann durch Sortiermaschinen nach der Grösse gesondert wird.

Die ganz feinen Kaffeesorten werden noch besonders verlesen und alle gebrochenen, schadhaften oder schwarzen Bohnen werden durch Frauen und Mädchen ausgesucht, die für jeden Sack Kaffee von 200 Pfund 1—1½ Pesos erhalten. Die schlechten Bohnen werden mit den gewöhnlichen Sorten vermischt und gehen in grossen Mengen nach Kuba, während die feinen Muster fast ausschliesslich mit Hamburger Dampfern nach Deutschland versandt werden und hohe Preise erzielen.

Der Zucker, von dem in Ponce jährlich 20—25000 tons verfrachtet werden, findet in den hellen Centrifugal-Zuckern ausschliesslich in Spanien Absatz, während die dunkelen Muskovaden für die nordamerikanische Union ver-

kauft werden, ebenso wie die Melassen, die hier als Ablauf von den Muskovaden in ganz besonders guter Qualität, in sehr hellen Mustern hergestellt werden und als Speisesyrup direkt in den Consum übergehen.

Eines der grössten, wenn nicht das grösste derartiger Export- und Importhäuser, ist im Besitz des deutschen Consuls und ich habe fast täglich Gelegenheit gehabt, zu bewundern, mit welch angestrengtem Fleiss und welcher Ausdauer von Morgens 7 bis Abends um 7 Uhr unsere jungen Deutschen in diesem, wie man so oft hört, erschlaffenden, tropischen Klima zu arbeiten im Stande sind.

Der Kassierer des Hauses hatte dabei neben aller geistigen Arbeit noch ein gutes Stück körperlicher Arbeit zu verrichten und unsere begeisterten Silbermänner hätten sich hier ein abschreckendes Beispiel daran nehmen können, was es heisst, ausschliesslich im Silber grosse Geschäfte abzuwickeln.

Denn Portorico hat nur Silbergeld, kein Gold und kein Papiergeld, keine Banknoten, die den Geldverkehr erleichtern. Wie ich schon erwähnte, ist der mexikanische Dollar »dinero corriente« und man kann sich denken, welche Massen von schweren Silbersäcken hin und her gewälzt werden müssen in einem Geschäft, das oft an einem Tage Zehntausende von Dollar umsetzt. Jede Carreta von 20 Sack Kaffee erfordert nahezu einen viertel Centner Silber-Dollar als Zahlung!

Dabei ist eine genaue Prüfung jedes eingehenden Silberstücks noch besonders geboten, denn der Wert dieser mexikanischen Pesos kann natürlich heute beim Sinken des Silberpreises nur künstlich hoch gehalten werden.

Als 1873 auf der Insel die Sklaverei abgeschafft wurde, versprach die Regierung den Sklavenhaltern eine Entschädigung von 200 Pesos für jeden freizulassenden Sklaven.*)

*) Die Sklavenemanzipation hat sich hier, wo die Zahl dieser Unglücklichen im Vergleich zur Volksmenge nur gering war (etwa 35 000) ohne alle Schwierigkeiten leicht vollzogen und es sollen eigentlich dadurch gar keine Störungen hervorgerufen sein. Die ehemaligen Sklaven haben ohne weiteres als Lohnarbeiter ihre Schuldigkeit gethan.

Sie gab Bonds dafür aus, die verzinst und voll eingelöst werden sollten. Doch man hatte mehr versprochen als man halten konnte, die Verzinsung und Einlösung kam in's Stocken, die Papiere gingen rapide im Kurse zurück, sodass man froh war, als sich 1886 ein französisches Finanzkonsortium fand, das sie nach Vereinbarung mit der Regierung zu 100 incl. der Zinsen einlöste. Die Franzosen zahlten aber in mexikanischen Silber-Dollars und brachten dadurch so viel von diesem heute entwerteten Gelde in's Land, dass es als gesetzliches Zahlungsmittel gilt und für 5 pesetas = 5 Frank angenommen wird, jedoch nur, wenn es vor dem Jahre 1886 geprägt worden ist. Das Publikum weist freilich die neueren Geldstücke nicht zurück; aber zu allen Zahlungen an die Zollkassen und die Regierung müssen die Geldsäcke geöffnet und alle blanken Stücke jüngeren Gepräges ausgelesen werden.

Die Einfuhr von Silbergeld, die ja heute überaus lohnend wäre, ist deshalb auch streng verboten und die Zollbeamten revidiren die Koffer der ankommenden Reisenden in erster Linie auf das Vorhandensein von Silberthalern, so dass ich selbst, unkundig dieser Massregel, mit meinen 20 pesos, die ich mir auf dem Dampfer beim Zahlmeister auf sein Zureden eingewechselt hatte, leicht hätte in Verlegenheit kommen können, wenn mich der junge Deutsche, den ich am Hafen traf, nicht rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht und mir meinen Vorrath vorläufig abgenommen hätte. Dass aber trotzdem ziemlich viel Silber eingeschmuggelt wird, ist wohl sicher und ein Aufgeld gegen Gold bedingt es natürlich auch heute schon.

Der eigentliche Reichtum der Insel und ihre Hoffnungen für die Zukunft beruhen gegenwärtig auf dem Kaffeebau. Die Zuckerindustrie, die noch vor 20 Jahren den wichtigsten Exportartikel lieferte und zeitweise an hunderttausend Tonnen auf den Weltmarkt schickte, war bereits Ende der siebenziger Jahre mit dem allmähligen Sinken der Zuckerpreise und nach Aufhebung der Sklaverei dem Verfall nahe gebracht, von

553 Zuckermühlen waren in 10 Jahren 228 zu Grunde gegangen, die Produktion auf die Hälfte reduzirt. Grosse Anstrengungen wurden nun wenigstens auf dem Papiere gemacht, um durch Begründung neuer Centralfabriken mit vervollkommneten Maschinen und Aparaten eine bessere Ausbeute und mit ihr eine leidliche Rente des Anlagekapitals zu erzielen.

Der plötzliche Preissturz im Jahre 1884, der den Wert des Zuckers unter dem Druck des europäischen Mitbewerbes auf die Hälfte des früheren zurückwarf, störte natürlich erst recht diese Bestrebungen und ruinirte eine weitere Anzahl der kleinen Kochereien, die, wie ich sie oben beschrieben, fast nur mit Menschenhänden arbeitend, geringe Ausbeuten lieferten und nur mit Verlust produciren konnten.

Seitdem sind einige grosse Centralfabriken neu erstanden, mit guten Maschinen ausgerüstet und tüchtig geleitet, die auch leidliche Geschäfte machen und durch weitere Vervollkommnung ihrer Einrichtungen noch sparsamer und besser werden arbeiten können. Aber auch die grössten dieser Fabriken reichen nicht an die Vollkommenheit der Betriebe auf Kuba heran, sind doch nur 3 Fabriken vorhanden, die mit Verdampfaparaten arbeiten, während die anderen noch in offenen Pfannen den Saft eindicken. Die Bagasse wird noch allenthalben erst getrocknet, ehe sie den Feuerungen der Dampfkessel zugeführt wird und die meisten der ingenios arbeiten noch heute auf Muskovaden statt auf Centrifugalzucker.

Doch diese Mängel in der Fabrikation liessen sich beseitigen, wenn das Vertrauen in die Zukunft des Artikels wiederkehrt und sich grössere Kapitalien finden, die in den Fabriken Anlage suchen.

Trotzdem wird Portorico auf dem Zuckermarkt der Welt keine grosse Rolle wieder spielen können, weil die Ländereien, auf denen mit Vorteil Zuckerrohr kultivirt werden kann, nicht wie in Kubu von ungemessener Ausdehnung sind, sondern bei der Dichtigkeit der Bevölkerung bereits

die ganze Insel in Besitz und zumeist in Kultur genommen ist, und weil die schmalen Küstenebenen, auf denen das Rohr im Grossen zu bauen ist, nur einen geringen Bruchteil des ganzen Areals darstellen.

In diesen Küstenebenen ist aber der Rohrbau seit vielen, vielen Jahrzehnten betrieben worden und ein allmähliges Nachlassen der Produktionskraft des Bodens ist wohl unverkennbar. Bei Ponce gedeiht das Rohr nur bei künstlicher Bewässerung, dann selbstverständlich ohne alle Düngung, aber man muss in diesem wichtigsten Produktionsgebiet der Insel fast alle Jahre neupflanzen, höchst selten wird noch eine oder gar zwei Ernten vom Stoppelrohr gewonnen.

Die Qualität des Rohres ist auf der trockenen Südseite der Insel dann freilich vorzüglich, aber die Unkosten der Produktion sind ziemlich hohe, zumal hier an dem Haupthafen auch die Löhne höher sind als im Innern der Insel und auf der Nordseite.

Bei Arezibo und Mayaguez gedeiht das Rohr auch ohne künstliche Bewässerung und liefert reiche Erträge, doch ist auch dort ein häufiges Neupflanzen bereits die Regel und selbst die in guten Fabriken angelegten Kapitalien geben nur eine mässige Verzinsung. Dass die Besitzer kleinerer Terrains sich nur in geringer Zahl entschliessen, als Kolonien für die grösseren Centralfabriken Rohr zu bauen, sondern dass sie lieber zur Weidewirtschaft, zum Tabak- und Kartoffelbau übergehen, zeigt wohl, dass eine besondere Ausdehnung dieser Kultur für die nächste Zeit kaum bevorsteht.

X.

Eine Extrafahrt nach St. Domingo und St. Thomas.

Man stellt sich das Reisen in fremden Ländern meist sehr viel leichter vor, als es ist.

So hatte auch ich es gethan und als ich meinen Reiseplan ausarbeitete, da sah ich mir die einzelnen Länder und Inseln auf der Karte recht genau an, vergegenwärtigte mir, was ich dort Alles würde zu sehen und zu thun haben und rechnete dann 3 Wochen für Kuba, 2—3 Tage Reise, ca. 5 Tage für Portorico, 1 Tag St. Thomas, 3—4 Tage mit Besuchen auf den französischen Inseln nach Barbados etc. und konnte so, wie ich meinte, in aller Bequemlichkeit alle westindischen Inseln und einen Teil des südamerikanischen Festlandes in der mir zugemessenen Zeit besuchen. Aber man denkt nicht an die mangelhaften, unregelmässigen Verbindungen der hier verkehrenden Frachtdampfer und mir machte die hamburger Cholera noch einen besonderen Strich durch die Rechnung, so dass ich auf die hamburg-amerikanische Linie am wenigsten rechnen konnte, von deren Agenten ich nicht einmal sichere Auskunft zu erhalten vermochte, wann und wohin die zahlreich einlaufenden Schiffe gingen.

So habe ich statt der in Aussicht genommenen 5 etwa 15 Tage in Portorico verbracht und tagelang in Ponce nur auf den Dampfer gewartet. Keiner war mit Sicherheit zu erwarten, der mich vor dem 7. Februar nach St. Thomas

an den regelmässigen englischen Postdampfer brächte, — ich entschloss mich daher, nach La Guaira-Venezuela zu dampfen, um dort rechtzeitig den Royal Mail Steamer nach Trinidad zu finden. Der »Cremon« kam an, sollte nach dort dampfen, der Agent versprach mir, Billet zu besorgen; aber am nächsten Morgen erklärte mir der Kapitän, dass er leider auf meine angenehme Gesellschaft verzichten müsse, da er telegraphisch nach Port Limon und Colon beordert sei. So blieb mir als letzter Hoffnungsanker nur die Albingia, die 10 Tage Quarantaine in der Hauptstadt abzubüssen hatte. Sie kam auch am 2. Februar an; aber am Lichtmesstage arbeitet man in Ponce nicht, sie konnte nicht löschen und war erst am 3. 4 Uhr Nachmittags zur Ausfahrt bestimmt. Um 2 Uhr war ich mit meinem Hab und Gut an Bord, froh, endlich weiter zu kommen und benutzte die bis zur Abfahrt bleibenden Mussestunden dazu, mit dem Kapitän und ersten Maschinisten den Haihaken nach einigen mittelgrossen Haifischen auszuwerfen, die das Schiff umschwärmten. Unser Bemühen war vergeblich, nach Apfelsinenschalen schnappte der eine, den Speck liessen sie unberührt.

Da kam unser Schicksal in Gestalt des Agentenbootes! Der Kapitän fuhr schleunigst an Land, kam nach 1/2 Stunde zurück und erklärte zu unserem nicht geringen Schrecken, dass er angewiesen sei, nach Sabaná — St. Domingo zu dampfen, um der dort mit flügelloser Schraube liegenden »Colonia« zu Hülfe zu kommen und sie nach St. Thomas zu schleppen. Da ich nun hoffen durfte, doch noch den englischen Dampfer nach Barbadas zu treffen, so blieb ich an Bord und gegen 1/2 5 Uhr fuhren wir statt südlich, in östlicher Richtung in die klare blaue See hinaus. Der Maschinen-Ingenieur liess tüchtig einheizen und so lagen wir gegen 1 Uhr Mittags im Hafen von Sabaná unserem verunglückten Gefährten gegenüber.

Aber die »Colonia« oder ihr Kapitän schien es gar nicht eilig zu haben, er hatte weder seine Papiere fertig noch seine Trossen zum Schleppen bereit, er schien die

Arbeit der Mannschaft der »Albingia« überlassen zu wollen, die ja auch den Bergelohn verdienen musste, wenn das Unternehmen gelang.

So verging die für mich kostbare Zeit, und es war 6½ Uhr Abends, als unsere beiden mächtigen Stahltrossen endlich fest waren und wir bei starker Dämmerung in dem gefährlichen Fahrwasser langsam losdampften. Die Trossen hielten, die »Colonia« folgte und Alles schien gut zu gehen. Der Steward klingelte zum Essen, alle Welt ging hinab in das Speisezimmer; — mich allein interessierte noch die schöne Abendlandschaft, ich stand hinten auf dem Oberdeck grade über der Schraube und sah in die brodelnden Wellen hinab, in denen zahlreiche Glühwürmer leuchteten. Da sehe ich plötzlich massenhaften Schaum sich entwickeln, blicke auf und sehe, wie die dunkle Masse der »Colonia« mit ihren Lichtern immer näher heranrast. Ich meine mich zu täuschen, merke dann aber, dass unser eigener Dampfer sich vergeblich abmüht, vorwärts zu kommen. Der Koloss rückt mit unheimlicher Schnelligkeit näher, gerade auf uns los, ich war ganz allein auf dem Hinterdeck und wusste nichts besseres zu thun, als einige 20 Schritt nach vorn zu laufen, um wenigstens dem ersten Anprall nicht zu nahe zu sein. Da tönte auch schon die Stimme unseres braven Kapitäns von der Kommandobrücke: »Schniedt de Linen aff, äwer Board!« »Wecke Linen«? fragt der erste Offizier, an Deck stürzend. »Die Trossen«! so lautet die Antwort. Das sagt sich aber leichter, als es geschieht. Es war fast vollständig dunkel an Bord, die Mannschaft nach anstrengender Arbeit zu Tisch gegangen und eine Stahltrosse von 3½ ctm. Durchmesser lässt sich nicht mit dem Taschenmesser zerschneiden.

Inzwischen kam die »Colonia«, die ohne Schraube keine Möglichkeit hatte, ihre Fahrt zu hemmen uns so nahe, dass ich jeden Augenblick den Zusammenstoss erwartete; aber sie konnte zum Glück noch so viel steuern, dass sie auf etwa ½ Schiffsbreite noch immer mit grosser Schnelligkeit

an uns vorüberschoss, ohne uns zu berühren. Die Trossen waren aber noch fest und, wenn sie Fahrt behielt, musste sie uns zur Seite reissen und möglicherweise die Schraube zerschlagen. »Schmiet den Anker ut!« so rief man dem vorbeifahrenden Dampfer zu; aber auch ohne dem rasselten bereits die Ankerketten zum Grunde. Tief hatten sie freilich nicht zu fallen; denn auch der Bug der »Colonia« sass in dem trügerischen Fahrwasser fest und ihr Hinterteil schwenkte herum, sodass es uns in bedenklichster Nähe und bei unruhiger See die grösste Gefahr für beide Schiffe vorhanden war.

Inzwischen waren die Trossen über Bord geworfen, die Schiffe von einander frei. — Eine lange Pause der Ruhe trat ein, die Lage war nicht gerade angenehm, — zwei grosse Dampfer dicht nebeneinander auf Grund in einem an Korallenriffen und Untiefen reichen Fahrwasser! Auf allen Seiten wurde gelotet, — 3, 4, 5 Faden Tiefe so lauteten die Berichte von den verschiedenen Stellen des Schiffes, sehr fest konnten wir bei 18 Fuss = 3 Faden Tiefgang nicht sitzen. Die Pumpen waren gepeilt und hatten gezeigt, dass das Schiff unverletzt sei, so begann dann die Schraube mit aller Macht rückwärts zu arbeiten; aber vergeblich! Eine Menge von prächtigen, etwa fusslangen Leuchtfischen, die sich zwischen die beiden Schiffe drängten und mit ihrem intensiven, grünlichen Lichte geradezu magisch erschienen, wurden in der ungeheueren Spannung des Augenblickes kaum beachtet.

Das Schiff begann zu stossen und bebte in allen Fugen, — ich hatte das Gefühl, so etwa müsse einem bei einem Erdbeben zu Mute sein, wenn wieder so ein Stoss den ganzen Schiffskoloss erzittern liess. Da schien es nach etwa stundenlangem, vergeblichen Arbeiten, als ob wir uns fortbewegten, die dunkelen Umrisse des Nachbarschiffes verschoben sich langsam; aber die Stimme des Kapitäns, die aus dem Dunkel herübertönte und dem unsrigen zurief: »Ich koam wedder los!« bewies, dass nicht wir, sondern

unser unheimlicher Nachbar sich in langsamer Bewegung befand und allmälig vor Wind und Wellen rückwärts trieb, bis er uns so weit entrückt war, dass eine Kollision nicht mehr zu befürchten stand.

Wir sassen fester als er, aber offenbar nur in lockerem Boden und nachdem unsere Seite frei geworden war und zuerst vergeblich durch Aufsetzen von Segeln ein seitwärtsdrücken des Schiffes versucht war, gelang es endlich durch Ausfahren eines Ankers die Spitze des Dampfers von der Untiefe abzuziehen und zu unserer nicht geringen Freude glitten auch wir langsam in die Tiefe der Bucht zurück, der Anker rasselte nieder, als wir 14 Faden Wasser unter uns hatten und gegen 10 Uhr Abends konnte der Kapitärr die nicht Wache habenden Mannschaften zur wohlverdienten Ruhe schicken; denn im Dunkel der sternklaren Nacht war natürlich an ein Wiederaufnehmen der Arbeit nicht zu denken.

Am nächsten Morgen prasselte ein echt tropischer Regen auf das Verdeck hernieder mit solcher Gewalt, dass er alle Arbeit hinderte und erst um 10 Uhr waren die Stahltrossen wieder zu beiden Seiten unseres Schiffes befestigt und ich hatte während der Morgenstunden reichlich Zeit, die aussergewöhnliche Schönheit der nahegelegenen Küste zu bewundern. Ziemlich steil steigen die Berge zu beträchtlicher Höhe, wohl 1000 Fuss an, nur hier und da ist in den Buchten ein schmaler, sandiger Ufersaum sichtbar, meist fallen die Klippen von der Brandung umrauscht und unterwühlt, schroff zum Meere ab. Doch überall bis dahin, wo die brandenden Wogen hinauflecken, ist das üppigste Grün vorhanden. Kokospalmen überschatten in dichten Reihen den sandigen Strand und ziehen sich vor uns in regelmässigen Pflanzungen die Küstenhügel hinauf. Königspalmen breiten ihre stolzen Wedel über die allenthalben zerstreuten Hütten der Bewohner aus. Üppige Bananen und Maispflanzungen sind in ihrer Nähe sichtbar, dichter Urwald, vielleicht mit Kaffee- und Kakaobäumchen durchwachsen, steigt in den Schluchten zur Höhe empor. Ich habe kaum

je wieder ein Küstenbild von dieser wunderbaren Üppigkeit der Vegetation und in Verbindung mit dem blauen Meer und der weissen Brandung von solcher Farbenpracht gesehen. Aber die Hitze, die schon am frühen Morgen über der Bucht brütete, und die in kurzen Zwischenpausen immer wieder niederprasselnden Regenschauer liessen es erklärlich erscheinen, wenn hier Alles im herrlichsten Grün prangte. — Ein paradiesisch schönes Eiland! so musste ich immer wieder denken und weit eher als Kuba des Namens der Perle der Antillen würdig.

Gegen 10 Uhr gaben sich die Dampfer, nachdem wir uns vorsichtig an unseren hülfsbedürftigen Genossen heranmanövriert hatten und die Trossen unter der umsichtigen Leitung unseres ersten Offiziers befestigt waren, mit der Dampfpfeife das Signal zum Ankerhieven und langsam, ganz langsam begann die Schraube unserer Maschine ihre Arbeit. Die Trossen spannten sich, auch das zweite Schiff kam aus seiner Ruhe heraus und folgte; aber da beide Dampfer nicht genau hinter einander liegen konnten, so spannte sich die eine Trosse unheimlich scharf an, — wir fuhren noch langsamer, verlängerten vorsichtig die Trosse, aber es half nichts, beim Anziehen hing das gewaltige Schiff wieder an dem einen dünnen Stahlseil. Doch es schien Alles gut zu gehen, es folgte, die Trosse schien den Druck aushalten zu wollen. Ich sah mit dem ersten Offizier über die Brüstung des Achterdecks hinweg, doch er riss mich plötzlich zurück, »dat Ding kann nich hollen« ruft er und im selben Moment schlagen auch schon die Enden der gerissenen Stahltrosse mit furchtbarer Gewalt gegen das Verdeck. Ein Augenblick banger Spannung folgte, ob nun das andere Tau, das sich plötzlich straff spannte, den mächtigen Druck aushalten wird? Es hielt dem ersten Anprall glücklich Stand »Stäck Kett« rief mein Nachbar dem folgenden Schiffe zu und der Dampfer liess etwa 80 Faden Ankerkette, an der das Drahtseil befestigt war, in den Grund sinken, dadurch die Spannung vermindernd. Vorsichtig und langsam

fahrend lotheten wir uns so über die gefährlichen Untiefen in die offene See hinaus; aber eine steife, stürmische Briese stand uns entgegen und machte unsere Fahrt immer beschwerlicher. Regenböe folgte auf Regenböe und das im Schlepptau befindliche Schiff stampfte furchtbar in den aufgeregten Wellen, sodass es bald bis an die Klüsen der Ankerketten in die schäumenden Wogen eintauchte, bald bis zum Kiel in gewaltiger Höhe über die Fluten erhoben wurde.

Unsere Stahltrosse hatte schwer zu halten, denn es stiess und riss fortdauernd und die entgegenstehende See wie der heulende Sturmwind liessen uns nur langsam vorwärts kommen, so dass erst gegen Abend die Berge von St. Domingo unseren Blicken entschwanden. Während der Nacht rollten die Schiffe furchtbar und unser Kapitän, der kaum zur Ruhe kam, mochte froh sein, als er am nächsten Morgen seinen Anhänger noch an der Kette sah. Aber wir hatten nur 5 Meilen Fahrt pro Stunde gemacht, die östlichen Klippen von Portorico entschwanden erst im Laufe der Morgenstunden, und Mittagszeit war längst vorüber, als wir endlich im Schutze der Klippen von St. Thomas ruhigeres Fahrwasser fanden und froh waren, damit Alles überstanden zu haben. Gegen 3 Uhr waren wir vor der Hafeneinfahrt, der Lootse kam an Bord, ich berechnete schon, dass es nun doch noch möglich sein würde, den am Abend fahrenden Dampfer der Royal Mail zu erreichen und nach Barbados zu dampfen, da — als ob es nicht sein sollte — ein heftiger Ruck, — unsere brave Stahltrosse, die so lange in allen Stürmen gehalten, riss im ruhigen Wasser und unser untreuer Begleiter musste mit uns zu Anker gehen. Die Arbeit begann von Neuem, Stunden vergingen, bis die Verbindung wieder hergestellt werden konnte und halb sechs zeigten unsere Uhren, als wir endlich in die schmale Einfahrt des dänischen Freihafens hineindampften. Aber neben uns passierte, uns entgegenkommend, der schlanke Dampfer der englischen Gesellschaft, — als ob sie mich verhöhnen wollten, so schien mir's, als die Fahrgäste zum Grusse ihre Mützen schwenkten.

Da mir der Lootse erklärte, dass nun erst in 14 Tagen der nächste Dampfer nach den Antillen ginge, so musste ich gute Miene zum bösen Spiel machen und mich entschliessen, mit dem Schiff, auf dem ich nun einmal war, nach halbstündigem Aufenthalt nach La Guaira zu fahren, in der ungewissen Hoffnung, von dort schneller an das Ziel meiner Wünsche zu kommen.

Dass ich unter solchen Umständen der schönen Lage der auf drei Hügeln am Fusse hoher Berge erbauten Hafenstadt nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkte, sondern grollend zu einem anderen Hamburger Dampfer hinüberschaute, der einen Tag nach uns Ponce verlassen hatte und rechtzeitig nach St. Thomas gekommen war, — wird mir kein unparteiischer Leser verargen, und wenn ich schon jetzt hinzufüge, dass ich nach zweitägiger Fahrt am Abend gerade vor La Guaira ankam, als der nach Trinidad bestimmte holländische Postdampfer von dannen fuhr, so dass ich 18 Tage auf die nächste Verbindung warten musste, so wird man zugeben, dass ich zum Schluss meiner Reise ein ausgesuchtes Pech hatte.

An diesem Abend tröstete ich mich noch damit, dass es mir noch immer nicht so schlecht ging, wie einem jungen, interessant aussehenden St. Domingoer, der vor etwa 17 Tagen von St. Thomas abgefahren war, an Bord rührenden Abschied von Braut und Schwiegervater genommen hatte, um nach La Guaira zu gehen und der nun, nachdem er 10 Tage in San Juan Quarantäne gelegen und dort täglich 5 Dollars Verpflegungsgelder an die Sanitätsbehörden hatte zahlen müssen, wieder an den Ausgangspunkt seiner Reise zurückkehrte, matt und gebrochen von beständiger Seekrankheit und von der Angst, die er unter den Klippen seiner schönen Heimatinsel ausgestanden hatte. Denn er gehörte zu den Anhängern des früheren Präsidenten, hatte lebhaften Anteil an den Parteikämpfen genommen, hatte flüchten müssen und riskirte seinen Kopf, wenn er den heimischen Strand betreten hätte.

XI.

Aus La Guaira und Carácas.

Am 9. Februar 7 Uhr Abends kamen wir auf der Rhede von La Guaira, dem Hafenplatz der Hauptstadt von Venezuela, an; aber erst am folgenden Tage Nachmittags 4 Uhr lagen wir am festen Pier des Hafens vertaut und konnten den Dampfer verlassen.

Einer besonders zuvorkommenden Behandlung sollen sich die deutschen Dampfer im Hafen überhaupt nicht zu erfreuen haben, und diesmal war die Angst vor der Cholera noch ein specielles Motiv, uns unnötig lange warten zu lassen.

Unsere Albingia hatte zwar schon in Porto Rico 10 Tage Quarantaine abgelegen, hatte den seuchenfreien Hafen von Ponce verlassen, und reine Gesundheitspässe; aber wir waren ja bis auf einige hundert Meter an das nicht ganz unverdächtige San Thomas herangedampft und da unnötigerweise das Schiff als von dorther kommend telegraphisch signalisiert war, so hielt sich der Hafenkapitän nicht für berechtigt, uns ohne weiteres den Eintritt in die Vereinigten Staaten von Venezuela zu gestatten; sondern sandte erst einen besonderen Boten nach der Hauptstadt hinauf, um sich dort die nötigen Instruktionen zu holen, sodass wir, wie schon erwähnt, erst am Nachmittage an Land gehen konnten und nun keine Gelegenheit mehr hatten, nach Carácas zu kommen.

Inzwischen lagen wir in den langen, gegen die Küste rollenden Wogen langsam schaukelnd in glühendem Sonnen-

brande etwa 500 Meter vom Strande entfernt und staunten über die grossartigen Felspartien der Küstenkordillere, die hier direkt aus dem Meere ansteigend, bis zu 8000 Fuss in die Lüfte ragen und wenn auch unten, dem Strande nahe, mit dürrer Steppenvegetation bedeckt, doch in den höheren Lagen mit dem herrlichsten tropischen Wald geschmückt sind, in dem sich die Kaffeekulturen der Eingeborenen verbergen.

Wenn so die Natur eins der grossartigsten und schönsten Landschaftsbilder geschaffen, so macht die Hafenstadt La Guaira selbst einen wenig vornehmen Eindruck. In langer Linie ziehen sich die niedrigen einstöckigen Häuser am schmalen Strande entlang bis hin zu dem von Kokoshainen umgebenen, primitiven Badeorte Maiquetia auf der Westseite. Um die hochgelegene Kirche gruppiert sich in der Ausbuchtung eines Seitenthales die Hauptmasse der Stadt, um nach Osten zu wiederum in vereinzelten Häusern den Übergang zu dem zukünftigen Weltbade Macuto zu bilden, das in den Wintermonaten zahlreich von den Bewohnern der Hauptstadt besucht wird.

Der Hafen selber, einst eine offene Rhede, in der eine fast beständige, starke Dünung den Schiffen das Laden und Entladen recht schwer machte, so dass die Passagiere nicht selten in Stühlen in die unten schaukelnden Boote herabgelassen werden mussten, ist in den letzten Jahren mit grossen Opfern zu einem leidlich sicheren Hafenbassin von 32 hectar Flächenraum und einer durchschnittlichen Tiefe von 28′ umgestaltet worden.

Am 5. Dezember 1885 ward der Grundstein zur Moole gelegt; aber ein schwerer Orkan spülte im Dezember 1887 alles wieder hinweg, was bis dahin mit grossen Opfern vollendet war. Im Juni 1888 ward von neuem begonnen und 1891 das grosse Werk vollendet.

Die gewaltige Hafenmoole, die man von dem östlichen Landvorsprung der flachen Bucht aus in westlicher Richtung ins Meer hineingebaut hat, ist nicht weniger als 2050 engl.

Fuss lang und endet bei einer Wassertiefe von 48′, während der durchschnittliche Wasserstand an derselben innerhalb des Bassins 32′ ist und das Mauerwerk noch 21′ über den Spiegel des Wassers emporragt. Gewaltige Cementblöcke mit einem Gewicht von 150 tons sind bis zu 10 Fuss unter See versenkt, dann kleinere von 75 tons Schwere. An der Basis 56′ breit, verjüngt sich die Mauer auf 32′ an der Oberfläche und eine 8 Fuss hohe, starke Wand soll noch weiteren Schutz gegen die überbrechenden Wellen bieten. Drei grosse, eiserne Ladeschuppen mit Wellblech gedeckt und bekleidet, sind auf der Moole erbaut und vor ihnen legen die grossen Ozeandampfer direkt an, während eine zweigleisige Eisenbahn die Beförderung der Waaren zum Zollhause und zum Güterbahnhofe besorgt.

Ein kleinerer, weniger tiefer Bootshafen für Küstenfahrer ist in der Ecke des grossen Hafenbassins dem Lande näher gelegen.

Man sollte meinen, ein so gewaltiges Bauwerk mit einem Kostenaufwand von etwa 20 Millionen Mark von einer englischen Gesellschaft erbaut, müsste den Schiffen sicheren Schutz gewähren und das Laden derselben erleichtern, da sie hart am Pier liegen. Aber trotzdem klagten die Kapitäne und, wie es schien, nicht mit Unrecht, weil die Moole zu wenigen Schiffen Raum bietet und nicht selten, wie bei meiner Anwesenheit, einige grosse Dampfer tagelang warten müssen, bis sie anlegen können, sodann vor allem darüber, dass trotz der Moole der »Schwell«, die Bewegung im Wasser, selbst bei ruhiger See, sehr stark sei und bei heftigem Winde die Schiffe trotz doppelter Vertauung losgerissen würden.

Unter Wasser kann ja naturgemäss kein festes, dichtes Mauerwerk hergestellt werden, sondern man muss sich begnügen, möglichst schwere Blöcke übereinander zu werfen und hat keine Möglichkeit, diese mehr als 3000 Centner wiegenden Quadern genau aufeinander zu schichten. So bleiben dann selbstverständlich grosse Lücken in diesen

Mauern, während nur derjenige Teil der Moole, der über Wasser hervorragt, ein solides, kompaktes, mit Cement glattverstrichenes Mauerwerk darstellt.

Aber die Meereswogen werden fortdauernd durch die Öffnungen der unteren Mauerteile hindurch gedrängt und zwar mit ganz unglaublicher Gewalt, sodass auf der Innenseite die Spritzwellen nicht selten 20 und mehr Fuss in die Luft geschleudert werden und die Schiffe fortdauernd an den Tauen zerren. Auch soll die Moole nicht lang genug sein, um einen Rückstau zu verhindern, sodass nur die dem Ufer naheliegenden Schiffe in leidlich ruhigem Wasser sich befinden.

Der Unkundige hat bei dem Anblick dieses mächtigen Bauwerkes, das durch die hindurchgepressten Wassermassen wie unterspült erscheint, den Eindruck, als ob es sich um ein ziemlich unsolides und wenig dauerhaftes Werk handele; aber die Meinungen waren geteilt darüber, ob man den Hafenbauten langen Bestand in Aussicht stellen könne oder nicht.

Die Hafenbahn, in die wir Alle, auch die armen Zwischendecker für den enormen Preis von 2 Bolivares gleich 2 Francs pro Person hineingezwungen wurden, brachte uns die wenigen hundert Schritt bis zum Güterbahnhof, wo einige braune Gesellen unsere Koffer in das Zollhaus schleppten und nicht weniger als 5 Bolivares verlangten, um sie von hier zu dem nahegelegenen Hotel Neptuno zu schaffen.

Die Unverschämtheit dieser, wie es schien, hier privilegirten Gepäckträger, die sich schon, ehe der Dampfer fest war, durch Schreien und Rufen die Kundschaft eines der Passagiere zu sichern trachteten, ärgerte mich umso mehr, als der Mensch nachher nur meine kleine Reisetasche nahm, meine beiden nicht leichten Handkoffer aber einem herangerufenen Negerjünglinge auf seinen Wollkopf packte und diesen nachher mit einem halben Franken abspeiste.

Der Aufenthalt in dem Hafenorte und dem Hotel ist wenig angenehm.

Wenn nicht gerade eine frische Seebrise durch die engen Strassen der Stadt weht, ist die entsetzliche Hitze fast unerträglich und das Hotel, in dessen luftigem Speisesaal man allerdings ganz leidlich verpflegt wurde, scheint nur wenige gute Zimmer zu haben, die natürlich stets besetzt sind, so dass ich mit meinem jungen dominikanischen Reisegefährten, der sich übrigens auch stolz »Professor« nannte, weil er in St. Thomas eine Zeit lang spanischen Unterricht erteilt hatte, ein Zimmer teilen musste, das im Erdgeschoss gelegen mit noch etwa einem Dutzend anderer ein und dieselbe Zimmerdecke hatte, da die Zwischenwände in dem ca. 4 Meter hohen Raume nur 2 1/4 Meter hoch waren.

Dass das bei der Lebendigkeit der Venezolaner und Spanier auch seine Unannehmlichkeiten hat, kann man sich denken; denn da jedes Zimmer mit 2—3 dieser redseligen Herren belegt war, so erhob sich natürlich jedesmal ein Heidenlärm, wenn die Belegschaft eines derselben nach Hause kam und allzulaut die Erlebnisse des Abends referirte, so dass von allen Seiten Proteste in spanischen, französischen und englischen Kraftausdrücken erschallten.

Am Abend fuhr ich noch mit einigen Reisegefährten vom Dampfer mit der Strassenbahn hinaus nach Maiquetia, wo mit Raketen und Leuchtkugeln, die massenhaft in die Luft stiegen, das Fest irgend eines Heiligen gefeiert wurde, und bei Anwesenheit des Staatsoberhauptes der Republik ein ganz besonders lebhafter Verkehr sein sollte. Darin sahen wir uns nun freilich etwas enttäuscht und die noch ziemlich unfertigen, lückenhaften Strassen, die zur Kirche hinaufführten, waren menschenleer und boten wenig Interessantes. Die Kirche war mit bunten Lampions und kleinen Öllämpchen auch von aussen festlich erleuchtet. Im Innern wurde feierliches Hochamt celebrirt und der ganze weite Raum war angefüllt mit knieenden Gestalten, meist Frauen in leichten, hellfarbigen Gewändern. Da es uns nicht reizen

konnte, hier mit den Andächtigen stundenlang zu knieen, kehrten wir bald wieder in unser Hotel zurück, wo uns, wie gesagt, keine besonders angenehme Nacht erwartete.

Ich war froh, als ich am nächsten Morgen, da in der Hafenstadt für mich nichts zu sehen war, nach der vielgepriesenen Kapitale des Landes abdampfen konnte.

Erst seit ca. 10 Jahren ist die Bahnlinie vollendet und sie steht mit Recht in dem Rufe, eine der landschaftlich schönsten Gebirgsbahnen zu sein; aber auf sonderliche Solidität und Grossartigkeit der Bau-Anlagen darf sie keinen Anspruch erheben.

Bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier des libertador Simon Bolivar ward die Linie im Juli 1883 in Gegenwart des damals allgewaltigen, ilustre americano, des Präsidenten Guzmán Blanco mit vielem Pompe eröffnet, obwohl sie bereits 1877 begonnen war und längst hätte vollendet sein können, wenn die politischen Wirren den Bau nicht gehindert hätten.

So aber musste sie, um jene Feier zu ermöglichen, mit thunlichster Beschleunigung fertiggestellt werden und trägt noch bis heute die Spuren des Unfertigen an sich, ist in der Regenzeit nicht selten durch Erdrutschungen unterbrochen und erfordert wegen der ersten unsoliden Anlage grosse Reparatur- und Unterhaltungskosten.

Trotzdem soll sie gut rentieren, weil sie den ganzen, sehr bedeutenden Waarenhandel der Hauptstadt mit dem Hafen zu vermitteln und bei der Schwierigkeit der Landwege das einst schwunghafte Geschäft der Carreteros, der Karrenführer, auf dieser Strecke ganz lahm gelegt hat, obwohl die Eisenbahn mit ihren Windungen und Serpentinen 38 Kilometer lang ist, während der alte Fahrweg über die Küstenkordillere hinweg nur 15 Kilometer beträgt.

Die Bahn führt anfangs am Meeresstrande entlang bis zu den Palmenhainen von Maiquetia in der Ebene, wendet sich in allmäliger Steigung in das Flussthal des kleinen Flusses gleichen Namens hinein und schlängelt sich dann

in steten Kurven, zeitweilig in unglaublichen Schlingen, bergan. Schön und grossartig ist die Scenerie; aber meines Erachtens nicht zu vergleichen mit der Schönheit der mexicanischen Gebirgsbahnen, deren wunderbar üppige Vegetation hier leider fehlt.

Nur die Aussicht auf das unendliche blaue Meer, dessen Grenze mit dem Himmel zusammenfliesst, der Rückblick auf die tief unten liegende Hafenstadt, auf das malerische cabo Blanco, auf die brandenden Wellen an dem palmengeschmückten Strande sind unvergleichlich schön und eigenartig.

Aber der dürftige Pflanzenwuchs macht die nächste Umgebung der Bahnlinie weniger reizvoll. Der aus verwettertem Konglomeratgestein bestehende Boden scheint nicht sonderlich fruchtbar zu sein, und ist nur spärlich bewachsen mit niedrigem Gebüsch, mit hohen, vielverzweigten Orgelkakteen und Aloes. Nur in den Flussthälern, in die sich die Bahn hineinschmiegt, ist Baum- und Pflanzenwuchs üppiger, ohne eine besondere tropische Pracht zu entfalten.

Nach etwa anderthalbstündiger Fahrt schwenkt die Bahnlinie, die bis dahin in zahllosen Windungen an den Küstenbergen emporgeklettert war, in das Innere des Landes ein. Eine grossartige Gebirgslandschaft thut sich vor den staunenden Augen des Beschauers auf, durch entsetzlich enge und deshalb mit erstickender Luft angefüllte Tunnel, über schmale Brücken hinweg, klettert die Schienenstrasse an Abgründen vorbei, so tief und steil abfallend, dass gute Nerven dazu gehören, um hier über die schmalen Erdeinschnitte hinweg in die schwindelnde Tiefe zu blicken.

Und dennoch entzückt das gewaltige Gebirgspanorama nicht, weil die mächtigen Abhänge, auf denen man der Küste so nahe eine überreiche tropische Vegetation erwartet, zum weitaus grössten Teile kahl und entwaldet oder nur mit kümmerlichem Buschwerk bedeckt, meist grau und verdorrt herüberscheinen.

Vielleicht und wahrscheinlich tritt in der feuchten Jahreszeit an die Stelle der graugrünen eine üppige saftgrüne Farbe, wenn die Regenmassen die aus der Tiefe hervorschimmernden, sandigen Flussbetten mit schäumenden Wassern gefüllt haben und die jetzt trockenen Giessbäche, die wir auf weiten Brücken überschreiten, ihre Wässer in stürzenden Wasserfällen über das glattgewaschene Gestein zu Thal senden; aber die traurige Waldlosigkeit wird dadurch nicht ersetzt und die Fahrt in den aufgeweichten Erdmassen dann sehr viel gefährlicher.

Nur ganz ausnahmsweise zeigen sich auf der Fahrt, zerstreut liegend, einige elende Laubhütten mit den getrockneten Blättern der Agave oder Kaktusstengeln gedeckt. Durch Ableitung spärlich rinnenden Wassers hat man hie und da kümmerliche Gartenparzellen geschaffen, sonst ist von Anbau oder Kultur wenig zu sehen. Ziegen scheinen die hauptsächlichsten, vierfüssigen Haustiere zu sein und der anspruchslose Packesel, den man in Portorico vergeblich suchte, tritt hier auf den Saumpfaden des Gebirges wieder in seine Rechte.

An mehreren Stationen hält der Zug, um Wasser einzunehmen oder zu warten, bis ein zu Thal fahrender Zug gekreuzt hat, doch ist ausser den notwendigen Stationsgebäuden kaum etwas von Ansiedelungen zu spüren.

Ziemlich unerwartet tritt die Bahn in einer Höhe von etwa 950 Meter über dem Meeresspiegel durch tiefe Einschnitte in ein Hochplateau ein. Man sieht den alten hölzernen Ochsenpflug bei der Arbeit, sieht bald eine Reihe von elenden Lehmhütten auf den braungelben Bergabhängen regellos zerstreut, die Passagiere greifen nach ihrem Gepäck und die zweifelnde Frage drängt sich auf die Lippen, soll das Carácas sein? sind diese miserabelen, niedrigen Häuser mit lehmgestampften Mauern die Vorläufer des »südamerikanischen Paris?«

Doch der Zug hält gleich darauf in einer geräumigen Bahnhofshalle, schöne Garten-Anlagen auf der einen Seite —

wie ich später hörte der deutschen Bahnlinie gehörend — zeigen die verschönernde Hand der Verwaltung, die Hauptstadt ist erreicht!

In dem schönen Hochthal von Carácas gelegen, überragt von der majestätischen, hoch in die Wolken ragenden Küstenkordillere, rings von schönen, blauen Bergen umrahmt, ist sie heute der Stolz aller venezolanischen Patrioten, nachdem der einst vielbewunderte, jetzt ebenso geschmähte »ilustre Americano« Guzmán Blanco Millionen aus Staatsmitteln aufgewendet hat, um durch stolze, öffentliche Gebäude, durch boulevards und Anlagen eine vornehme Hauptstadt aus der einst wenig anmutigen Landstadt zu machen.

Man scheint die Schrecken des furchtbaren Erdbebens von 1812 vergessen zu haben, das alle hohen Gebäude in Trümmer legte und viele Tausende von Menschenleben unter den Ruinen begrub; denn eine ganze Reihe von Bauwerken sind entstanden, die obwohl noch immer niedrig und gedrückt, doch neuen Erdstössen wohl wenig Widerstand leisten würden.

So ist Carácas in einzelnen Teilen eine wirklich schöne, vornehme Stadt geworden; aber ich darf hier gleich vorweg bemerken, der, welcher einst als regeneradór, als neuer Heiland des Vaterlandes gepriesen wurde, der Millionen für öffentliche Bauten verausgabte und sich selber während seiner diktatorischen Herrschaft die glänzendsten Statuen und Denkmäler in Stein und Erz, zu Fuss und stolz zu Ross von dem »dankbaren Volke« setzen liess, den man einst als den Ilustre Americano, als den grössten der lebenden Amerikaner feierte, der lebt heute als Verbannter aus seinem »undankbaren« Vaterlande in Paris von den Zinsen der 30 Millionen pesos, die er während seiner Regierungszeit sich zu ersparen Zeit und Gelegenheit fand. Seine stolzen Denkmäler, die den Diktator in königlicher Haltung darstellen, und noch vor wenig Jahren in allen Reisebeschreibungen von Venezuela ausführlich geschildert wurden, sind verschwunden, der Pöbel hat sie gestürzt, man

will in dem »Lande der Freiheit« die Denkmäler der Tyrannen nicht dulden, die Strassen und Plätze, die nach ihm benannt waren, haben ihre alten Namen wieder angenommen, aus einem Standbild Washingtons hat man sogar die Marmortafel aus dem Sockel herausgerissen, auf der verkündet war, dass dieses Denkmal unter der Präsidentschaft des »Ilustre Americano« gesetzt war. In Valenzia sah ich seine schöne Villa in Trümmern liegen, die Garten-Anlagen wüst und zerstört, — und doch erinnert überall im Lande und besonders in Carácas so vieles an seine rücksichtslose, aber auch eifrig schaffende Hand, die das Volk straff am Zügel hielt, aber während seines Regimentes Frieden und Fortschritt zeitigte.

Während der Stürme der letzten Revolution hat mancher nach seinem straffen Regiment sich zurückgesehnt und wenn er den heissen Boden seines Vaterlandes noch einmal hätte betreten wollen, so würden viele ihn als dem Pacificador zugejubelt haben, obwohl man ihm die vielen Millionen nicht gönnt, die er sich während seines Regimentes in rücksichtsloser Weise zu sammeln verstand.

Es scheint aber, wie ich bereits früher andeutete, ein Erbfehler der spanischen Amerikaner zu sein, dass sie das Emporsteigen zu politischer Macht als die selbstverständliche Grundlage zu eigener Bereicherung ansehen. Leute, die im Privatleben grundehrlich sind, nicht daran denken würden, ihrem Mitmenschen das Geringste auf unrechtmässige Weise abzunehmen, halten sich für berechtigt das öffentliche Amt, das ihnen anvertraut ist, in erster Linie zu eigenem Nutzen zu verwerten und so lange sie es nicht zu arg treiben und wenigstens den äusseren Schein wahren, hat die öffentliche Meinung kaum etwas dagegen einzuwenden.

Noch alle Präsidenten mittelamerikanischer Republiken haben, wohl ausnahmslos, Millionen in der Zeit ihrer Machtstellung erworben und ihre Minister und Untergebenen thun in bescheidenerem Umfange desgleichen. Die zahlreichen Revolutionen sind fast nur Kämpfe um die einträgliche

Regierungsgewalt, das arme Volk lässt sich todtschiessen für die neuen oder alten Gewalthaber und kommt der Thronwechsel, so beginnt die alte Misswirtschaft unter anderem Namen von Neuem.

Dabei ist der Venezolaner, wie mir vielfach versichert wurde, namentlich da, wo das grossstädtische Leben ihn noch nicht vergiftet hat, eine durchaus ehrliche Natur. Die Kaufleute in Puerto Cabello und Valenzia vertrauen den Carreteros ohne Bedenken grosse Waaren-Massen an, viele Tagereisen weit ziehen sie mit ihren carretas durch das einsame Gebirge, bringen aber sicher bis auf den letzten Realen den Erlös für die Waaren wieder zurück. Vor Wäscherinnen und Dienstboten ängstlich zu verschliessen hielt keiner meiner dortigen Bekannten für notwendig. Aber die Politik scheint überall den Charakter zu verderben.

Wenn man die Strassen der Hauptstadt durchwandert, so kann man fast auf Schritt und Tritt Belege dafür finden und nur dadurch erklärt sich der Widerspruch, der, möchte ich sagen, in dem Dasein der Stadt herrscht.

Schöne, elegante Boulevards, prachtvolle, wenigstens äusserlich solide und vornehm erbaute, öffentliche Gebäude und Kirchen, schöne Anlagen, grossartige Denkmäler und Fontainen, stolze, eiserne Brücken sind neben den elendesten Lehmhütten, neben verwahrlosten Strassen sondergleichen, neben unüberbrückten, kaum passierbaren Schluchten zu finden. Man sieht das Bestreben der Machthaber, durch äusseren Glanz den Schein soliden Wohlstandes und Reichtums im Lande zu erwecken, man will etwas zeigen, was für die Gelder des Volkes, für die reichen Zolleinnahmen geschaffen wird; aber man beginnt nicht damit für Ordnung und Reinlichkeit, für praktische Verkehrswege und sanitäre Einrichtungen zu sorgen, sondern giebt grosse Kontrakte aus, um Viadukte zu erbauen, um Theater und öffentliche Gebäude zu errichten, giebt Millionen aus, um bis in die Vorstädte hinein Cementtrottoire in miserabel gepflasterten

Strassen anzulegen, lässt Denkmäler errichten, Gaskandelaber aufstellen, hat auch öffentliche Uhren mit Thermometer und Barometer in die Parks setzen lassen, nur dass sich niemand um sie kümmert und sie niemandem den Wert der Zeit verkünden.

Bei all diesen, an sich gewiss nützlichen und für die Stadt und die Fremden angenehmen Veranstaltungen ist und bleibt immer die Hauptsache, dass die Unternehmer von den überreichen Gewinnen die nötigen Prozente abgeben, dass die Machthaber etwas verdienen können.

So war, als ich ankam, die äussere Ruhe nach den Stürmen der Revolution kaum mühsam hergestellt, man fing an das Gras in den Wegen der Parkanlagen wieder zu beseitigen, die Lücken im Cementtrottoir hie und da auszubessern, die Risse in den gemauerten Sockeln der Standbilder zu verschmieren und den Gypsstuck an den korintischen Säulen etc des Kapitols wieder mit Steinfarbe zu überstreichen; daneben hatte man aber bereits einen grossen Kontrakt ausgegeben, um die vornehmen Strassen um das Kapitol herum, die Hauptzugänge der Stadt und sonstige Strassen mit schönen Quadern zu pflastern, die z. T. noch aus dem Auslande bezogen werden müssen.

Dicht am Bahnhof, dem gegenüber die Villa des jetzigen Präsidenten, General Crespo, am Fusse des Kalvarienberges gelegen ist, waren hunderte von Arbeitern beschäftigt, um die tiefen, breiten Schluchten, welche die kleinen Wasserläufe hier in die rotbraune Erde eingerissen haben, mit grossen Kosten zu überwölben und auszufüllen. Man schafft im besten Falle einige wertvolle Bauplätze, während man den malerischen Eindruck, den dies zerrissene Terrain macht, lieber erhalten und die kahlen Abhänge mit schönen Anlagen zu einer Zierde für die Stadt umwandeln sollte.

Auf dem Kalvarienberge, überaus imposant gelegen, ist auf halber Höhe am Bergeshang eine reizende kleine Kapelle mit vielem Gelde erbaut, deren Zweck nur eine Verschönerung des Landschaftsbildes sein kann, ihr gegen-

über liegt durch ein wohl 200 Meter breites Thal geschieden auf einem einsamen Erdhügel eine andere Kapelle und zwischen diesen beiden Bergen, die nicht bewohnt und ohne Verkehr sind, hat man einen riesigen, eisernen Viadukt mit breiter Fahrstrasse und schönen Trottoiren angelegt, der hoch oben in den Lüften schwebend, kühn konstruiert, und, wie ich annehme, solide gebaut, der ganzen Scenerie entschieden zu gute kommt, aber alles andere nur keinen Zweck hat — ausser dem, den Unternehmern und denen, welche die Konzession gegeben haben, einen reichlichen Gewinn zu verschaffen. Als ich einsam auf der Brücke wandelte und die herrliche Aussicht von dort oben genoss, sah ich mich unwillkürlich um, ob ich nicht auf verbotenen Pfaden wandele, denn ausser mir war auf dieser »notwendigen« stolzen Verbindungsbrücke kein Mensch zu erblicken, und unter mir arbeiteten fleissige Hände, um ein ebenso überflüssiges Werk zu schaffen, die Zuschüttung der Schluchten.

Beim Betreten der Stadt hat der Fremde, wenn er das eifrige Pflastern, die Erdarbeiten, die stolze, eiserne Brücke erblickt, den Eindruck, als ob hier ein kräftig pulsierendes Leben, eine gute Stadtverwaltung energisch an der Besserung der Zustände arbeite; aber bald erkennt man den Marasmus und die Fäulniss, sieht, wie nötig und nützlich hundert andere, wichtigere Ausgaben wären und ist wenig erbaut von der nutzlosen Verschwendung der öffentlichen Gelder am unrechten Ort.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, um das Scheinleben in der Venezolanischen Kapitole in der richtigen Verkleidung zu sehen; denn der 12. Februar bedeutet auch hier den Beginn des Karnevals, den sich ein südländisches Volk trotz schlechter Zeiten nicht nehmen lässt, mit möglichstem Pomp und unsinniger Verschwendung zu feiern. Mir war dieser Zufall sehr erwünscht, denn ich konnte so das Volk in seiner Fröhlichkeit und Ausgelassenheit sehen und die Festesstimmung schafft überall ein froheres, heiteres Bild als die nüchterne Alltäglichkeit.

Der Fremdenzufluss liess mich freilich in dem allgemein gelobten, deutschen Hotel Klint kein Unterkommen finden, aber in der Casa Saint Amant, dem stolzen Kapitol gegenüber, erhielt ich ein über Erwarten behagliches, grosses Zimmer, in dem auch ein ordentliches Bett mit Rosshaarmatratze daran erinnerte, dass man hier in Carácas in einer Höhenlage von 3000 Fuss in der tierra templada sei, und das Thermometer während des Winters auch gelegentlich auf 9—10° Celsius herabsinkt und kühle Nächte nach sonnigen Frühlingstagen die Menschen erfrischen.

Der Karneval enttäuschte nun freilich, wenn man glaubte, hier prunkende Aufzüge zu bewundern oder durch besondere Charaktermasken die Eigenart des Volkes in witziger Art zu Tage treten zu sehen. Zwar erklärte man mir entschuldigend, es sei diesmal besonders still, weil die Nachwehen der eben beendeten Revolution sich im Erwerbsleben noch fühlbar machten, aber ich vermisste d a s E i g e n a r t i g e und fürchte, das tritt auch in anderen Jahren nicht mehr hervor; denn das Venezolanische Volk ist ein Mischlingsvolk, in dem eben bisher noch keine besondere Eigenart zu sein scheint.

Spanier und andere Europäer, teils eingewandert, teils im Lande geborene Creolen haben ihre Rasse rein erhalten, oder sich mit den hier nicht wie in Kuba und Portoriko ausgestorbenen Indianern vermischt. Eingeführte Neger haben ein drittes Bevölkerungselement geschaffen und all diese verschiedenen Blutmischungen bilden heute das Venezolanische Volk, in seinen Einzelheiten verschieden genug.

Der Neger in seiner Rohheit und Gemeinheit sucht in der Nachäffung alles europäischen seine Eigenart möglichst zu verbergen, der zurückhaltendere, ernste Indio sieht mit Verachtung auf den Wollkopf herab, der seine Volkssitten und Gebräuche aufgegeben hat, und der Weisse hält sich am liebsten von beiden fern, aber die verschiedensten Blutmischungen der Mestizen, Mulatten und Zambos bilden die

Übergangsglieder zu diesen äusserlich in voller Harmonie lebenden Volkselementen.

In dem Strassenleben des Karnevals drängten sich, wie mir schien, die Neger und Mulatten am meisten hervor. Ihnen machte es ein unbändiges Vergnügen, in den dummsten Masken und Verkleidungen lärmend durch die Strassen zu ziehen, namentlich kehrte der eine Witz in den mannigfaltigsten Formen wieder, dass junge Burschen sich in Frauenkleidern in auffälligem Kokettieren mit der Männerwelt gefielen und umgekehrt die Vertreter des ewig Weiblichen ihre unverkennbaren Formen in Männerkleider hüllten.

Die vornehmen Kreolen habe ich kaum in Masken gesehen, sie begnügten sich hie und da in Equipagen und Mietswagen ohne Maske sich in eleganten Kostümen zu zeigen und von der Ventana oder den Balkonen ihrer Häuser herab dem Gedränge zuzuschauen.

Dieser Wagenkorso in den Nachmittagsstunden, hauptsächlich in den Strassen der Kandelaria, war das Interessanteste. Die zahllosen Mietwagen hatten sich durch Fahnen und Schleifen oder durch Überziehen der Sitzpolster mit den Landesfarben ein festliches Ansehen gegeben, nicht selten waren die Kutscher selber in Masken gehüllt, kurzröckige Frauenzimmer, Harlekins, spanische Granden oder dergleichen darstellend.

Für schweres Geld mietet sich jeder, der auf dem Korso zu glänzen für gut findet, solchen Wagen und unsinnige Summen 25 bis 50 Dollar werden für wenige Nachmittagsstunden gefordert und bezahlt; denn die Droschkentaxe ist in den Festtagen aufgehoben.

Zwischen Mietwagen bewegen sich auch einige vornehme Equipagen, in denen entzückende Kreolinnen zum Teil mit rotsametenen Zigeunerkäppchen auf dem aufgelösten schwarzen Lockenhaar, die Huldigungen des Publikums in übermütiger Laune entgegennehmen. Kinder sitzen nicht selten im Fonds des Wagens und amüsieren sich herrlich in ihren bunten Verkleidungen. Die reizenden blondköpfigen

Knaben des deutschen Gesandten Grafen von Kleist, in preussischer Ulanen-Uniform fielen ganz besonders auf und waren erst recht die Zielscheibe für die fortdauernden Bombardements mit Zuckererbsen, Nüssen und Blumensträussen, die von dem dicht mit dem schönsten Damenflor besetzten vergitterten Fenstern aus auf die Vorbeifahrenden gerichtet und von dort aus natürlich mit gleichen Waffen erwidert wurden.

Viel Zweck hat dieses Werfen mit solchen Näschereien natürlich nicht, aber ganz unglaubliche Massen von Nüssen und kleinen Cakes etc. werden so mit vollen Händen zum Wagen hinausgeworfen und nur die Kopf an Kopf stehenden Neger und Indianerkinder, die sich unter den Fenstern besonders gefeierter Häuser drängen, haben den Vorteil davon, indem sie sich schreiend und johlend um die zur Erde fallenden Süssigkeiten balgen.

Zeitweilig kommt auch wirklich mal eine Maske, die Aufsehn erregt und mit allgemeinem Jubel empfangen wird. Aber man kann sich vorstellen, um was es sich dabei handelte, wenn ich berichte, dass ein zahmer Engländer mit grossem, grauen Cylinderhut und buntkariertem Rock, mit Operngucker und Bädiker einherstolzierend, dass ein deutscher Naturforscher mit grosser Brille und der Botanisierbüchse auf dem Rücken, den grossen Regenschirm aufgespannt auf einem geduldigen Eselein reitend, trotz wiederholten Vorbeimarsches immer wieder frenetischen Beifall ernteten.

Einige Offiziere in goldgestickter Uniform, — mindestens in dem Range eines General, denn unter dem thun sie's hier nicht — ritten auf schön geputzten Pferden in dem Zuge mit und warfen verliebte Blicke zu den Kreolinnen empor, die für die hübschen Söhne des Mars ganz besondere Mengen von Zuckererbsen übrig hatten.

Dabei wunderte ich mich immer wieder über die Ruhe und Ordnung, die in dem Gedränge herrschte; — trotz ausgelassener Fröhlichkeit kein Misston und die Polizei

hatte wenig zu thun, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Als sich eine Musikkapelle von verkleideten Negern und Mulatten mitten auf die Strasse postierte, um hier ihre scherzhaften Weisen erklingen zu lassen, genügte ein kurzes Wort des jungen Polizisten, um sie unter Lärmen und Lachen weiter ziehen zu lassen.

Die weniger vornehmen Strassen, deren Bewohner sich mit viel mehr Behagen den Freuden des Festes hinzugeben schienen, waren in weiter Ausdehnung durch Papierguirlanden geschmückt, in dem in dichten Reihen lange buntflatternde Papierschnitzel über die Strasse gespannt waren und von Weitem einen netten Eindruck machten. Ehrenpforten hatte man an einzelnen Kreuzungspunkten errichtet, am originellsten und schönsten waren die, welche aus je 2 mächtigen 5—6 Meter langen Wedeln der Königspalme durch einfaches Verbinden der Spitzen der Palmzweige eine schöne Bogenpforte bildeten.

Am Abend war das Drängen wohl noch stärker als am Tage und mancher abenteuerlustige Jüngling hüllte sich in fremdartiges Kostüm, der das Licht des Tages gescheuet. Auf der schönen Plaza Bolivar, wo vor dem »gelben Haus«, dem Palaste des Präsidenten, schon am hellen Vormittage ganz sinnlos von den Soldaten der Wache Hunderte und Tausende von Raketen in die Luft gesandt wurden, die sich nur durch ihr Geknatter bemerkbar machten, drängte sich in der lauen Sommernacht eine bunte fröhliche Menge. Eine Musikbande liess ihre lustigen Melodien erschallen, hie und da bildeten sich auf den glatten Fliesen des Platzes tanzende Gruppen, dicht von Zuschauern umdrängt, die grosse Masse der Besucher zog es aber vor in gemessenen Schritten umher zu promenieren oder auf ausgestellten, gemieteten Stühlen die Vorübergehenden zu mustern und das letztere war bei der Fülle der hier vertretenen Frauenschönheiten entschieden das Anziehendste.

Die nächsten Tage des Karnevals boten kaum etwas Anderes, mehrere öffentliche und private Maskenbälle wurden

gefeiert, aber ich entzog mich den Einladungen dazu. Die übermässigen Droschkenpreise blieben bestehen, einen Wagen zu mieten und in die Umgegend zu fahren wäre unverzeihlicher Luxus gewesen; so schlenderte ich in den Strassen herum, sah mir das Volk und seine Behausungen an, verbrachte die Abende im deutschen Klub oder in den behaglichen Heimstätten liebenswürdiger deutscher Landsleute und fand erst später Zeit und Gelegenheit, hinauszukommen in die Zucker- und Kaffeeplantagen der Umgegend und in den Bauten der grossen deutschen Eisenbahn die Erfolge deutscher Kultur Arbeit zu bewundern.

Ich unterlasse es, wie es neuerdings in einzelnen deutschen Reisebeschreibungen geschehen ist, die Strasseneinteilung der Stadt, die öffentlichen Gebäude und Kirchen zu schildern, die Promenaden und Anlagen auf dem Kalvarienberge zu verherrlichen und denke auch nicht daran über den Charakter und die Geistesbildung der »Venezolaner«, über die Vorzüge und die Mängel der »glutäugigen Kreolinnen« langatmige Betrachtungen anzustellen. Dazu berechtigen wenige Wochen oberflächlichen Einblicks nicht.

Die herrliche Lage der Hauptstadt, das gesunde, angenehme Klima, — denn das vor kurzem eingezogene gelbe Fieber wird hoffentlich nur ein vorübergehender Gast sein — die Annehmlichkeiten des grossstädtischen Lebens werden den Aufenthalt in Carácas den meisten lieb machen, die nicht dauernd an dieses Land gebunden sind, denn für die Dauer würde es weniger zusagen.

Nirgends mehr als hier habe ich den Eindruck des Halben und Unfertigen im wirtschaftlichen und politischen Leben gehabt. Ueberall gute Ansätze, guter Wille und zum Teil auch die Prätension, es den Kulturvölkern gleich zu machen und auf der anderen Seite der Mangel an Energie und Thatkraft, der Mangel an politischer Sicherheit, um etwas Ganzes und Einheitliches zu schaffen, das Begonnene konsequent und zielbewusst durchzuführen. Im Einzelnen viel Schönes, Grossartiges und Anerkennenswertes; aber im

Ganzen nichts Einheitliches, nichts Fertiges. Neben dem grössten Luxus tritt hier das grösste Elend unmittelbar und unverhüllt zu Tage und mindert die Freude an der fortschreitenden Besserung.

Die Regierungen haben den besten Willen, zu helfen und ihr schönes Vaterland vorwärts zu bringen, aber es bleibt zumeist beim Alten.

Wenn man nur die Vertreter der öffentlichen Gewalten sich ansieht, wie sie in Zollbeamten, Polizisten und Soldaten dem Fremden zuerst entgegentreten, so kann man ohne Überhebung schon daraus einen Schluss auf die Regierungsmaschine ziehen und dieser erste Schluss kann kein günstiger sein.

Von Ordnung und straffer Zucht im Hafenverkehr und Zollhaus ist keine Rede, die Vertreter der öffentlichen Ordnung machen mit ihren zerrissenen Sandalen, ihren schmutzigen Uniformen am wenigsten den Eindruck der Ordnung, die Soldaten in der Hauptstadt kann man z. T. nicht anders als ein zerlumptes Gesindel nennen. Selbst vor dem Palaste oder der Villa des Staatsoberhauptes, des damaligen »jefe del poder publico« des General Crespo liefen die Ehrenposten in schmutzigen und zerrissenen Leinwandanzügen mit rotem oder blauem Käppi auf dem struppigen Haar herum, die schmutzigen Beine in den offenherzigen Sandalen, das Gewehr nachlässig unter dem Arm. Sie änderten auch ihre Stellung kaum, als der höchste Beamte und Leiter des Staates heraustrat, um auf einem prächtigen Rapphengst mit einem begleitenden Offizier einen Spazierritt in die nahen Berge zu machen.

Die gemeinen Soldaten schienen meist Indianerblut in sich zu haben, oder waren reinblütige Indianer, von europäischen Typen habe ich nur wenige gesehen. Das Geheimnis der Chargen habe ich nicht ergründen können, obwohl viel Goldstickerei an den Uniformen der jugendlichsten Offiziere erglänzte, liefen auch einfache Soldaten mit breiten Gold-

streifen und zahlreichen Goldschnüren an Röcken und Hosen, während der Festtage herum, wer's bezahlen kann, putzt sich.

Die Polizei in blauen Leinwandanzügen mit weissem Paspel und Vcrstoss war besser aussehend, doch standen die einzelnen Vertreter der heiligen Hermandad nicht weniger nachlässig und verloddert mit ihren Winchester-Karabinern herum, einen besonders zuverlässigen Eindruck machten diese Verteidiger der Ordnung und des Vaterlandes gewiss nicht. Selbst in Mexico war Militär und Polizei viel besser organisiert und ausgestattet und der erste Schritt in die englischen Kolonien an den blitzblank geputzten, strammen Policemen vorbei giebt das sichere Gefühl staatlicher Ordnung und zuverlässigen Schutzes.

XII.

Volkswirtschaftliches aus Venezuela.

(Kaffee-, Kakao- und Zuckerrohr-Kultur.)

Wie heute überall in der Welt, so war auch in Venezuela nicht viel Anderes als Klagen über schlechten Geschäftsgang, über schlechte Zeit und trübe Aussichten für die nächste Zukunft zu hören.

Jahrelang hatten die Heuschrecken von 1880—86 in unglaublichen Mengen das Land heimgesucht, so dass sie zeitweise fusshoch auf den Schienen der Eisenbahn lagen und die Lokomotiven über dieses lebende Hindernis nicht hinwegkonnten; anhaltende Trockenheit hatte gleichzeitig den Ernten geschadet, dann brach die Revolution aus, die, wenn sie auch nicht allzuviel Blut gekostet hat, doch das wirtschaftliche Leben viel mehr schädigte, als wir in Europa nach den kurzen Berichten der Zeitungen glaubten.

War doch Monate lang der Verkehr der Hauptstadt und der Küste mit dem Innern des Landes unmöglich, Kontributionen und Requisitionen schmälerten die Zahlungsfähigkeit der Kunden im Lande und der Anbau erlitt vielfach Unterbrechungen und Störungen, die sich noch lange fühlbar machen werden.

Dazu kamen im Frühjahr 1892 riesige Ueberschwemmungen, die in ungekannter Weise enormen Schaden anrichteten, Wege und Brücken wegrissen und den Verkehr erschwerten, als politische Ruhe in dem Lande wieder einkehrte.

General Crespo, der tapfere Reiterführer, der schon einmal 1884—86 als Präsident der Republik an der Spitze der Verwaltung gestanden, war als Sieger aus dem langwierigen Kampfe hervorgegangen und leitete als eine Art Diktator die Staatsgeschäfte. Aber so sehr er für seine Person die öffentlichen Sympathien auf seiner Seite hatte, seine Ratgeber und Ressortminister hatten es z. T. bereits verstanden, durch ihre rücksichtslosen Erpressungen sich in ungewöhnlicher Weise verhasst zu machen und die Unsicherheit im Lande lähmte den Unternehmungsgeist, weil Niemand rechtes Vertrauen in die nächste Zukunft setzte.*)

Dabei ist das Land wie die meisten mittelamerikanischen Republiken durch seinen natürlichen Reichtum grosser Entwickelung fähig und hat in letzter Zeit mit Hülfe fremder Intelligenz und fremden Kapitals grosse Schritte vorwärts gemacht.

Alle diese früher spanischen Kolonien leiden noch immer unter den Nachwehen der ehemaligen Misswirtschaft. Seit fast vier Jahrhunderten sind diese fruchtbaren, südamerikanischen Staaten dem Namen nach bekannt, aber so lange das Mutterland sie nur als Objekte für die eigene wirtschaftliche Ausbeutung betrachtete, so lange fremder Handel und fremde Einwanderung verboten waren, fremde Interessen keinen Schutz fanden, blieben die Länder unbekannte Grössen und konnten an eine selbständige Entwickelung nicht denken, da die Handelsmonopole einzelner Städte Spaniens jeden Aufschwung unmöglich machten.

Erst nach der Unabhängigkeitserklärung von 1821 war mit der Eröffnung des Landes für den Weltverkehr die Grundlage für eine günstigere Entfaltung der eigenen Kraft gegeben; aber politische Unruhen und Parteiungen liessen das junge Gemeinwesen nicht vorwärts kommen. Fremde Arbeitskraft und Unternehmungslust wagte sich nicht in das politisch unruhige, wirtschaftlich wenig erschlossene Land

*) Seitdem ist General Crespo ordnungsmässig zum Präsidenten erwählt worden und die Verhältnisse haben sich wesentlich geklärt.

und so blieb es trotz aller natürlichen Hülfskräfte, trotz des Reichtums seiner Berge und Thäler arm und einflusslos.

Erst seit ca. 20 Jahren, nachdem die schweren Kämpfe der 5 Jahre von 1866—70 (la guerra de cinco años) beendet und durch den General Guzman Blanco in seiner langjährigen, wenn auch stets verfassungsmässig unterbrochenen Präsidentschaft ernstliche Anstrengungen gemacht waren, die Finanzen des Landes zu heben, die Einwanderung fremder Kapitalien und fremder Intelligenz zu erleichtern, ist ein schneller Fortschritt im Lande zu beobachten und eine glücklichere Zukunft scheint bevorzustehen.

Die Lage der Finanzen ist an sich eine durchaus gesunde, die Summe der Staatsschulden minimal*) im Vergleich zu den Hülfsmitteln des Landes und wenn die letzte Revolution auch einen Rückschritt gebracht hat, so darf doch eine baldige völlige Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts um so mehr erhofft werden, als die Stapel-Artikel des Landes, auf welche der ganze Ausfuhrhandel sich stützt, z. Zt. hohe Preise erzielen und das Land kauffähig für fremde Produkte machen.

Freilich hat die vor einigen Jahren schnell angewachsene Goldproduktion, die von 53581 Dollar Wert im Jahre 1870 auf 3323933 Dollar in 1886 gestiegen war, ganz unerwartet wieder nachgelassen und in den drei Jahren 1888—90 durchschnittlich nur 955000 Dollar Ertrag geliefert und die Minen-Industrie, der die Nordamerikaner jetzt ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden, hat noch nicht die erwarteten Erfolge aufzuweisen. Aber auch auf diesem Gebiete des Wirtschaftslebens steht dem Lande sicher bald eine bessere Zukunft bevor. Die unerschöpflichen Asphaltgruben von Pedernales im Delta des Orinoko, die jetzt durch

*) Die ganze Staatsschuld betrug Ende 1890 nominell 21789521 Dollar und die Zinslast 743569 Dollar, so dass noch nicht ein Zehntel der gesammten 8659504 Dollar betragenden Staatseinnahmen auf die Verzinsung der Staatsschuld entfiel.

Bahnlinien mit dem Ozean verbunden sind, die Kupferminen von Barquisimeto, die Kohlengruben bei Barzelona etc. versprechen reiche Erträge. Es fiel mir auf, wie rührig geradein letzter Zeit die Yankees waren, um neue Minenkonzessionen zu erlangen, ein Beweis, wie sehr sie der Zukunft des Landes trauen.

Aber die eigentlichen und zuverlässigsten Quellen des Reichtums von Venezuela liegen in seinen tropischen Kulturen, für welche die fruchtbaren Thäler und Hänge der Gebirge ganz besonders günstige Bedingungen bieten. Nicht weniger als 140000 ha Landes sind z. Z. mit Kaffee bepflanzt und man schätzt die Zahl der vorhandenen Kaffeesträucher auf ca. 170 Millionen Stück. Nächst Brasilien produziert Venezuela den meisten Kaffee und die Qualität des letzteren ist der brasilianischen entschieden überlegen.

Bis hinein in die Vorstädte von Carácas ragen einzelne wohlgepflegte, herrliche Kaffeegärten, die gerade mit zarten, weissen Blüten überladen, einen ganz besonders lieblichen Anblick gewährten und für die nächste Ernte reichen Ertrag versprachen, da die Blütezeit ohne Regen verlaufen war.

In den Ebenen und Hängen der Gebirge bis hinauf zu einer Höhe von ca. 1800 Metern gedeiht der edle Strauch und man ist garnicht wählerisch beim Aussuchen des Terrains, selbst in steinigem, scheinbar wenig fruchtbarem Boden sah ich vortreffliche Kulturen. Am besten gedeiht er in den Höhenlagen von 500—1500 Meter. Wo der Kakao, der die Küstenthäler liebt, nicht mehr fortkommt, findet der Kaffee seinen geeignetsten Platz. Tiefgründiger Boden und reichliche Niederschläge, bei warmer Luft, begünstigen sein Gedeihen. Man pflanzt die einzelnen Bäume zumeist weiter als in der tierra templada von Mexico, bis zu drei Meter Entfernung und hat als Schattenspender vielfach die herrlich ziegelrot blühenden Bucares-Bäume, die hoch emporragend während der Zeit, wo die Sträucher neue Schösslinge treiben und ihre Blüten entfalten, ihr Laub zum grössten Teil verlieren und erst neuen, schattenden Blätterschmuck anlegen, wenn die mächtigen, roten Blütenbüschel verblüht sind.

Man rechnet auch hier vom dritten Jahre ab auf Ernte, zählt jedoch erst vom fünften an auf vollen Ertrag und auf volle Tragfähigkeit des Baumes während der nächsten 25 Jahre. Ausgewachsene Bäume liefern durchschnittlich ein Pfund Bohnen, die auch hier, wie in Portorico schnell reifen und namentlich in den niederen Lagen viel Arbeitskräfte während der Erntezeit erfordern.

Die Art der Behandlung des Kaffees ist derjenigen in Portorico ähnlich, nur nicht überall so sorgfältig. Auch hier sah ich grosse Aufbereitungsanstalten, welche die Frucht von den kleineren Plantagen zur Herstellung marktgängiger Waare aufnehmen, die grossen Exporthäuser befassen sich mit dieser mechanischen Bearbeitung selten, ihre Aufgabe ist es nur, die verschiedenen Qualitäten zu sortieren und die gangbaren Muster zusammen zu stellen. Für den Laien ist es oft kaum möglich, die feinen Unterschiede herauszufinden, nach denen in den grossen Stapelplätzen in Carácas, Valencia und Portocabello die eingehenden Ladungen in Dutzende von verschiedenen Boxen verteilt werden.

Wenn die Ernte nur einigermassen günstig ist, so werden im Kaffeebau auch hier recht grosse Gewinne gemacht, denn man schätzt die Unkosten auf 5½ Dollar amerikanisch für jeden Sack von 110 Pfund, während der Verkaufspreis zumeist 20 Dollar überschreitet.

Nachdem jetzt Ruhe und Frieden wieder hergestellt ist und die Verkehrswege in's Innere sich stetig verbessern, scheint der Kaffeebau noch stark an Ausdehnung zu gewinnen,*)

*) Die Kaffeeproduktion des Landes hat sich in den letzten 60 Jahren etwa folgendermassen entwickelt:

	Pfund	Wert in Dollar
1830—31	25 453 000	1 063 000
1840—41	57 327 000	2 446 000
1850—51	83 717 000	2 660 000
1859—60	83 752 000	2 670 000
1872—73	75 570 000	14 394 000
1881—82	94 368 000	9 722 000
1887—88	95 036 000	14 986 000
1888—89	112 289 000	13 517 000
1889—90	95 170 000	13 685 000

wenigstens waren in der Nähe der deutschen Eisenbahn zahlreiche Neupflanzungen in Angriff genommen und nicht selten waren es deutsche Beamte und Arbeiter der Gesellschaft, welche ihre Ersparnisse in dieser Weise im Lande selbst vorteilhaft anlegten und hochwillkommene Kolonisten wurden in Gegenden, die bisher kaum zugänglich waren

Neben dem Kaffeebau ist es besonders die Kakao-kultur, die in Venezuela gedeiht und erfreuliche Fortschritte macht. Gerade für diese südamerikanische Kulturpflanze, deren Heimat wohl in dem benachbarten Equador zu suchen ist, scheinen sich die heissen Küstenstriche und wasserreichen Thäler der tierra caliente ganz besonders zu eignen, denn der venezolanische Kakao, speziell der von Caràcas, ist als der beste der Welt bekannt und erzielt durchchnittlich doppelte Preise im Vergleich zu den Produkten anderer mittelamerikanischer Länder.

Der Kakao ist ein echtes Kind der heissen Tropensonne, deshalb für diese äquatorialen Landstriche mit reichlichen Niederschlägen ganz besonders geeignet. Man rechnet hier, dass er mit Vorteil nicht weiter als bis zu 500 Meter Meereshöhe gezogen werden kann und die Länder sind deshalb nicht überreichlich vorhanden, in denen diese »Götterspeise« (theobrom) gezüchtet werden kann, während der Verbrauch sich allenthalben rapide vermehrt und namentlich auch Nordamerika in letzter Zeit wachsende Mengen davon konsumiert. Bei dem grossen Nährwert, dem feinen Aroma und der leichten Verdaulichkeit der Bohnen ist auch mit ziemlicher Sicherheit auf eine stetig fortschreitende Ausdehnung des Kakao-Verbrauchs zu rechnen und deshalb diesen Kultueen wohl noch mehr als dem Kaffeebau eine günstige Zukunft zu prophezeihen.

Nach den Aufzeichnungen des Professors Dr. Ernst (in seinem vortrefflichen Bericht über die »Exposicion nacional de Venezuela en 1883« Seite 511) schätzte man den Anbau des Landes im Jahre 1884 bereits auf 25000 ha. und da durchschnittlich ca. 600 Pflanzen pro ha. gerechnet

werden, so betrug danach die Gesammtzahl der Bäume etwa 15 Millionen. Der Ertrag wurde nur zu höchstens 9 Millionen Kilo angenommen, während man anderswo, namentlich in Trinidad und Equador, auf durchschnittlich 1 Kilo pro Baum zeitweilig auf das doppelte glaubt rechnen zu können.

Das Wachstum der Bäume ist hier trotz der Gunst des Klimas und des Bodens nicht so kräftig als in anderen Kakaodistrikten, aber die Qualität der geernteten Bohnen ist weit besser und selbst von anderen Ländern importierte Sorten sollen baldigst den Charakter des hier besonders kultivierten »cacao criollo« annehmen, aber in der Menge des Ertrages nachlassen.

Die Kultur des Kakaobaumes ist derjenigen des Kaffeestrauches ähnlich. Man pflanzt die jungen Sämlinge ebenso unter Bananen und Schattenbäume und erhält einen leichten Schatten auch später noch, wenn die Bäume herangewachsen sind und eher die Sonnenstrahlen ertragen könnten.

Da der Kakao zu kräftigen Bäumen von mässiger Höhe — hier selten mehr als 5—6 Meter — sich entwickelt und breite Kronen entfaltet, so stehen die einzelnen Pflanzen sehr viel weitläufiger als beim Kaffee, meist 4—5 Meter im Quadrat, die hochragenden Schattenbäume sind oft von rankenden Schlinggewächsen umsponnen, Orchideen nisten auf ihren Zweigen und in den Astwinkeln und dadurch, wie durch das schöne Laub und die grossen, roten, gurkenförmigen Früchte machen die Plantagen einen ganz besonders malerischen Eindruck.

Die Kultur erfordert sehr viel weniger Arbeit als der Kaffeebau, weil die Ernte eigentlich nicht aufhört und desshalb eine geringe Anzahl von Arbeitern zur Gewinnung der kostbaren Frucht genügt. Das ganze Jahr hindurch treiben die kleinen, unscheinbaren Blüten direkt aus der Rinde des Stammes und der Zweige hervor und Knospen, Blüten, halb und ganz reife Früchte sieht man stets gleichzeitig an den Bäumen. Auch fallen die »mazorcas«, die fleischigen,

dunkelroten oder auch hellgelben Früchte nicht leicht ab, sondern können selbst nach Eintritt völliger Reife noch wochenlang an den Bäumen gelassen werden, so dass es genügt, wenn allmonatlich die Pflanzungen durchgangen und die reifen Früchte abgeschnitten werden.

Gewöhnlich werden dabei zwei Mann beschäftigt, von denen der eine die Früchte abschneidet, an den höheren Zweigen mit einem an einer Stange befestigten Messer, der zweite die abgeschnittenen marzorcas sammelt und sie in die Tragkörbe des mitgeführten Esels wirft, um sie an geeigneten Stellen zu grossen Haufen aufzuschichten. Mit der macheta werden dann die dicken, fleischigen Früchte aufgeschlagen und die 25—30 darin befindlichen, von einer süssen Gallertschicht umgebenen Bohnen herausgeschält.

Übereinander geschichtet geht diese Hülle schnell in Gährung über und fliesst ab, während die nunmehr dunkel gewordenen Bohnen in besonderen Schuppen unter möglichstem Ausschluss allen Regens getrocknet und nicht selten mit gelbroter Erde noch gefärbt werden. Während der Regenzeit, wenn die Luft fast ständig mit dicken Dampfwolken geschwängert ist, erfordert das Trockenen ganz besondere Aufmerksamkeit und man suchte z. B. in Trinidad nach geeigneten künstlichen Trockenapparaten, um ein Schimmeln und Verderben der kostbaren Frucht zu verhüten. Da der Kakao ein feuchtes, warmes Klima zum Gedeihen erfordert und in der regenlosen Jahreszeit stetig bewässert werden muss, so sind die wasserreichen Thäler am Fusse der Küstenkordilliere Venezuelas ganz besonders zur Kultur geeignet und wo in zweckentsprechender Weise Mais und Bananenbau mit lohnender Schweinezucht neben der Plantagenwirtschaft betrieben wird, da ist die Rente des Bodens eine ganz aussergewöhnlich grosse und sichere.

Merkwürdiger Weise ist solche Verbindung mit anderen Zweigen der Bodenkultur selten zu finden und die meisten Besitzer ziehen es vor, Alles auf eine Karte zu setzen und ihren Bedarf an Fleisch und Brod für sich und ihre Leute

vom Auslande zu beziehen. Oft überträgt man — und in Trinidad war dies fast die Regel — einer Anzahl peonen die Anpflanzung in Akkord, überlässt ihnen das zur Kultur bestimmte Land, sie roden und lichten den Wald und sind verpflichtet, alljährlich eine bestimmte Anzahl von Kakao-Bäumchen zu pflanzen und zu pflegen und haben dafür das Recht, Mais, Bananen und sonstige Früchte zu eigenem Nutzen zu kultivieren und Viehzucht zu treiben. Nach 6—7 ausnahmsweise auch bereits nach 5 Jahren beginnen die jungen Stämme zu tragen, dann wird gewöhnlich ein bestimmter Preis etwa 1 Mk. für jeden herangezogenen Baum gezahlt und der Grundeigentümer ist so, ohne Sorge um die Beschaffung von Arbeitskräften und ohne grosses Kapital lange fest zu legen, in den Besitz einer lohnenden Plantage gekommen, die 40—50 Jahre, unter günstigen Bedingungen noch länger, reiche Erträge abwirft, ohne dass nennenswerte Unkosten damit verbunden sind, weil das Reinhalten des Bodens unter dem Schatten der Bäume ziemlich leicht ist und meist durch einfaches Abmähen des Unkrautes erfolgt.

Da man die jährliche Rente eines tragfähigen Baumes wohl nicht mit Unrecht auf mindestens eine Mark schätzen darf und etwa 500 Bäume pro Hektar im Durchschnitt zu rechnen sind, so genügt schon ein verhältnissmässig kleines Areal, um ein recht reichliches Jahreseinkommen zu erzielen und wie erwähnt, können die Zwischenfrüchte und kann namentlich eine verständige Viehzucht über die Zeit des Wartens leicht hinweghelfen; denn in den heissen Ländern, in denen eine Butterproduktion nicht möglich ist und das Schweinefett in erster Linie zu Speisezwecken verwandt wird, ist schon der Schmalzgewinnung wegen eine gute Schweinezucht sehr rentabel.

Nach den amtlichen Berichten soll auch die Viehzucht des Landes in letzter Zeit stark zugenommen haben*)

*) Namentlich in dem unendlich weiten, hunderttausende von engl. Quadratmeilen grossen Llanos im Thal des Orinoco hat die Viehzucht in

aber die Einfuhr von amerikanischem Speck, Schinken und Schmalz ist noch in der Zunahme begriffen und ausserordentlich stark.

Leider ist mit diesen beiden Hauptkulturen, mit Kaffee und Kakao die landwirtschaftliche Export-Industrie von Venezuela so gut wie erschöpft; denn die geringen Mengen von Thierhäuten und Vieh, von Tonkabohnen etc., die zur Ausfuhr gelangen, fallen garnicht ins Gewicht. Und doch könnte das Land, wie neuerdings Kolumbien, ungemessene Mengen von köstlichen Bananen mit den direkt nach New-York laufenden Dampfern versenden, Ananas und Orangen würden in vorzüglichen Qualitäten geliefert werden können und die an den Küsten besonders üppig gedeihenden Cocosnüsse könnten Massen von Cocosöl liefern, wenn man der Kultur dieses nutzbringenden Tropenbaumes mehr Aufmerkmerksamkeit schenkte. Auch Reis und Getreide, die heute noch in grossen Mengen vom Auslande bezogen werden, würden im eigenen Lande mit Vorteil, ersterer in den Llanos, letzteres in der Kordillere gezogen werden können; aber es fehlt noch an Arbeitskräften, fehlt an Verkehrswegen und fehlt an Unternehmungslust, die Kräfte des Bodens zu nutzen.

Auch die Zuckerrohrkultur, obwohl von ziemlicher Ausdehnung in einzelnen Teilen des Landes und unter günstigen klimatischen Verhältnissen arbeitend, hat keinerlei Bedeutung für den Welthandel und wird ihn in den nächsten Dezennien auch schwerlich gewinnen. Die Einfuhr fremden Zuckers ist gesetzlich verboten und dadurch der Preis im Inlande so hoch getrieben, dass die bestehenden Zuckermühlen mit den alten, längst veralteten Fabrikationsmethoden

---

den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht. Die amtliche Viehstatistik gibt folgendes, freilich wohl recht unsicheres Bild. Man zählte:

	1873	1883	1886	1888
Rinder	1 389 802	2 926 733	5 275 481	8 476 291
Schafe u. Ziegen	1 128 273	3 490 563	4 645 858	5 727 517
Schweine	362 597	976 500	1 439 185	1 929 693
Pferde	93 800	291 603	344 615	387 646

noch immer leidlich gute, zeitweilig sogar sehr gute Geschäfte machen und keine Veranlassung haben, ihren Anbau und die Produktion zu vermehren, um den inländischen Markt zu überführen oder auf dem ausländischen Preise zu erhalten, die kaum halb so hoch sind, als was in Venezuela selber gezahlt wird, — wurde doch das Pfund leidlich raffinirten Zuckers in Carácas z. Zt. meiner Anwesenheit mit ca. 1 Fr. bezahlt!

Bei der Allgemeinheit des Zuckerverbrauches und den grossen Mengen braunen Zuckers, die von den unteren Volksklassen oft als Hauptnahrungsmittel konsumirt werden, sowie bei der allgemeinen Beliebtheit des agua ardiente de caña, des Zuckerbranntweins, ist der Rohr-Anbau natürlich ein sehr verbreiteter und in fast allen warmen, feuchten Thälern ist das hellgrüne Rohr zu finden. Bis zu 2200 m Höhe soll sein Anbau hinaufreichen, doch ist die Kultur zur Zuckerbereitung für den Markt auf wenige besonders günstige und dem Verkehr nahegelegene Thalniederungen beschränkt. Hauptsächlich sind es die Thäler von Carácas, von Guatire und von Aragua, sowie die Umgebung des Sees von Valencia, in denen die Fabrikation in grösserem Umfange betrieben wird; aber auch hier sind es nur bescheidene Plantagen,*) die mit alten Methoden arbeiten und garnicht daran denken könnten, auf dem Weltmarkt als Konkurrenten aufzutreten.

Bis an die Hauptstadt Carácas drängen die Zuckerrohrfelder und Zuckermühlen heran und ziehen sich in dem Flussthal des rio Guaira weit hinauf überall durch ihr saftiges Grün das Auge erfreuend. Aber gerade hier, in der Nähe der Residenz ist der Rohrbau bereits so lange und so intensiv getrieben worden, dass die Tragfähigkeit des Bodens bereits stark nachgelassen hat und von einem üppigen Wachstum und schnellem Reifen des Rohres, wie

*) Die grösste Zucker-Hazienda soll einen Rohr-Anbau von 250 tablones à 70,5 ar also etwa 175 Hektaren haben und man rechnet nach heutigen Verhältnissen eine Plantage von 100 tablones für die vorteilhafteste.

es hie und da in Reiseschilderungen über Venezuela gerühmt wird, keine Rede ist. Nur mit Hülfe künstlicher Bewässerung und reichlicher Düngung nur bei stetigem Neupflanzen des Rohres, ist auf reichen Ertrag zu rechnen; aber die Unkosten sind hoch, denn die Arbeitslöhne sind nicht billig und die, nur in beschränktem Umfange vorhandenen, bewässerungsfähigen Ländereien stehen hoch im Preise.

Wird doch für 1 tablon guten Zuckerlandes bei Carácas durchschnittlich ein Wert von 4000 fr. angenommen und den Arbeitern ein Tagelohn von 3—5 fr. je nach der Jahreszeit gezahlt. Wenn man dazu bedenkt, dass im Thal von Carácas das Rohr 18—22 Monate zur vollen Reife braucht, also eigentlich nur alle 2 Jahre der Boden eine Ernte ergiebt, so wird man von besonderer Begünstigung der Kultur wohl kaum sprechen können.

In anderen Gegenden sind die Produktionsbedingungen vorteilhafter, doch muss auch bei Aragua, wo das Rohr in 10—12 Monaten reift und im Thale von Guarenas und Guatire jedesmal neu gepflanzt werden und die grösseren Transportkosten wiegen die Vorteile billiger Produktion wieder auf. In der Nähe der laguna de Valencia, wo das Rohr auch ohne Bewässerung gedeiht und wo Neuland in reicher Fülle vorhanden ist, auch das einmal gepflanzte Rohr noch 10—15 und mehr Jahre ertragsfähig bleiben soll, — ist das ungesunde Klima wieder ein Hindernis für die weitere Ausbreitung und gerade hier, wo die natürlichen Bedingungen am günstigsten zu liegen scheinen, geht der Anbau stark rückwärts, statt vorwärts. Ein deutscher Landsmann in Porto-Cabello, der aus Kreditgeschäften grosse Plantagen in dortiger Gegend hatte übernehmen müssen, bot die Ländereien mit Gebäuden etc. zu Spottpreisen an. (1300 ha zu 15,000 pesos à 4 fr.)

Die Zuckerfabrikation ist, wie gesagt, noch eine sehr primitive. Kleine, leistungsunfähige Mühlen zumeist durch Wasserkraft, seltener durch Dampf betrieben, pressen selbst in den grössten Hazienden das Rohr nur ungenügend aus.

Mit den Händen wird es zwischen die Walzen geschoben und ebenso mit den Händen die ausgepresste Bagasse in besondere Schuppen transportiert. In offenen, flachen, kupfernen Pfannen wird der Rohrsaft unter Zusatz von etwas Kalkmilch oberflächlich gereinigt und abgeschäumt, dann eingedickt und in einem grossen hölzernen Troge unter ständigem Rührem zur Krystallisation gebracht, um endlich in kleine hölzerne Zuckerhutformen von ca. 4 Pfund Inhalt gefüllt zu werden und hier in wenigen Minuten zu einer harten, braunen Masse, — papelon genannt — zu erstarren.

Der abgeschäumte Schmutz und der Schlamm wandert direkt in die Maischbottige der Brennereien und wird in Rum verwandelt, die Bagasse, in der Sonne getrocknet, dient als einziges Feuerungsmaterial unter den Verdampfapparaten und der Brennblase. Kohlen, die aus Europa oder Nord-Amerika bezogen werden müssten, sind enorm teuer (selbst bei Carácas über 80 fr. pro Tonne) und in den der Eisenbahn fern gelegenen Thälern gar nicht zu erhalten, Holz ist bei der Waldlosigkeit der hier in Frage kommenden Thäler, erst recht kostbar, sodass dieser Mangel an Feuerungsmaterial allein schon ein bedeutendes Hindernis für technischen Fortschritt bildet.

Von rationellem Fabrikbetriebe ist man also noch weit entfernt, man besass auf einer der grössten und besteingerichteten Hazienden, in der Nähe von Carácas, die ich besuchte, nicht einmal eine Waage, um den fertigen Zucker zu wiegen, viel weniger irgend ein Instrument, um den Betrieb zu kontrollieren. Alles ist Sache des Zuckerkochers, der sein Handwerk leidlich verstand und ziemlich hellfarbigen und deshalb höher bezahlten papelon herstellte. Die Zuckerhüte sollen durchschnittlich 4 Pfund wiegen und 64 solcher papelones werden auf eine Eselladung, eine carga gerechnet, aber dem Eseltreiber nicht zugewogen sondern nur zugezählt. Und das geschah, wie gesagt, auf einer der grössten und besteingerichteten Hazienden, die im Besitze eines reichen Venezolaners sich befindet und dessen riesiges,

mit Säulengängen umgebenes Wohnhaus in einem herrlichen, tropischen Park von grosser Ausdehnung stand, dessen wohlgepflegte, breite Wege, dessen Orangenhaine, dessen prächtige Springbrunnen und Statuetten, dessen Fülle von schönsten tropischen Gewächsen, von Araukarien und Cypressen, von Fächer- und Cycas-Palmen, von buntblättrigen Drazeen- und Crotonbüschen, von prachtvollen, importierten Rosen etc. Zeugnis ablegten von dem Wohlstande und dem Ordnungssinn seines intelligenten Besitzers!

Die Kultur der Zuckerrohrfelder war sehr viel besser, als die Fabrikation, sie erfolgte hier fast ausschliesslich durch sog. Medionares, Teilpächter, die das Rohr bauen, mit eigenen Ochsenkarren an die Fabrik liefern und von den »Fabrikanten« die Hälfte des Zuckers und Branntweines als Zahlung erhalten.

Da der Betrieb, wie wir gezeigt, sehr einfach und wenig kostspielig ist, und fast das ganze Jahr hindurch die primitiven Geräte, die kaum teuerer Reparaturen bedürfen, bei der Arbeit sind, so wird unter solchen Bedingungen und bei der Nähe des hauptstädtischen Marktes ein reicher Gewinn dem Besitzer verbleiben.

Auch die Teilpächter sollen zumeist wohlhabende Leute bei dieser Teilung der Arbeit geworden sein und mehrere wurden auf 20000 und mehr Dollar Vermögen geschätzt. Durch das Zwischenpflanzen von sog. »Maloche« zu Viehfutter gewinnen sie in der Nachbarschaft der Hauptstadt noch ganz besonders; denn diese Malochefelder, auf denen Mais ziemlich dicht gepflanzt wird, immer 5—10 Körner etwa 1 Fuss von einander entfernt, um grosse Massen von feinstiligen saftigen Futter zu erzielen, bringen bei guter Bewässerung oft mehr als 500 pesos = 2000 frs. Ertrag pro Tablone und gaben oft drei Ernten im Jahre.

Der braune papelon, der hauptsächlich produziert wird, geht, wie schon erwähnt, in dieser ungereinigten Form in den Konsum über und wird direkt unter Beigabe von Käse oder Juca gegessen oder zu dulces, namentlich zu Frucht-

gelees verarbeitet. Nur im valle de Guatire, wo geeigneter Thon dazu vorhanden ist, wird der braune Zucker, durch Auflegen von feucht gehaltenem Thon, ähnlich wie in Mexiko einer Art von Raffination unterworfen und erzielt dann sehr viel höhere Preise, während die abfliessende Melasse mit Vorteil auf agua ardiente verarbeitet wird.

Während die Produktion von Kaffee und Kakao für den Weltmarkt entschieden eine grosse Zukunft hat und namentlich die Kultur des letzteren wohl noch weiterer Ausdehnung fähig ist, während der Anbau von Früchten für die Ausfuhr, vielleicht auch Reis und Baumwollkultur den Wohlstand des Landes wesentlich fördern können, scheint eine weite Ausdehnung der Zuckerindustrie für die nächste Zeit nicht zu erwarten zu sein. Denn hierbei handelt es sich um eine Industrie, die in Wettbewerb treten müsste mit der Intelligenz und Arbeitskraft der gemässigten Zone und die, wenn sie diesen Wettbewerb aufnehmen will, mit grossen Kapitalien zu arbeiten gezwungen ist und guter, billiger Absatzwege für das relativ minderwertige Produkt sicher sein muss. An all diesen Vorbedingungen fehlt es aber in den Vereinigten Staaten von Venezuela noch recht sehr und wo fremde Kapitalisten den neuerstehenden Kunststrassen in das Innere des Landes folgen, wenden sie sich vorläufig mit Recht dem lohnenderen Kaffee- und Kakaobau zu.

XIII.

Deutsche Kultur-Arbeit in Venezuela.

Überall, wohin mich bisher mein Weg in der Neuen Welt geführt, hatte ich deutsche Landsleute in grosser Zahl getroffen und überall nahmen sie in Handel und Industrie eine leitende und führende Stellung ein. Los Alemanos wurden in allen spanisch-redenden Ländern gern gesehen und hoch geachtet, wenn sie auch vielfach als Konkurrenten wegen ihrer Solidität und Anpassungsfähigkeit gefürchtet wurden.

Aber nirgends habe ich ein derartiges Überwiegen des deutschen Einflusses, und, wie es mir schien, eine derartige, schnelle Zunahme desselben gefunden, als gerade hier in Venezuela. Zahlen über die Menge der vorhandenen Landsleute kann ich freilich nicht angeben, aber in Caràcas, wie in La Guayra und Porto Cabello hörte ich die Laute der deutschen Muttersprache recht oft auf den Strassen und die Firmenschilder zahlreicher Geschäfte weisen deutsche Namen auf.

Einer der deutschen Grosskaufleute der Hauptstadt beschwerte sich mir gegenüber einmal darüber, dass man in deutschen Kolonialzeitungen so viel Aufhebens mache von dem, was in unseren jungen Kolonien geleistet werde, da werde stets mit behaglicher Breite ausgeführt, wie viel Rinder, Schafe und Hühner auf dieser oder jener elenden Station gehalten werden, wie die Anpflanzungen sich wieder um einige Morgen Landes vermehrt hätten etc., während

der deutschen Pionierarbeit in den Nordstaaten Süd-Amerikas und der gewaltigen Kapitalmacht, die dort im Interesse des Deutschtums und der deutschen Exportindustrien thätig sei, kaum Erwähnung geschähe und auch seitens der Regierung dem Schutz dieser deutschen Interessen nicht der erwünschte Nachdruck gegeben werde, obwohl der jetzige Ministerresident Graf von Kleist seine Aufgabe in vorzüglicher Weise erfülle. Er rechnete mir unter Zustimmung mehrerer Anwesenden heraus, dass mindestens eine Summe von einhundert- bis einhundertzwanzig Millionen Mark deutschen Kapitals im Lande arbeite, ohne die 56 Millionen, die zur Zeit in deutschen Eisenbahnbauten angelegt werden. Alle diese deutschen Firmen halten ihre Verbindungen mit dem deutschen Mutterlande aufrecht, kaufen was irgend möglich ist in Deutschland, wissen durch ihre Vertreter in Hamburg und Bremen die Exportindustrien auf die Ansprüche der Bewohner aufmerksam zu machen und es ist gewiss nicht übertrieben, zu behaupten, dass die deutschen Produkte sich gerade dadurch einen immer grösseren Teil dieses zahlungsfähigen Marktes erobern. Das meiste des hier unter tropischer Sonne erarbeiteten Kapitals kehrt auch nach Deutschland zurück, oder wenigstens werden die Renten desselben, wenn es im Lande fortarbeitet, in der alten Heimat verzehrt.

Einzelne der deutschen Firmen, z. B. Blohm & Co. zählen zu den allerersten und bestrenommirtesten des ganzen Landes, sie haben ihre grossen Zweigniederlassungen in La Guayra, Porto Cabello, Caràcas, Valenzia, Maracaibo und Bolivar, die alle ziemlich selbständig nebeneinander bestehen, aber von dem Haupthause in Hamburg abhängig, darauf zu achten haben, dass sie sich nicht einander entgegenarbeiten. Sie besorgen den Engros-Verkauf deutscher Waaren und sind gleichzeitig die Aufkäufer und Exporteure der Landesprodukte. Ganze Karavanen von Maultieren mit Kaffee beladen, oder von kleinen einspännigen Carretas sieht man oft vor solchen Geschäftshäusern halten und ist stets

von Neuem erstaunt über die weitausgedehnten, riesigen Lagerräume, in denen dieser Umsatz vor sich geht.

In einzelnen Branchen beherrschen die Deutschen den Markt vollständig, beispielsweise haben die heimischen Droguen und Chemikalien durch ihre Solidität den fremden Wettbewerb nicht nur hier, sondern auch in den Nachbarstaaten fast ganz verdrängt, nur in Geheimmitteln und sog. Patentmedizinen stehen die marktschreierischen Amerikaner an der Spitze.

Da Venezuela bisher sich geweigert hat, mit der nordamerikanischen Union einen sog. Reciprocitäts-Vertrag zu schliessen und deshalb der venezolanische Kaffee nicht, wie der Portoricos, Domingos und Brasiliens zollfrei in die Häfen der Vereinigten Staaten eingeht, so wird auch die grösste Masse des zur Ausfuhr gelangenden Kaffees und Kakaos nach Europa, speziell nach Hamburg oder auf Ordre nach Havre verfrachtet und die Hamburger Dampfer nehmen einen grossen Teil dieser Transporte für sich in Anspruch.

In allerneuester Zeit haben aber die Deutschen nicht blos durch ihre Rührigkeit und Solidität im Handel, sondern vor Allem durch ihre technischen Leistungen im Eisenbahnbau die Bewunderung und Anerkennung der Venezolaner erworben.

Da dieses wichtige Stück deutscher Kulturarbeit in der Heimat wenig bekannt ist, so darf ich wohl etwas ausführlicher dabei verweilen, — um so mehr, da jeder deutsche Patriot stolz sein kann auf das, was dort von heimischer Intelligenz geleistet und geschaffen worden ist.

Die Bahn von La Guayra und Carácas, die leider in englischen Händen sich befindet, habe ich bereits kurz geschildert. Sie ist schmalspurig, nicht gerade mit besonderem, technischen Geschick und nicht sonderlich solide gebaut, bringt aber z. Z. reichliche Verzinsung für das angelegte Kapital. Von dem Hauptbahnhof, auf dem sie ausmündet, beginnt auch die »gran ferrocaril Venezolana« oder die »deutsche Bahn«, deren Concession vor wenigen Jahren

von der Firma »Friedrich Krupp« in Essen erworben wurde und jetzt einem Finanzkonsortium zur Ausführung übertragen ist, an deren Spitze die Disconto-Kommandit-Gesellschaft in Berlin steht.

Man trug sich eine Zeit lang in Venezuela mit sehr weitgehenden Bahnbauprojekten und erteilte bereitwilligst Concessionen zu Bauten, die zum Teil begonnen, aber nur teilweise ausgeführt sind, gegenwärtig wenig Aussicht auf erfolgreichen Weiterbau haben. So war einer englischen Gesellschaft der Bau einer Bahn konzessioniert, die in weitem Bogen von Caràcas über Petare und St. Lucia nach Victoria und Valencia führen sollte. Ein Teil dieser Bahn, wenn ich nicht irre bis St. Lucia, ist fertiggestellt und dem Verkehr übergeben; aber sie soll kaum im Stande sein, die Betriebskosten zu decken, weil sie einen verhältnismässig verkehrsarmen Landstrich durchschneidet und ungeschickter Weise ihren Ausgang ganz im Westen der Stadt Caràcas hat und ohne Verbindung mit der zum Meere führenden Bahnlinie naturgemäss den Charakter einer Lokalbahn behalten muss.

Nach Verständigung mit dieser Gesellschaft hat nun die neue deutsche Verwaltung es unternommen, die Verbindung der beiden grössten Städte des Landes, Caràcas und Valencia auf dem kürzesten Wege über Los Teques und La Victoria herzustellen und damit den fruchtbarsten und hoffnungsreichsten Teil des Landes zu erschliessen. Der Weg ist der kürzeste, aber auch der schwierigste, weil er das Bergland von Los Teques zu überschreiten und bis zum Städtchen La Victoria Terrainschwierigkeiten zu überwinden hat, von denen man sich bei uns kaum eine Vorstellung machen kann. Von Victoria bis Valencia verläuft die Bahn dann in der Ebene und ist leicht und ohne besondere Opfer herzustellen.

Von beiden Seiten, von Caràcas und Valencia aus, hat man den Bahnbau energisch in Angriff genommen und von beiden Seiten war die Bahn bereits auf kurze Strecken dem

Betriebe übergeben, als ich Gelegenheit hatte, die Arbeiten zu bewundern.

Mit dem technischen Direktor der Bahn, Herrn P. und dem damaligen venezolanischen Minister der öffentlichen Arbeiten, einem tüchtigen Ingenieur, aber einfachen Manne, den Niemand sonderlich honorierte, machte ich die Fahrt hinauf zu den Arbeitsstätten und kehrte zurück voller Anerkennung der grossartigen kühnen Leistung, die hier der Vollendung entgegengeht.

Die Bahnlinie beginnt mit einem langen, luftigen Tunnel, den man durch den mit schönen Anlagen bedeckten Kalvarienberg hindurch getrieben hat, um entgegen den früheren Plänen eine direkte Verbindung mit der La Guayra-Bahn herstellen zu können. Schon dieser Durchstich zeugt von der Solidität der deutschen Arbeit. Während die kurzen Tunnel der englischen Bahn auf der Bergfahrt kaum zu passieren waren, weil eine entsetzliche Stickluft in ihnen herrschte, die jeden Passagier zwang, das Taschentuch vor den Mund zu halten, um die Rauchgase nicht einzuatmen, war hier von derartiger Belästigung keine Spur vorhanden; leicht und fast geräuschlos glitt der lange, elegante Salonwagen über die Schienen und als wir in der Südwestlichen Vorstadt wieder ins Freie kamen, dachte niemand daran, wie dort schnell die Fenster aufzureissen, um frische Luft einzulassen.

Bis zu dem beliebten Sommer-Aufenthalt Antimano führt die Bahn am Ufer des Flusses Guayra durch üppig grünende Zuckerrohr- und Malochefelder, die kahlen Berge drängen ziemlich nahe heran und engen das fruchtbare Thal ein, in dessen Mitte die schmale Wasserader des Flusses rauscht.

Aber die furchtbaren Wolkenbrüche, die im Frühjahr 1892 das ganze Küstengebiet heimgesucht, hatten aus diesem unscheinbaren Wasser eine wilde Bestie gemacht, die mit nie gekannter, verheerender Kraft auch den Bahndamm unterwühlt und die eisernen Brücken weggerissen hatte, sodass der grösste Teil des Jahres 1892 zu kost-

spieligen Reparatur- und Neubauten verwendet und die Bahnlinie zum Teil verlegt werden musste, um ähnlichen Katastrophen für die Zukunft vorzubeugen. Der Schade war noch immer nicht ganz wieder gut gemacht und der Fluss musste auch jetzt noch auf Notbrücken überschritten werden, da natürlich auch die Stürme der Revolution dem beabsichtigten schnellen Weiterbau hinderlich waren.

Von Antimano bis Los Teques steigt die Bahn ziemlich bedeutend und windet sich durch prachtvolle Kaffeeplantagen, durch Tunnel und Einschnitte neben dem über die Felsen hinwegrauschenden Flüsschen in überaus malerischen Partien zur Höhe hinauf. Reizende Bahnhofs-Anlagen, an denen im Gegensatze zu allen anderen amerikanischen Bahnhöfen die entzückenden Garten-Anpflanzungen besonders anheimeln, sind an all den kleinen Stationen geschaffen und machen den allerbesten Eindruck.

In Los Teques endigte damals die dem Verkehr übergebene Strecke und auf einem Arbeitszuge setzten wir die Reise fort. Bald hinter dem reizend in einer Höhe von 1150 Meter gelegenen, wegen seines kühlen, angenehmen Klimas besonders geschätzten Bergstädtchen ist der höchste Punkt der Bahn erreicht und ein Tunnel führt in der Höhe von etwa 1250 Meter durch den Kamm des Gebirges hindurch.

Erst hier beginnt eigentlich die schwierigste und grossartigste Strecke der Bahnlinie, denn jetzt tritt sie in ein wildes Gebirgsland ein, wo sie an steilen Hängen entlang über Schluchten und Bergströme in ewige Windungen sich langsam den Weg zur Tiefebene suchen muss.

Schon das Festlegen der Bahntrasse war eine geistvolle aber unendlich mühsame Arbeit. Denn hier hörte jeder Verkehrsweg auf. Wilde, undurchdringliche Urwälder bedeckten grosse Teile der Bergeshänge, Heerden von Brüllaffen hausten noch in den Bäumen und der Puma soll kein seltener Gast gewesen sein, als man die ersten mühseligen Vorarbeiten machte, um einen Weg für die Eisen-

schienen zu finden. Kein Saumpfad erleichterte das Vordringen der kühnen Techniker, kein Fahrweg ermöglichte den Transport des Baumaterials. Auf dem Rücken der kleinen Packtiere mussten und müssen z. T. noch heute die einzelnen Teile der zahllosen eisernen Brücken und Viaducte an die Baustelle transportiert werden. Mit grossem Geschick sind alle diese Konstruktionen in deutschen Werkstätten, zumeist der »Dortmunder Union« auf solche Saumtierlasten zerlegt und erst wenn man selber in diesem schwierigen Gelände auf schmalen, in den Felsen gehauenen Pfaden durch all die Terrainfalten und Schluchten hindurch gekrochen ist, erhält man einen rechten Begriff von den fabelhaften Mühen mit denen hier im Urwald der Bau solcher Kunststrassen betrieben werden muss.

Zeitweilig führt die Bahnlinie in ununterbrochener Folge aus dem Tunnel heraus auf einen Viadukt und von der eisernen Brücke, die den rauschenden Giessbach überspannt und über die Kronen der Urwaldbäume hinwegführt, wieder hinein in die vorspringenden Felsen, nicht weniger als 85 meist ziemlich lange Tunnel sind durch das lockere Gestein getrieben und einhundert und drei eiserne Brücken und Viadukte sind auf der kurzen Strecke konstruiert worden, um allen Fährlichkeiten der tropischen Regenzeit trotzen zu können.

Denn hier heisst es weit mehr als in Europa den Launen der Witterung Rechnung tragen und auf die ungeheuren Wassermassen Rücksicht nehmen, die in den Gewitterstürmen der Regenzeit herabprasseln und in jeder Terrainfalte einen Giessbach erzeugen, die wasserlos und trocken während des Sommers so harmlos erscheint, dass man meint, mit einfacher Erdaufschüttung und vielleicht einem gewölbten Durchlass sie mühelos überschreiten zu können.

Dabei bietet das Felsmaterial selber noch besondere Schwierigkeiten, denn diese Gebirge sollen den ältesten Urgesteinen der Erde angehören — und bestehen fast ausschliesslich aus brüchigen und stark verwitterten Gneisen,

die nicht Erde, nicht Felsen sind und die Arbeiten unendlich erschweren. Obwohl auf der ganzen Strecke bis herab nach La Victoria die Bahnlinie fast immer am Bergeshange in das Felsgestein eingehauen werden musste, findet sich doch kaum eine Stelle, wo brauchbare Bausteine gebrochen werden könnten und selbst nur an wenigen Plätzen konnten die Gruson'schen Steinbrech-Maschinen aufgestellt werden, die das Schottermaterial zum Beschütten des Bahndammes liefern. All die zahlreichen Tunnels, all' die Widerlager der Brücken, die Fundamentpfeiler der bis zu 75 Meter hohen eisernen Viaducte mussten in deutschem Cement hergestellt werden und zu Tausenden sah man oft in den Schluchten die eisernen Fässchen liegen, in denen dies wertvolle Baumaterial aus der deutschen Heimat herübergebracht war, um hier von Karawanen von Maultieren über die Gebirge geschleppt zu werden.

Da die Bahn, um eine tiefe, breite Baranca zu überwinden und gleichzeitig das nötige Gefälle herauszubekommen, sich auf viele Kilometer weit in ewigen Schlangenwindungen in die Schluchten einschmiegen musste, hatte der geniale Leiter des Baues ein riesiges Drahtseil, — wie man behauptete, das längste bisher existierende — über das weite Thal gespannt, um daran Schienen, Eisenschwellen und sonstiges Baumaterial hinüberzuschaffen und so von 2 Seiten gleichzeitig den Bau in Angriff nehmen zu können. Nicht weniger als 1 700 Meter war die Entfernung, die durch das Seil überwunden wurde, 240 Meter war das Gefälle von dem Ausgangspunkt der Drahtseilbahn bis zum Ende desselben und noch 230 Meter unter diesem rauschte im Schatten des Waldes das Flüsschen, das im Laufe der Jahrhunderte diese Baranca ausgewaschen hatte.

Wahrlich, ein kühnes Unternehmen, das von dem Wagemut und der technischen Leistungsfähigkeit der deutschen Ingenieure das allerbeste Zeugnis ablegt!

Bis zum Kilometer 55 dehnten wir unseren Begang der Strecke aus, soweit sie fertig gestellt war, auf den

Eisenbahnwagen, sonst, wo die Brücken noch unvollendet, die Schienen noch nicht gelegt waren, zu Fuss. Am Ende unserer Wanderung erwartete uns in einem durch prachtvollen Rundblick auf die grossartige Gebirgsnatur ausgezeichneten Wirtshause das wohlverdiente Mittagsmahl, das die hübsche Tochter des deutschen Wirtes servierte und bei dem wir mit Sr. Exzellenz dem Herrn Minister in heiterster Laune auf das Gelingen dieser grossen deutschen Kultur-Arbeit in edlem deutschen Rheinwein anstiessen. Da es galt, den Herrn Minister weiter für die Bahn zu interessieren, so blieb es natürlich nicht bei einer Flasche Rauenthaler und am Ende des Mahles wusste er nicht mehr, ob er die grossartigen Leistungen des Bahnbaues oder das kostbare Rebenblut der deutschen Berge mehr bewundern sollte. Jedenfalls war Beides höchster Anerkennung wert, und als ich unter Hinweis auf den fruchtbaren Boden der durchschnittenen Bergabhänge auf die üppigen Kaffeepflanzungen, die hie und da schon entstanden, die Hoffnung aussprach, dass die Bahn dazu beitragen würde, dass alle diese unbebauten, zahllosen Bergrücken bald grosse Mengen fleissiger Ansiedler ernähren würden, erklärte der Minister, — der meinte, ich sei ausgeschickt, um für deutsche Kolonisation geeignete Stätten zu suchen — mit aufrichtiger Wärme: »Ja, bringen Sie uns nur deutsche Kolonisten, viele, recht viele, und wäre es eine halbe Million und mehr, so hätte mein schönes Vaterland Ruhe und Frieden.»

Die deutsche Bahn hat schon deutsche Einwanderer, Ingenieure, Techniker und Aufseher in grosser Zahl ins Land gebracht, die sich vortrefflich bewähren mit Ausnahme der wenigen, die leider in der Einsamkeit dem Trunke sich ergeben und baldigst wieder abgeschoben werden mussten.

Einzelne von den Ingenieuren hatten sich in den schönen Bergen schon ein Heim gegründet und Kaffeekulturen begonnen, und die Neigung, sich anzusiedeln, und das ersparte Geld in nutzbringenden Plantagen anzulegen, schien bei Vielen vorhanden zu sein. Die gesunde Lage, das

prachtvolle Klima und die nunmehr geschaffene bequeme Verbindung, sowie die guten Preise, die für alle Produkte der Bodenkultur erzielt werden, mussten natürlich dazu anreizen und ich glaube, dass für deutsche Ansiedlungen und für deutschen Fleiss hier eine der geeignetsten Stätten zu finden wäre.

Dass hier für Europäer das Arbeiten im Freien keineswegs unmöglich sei, das bewiesen die deutschen Techniker bei ihrem schweren Dienst, das bewiesen auch die hunderte von italienischen Arbeitern, die neben einer Anzahl von Trinidad-Negern die schweren Erdarbeiten unter deutscher Leitung im Stücklohn verrichteten. Die Löhne und Arbeitsverdienste waren freilich hoch, erhielten doch die Tagearbeiter nicht unter 6 fr. pro Tag, die Handarbeiter, Schlosser, Schmiede und Bau-Arbeiter 10—12 fr.; die Italiener verdienten bei einem Accordlohn von 5 1/2 fr. pro Kubikmeter Erde und 36 fr. pro Kubikmeter Tunnel durchschnittlich 12—15 fr. pro Tag und sollen zeitweise, bei angestrengter Arbeit auf 25—30 fr. gekommen sein.

Die Venezolaner waren zu den schwierigen Arbeiten kaum zu bewegen und hielten selten dabei aus, ihnen ist das behagliche Herumschlendern in ihren kleinen Besitzungen bei der Bescheidenheit ihrer Lebensansprüche weit angenehmer und gerade für sie würde ein kräftiges deutsches Einwanderer-Element erziehend am allergünstigsten wirken.

Wie sehr das Deutschtum in Ansehen steht, bewies auch die Thatsache, dass die meisten der Bahnarbeiter, Italiener und Neger, sich auch bemühten Deutsch zu lernen und Deutsch zu sprechen und manche haben ganz hübsche Fortschritte darin gemacht.

Vergleicht man diese Bahn mit ihren grossartigen technischen Leistungen und der Solidität und Trefflichkeit aller Einzelarbeiten und des Betriebes mit den anderen im Lande bestehenden Bahnlinien, so muss auch der grösste Deutschenhasser zugestehen, dass sie die beste und gediegenste von allen ist, nur fügten einzelne in echt venezola-

nischem, oder wenn man will, spanisch-amerikanischem Geiste hinzu, die Deutschen bauen gut, aber dumm; d. h. sie verstehen es nicht sich für unsolide Arbeit hohe Preise zahlen zu lassen und sich auf Kosten der Gesamtheit zu bereichern.

Nun diesen Vorwurf wollen wir uns gern gefallen lassen, mit unrechten Mitteln arbeiten die Deutschen nicht, das zwingt aber auch gerade den Besseren die dauernde Hochachtung ab, die sie vor germanischem Wesen haben; und wird und muss goldene Früchte tragen. Thatsache ist leider nur, dass die über Erwarten grossen Schwierigkeiten der Bau-Ausführung, dass die furchtbaren Überschwemmungen und die Störungen der Revolution einen wesentlichen Teil des erhofften »Gründer«gewinnes für die Bankgesellschaften weggenommen haben. Denn wenn man gehofft hatte, einen beträchtlichen Teil der veranschlagten Bausumme von 56 Millionen Mark, für welche die Regierung eine 7 prozentige Verzinsung garantirt hat, ersparen und als Gewinn behalten zu können, so sind diese Hoffnungen wahrscheinlich getäuscht. Aber trotzdem wird nach meiner Überzeugung das ganze Unternehmen ein lohnendes und dauernd gewinnbringendes werden und wenn man bedenkt, dass jede Eisenschiene, jede Schwelle, jede Brücke und Alles, was zum Bau eines solchen Werkes erforderlich ist, in Deutschland fabrizirt, von deutschen Schiffen verladen, und unter deutscher Leitung verwendet worden ist, so wird man dem Finanzkonsortium seine hohe Anerkennung nicht versagen können und aufrichtig wünschen, dass dieses Beispiel reichliche Nachahmung finden möge.

Dass aber auch ohne die Zinsgarantie der Regierung die Bahn, wenn sie vollendet ist, und die Züge von Caracas bis nach Valencia laufen, eine reiche Rente abwerfen wird, scheint mir zweifellos. Man muss nur den kolossalen Verkehr gesehen haben, der hier auf der schmalen Fahrstrasse von Victoria über Los Teques sich nach der Hauptstadt bewegt.

Die Maultier- und Carreta-Karawanen folgen einander auf dieser schwierigen Fahrstrasse oft in langen Zügen, selbst des Nachts hört man die Glöcklein der Zugtiere klingen und sieht den Schein der kleinen Wagenlaternen gespenstisch aus dem Dunkel hervorleuchten. Kleine zweirädrige Karren sind es, mit etwa 10 Centner Ladung bepackt, von einem starken, wohlgepflegten Maultier gezogen, die diese wenigen Fahrstrassen beleben und wenn auch meist erst für 3—4 solcher hintereinander folgenden Carretas ein Führer vorhanden ist, so können diese Wagenzüge doch den Wettbewerb mit den Schienenstrassen nicht aushalten, wenn erst einmal die Bahn vollendet ist und nicht wie heute nur für eine kurze Teilstrecke den Frachtverkehr für sich beansprucht. Bis dahin konnte der Director noch mit Recht auf diese Wagen deuten und behaupten, das seien seine gefährlichsten Concurrenten, denn es ist klar, dass die Carretas, wenn sie den grössten Teil des Weges hinter sich haben, nicht an der Bahnstation abladen, um die letzten 20 Kilometer zu ersparen, sondern dass sie dann unter Umgehung aller Formalitäten, Frachtbriefe etc. lieber direkt vor dem Lagerhause des Grosshändlers vorfahren und dort ihr Geld in Empfang nehmen.

Schon der jetzt vorhandene Verkehr würde reichlich genügen, die Bahn rentabel zu machen, aber jede Verkehrserleichterung schafft bekanntlich neuen Verkehr und wird ihn auch hier hervorrufen und wenn die Bahnverwaltung wie bisher Alles thut, um sich die Gunst des Publikums zu erhalten, so wird es ihr an lohnender Arbeit nicht mangeln. Alle weiten Reisen wurden bisher im Lande zu Pferde gemacht, um nun auch diese Reiter zur Benutzung der Bahn zu bewegen, hat man die Einrichtung getroffen, dass sie gegen Lösung eines einfachen Billets ihre Pferde in den Packwagen stellen dürfen, um dann auf der Endstation wieder in den Sattel zu steigen und die Reise in alter Weise fortzusetzen. Auch die Neuansiedlungen an der Bahnlinie werden bald dazu beitragen, Personen- und Güterbeförderung

zu mehren und wenn sich die Gesellschaft dazu entschliessen könnte, wie ich es für dringend wünschenswert halte, den Weiterbau der Linien auszuführen, für welche sie Konzessionen erworben hat und von Valencia nach Süden, nach San Carlos am Rande des Llanos und von da durch die weiten Flussebenen bis zum Orinoco ihre Eisenstrasse zu strecken, so würde sie nicht nur im Interesse der deutschen Industrie und des deutschen Ansehens, sondern auch zum Heile des Landes Venezuela ein gewaltiges Kulturwerk vollbringen.

Die Kohlenlager, die sie in dieser Gegend gefunden, hat sich die Gesellschaft bereits gesichert und wenn sie ihre Schienenwege bis dahin ausdehnt, so würde sie nicht blos durch den Aufschluss dieser mineralischen Schätze selbst grossen Gewinn machen, sondern auch billigeren Betrieb haben, da sie die teueren, englischen Presskohlen entbehren könnte.

Wenn unsere grossen Geldinstitute durch solche Anlagen im Auslande dem überschüssigen deutschen Kapital nutzbringende Verwendung schaffen, so werden sie entschieden heilsamer wirken, als wenn sie Hunderte von Millionen in südamerikanischen Staatspapieren anlegen, über deren Verwendung sie keine Kontrolle haben und die oft nur dazu dienen, fremde Kulturarbeit zu unserem Schaden zu bezahlen.

XIV.

Aus Puerto Cabello und Valenzia.

Seit mehreren Tagen war in den Corridoren des Hauptpostamts zu Carâcas wie in den Berichten der Agenturen zu lesen, dass am 20. Februar der Dampfer der französischen Companie transatlantique von La Guayra nach Trinidad in See gehen werde, wiederholtes persönliches Nachfragen hatte mir die Thatsache als unbestreitbar erscheinen lassen. So nahm ich denn Abschied von dem schönen Carâcas und den mir lieb gewordenen Bekannten und dampfte am frühen Morgen nach der Hafenstadt herunter.

Am Tage zuvor, an einem Sonntage, war ich mit drei wanderlustigen deutschen Landsleuten früh um 4½ Uhr aufgebrochen, um einen der Gipfel der Küstenkordillere auf steilen Pfaden zu erklettern und aus einer Höhe von 2100 m die herrlichste Fernsicht über das tief unter uns in grenzenloser Weite daliegende karaibische Meer zu geniessen und das Hochthal von Carâcas bis hin zu den Bergen von Los Teques sich allmählich bei höher steigender Sonne aus den Nebelmassen herausschälen zu sehen, die Anfangs das prachtvolle Bild verschleierten. Als ich von den Bastionen des hier hoch oben erbauten und in seinem Mauerwerk noch immer gut erhaltenen spanischen Forts meinen Blick über die blauen Berge und Thäler von Venezuela in unendliche Fernen schweifen liess, glaubte ich damit für lange Zeit, wahrscheinlich für immer von dem schönen Lande Abschied nehmen zu müssen. Wehmütig dachte ich daran, was aus

ihm werden könnte, wenn die unruhigen Menschen sich das Paradies nicht immer wieder verschlössen, wenn Ruhe und Friede in den Bergen und Ebenen des Reiches einkehrten und Regierung und Volk treu zusammen arbeiten wollten an der Hebung und Entwickelung der reichen Hülfskräfte des Landes.

Aber es war anders bestimmt im Rate der Götter und mein Schicksal führte mich noch zu anderen Plätzen Venezuelas, ehe ich den englischen Kolonien den längst angekündigten Besuch abstatten konnte.

Als ich am Bahnhof in La Guayra dem Kofferträger Auftrag gab mein Gepäck zum französischen Dampfer zu bringen, erhielt ich den Bescheid, er sei noch nicht herein, werde auch erst am nächsten Tage erwartet und ich musste nolens, volens wieder in dem Hotel Neptuno ein Unterkommen suchen.

Mein erster Gang war zur Agentur der französischen Kompagnie. Auf dem ausgehängten Fahrplan stand der Dampfer als bereits fällig verzeichnet, aber bei Trinidad stand das fatale Wort »facultativo« in Klammern daneben geschrieben.

Zahlreiche italienische Arbeiter drängten sich vor dem Schalter, um in sauer verdienten grossen 20 Dollar Goldstücken die teure Überfahrt nach der Heimat zu bezahlen, sie alle hatten Jahrelang bei der deutschen Bahn mitgearbeitet und man konnte den meisten die Freude von den wettergebräunten Gesichtern ablesen, nun mit reichen Ersparnissen wieder zu ihren Lieben daheim zurückkehren zu können.

Als der Schwarm sich verlaufen hatte und ich mir einen Kajütenplatz zunächst nach Trinidad erbat, erhielt ich die niederschlagende Antwort, dieser Dampfer ginge nach neueren Bestimmungen direkt nach Martinique und von da nach Marseille. Der nächste Dampfer am 26. laufe aber bestimmt die Insel an.

Das waren nette Aussichten! Fast eine Woche zwecklos in dem entsetzlich heissen und wie ich mir nun, der zufälligen Kopfschmerzen wegen, einredete ungesunden Hafenstädtchen herumzusitzen, war schlimmer als ich es verdient hatte. Mein Hotelwirt tröstete mich zwar, es käme wahrscheinlich ein holländischer Dampfer herein; aber auf meine Anfrage bei der Agentur wurde mir auch diese Hoffnung genommen. Zufällig hörte ein dänischer Naturforscher Baron von Eggers mein Leid mit an, wir wurden bekannt mit einander und er redete mir zu, mit ihm auf einem englischen Frachtdampfer, der noch am Abend abfahren wollte, nach Puerto Cabello zu fahren, oder am liebsten ihn nach Cyracao zu begleiten.

Um nur aus dem Hafenort und seinem wenig verlockenden Hotel herauszukommen, sagte ich ohne Besinnen zu, liess mein Gepäck auf den etwas schmutzigen steamer bringen und verbrachte mit meinem neuen, weitgereisten Gefährten die schönen Abendstunden der hellen Sommernacht in angenehmster Unterhaltung auf dem Verdeck des langsam der Küste entlang fahrenden Schiffes.

Am frühen Morgen fuhren wir in den kleinen aber sicheren Hafen hinein und da mir mein Reisegenosse versicherte, dass der Engländer einen miserabelen Kaffee braue, so eilten wir gleich in die Stadt, um irgendwo einen echten, vorzüglichen Venezuela-Kaffee zu geniessen und dann Umschau unter den Gasthäusern zu halten.

Das erste, zu dem uns ein Negerjunge geleitete, welches fern dem Hafen den Markthallen gegenüber gelegen, war überfüllt und trotzdem ein deutscher Wirt es leitete, in den disponibelen Zimmern mehr als bescheiden eingerichtet; doch fand ich schliesslich in einem neu eröffneten Hotel americano, dem Hause des bei der Revolution verjagten Alkalden ein vorzügliches Absteigequartier, freilich für den hohen Preis von 4 Dollar pro Tag.

So entschloss ich mich hier die Ankunft des nächsten Dampfers zu erwarten und habe den Entschluss nicht be-

reut; denn ich fand im Hause des deutschen Konsuls eine so liebenswürdige, anregende Gesellschaft von deutschen Landsleuten, die gleich ihm unverheiratet oder zeitweilig Strohwittwer, sich täglich in seinem behaglichen Heim zu den Mahlzeiten zusammenfanden und mich als ihren ständigen Gast in ihrer Mitte aufnahmen, dass ich die hier verlebten Stunden und Tage zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Reise zähle.

Die Stadt macht schon vom Hafen aus einen sehr viel freundlicheren Eindruck als La Guayra. Freilich fehlt die grossartige Scenerie, der gewaltige Hintergrund der in die Wolken ragenden Bergriesen; aber schön geformte und bewaldete Berge von ansehnlicher Höhe schliessen auch hier das Bild nach allen Seiten ab, der Hafen ist wohl geschützt im Westen durch das in weitem Bogen vorspringende Land, im Osten durch Klippen und Mangovegebüsche, gegen Norden durch ein vorgelagertes, altes spanisches Fort mit mächtigen Mauern und Schiessscharten. Durch fleissiges Ausbaggern des Korallengrundes sucht man den schmalen Hafen nach Osten zu verlängern.

Ein vortreffliches, massives Zollhaus ist hart am Ufer neu erbaut, die Schiffe legen direkt davor an einem allerdings stark reparaturbedürftigen Holzbollwerk an. Eine schöne, baumbewachsene Plaza mit schattigen Sitzplätzen und Springbrunnen hart am Ufer gelegen, eine im maurischen Styl erbaute Badeanstalt, in der ich manches erfrischende Seebad genommen, machen einen überaus freundlichen Eindruck. Die Stadt ist weitläufig gebaut, die Strassen, in denen der Verkehr sich abspielt, sind mit ihren meist zweistöckigen Häusern unendlich viel besser als in La Guayra und zum Teil selbst in Caràcas. Gut gehaltene Plätze in grösserer Zahl, mit Palmen und tropischen Ziersträuchern aller Art, mit sprudelnden Springbrunnen und guten, cementierten Wegen zeugen von dem Bestreben, das Leben angenehmer zu machen.

In den entfernteren Stadtteilen, wo Neger und Indianerbevölkerung überwiegen, hört freilich bald Ordnung und

Regel auf. Palmblatthütten mit Palmstroh gedeckt, treten hier neben die Lehmhütten; aber die herrlichsten Kokospalmen überschatten diese bescheidenen Häuser und prächtige Bananen und blühende Oleanderbüsche umgeben sie; denn hier, in der Äquatorialzone, in dem flachen Küstenlande brennt die Sonne mit sengender Glut vom wolkenlosen Himmel herab und zeitigt die üppigste Vegetation. Aber dieser nach Westen an der Mündung des Flusses gelegene Teil der Stadt soll von allen der ungesundeste sein, während der neuerstehende östliche Stadtteil, der auf den ausgebaggerten Erdmassen in den ehemaligen Lagunen und Sümpfen entsteht, gegen alles Erwarten gesund und frei von Fiebern sein soll. Es scheint, als ob gerade in dem durch das Süsswasser des Flusses durchtränkten Grunde die Miasmen den besten Nährboden fänden, während da, wo ausschliesslich das Salzwasser vorherrscht, keine Stätte für sie ist. Da die aus dem Meeresgrunde herausgeholten Schlamm-Massen fast nur aus Korallen und Muscheln bestehen, die an der Luft nach kurzer Zeit zu hartem Felsen erstarren, so bilden sie einen vorzüglichen Baugrund, auf dem die Negerhütten bereits bis hart an die noch verbleibenden Wassertümpel heranrücken ohne Schaden für die Gesundheit der Einwohner.

Da die Hafenstadt nicht wie La Guayra unmittelbar an die steilen Felsen geklebt, sondern in einem ziemlich weiten Vorland luftig und weitläufig gebaut ist, so war mir trotz der äquatorialen Lage die Temperatur nie drückend, weil fast beständig, und, wie man mir versicherte, während des ganzen Jahres erfrischende Seebrisen die Strassen und Häuser der Stadt durchlüften und die Hitze mildern, sodass für die hier zahlreich lebenden Deutschen das Klima keineswegs eine besondere Gefahr in sich schliesst und ihnen ein intensives Arbeiten in den riesigen Waarenlagern gestattet.

Viele von den grossen Kaufherren, namentlich von den Verheirateten ziehen es aber vor, in dem paradiesisch schön gelegenen, benachbarten San Estéban Landaufenthalt

zu nehmen und hier umgeben von der ganzen Pracht tropischer Vegetation die herrlichen Sommer-Abende im Kreise der Ihrigen zu verbringen.

Und in der That ist diese kleine Villenkolonie ein Paradies auf Erden, die erste tropische Villegiatur, die ich bisher gesehen, in der man es verstanden hatte, den Farben- und Formen-Reichtum der südlichen Pflanzenwelt zur Ausschmückung menschlicher Heimstätten auszunutzen und sich dadurch das Leben in den Tropen angenehm zu machen.

Von stets blühenden Rosen sind die Säulen in den Vorhallen der reizenden Landhäuser umrankt, buntblättrige Kroton-Gebüsche in allen Farben, blutrote Drazeen, mächtige, mehrfach verästelte Cycas-Palmen mit Wedeln, die das Herz jedes Handelsgärtners mit sehnendem Verlangen erfüllen würden, sind auf den saftigen Rasenplätzen zerstreut. Orchideen und Farrenkräuter wuchern in den hochragenden Schattenbäumen, das glänzende Laub der Kaffeesträucher lugt überall hervor und Millionen von zarten, weissen Blüten verliehen gerade zur Zeit meines Besuches diesem nutzbringendsten Strauch der tropischen Berge ein ganz bezauberndes Ansehen. Bananen und mit goldenen Früchten beladene Orangebäume halfen auch hier das Bild noch mehr beleben.

Dazu rauscht, tief eingewaschen in die Felsen, von der üppigsten Baum- und Schlingpflanzen-Vegetation fast überwuchert, die Wassermasse des Estéban-Flusses über Felsentrümmer hinweg, kleine Wasserläufe aus den benachbarten, gut bewaldeten Bergabhängen herunterrieselnd, vereinigen sich mit ihm und diese Fülle von segenspendendem Nass bedingt das wunderbare Gedeihen der Pflanzenwelt, schafft aber auch im Verein mit der höheren Lage das angenehmere und gesundere Klima dieses Landaufenthaltes.

Grosse Kakaoplantagen, die ein Produkt vom feinsten Aroma liefern, finden hier in dem feuchten Thale von S. Estéban den geeignetsten Boden und bringen ohne viel Mühe reichen Ertrag dem glücklichen Besitzer solcher, dem

schönsten Parkwald gleichenden Plantagen, an deren hohen Schattenbäumen die Philodendren hoch emporrankten und die verschiedenartigsten Orchideen ihre zarten farbenprächtigen Blüten entwickelten. Die mächtigen noch laublosen aber mit riesigen granatroten Blütenbüscheln bedeckten Bucares-Bäume trugen auch hier dazu bei, die Farbenpracht und den Reiz solcher Anlagen noch zu erhöhen.

Valencia, in dem Garten von Venezuela, wie man das Hochthal an der Laguna de Valencia zu nennen pflegt, gelegen, ist seit Kurzem mit dem Hafen von Puerto Cabello durch eine Bahnlinie, in englischem Besitz, verbunden und ich benutzte die lange Zeit der Musse, die mir blieb, die lohnende Fahrt zu der vielgepriesenen Stadt zu unternehmen.

Die Bahn läuft zunächst in grossem Bogen die Stadt umkreisend in östlicher Richtung nahe dem Strande bis zu dem elenden Fischerdorfe El Patio. Bis hierher führt der Schienenweg durch Buschwald oder vegetationslose, oder mit spärlichen Salzpflanzen bewachsene Lagunen. Die Hütten der Bewohner sind dürftig genug, meist aus Stangen gezimmert, mit Palmblättern gedeckt, die Wände mit Gebüsch durchflochten und mit Lehm ausgeschlagen, stehen sie platt auf der Erde, nur bei den besseren ist der Lehm glatt gestrichen und mit Kalkfarben angemalt.

Von hieraus, wo die Wogen des Meeres bis hart an die Eisenbahnschienen heran auf den flachen Strand branden, wendet sich die Bahn nach Süden, in ein schönes Flussthal hinein und folgt den rauschenden Wassern stromaufwärts. Die gewaltigen Ueberschwemmungen des Frühjahrs hatten auch hier am Bahnkörper viel Schaden verursacht, manche Brücke unterspült, manchen Viadukt weggerissen, sodass die Reparaturarbeiten noch immer nicht beendet waren.

Die zweite Station El Cambur, in schöner Gebirgslandschaft am Flusse gelegen, schien ausschliesslich von Negern bewohnt, zahlreiche Frauen standen bis zum Leib aufgeschürzt und auch von oben sehr stark dekolletirt in dem klaren Wasser und wuschen ihre weissen und bunten

Kattune, in denen sie am Sonntag Staat machen wollten, nackte Kinder sprangen zwischen ihnen im Wasser herum, die jammervollen Hütten auf den Uferklippen, von kümmerlicher Vegetation umgeben, bildeten ein trauriges Bild der Armut und des Verfalles.

Von Las Trincheras an, wo heisse Schwefelquellen entspringen und den noch bescheidenen Anfang eines Badeortes in anmutiger Gegend geschaffen haben, steigt die Bahn auf Zahnradschienen schnell zur sog. »Entrada« in 1950′ Höhe empor, eine Steigung von 850′ wird so auf kurzer Strecke leicht überwunden.

Hier in den tiefen Schluchten tritt zum ersten Male eine wirklich schöne, wilde Vegetation auf, während sonst die bewaldeten Bergabhänge mit ihren zum grössten Teile entlaubten Bäumen in dieser trockenen Zeit einen wenig angenehmen Eindruck machen.

Es ist merkwürdig, wie diese nur theilweise Kahlheit des Tropenwaldes so unangenehm und störend ist, während doch stets noch eine Fülle von immergrünen Blättern dazwischen sichtbar bleibt und eine ganze Anzahl Bäume bereits wieder im vollsten Blütenschmuck prangen. Vielleicht ist es nur die Enttäuschung, die sich des Neulings bemächtigt, der nur zu leicht unter jedem Tropenwald sich ein unentwirrbares Durcheinander von üppig grünenden Bäumen und Schlingpflanzen vorstellt und bei der Gluthitze unserer heissesten Hundstage an kahle, blätterlose Zweige nicht denkt, die grau und verdorrt herüberschimmernd im Verein mit den mächtigen graugrünen Stämmen der Orgelkakteen den Eindruck der Öde und Trockenheit hervorrufen. Der deutsche Winterwald sieht jedenfalls unendlich viel schöner aus und mit schneebehangenem Tannen- und Föhrendickicht kann sich dieses Gemisch von kahlen, halbbelaubten oder bereits blühenden Büschen und Bäumen nicht vergleichen.

Die Hochebene von Valencia machte zur Zeit erst recht einen wenig erfreulichen und einladenden Eindruck;

denn alle Weiden und Felder waren dürr und vertrocknet, zum grössten Teil abgebrannt und mit schwarzer Asche, alle Wege mit unergründlichem Staub bedeckt. Die Hecken standen blätterlos da und selbst die schönen Villen mit reizenden tropischen Vorgärten, welche die Strasse vom Bahnhof zur Stadt begrenzen, waren vor Staub kaum zu sehen, während die buntblättrige Vegetation mit einer dicken Staubkruste überzogen war. Ebenso bot die Stadt in dieser Zeit ein recht wenig anziehendes Bild.

Die langen geraden Strassen mit ihren einstöckigen Häusern sind monoton und langweilig, heiss und staubig. Gute Cementtrottoire und leidliches Pflaster entschädigen nicht für die offenen, übelriechenden Rinnsteine. Die Plaza mit dem Standbild Bolivars auf hoher marmorner Säule ist die einzig schöne Anlage in der Stadt. Die hier gelegene Kathedrale, den mexicanischen Kirchenbauten ähnlich, ist die schönste, die ich in Venezuela gesehen, auch das grosse neu erbaute Theater mit geschmackvoller Renaissance-Facade ist beachtenswert.

Von dem hoch gelegenen Bassin der neuerrichteten Wasserleitung, das ausgezeichnet erbaut und mit schönen Gartenanlagen umgeben ist, hat man einen herrlichen Blick über die Stadt und das weite Thal von Valencia, sowie über einen Teil des grossen Sees, doch stört die fast absolute Waldlosigkeit der in weitem Kreise, in schön gezackten Linien das Thal umschliessenden Berge.

Ich war aber doch, trotz der liebenswürdigen Gastfreundschaft des Herrn H., an den ich empfohlen war, froh der heissen, staubigen Stadt wieder den Rücken kehren zu können und nehme von dem »Garten Venezuelas« nicht gerade die schönsten Erinnerungen mit fort.

Auf dem Bahnhofe herrschte reges Leben, zahlreiche Güterwagen wurden mit Kaffee und Kakao beladen, ganze Frachtzüge voll importierter Waren kamen von der Küste herauf und legten Zeugnis ab von der grossen Bedeutung, die diese zweitgrösste Stadt des Landes für Handel und

Verkehr hat und die geplante weitere Erschliessung des Hinterlandes durch die grossen deutschen Eisenbahnen wird zu fernerer Entwickelung unbestreitbar beitragen.

Gegenwärtig litt freilich auch Valencias Handel noch schwer unter den Folgen der Revolution, denn hier wie in Puerto Cabello hatten zum Teil die entscheidenden Kämpfe stattgefunden. In meinem Hotel zu P. C. waren noch zahllose Spuren von Gewehrkugeln in dem Holzwerk des Balkons zu finden, und am Hafen, wo um das alte und neue Zollhaus schliesslich die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, zeigten die Mauern der Häuser noch massenhafte Spuren von eingeschlagenen Geschossen. In dem Hause eines Deutsch-Amerikaners waren zwei grosse Löcher von Kanonenkugeln in die Wand gerissen. Die Kugeln zeigte mir der glückliche Besitzer, nicht weniger als 4 dieser gefährlichen Projektile hat er in seinem Besitztum aufgesammelt und zur Erinnerung aufbewahrt; er hatte, während die Kugeln sein Haus erschütterten, seinen Beobachtungsposten am Fenster nicht einmal verlassen; denn die aus einer Entfernung von 400 Schritten geschleuderten etwa 50 Pfund schweren Geschosse hatten nicht einmal die halbmeterstarke, aus Lehm und Schutt erbaute Mauer zu durchbrechen vermocht.

Gewiss ein drastischer Beweis für die Güte des Kriegsmaterials der Republik!

Eines Abends hatte ich, mit meinen Freunden auf dem flachen Dache des Klubhauses sitzend, Gelegenheit, auch die Soldateska in Kriegsbereitschaft zu sehen.

Unter dem offenen Schuppen des neuen Zollhauses entrollte sich das interessante Bild. Ein Trupp Soldaten war aus dem Innern gekommen und hatte von dort Waffen und Munition gebracht, die man in der Furcht vor neuen Revolutionen confisziert hatte. Nun lagen die zerlumpten Gestalten dort auf dem Cementboden herum, ihre alten, rot gefütterten Decken um sich geschlagen, das elektrische Bogenlicht warf seinen weissen Schein auf die im grossen

Halbkreis gruppierten Schläfer, während in der Mitte noch einige Soldaten hockten und auf einem ausgebreiteten Mantel um die wenigen Pfennige würfelten, die sie noch in der Tasche hatten.

Eine Wache ging patrouillierend zwischen den Schläfern herum. Einer von letzteren musste wohl irgend etwas begangen haben; denn unter Stossen und Schelten ward er von seinem Lager aufgejagt und an eine der eisernen Säulen mit einem Strick um den Leib angebunden. Hier drehte er sich einigemale scheltend und schreiend im Kreise herum, ward noch fester gebunden und rutschte schliesslich zur Erde, um wahrscheinlich in dieser unbequemen Stellung die Nacht zu verbringen.

Am Morgen konnte ich die Elitetruppe noch einmal im hellen Sonnenschein bewundern.

Unglaublich war der Anblick! Von Uniformen war kaum etwas zu finden. Die meisten liefen in schmutzigen, zerrissenen, leinenen Blusen und Hosen herum, die braunen, nackten Füsse in den landesüblichen Sandalen, die grosse blaue, innen rot gefütterte Decke über dem Arm oder sonst nach Belieben umgehängt. Viele hatten nicht einmal Blusen, sondern nur ein zerfetztes Hemd zu der Hose an, sodass fast der halbe Oberkörper nackend aus den Lumpen hervorsah. Das einzige Uniformstück war das rote Käppi mit blauem Rand, das aber keiner so ohne weiteres auf dem Kopfe trug, sondern jeder, auch die Herren Offiziere, auf einen breitkrämpigen Stroh- oder Filzhut aufgestülpt hatte. Schlecht geputzte, verrostete Remingtongewehre und ein langes Faschinenmesser waren die Waffen; die Offiziere, drei an der Zahl, genau so wie die Gemeinen in zerrissenen Civilkleidern steckend, hatten einen Korbsäbel als Abzeichen ihrer Würde, um den die in den Landesfarben prangende Schärpe gewickelt war. Sie trugen diese Waffe meist geschultert, oder noch lieber quer über den Nacken gelegt, sie mit beiden Händen haltend und liefen auch nachher

neben den marschierenden Truppen in derselben legeren Weise einher.

Es waren fast nur Indianer und Negertypen vertreten und schmutzig und verkommen sahen sie Alle aus bis herauf zu dem »General«, der mit einem grauleinenen Anzuge und zerrissenen Sandalen seine Blössen zu decken suchte und ebenso ungewaschen aussah als seine Untergebenen.

Unter den schönen hochstämmigen Fächerpalmen neben der Kirche nahe am Strande ward gerade Löhnungsappell abgehalten und aus seinem Hute teilte die Mutter der Compagnie, ein alter Sergeant, die Nickelmünzen aus. Ein junger Indianer schien nicht zufrieden damit, dass ihm so wenig gegeben wurde und so viel in den Händen des hohen Vorgesetzten verblieb, ich hörte aber, wie ihn ein älterer Kamerad mit den charakteristischen Worten tröstete: »Sei doch froh, dass du überhaupt noch so leben kannst, immer noch besser als eine Kugel zwischen den Rippen«!

Übrigens schienen die Kameraden wenig Interesse an dem sauer verdienten Gelde zu haben; denn während der Sergeant noch den letzten ihre wenige Groschen austeilte, hatten die anderen bereits »hinter der Front« ihre roten Decken ausgebreitet, hockten dicht gedrängt darum herum, eifrig würfelnd und nicht eher zufrieden, als bis das Bischen Traktament verspielt und in den Taschen der glücklichen Spieler verschwunden war. Was macht's? »Das ist ja unter Kameraden ganz egal« sagte ein neben mir stehender junger Deutscher, der sich das interessante Schauspiel mit angesehen hatte.

Man versteht nur nicht, wie diese armen, elenden Schlingel sich für dieses jammervolle Soldatenleben eventuell todtschiessen lassen für irgend einen Revolutionär, der nachher den mit dem Blute dieser Unglücklichen erkauften Sieg dazu benutzt, um sich möglichst schnell und möglichst intensiv zu bereichern.

Als ich von diesem militärischen Schauspiel weg meine Schritte zum Hafen lenkte, schallte von den Mauerzinnen des alten Forts wieder die Schauermusik herüber, die dort

alle Morgen und Abend 4 Musiker der Besatzung machen. Zwei Trommler und zwei Trompeter blasen und trommeln eine gute Viertelstunde zusammen über die blauen Fluten des Hafenbassins herüber, um der Stadt die frohe Mär zu verkünden, dass sie hinter den alten Schiessscharten der Festung treue Wacht halten.

Wenn aber, wie ich nach dem eben Gesehenen fast fürchte, unter der Besatzung nicht mehr Ordnung und Harmonie herrscht, als in dieser Musik, dann siehts schlecht aus mit der militärischen Tüchtigkeit; denn eigentlich blies und trommelte jeder von den vier Künstlern ganz nach seinem Belieben und die Misstöne, die den Blechinstrumenten entlockt wurden, könnten jeden musikalischen Köter veranlassen, vertrauungsvoll in dies Quartett mit einzustimmen.

Wie viel aber trotzdem die Venezolaner sich auf ihre bewaffnete Macht einbilden, das bewies mir wenige Tage nachher in La Guayra ein etwa 20jähriger, skrophulöser Jüngling, der in einem Kaffee bettelnd an uns herantrat und, als ein etwas englisch aussehender deutscher Bekannter ihn abwies und dazu einige deutsche Bemerkungen machte, setzte er sich an einen benachbarten Tisch und schimpfte auf die übermütigen Engländer, die ihnen La Guiana wegnehmen wollten. »Aber wir haben 15 000 Winchester Büchsen, wir werden Euch bald genug herausschmeissen« so raisonierte er zum Gaudium der Anwesenden weiter und wandte den verhassten Feinden seines Volkes stolz den Rücken.

XV.

Von Puerto Cabello nach Trinidad.

Man rühmt den französischen Dampfern der Transatlantique-Linie sonst mit Recht grössere Pünktlichkeit und strenge Innehaltung der Fahrzeiten nach, lobt an ihnen, dass sie keine Geldopfer scheuen, um durch teuer bezahlte Überstunden und wenn nötig Sonntagsarbeit ein schnelles Laden und Löschen zu ermöglichen, und diese Zuverlässigkeit im Verkehr hat ihnen, wie neuerdings auch der amerikanischen Red D. Linie, die mit reichlichen Staatssubventionen ausgestattet, Kohlen und Spesen nicht ängstlich zu sparen braucht, zum Nachteil der langsamer fahrenden und unregelmässiger laufenden Hamburger Dampfer, einen ansehnlichen Teil des Frachtverkehrs verschafft.

Diesmal bewährten sich aber die Franzosen durchaus nicht. Vergeblich schaute ich am 25. nach der ersehnten Trikolore aus und kehrte stets enttäuscht vom Hafen wieder heim, obwohl mir die beiden stattlichen Hamburger Dampfer unter deutscher Flagge mein patriotisches Herz hätten höher schlagen lassen müssen, die neben einem hübschen Amerikaner die ganze Länge des Pier einnahmen.

Ich hatte Gelegenheit genug, das emsige Treiben im Hafen zu bewundern, die Massen der verschiedenartigsten Waaren anzustaunen, die in diesem kleinen Hafenorte gerade jetzt, nach den Stürmen der Revolution, nachdem die Vorräte im Innern erschöpft waren, in um so grösseren Mengen entladen wurden.

Die Arbeiter im Hafen sind fast ausschliesslich Neger und die Arbeit, die sie leisten, gewiss anerkennenswert. Trotz der sengenden Strahlen der äquatorialen Sonne, laufen sie mit den schweren Kaffee- und Kakaosäcken in vollem Trabe von den Zollschuppen zu den Schiffen heran, packen die Säcke in die Netze hinein und ermüden nicht, obwohl ihnen der Schweiss in dicken Tropfen durch ihren Wollschopf hervordringt. Dabei sind sie sowie alle Venezolaner, soweit ich gesehen habe, durchaus mässig. Man sieht am Hafen wohl zahlreiche Verkäuferinnen von Orangen und Kokosnüssen, von Fruchtkrèmes und Dulzes, von Eis und Zuckerwasser, aber keine Schnapsverkäufer. An der Table d'hôte der Hotels wird jedem Gast eine halbe Flasche Rotwein Mittags und Abends zum Gedeck hingesetzt; aber während ich mich als guter Deutscher verpflichtet fühlte, auch zu trinken, was ich bezahlt, nahmen die Einheimischen selten mehr als ein Glas Wein und tranken es mit Wasser gemischt.

Ich entsinne mich auch kaum, einen betrunkenen Venezolaner gesehen zu haben und selbst zur Zeit des Karnevals in Carácas war das Volk wohl ausgelassen lustig; aber die Restaurants und Kaffees, die Pulperien und Schenken waren leer und von wüsten Trinkgelagen habe ich nichts bemerkt.

Übrigens verdienen die Hafenarbeiter bei ihrer angestrengten Thätigkeit und Ausdauer sehr hohen Lohn. Sie sollen zeitweise auf zwei Golddollar pro Tag kommen und müssen bei solchen Löhnen und ihren geringen Lebensbedürfnissen wirtschaftlich vorwärts kommen können. Leider ist davon wenig zu spüren; im Gegenteil leben die meisten aus der Hand in den Mund und denken nicht an Sparen. Einer der Hafenmeister sagte mir, dass sie ihr Geld mit den Weibern verprassen, da die meisten von ihnen 2 und 3 Frauen, d. h. Maitressen hielten.

Am Sonntag den 26. Februar früh am Morgen kam endlich der Franzose »Labrador« auf der Rhede an. Kaum

hatte er Anker geworfen, als auch schon aus allen Stores trotz des Festtages die kleinen Maultier-Karretas, mit je 10 Sack Kaffee oder Kakao beladen, am Zollschuppen anlangten und die Neger die Säcke im Trabe an die Werft schleppten und zu grossen Bergen aufhäuften. Ehe die Ladung nicht vollständig beisammen ist, eher gestattet die Zollbehörde den Beginn des Verladens nicht, darum beeilt sich jedermann so schnell als möglich seine Waaren heranzubringen und eine fieberhafte Thätigkeit herrscht, wenn es sich um grosse Mengen handelt.

Aber diesmal war die Mühe vergeblich!

Der französische Kapitän kam nicht herein in den Hafen und erklärte sogar seine Absicht, ohne Ladung weiter dampfen zu wollen, da die besten Plätze am Werft vom deutschen und amerikanischen Dampfer besetzt waren und diese keine Lust hatten, dem hochmütigen Franzosen ohne weiteres den Vorrang zu lassen.

Es gab ein überaus lebhaftes Diskutieren unter den Zollbeamten, Hafenmeistern und Agenten der Kompagnie etc., einige schimpften auf den Alemano, der stclz auf seinem Platze blieb, die meisten waren sich jedoch bald einig, dass es nur Caprice von dem Franzosen sei; denn da, wo tags zuvor für den anderen grossen deutschen Dampfer Raum gewesen sei, würde der freilich eine Kleinigkeit grössere Franzose ohne Schwierigkeiten wohl auch anlegen können.

Aber er kam nicht und all die hastig und im Schweisse der Neger angeschleppten Kaffeesäcke mussten noch im Mondschein wieder fortgeschafft werden und am anderen Morgen schien der Herr Kapitän noch immer nicht anderen Sinnes geworden zu sein. Er war zwar dem Hafen näher gekommen, lag aber nicht am Werft, sondern schien noch immer Lust zu haben, ohne Ladung abzudampfen. Erst der energische Protest der exportierenden Kaufleute, die seinetwegen auf die Sonntagsruhe verzichtet und alle Konnossamente fertig gestellt hatten, veranlasste ihn, aus kleinen Booten das Einnehmen der Ladung zu beginnen. Für mich

hatte diese Zauderpolitik den Nachteil, dass ich mit meinen Koffern am Sonntag Nachmittag vergeblich im Sonnenbrand am Hafen wartete, weil das Schicksal des Dampfers noch nicht entschieden war, bis ich endlich für die letzte Nacht auf südamerikanischem Festlande in das behagliche Junggesellenheim des deutschen Konsuls übersiedelte.

Mit einer reizenden Segelbootfahrt zwischen den Mangrove-Inseln auf der Ostseite des Hafens suchten mich die Herren über meinen Kummer zu trösten und wenn ich nicht fortdauernd das Gefühl gehabt hätte, dass ich eigentlich schon wochenlang ohne den Zweck meiner Reise zu fördern, die Zeit verbringe, so hätte ich wahrhaftig in dem anregenden Verkehr mit den deutschen Grosskaufleuten keine Ursache zur Klage gehabt.

Am 27. Abends ging ich endlich an Bord des Dampfers, der fleissig mit Laden beschäftigt war und damit die halbe Nacht fortfuhr, um am frühen Morgen wieder damit zu beginnen. Denn während ich gehofft hatte, in der Nacht bereits nach La Guayra zu kommen, erwachte ich des Morgens noch immer angesichts des Hafenforts von Puerto Cabello und lauschte den Tönen der schon erwähnten Morgenmusik von den Bastionen der Festung. In wehmütiger Stimmung sah ich eine Barke nach der anderen mit Kaffeesäcken beladen heranrudern und lernte gründlich die Haupttugend der spanischen Südamerikaner, die »paciencia« üben. Erst Abends gegen 6 Uhr dampften wir rückwärts aus der Hafeneinfahrt hinaus, um unseren Kiel nach Osten zu wenden.

In aller Frühe lag unser Schiff am nächsten Morgen am Pier von La Guayra fest. Kolossale Massen von Kaffee und Kakao waren bereits aufgestapelt, solche Massen, dass der Unkundige glauben würde, drei solcher Dampfer reichten nicht aus, sie aufzunehmen.

Dutzende von braunen und gelben Gestalten lagen auf den Säcken herum, die meisten nur mit einer leichten Hose bekleidet und mit einem bunten Tuch um den Wollkopf, so

warteten sie geduldig auf den Beginn der Arbeit. Sie lachten und scherzten und fingen an, sich zu necken und zu balgen und waren so übermütig, dass ich sie hätte um ihr Behagen beneiden mögen, während ich mich in der paciencia übte.

Aber auf unserm Dampfer herrschte merkwürdige Ruhe. Die Luken waren wohl frei, die Krahne in Ordnung, die hohe Obrigkeit hatte uns auch bereits ihren Besuch abgestattet und war wieder verschwunden; aber es währte bis gegen 10 Uhr, ehe das Gerassel der Ketten einsetzte und die Ladung im Rumpfe des unersättlichen Schiffes zu verschwinden begann. Die Sonne brannte inzwischen mit sengender Glut auf das Sonnensegel des Oberdecks herab, die Ladeschuppen sperrten der Seebrise den Zutritt, ich hatte immer wieder meine Blicke über die niedrigen Häuser von La Guayra hinschweifen lassen, die winzig kleinen Schifferboote bewundert, die aus einem Stamm gehauen, so leicht auf den Wellen schaukeln, dass man jeden Augenblick meint, sie müssten im Wasser verschwinden.

In der Stadt stiegen fortdauernd Raketen auf, die am hellen Tage natürlich nur einen leichten, weissen Dampfstreifen hinterlassen und nur durch das Geknatter ihrer Schüsse die Aufmerksamkeit auf diese Spielerei lenken. Es war wieder einmal Feiertag, aber diesmal ein politischer, denn es fanden die allgemeinen Wahlen zum Parlament statt, in denen das Volk entscheiden sollte über sein künftiges Geschick, ob Ruhe und Frieden herrschen oder von neuem Blut fliessen sollte.

Von einer besonderen Aufregung vor den Wahlen war freilich nichts zu spüren und von all dem Humbug, der in den Vereinigten Staaten getrieben wurde, um Stimmen zu fangen und die Stimmung zu beeinflussen, war hier absolut nicht die Rede. Das Volk denkt gar nicht daran, seine politischen Geschicke bestimmen zu wollen. Die grosse Menge wäre herzlich froh, wenn man ihm Ruhe lassen und die Regierung das eingehende Geld nur einigermassen zum Nutzen des Landes verwerten wollte. So wusste auch hier,

als ich später nach dem Ausfall der Wahlen fragte, eigentlich keiner etwas von denselben. Am frühen Morgen soll unter freiem Himmel auf der Plaza ein grosser Tisch aufgestellt worden sein und einige Stühle dazu für die Herren Wahlkommissare; aber ob Jemand hingegangen und von seinem Wahlrecht Gebrauch gemacht habe, das wusste mir Niemand zu sagen.

Trotzdem werden die offiziellen Wahllisten Namen genug aufweisen von solchen, die treu zur Regierung gestanden und deren glorreiche Politik zu unterstützen bereit sind.

Während ich noch in dem vergeblichen Versuch, mir die Langeweile zu vertreiben, über die Reiling des Schiffes blickte, winkte mir unerwartet vom Bord des nahegelegenen Hamburger Dampfers ein junger Deutscher zu, den ich in Valencia kennen gelernt hatte und der die Reise in die deutsche Heimat antreten wollte.

Wir verständigten uns bald, die Zeit des Wartens in der glühenden Hitze durch einen gemeinsamen Besuch des Seebades Macuto abzukürzen und fuhren beide, froh der Gluthitze entronnen zu sein, mit der Strassenbahn hinaus in das vielgerühmte Badeörtchen, in dem man am Fusse der grossartigsten Gebirgspartien auf schmalem Ufersaum mit Cementtrottoiren und Sitzbänken, mit lückenhaften Cocospalmen-Alleen und Parkanlagen den vergeblichen Versuch gemacht hat, ein vornehmes Seebad zu schaffen. Beinahe hätten wir auch noch unseren Leib in den Wellen der karaibischen See erfrischt, aber es war zu spät; denn als wir auf das turmartige Badehaus zuschritten, beeilte sich der dicke Badewärter, die Thüre zu schliessen und liess sich auch nicht bewegen, wieder zu öffnen. Es war Frühstückszeit und er erklärte ganz entrüstet: »pero hombre, el almuerzo es la vida!« — (Aber Mensch, das Frühstück ist das Leben!) So folgten wir seinem Rat und nahmen gleichfalls unser almuerzo ein.

Dafür hatte ich am Abend Gelegenheit, die hohen und höchsten Herrschaften von Venezuela aus unmittelbarster Nähe betrachten zu können.

Die französische Kompagnie hatte nämlich den General Crespo, den damaligen Diktator samt Familie und Hofstaat zum Diner an Bord des Dampfers geladen und am Abend bestrahlten die elektrischen Glühlichter des eleganten Speisesaales eine auserwählte Gesellschaft, die sich trotz der Hitze mit Behagen den Freuden der Tafel hingab und den Klängen der Marseillaise lauschte, die eine starke, venezolanische Musikbande vom Oberdeck ertönen liess.

Der Herr General war ziemlich ausgiebig vertreten, seine Gemahlin, 2 Töchter, 3 Söhne, von letzteren zwei noch im Knabenalter, ausserdem noch etwa ein Dutzend Damen und Herren der engeren Umgebung waren der Einladung gefolgt und im Eisenbahnwagen direkt bis vor die flaggengeschmückte Laufbrücke des Dampfers gefahren. Rauschende Musik erscholl, unser Herr Kapitän knickte zusammen wie ein Taschenmesser, als das Staatsoberhaupt der Vereinigten Staaten von Venezuela in grosser Uniform als Erster dem Wagen entstieg. Mit einem kurzen Gruss musste er sich begnügen, denn der Herr General wandte ihm sofort den Rücken, um mit höchst eigenen Händen das ganze Dutzend der mitgebrachten Damen von den hohen Stufen des Eisenbahnwagens herabzuheben, und da einige von ihnen in ihrer Figur modernen Riesendamen nicht unähnlich sahen, so wird ihm die Erfüllung dieser, wahrscheinlich von der venezolanischen Hofetikette geforderten Staatspflicht nicht ganz leicht geworden sein. Er hob übrigens am Abend alle Damen der Reihe nach ebenso in den Wagen wieder hinein.

Bei Tisch waren der Herr General ziemlich schweigsam, die Unterhaltung nicht gerade lebhaft. Der Kapitän und die Offiziere des Dampfers waren des Spanischen so gut wie gar nicht mächtig und von den venezolanischen Hofstaaten schienen nur wenige soweit in die Geheimnisse der französischen Sprache eingedrungen zu sein, dass sie die galanten und verbindlichen Redensarten ihrer liebenswürdigen Wirte verstanden.

Beim Champagner liess der Kapitän den General Crespo und seine Gattin, seine Familie und gleichzeitig alle anwesenden Damen hoch leben. Stehend hörten wir Alle, auch das Staatsoberhaupt, diese oratorische Leistung mit an, der Agent der französischen Kompagnie übersetzte noch schnell die Kraftstellen der Rede, dann trank jeder stumm sein Glas aus — worauf? das wussten wohl die Wenigsten. Der Herr General reichte dem Kapitän die Hand über den Tisch herüber — und schwieg.

Kurze Zeit nachher wieder allgemeiner Aufstand! Ein anderer hochberühmter General in goldgestickter Uniform ergriff das Wort, um »al nombre del General Crespo« in spanischer Sprache zu antworten. Er dankte für die Gastfreundschaft der grossen, französischen Nation, sprach dann noch von den innigen Beziehungen der beiden Schwesterrepubliken und schloss mit einem Hoch auf Frankreich.

Da er beim Sprechen sich hauptsächlich dem Kapitän zuwandte, so hielt sich dieser für verpflichtet, stets freundlich mit dem Kopfe zu nicken und hie und da durch ein lautes »Si! Si!« oder »bueno« zu erkennen zu geben, dass er überzeugt sei, die beredten Schilderungen der Verdienste Frankreichs um Südamerika beruhten auf Wahrheit.

So verlief das offizielle Verbrüderungsmahl in ungestörter Harmonie. Als die Knallbonbons, die nicht knallen wollten, beim Dessert herumgereicht wurden, machte sich die ganze erlauchte Gesellschaft den göttlichen Scherz, sich mit den bunten Papiermützen, die darin waren, die Häupter zu schmücken, und da das Staatsoberhaupt die papierene Kopfbedeckung seinem goldgestickten Käppi auch später noch vorzog, so musste Jedermann auch nachher noch mit der Narrenkappe herumlaufen, als draussen auf Deck die Raketen in die Luft sausten und zahllose Kanonenschläge den Bewohnern der Stadt und den Insassen der vielen im Hafen liegenden Schiffe vernehmlich verkündeten, wie die »grosse Nation« es versteht, ihre Interessen im Auslande

zu vertreten und sich bei den hohen und niederen Beamten des Landes willige Freunde zu schaffen.

Schade, dass den Deutschen nicht selten das Talent abgeht, oder ihnen die Lust fehlt, ein Gleiches zu thun.

Freilich auf den hier zahlreich verkehrenden Hamburger Dampfern würde kein Raum für solche Feste sein und die Passagiere, die auf ihnen im Zwischenverkehr hierherkommen, sind zumeist wenig erbaut von deutscher Art und deutscher Verpflegung.

Obgleich die deutschen Unternehmungen alle anderen im Lande weit übertreffen, haben die wenigsten Venezolaner bisher noch einen Begriff von dem, was Deutschland ist und was es bedeutet. Deutschland liegt in oder bei Hamburg, so glauben noch Viele. Berlin ist ihnen eine unbekannte Grösse. — Aber. Paris! — ja Paris, das ist der Inbegriff aller Freuden des Lebens, und Frankreich ist Paris! Nach Paris eilen sie, dort sind die grossen Weltausstellungen, dort eint sich das Leben der alten Welt — aber Berlin? — Berlin verschmäht es durch Weltausstellungen seinen Namen bekannt zu machen und den Hispano-Amerikanern zu zeigen, dass es der französischen Metropole auf vielen Gebieten überlegen ist, verschmäht es, seinen Industrien neue Kunden und Abnehmer zu verschaffen.

Um 11 Uhr hatten wir am nächsten Morgen endlich unsere Ladung Kakao, Kaffee und Ochsenhörner eingenommen, und wir dampften langsam zum Hafen hinaus, um vor allem einem der vier anderen auf der Rhede wartenden Dampfer Platz am Pier zu machen; denn an Abreisen war noch nicht zu denken. Der Agent der Gesellschaft hatte bekannt gemacht, der Dampfer ginge erst um zwei Uhr und es kamen uns so viele Boote mit Reisenden und Gepäck nachgefahren, dass wir draussen vor Anker gehen und $2^1/_2$ Stunde warten mussten, bis unter unendlichem Lärmen und Streiten mit den Bootsleuten die Masse von Passagieren und Zwischendeckern mit all ihrem sonderbaren Gepäck an Bord gebracht war.

Bei frischer, kühlender Seebrise fuhren wir endlich, nur wenige Kilometer von der Küste entfernt, dem ersehnten Osten zu und hatten vollauf Gelegenheit die Schönheit der grossartigen Gebirgslandschaft zu bewundern.

Der Küstensaum ist, wo er überhaupt vorhanden, nur schmal, oft so schmal, dass er wenigen Maloche- und Zuckerrohrfeldern Raum gewährt nur hie und da Kokoshaine in grösserer Ausdehnung Platz finden und menschliche Ansiedelungen sichtbar werden. Meist steigen die mit niedrigem Buschwald bewachsenen Berge direkt aus dem Meere auf, vielfach zerrissen und zerklüftet von den herabrauschenden Wassermassen. Im herrlichsten Waldschmuck erheben sich dahinter die gewaltigen Massen der Randkordillere, die vom Meere aus gesehen einen überwältigenden Eindruck machen, namentlich wenn die höchsten Gipfel der Silla auf den weissen Wolkenmassen schwimmen, die allnachmittaglich den oberen Teil des Gebirges umhüllen.

Die Abhänge und Thäler dieser Waldregion zeigen zahlreiche Spuren der Kultur. Kaffee und Kakao soll hier in Mengen gezogen werden.

Je weiter wir nach Osten vordringen, umsomehr verflacht sich die Gebirgskette, umsomehr nimmt unser Dampfer seinen Kurs seewärts, und als die Sonne sich zum Untergange rüstete, war vom Festlande von Süd-Amerika nichts weiter zu sehen, als der in vollster Klarheit auf den Wolken ruhende, langgestreckte Kamm der Bergriesen, während das ganze Küstenland in Dunst und Nebel verschwamm.

Am 3. März näherten wir uns schnell der Rhede von Carupaño, nachdem wir in weitem Bogen um die aus den Unabhängigkeitskämpfen berühmte Insel Margarita herumgefahren waren.

Um 3 Uhr fiel der Anker draussen auf der Rhede; denn in den sog. Hafen hinein zu gehen, ist den Dampfern unmöglich, da nur eine flache Einbuchtung mit sandigem Strande zwischen zwei vorspringenden Felsenklippen den sog. Hafen bildet.

Die Stadt sieht vom Wasser dürftig genug aus. Eine lange Reihe von etwa 20 niedrigen Häuschen, durch das zweistöckige Zollhaus unterbrochen, bildet den östlichen Teil der Stadt. Eine gewölbte Brücke führt nach dem westlichen Teil hinüber, von dem ausser der etwas höheren Kirche gleichfalls nur eine Reihe Ziegeldächer über niedriges Gebüsch hinwegragt. Was Alles dahinter verborgen und was sich noch hinter dem vorspringenden Bergkegel entwickelt, habe ich nicht ergründen können; da ich aber mehrmals einen Pferdebahnwagen an dem sonnigen Strande entlang der westlichen Stadt zurollen sah, so vermute ich, dass mehr dahinter steckt als auf den ersten Blick scheint.

Die Vegetation am Strande ist nicht sonderlich üppig. Niedriger Buschwald bedeckt die Vorberge, die z. T. in schroffen Klippenbildungen zum Meere abstürzen. Die dahinterliegenden, höheren Bergketten zeigen kräftigeren Baumwuchs und zahlreiche Spuren von Kultur. Die Produkte der letzteren, Kaffee und Kakao wurden uns in kleinen Leichterbooten in beträchtlicher Menge hinausgebracht.

Da sich der übliche Ostpassat etwas heftiger als die vorhergehenden Tage aufmachte und die See immer längere und höhere Wellen den kleinen Schiffen in die Flanke schickte, so war das Landen der Passagiere und das Einnehmen der Ladung eine etwas schwierige Arbeit und Spritzwellen netzten in ausgiebigster Weise Menschen und Waaren.

Den halben Nachmittag habe ich dem interessanten Schauspiel zugesehen, mich gewundert über die Masse der braunen und gelben Zwischendeckspassagiere und ihr buntes Reisegepäck, bis endlich das Lärmen und Streiten der braunen Bootsführer aufhörte und Ruhe und Stille auf dem Dampfer einkehrten.

Die Zwischendecker hatten sich nach vorn verzogen. Vor den Schaf-, Schweine- und Geflügelställen, deren Duft der Wind nur zu oft mit der frischen Seeluft mischte, schienen sie sich besonders wohl zu fühlen und die zahlreich mitgebrachten Papageien und kleinen Affen versammelten

stets ein schaulustiges Publikum um sich, die Matrosen standen schäkernd bei den braunen Schönen und das Bild, das sich auf Vorderdeck abspielte, war bunt und sehenswert genug.

Aber von jener Unruhe, die sonst auf den Schiffen zu herrschen pflegt, da sofort, wenn der letzte Sack Ladung in den Raum hinabsinkt, mit den Vorbereitungen zur Abreise begonnen wird, ist nichts zu sehen, wir erreichen unser Reiseziel in der Nacht doch nicht und unser Herr Kapitän hat sich die Administratoren der Douane als seine Gäste zum Diner gebeten, er. versteht es offenbar, sich mit den Staatsbehörden von Venezuela auf guten Fuss zu stellen.

Erst gegen 9 Uhr Abends dampften wir bei herrlichstem Mondschein durch die wundervollste Tropennacht der schönen Insel Trinidad entgegen.

XVI.

Aus Trinidad.

Der rühmlichst bekannte greise englische Historiker James Anthony Froude hat in seinem in Westindien vielgelesenen Buche »The English in the West-Indies« (London 1888) nicht gerade die günstigsten Urteile über die von ihm kurz besuchten englischen Antillen abgegeben und die Ansicht vertreten, dass, wenn man in der bisherigen Verherrlichung des self government auch in diesen Kolonien fortfahre, die meisten der Inseln bald Negerrepubliken sein würden, die unrettbar dem Schicksal von Hayti und S. Domingo verfallen müssen. Seine Angaben von dem unverhältnissmässigen Überwiegen der schwarzen Rasse und dem steten Rückgang der weissen Bevölkerung, über den Verfall der Häfen und öffentlichen Gebäude schienen seine Prophezeihungen zu rechtfertigen und ich war eigentlich darauf gefasst, auch hier einen verlorenen Posten der englischen Weltherrschaft zu finden, den die stolzen Söhne Albions einst in heroischen Seeschlachten erobert, aber jetzt für wertlos zu halten schienen.

Um so angenehmer war ich enttäuscht von dem, was ich fand. Beim ersten Morgengrauen ging unser Dampfer auf der weiten Rhede von Port of Spain vor Anker, die Stadt selber war, in Nebel und Dampf gehüllt, kaum zu sehen, die verschwommenen Formen zahlreicher Kokospalmen waren allein sichtbar, die schönen Profil-Linien der Berge im Innern der grossen Insel hoben sich scharf und malerisch

gegen den rotglühenden Morgenhimmel ab. Schnell stieg der Feuerball des Tagesgestirns am Himmel empor und bald fühlten wir trotz der frühen Morgenstunde seine sengende Macht.

Zahlreiche Boote, ausschliesslich mit Negern bemannt, aber überaus sauber, umschwärmten bald unser Schiff und mit den lebhaftesten Gestikulationen und noch lebhafterem Schwatzen und Schreien suchten sich die Bootführer ihre Passagiere zu sichern.

Aber ein riesiger Neger, am Fallreep stehend, an dessen Mütze die goldenen Worte »Water Police« prangten, hielt sie mit noch lauterem Schreien vom Dampfer fern und rief ein Boot nach dem anderen heran, sodass das Ausschiffen der Passagiere eine langwierige Geschichte zu werden versprach. Obwohl mir diese Ordnung imponierte, machte ich mich doch zum Übertreter derselben, liess mir vom Steward mein Gepäck auf die andere Seite des Dampfers bringen, winkte ein Boot heran und kam glücklich, ohne von dem schwarzen Cerberus angehalten zu werden, von Bord.

Unser Dampfer hatte weit draussen, wohl 2 Kilometer vom Lande Anker geworfen, die Sonne brannte erbarmungslos hernieder, kein Luftzug regte sich und meine beiden schwarzen Bootsleute mussten ihr Geld wahrhaftig im Schweisse ihres Angesichts verdienen, die dicken Tropfen quollen ihnen aus dem kurzgeschorenen krausen Haar hervor, und mir selbst ist nie in den Tropen die Hitze so lästig gewesen als auf dieser Bootfahrt in früher Morgenstunde.

Der Hafen, eigentlich ein grosses, weites Binnenmeer zwischen dem Südamerikanischen Festlande und der wohl einst mit ihm zusammenhängenden Insel war sehr belebt, zahlreiche grosse und kleinere Segler sowie mehrere Frachtdampfer waren auf der weiten Rhede verstreut, einige abgetakelte, z. T. sehr alte und lückenhafte Schiffe dienten als Kohlenmagazine und gaben durch ihr Dasein Zeugnis von der Sicherheit des Hafens, Leichterfahrzeuge und Boote ruderten in Mengen zwischen den Schiffen umher, der

Handelsverkehr schien ein überaus lebhafter und reger zu sein.*)

Als ich aber endlich an Land kam, wie gesagt, noch immer mit dem Gedanken eine von den Engländern wenig beachtete und vernachlässigte Kolonie zu finden, bin ich eigentlich den ganzen Tag über aus einem freudigen Staunen gar nicht herausgekommen.

Schon die Zollabfertigung, die höfliche, vornehme Art der englischen Beamten, die in sauberen Kostümen, nicht wie die meisten Venezolaner mit zerrissenen Stiefeln und schmutzigen Hemdkragen, das Gepäck einer kurzen Revision unterzogen, wirkte sehr wohlthuend. Vor dem Zollhause stand ein schwarzer Policeman, der die Schaar der Gepäckträger und Droschkenkutscher mit stummen Winken in respektvoller Entfernung hielt. Welch ein Unterschied zwischen ihm und dem zerlumpten, schmutzigen Gesindel, das in Venezuela an den Hafenmohlen mit seinen verrosteten Flinten herumlag oder stand als Wächter der Ordnung! Hier ein riesiger Neger, mindestens 6 Fuss hoch, mit blitzblanken Stiefeln, schneeweissen Beinkleidern, blauem Uniformrock und weissem Tropenhelm, Waffen, Rockknöpfe und Beschläge tadellos geputzt, das weisse Lederzeug so sauber, dass auch der verwöhnteste preussische Sergeant nichts an dem »Kerl« hätte aussetzen können. Dazu war die ganze Haltung des Mannes eine so echt militärische, als ob er wüsste, dass er die stolze Nation der Britten hier zu vertreten habe. Ein weisser Ordonanzreiter auf einem mächtigen Braunen, in Uniform und Haltung ebenso tadellos, machte mir einen ganz eigentümlichen Eindruck. Ich hatte Monate lang nur immer die kleinen, flinken, meist ponyartigen Reittiere der spanisch-amerikanischen Länder gesehen, dass mir dieser wohlgenährte grosse Braune ordentlich wie eine Verschwendung vorkam. Wäre ich direkt von Europa ge-

*) Nicht weniger als 2188 Segelschiffe und 505 Dampfer mit einem Gesamt-Inhalt von 678,613 Tons liefen die Insel 1890 an, und der Schiffsverkehr weist eine ständige Zunahme auf.

kommen, so würde mir das alles wohl selbstverständlich erschienen sein, während ich nunmehr das Gefühl hatte, aus den unfertigen, unruhigen Ländern eine Stätte alter Kultur, fester politischer Ordnung zu betreten.

Eine Droschke zu benutzen, riet mir der höfliche Policeman ab, mein Hotel sei nur wenige hundert Schritte entfernt, er winkte einen der ostindischen Kulis heran, der für einen Spottpreis meine Koffer nahm und zu einem guten deutschen Gasthaus brachte.

Eine breite, schattige Allee, der marine square mit plätschernden Springbrunnen zieht sich von der Hafenbucht bis zur schön gebauten katholischen Kathedrale hin. Vornehme, grosse Geschäftshäuser, in denen man wegen der Zollfreiheit unendlich billig kaufen kann, sind hier und in anderen Strassen in grosser Zahl vorhanden, englische Ladies, die mit ihren blonden Haaren und ihrer zarten Hautfarbe mich fast in Erstaunen setzten und mir im Vergleich zu den dunkeläugigen Kreolinnen sehr viel hübscher erschienen, fuhren in eleganten Equipagen vor und verstärkten für mich noch das fremdartige dieser Kolonie. Von Verfall und Rückschritt war hier jedenfalls nichts zu sehen. Die Strassen der weit ausgedehnten, sich in langsamer, kaum merklicher Steigung nach den Vorbergen heraufziehenden Stadt, sind fast ausnahmslos mit guten Seitenpfaden und schönem Pflaster versehen.

Der bekannte, grosse Asphaltsee im Süden der Insel liefert das billige Rohmaterial zu einer Art vortrefflichen Asphaltpflasters. In den offenen Rinnsteinen rieselte fast allenthalben frisches Wasser und erzeugte im Verein mit der frischen Seebrise selbst jetzt, in der trockenen heissen Zeit eine angenehme Kühle, wie ich sie hier in der »heissesten« der Antillen nicht erwartet hatte.

Grosse, schöne massive Kirchen, z. T. im Styl englischer Gothik erbaut, von weiten, parkartigen Rasenflächen umgeben, zieren die Stadt. Ein grosses, massiv erbautes Regierungsgebäude, sowie die daneben in mächtigen Stein-

quadern im Spitzbogenstyl errichtete Kaserne (Police Barrack) machten in dieser Stadt der luftigen Holzhäuser einen eigenartigen Eindruck, aber die vorzüglich ausgerüsteten schwarzen und weissen Soldaten verstärkten nur im Verein mit diesen soliden Bauwerken das Gefühl der Sicherheit und Ordnung.

Maultierbahnen mit offenen, bequemen Wagen vermitteln in verschiedenen Linien den Verkehr vom Hafen hin zu der oberen Stadt und der grossen »Savannah« oder »queens park«. Aus der eigentlichen Geschäftsstadt mit ihrem Trubel und Gedränge führen sie allmälig in die Vorstädte hinein, in denen ganz allerliebste kleine Villen, in reizenden Gärten gelegen, auftauchen; immer vornehmer werden die Villen, immer grösser und schöner werden die Garten-Anlagen und hat man den weiten, mächtigen Park erreicht, so staunt man über die geradezu feenhafte Pracht dieser tropischen Gärten, die geschmackvollen Anordnungen, die Fülle der Farben und Formen und die Üppigkeit der Vegetation.

Ich kam doch nicht aus dem kalten Norden und betrat hier nicht zum ersten Male tropischen Boden, so dass ich wohl im Stande war, ruhig zu urteilen und zu vergleichen, aber ich muss auch heute, nachdem ich all das Schöne, das ich auf meiner Reise gesehen, noch einmal habe an meinem Geiste vorüberziehen lassen, gestehen, dass, wenn ich in einem Teil der von mir besuchten Länder wohnen möchte, die Umgebung der grossen »Savannah« von Port of Spain unter allen Umständen den Vorzug erhielte. Hier kann man leben, hier hat man verstanden, was ich in den spanischen Kolonien so oft vermisste, die Schönheit und Pracht des tropischen Pflanzenwuchses sich dienstbar zu machen zur Schmückung seines Heims, hat es verstanden, sich den Lebensbedingungen der Tropen anzupassen und das Gute und Schöne, was sie bieten, sich anzueignen.

Der Spanier schliesst seinen kleinen Garten in das Innere seines Hauses ein, der »patio«, umgeben von den meist einstöckigen Gebäuden, umschliesst die wenigen Ziersträucher und Blumen und nicht selten ist man angenehm

überrascht über diesen reizenden Schmuck des »Atriums«, weil man nach der einfach schlichten, schmucklosen Aussenseite des Hauses nicht erwartet, so behagliche Innenhöfe, so reizende Säulenhallen zu finden. Hier sind die Häuser gleichfalls dem Klima angemessen gebaut, meist aus Holz mit weit vorspringenden Dächern, Veranden und Balkonen, mit Jalousie-Läden, die der Sonne den Eintritt wehren aber dem Luftzug ungehinderten Zugang ermöglichen; aber man sucht auch nach ansprechenderen Formen und anmutendem Schmuck im Aeusseren des Hauses. Und all diese schön geformten Villen liegen inmitten der herrlichsten Gärten, in denen man Alles, was die tropische Sonne Schönes und Eigenartiges schafft, zusammengetragen hat, um das Auge zu erfreuen, in dem riesige Bäume kühlenden Schatten gewähren und saftige Rasenplätze der bewegungslustigen Jugend zum willkommenen Spiel dienen. Denn der Engländer verzichtet auch in diesem heissen »erschlaffenden« Klima nicht auf körperliche Bewegung, auf Sport und Spiel. Während man in den spanischen Kolonien meist vergeblich nach öffentlichen Promenaden, nach schattigen Alleen und grossen Parks sich umsieht, in denen man mit Behagen am Morgen oder Abend sich ergehen könnte, ist hier die herrlichste Gelegenheit geboten, sich in wundervollster Umgebung zu bewegen und Jung und Alt benutzt dieselbe.

Ich sah mehrere schöne Lawn-tennis-Plätze in Privatgärten, in denen selbst am Nachmittage sich die jungen Damen mit Eifer den Freuden des Spiels hingaben und die grosse »Savannah«, wohl drei bis vier Quadratkilometer gross, ist namentlich gegen Abend belebt von Spaziergängern und Reitern, sowie von Hunderten von bath-ball oder football Spielenden. Schwarze und Weisse, Junge und Alte betheiligen sich mit gleicher Lust an diesen Spielen und ich habe nicht gefunden, dass das Klima der Leidenschaft zum Spiel Einhalt gethan hätte.

Der grosse herrliche Park am Fusse der ersten Hügelreihen oberhalb der Stadt gelegen, kann sich getrost mit

dem berühmten Hyde-Park von London messen und verdient vor diesem unbestreitbar den Vorzug, wenn man das ewig saftige Grün seiner unendlichen Rasenflächen, die unvergleichlichen Baumgruppen und die herrliche, tropische Umgebung der Villen und Gärten, wie der schön bewaldeten Bergrücken, mit seinem londoner Rivalen vergleichen will.

Wahre Musterexemplare von Baumriesen stehen hier verstreut in dem Rasen, mächtige Johannisbrotbäume breiten ihre flachgewölbten Kronen wohl in einem Durchmesser von 40—50 Meter als schützendes Dach über die Rinder, die in ihrem Schatten Kühlung suchen und sich gleichzeitig an den herabfallenden Früchten erquicken. Wohlgenährte Rinderherden beleben die weite Fläche und um das Malerische des Eindrucks noch zu vermehren, hat man die indischen Cebus, die Buckelochsen eingeführt, die, wie die schlanken Gestalten der ostindischen Kulis dem Bilde einen fremdartigen Reiz verleihen.

Gegen Abend belebt sich der breite »Circular road«, der rund um den Queenspark herumführende Fahrweg von Reitern und Reiterinnen, leichte elegante Equipagen, nicht selten von Damen oder Kindern gelenkt, rollen an uns vorüber. Vornehmes, englisches Leben herrscht hier in vornehmer, tropischer Umgebung. Aus dem Garten, vor dem Palast des Gouverneurs, der am Fusse der Berge jenseits des Parks gelegen, ertönten die Klänge einer Militärkapelle und lockten mich noch am ersten Abend hinaus zu diesem Glanzpunkt unter all den Schönheiten der Stadt Port of Spain.

Als ich hier in dem undurchdringlichen Schatten einiger riesiger Ficus-Bäume (laurus indicus) eine Zeit lang ausruhte, die balsamische Luft einsog und das märchenhafte Bild, dass sich vor mir entrollte, auf mich wirken liess, als dann die Sonne hinter den Häusermassen der Stadt in's Meer tauchte, die Dunkelheit schnell hereinbrach, aber unzählige Feuerfliegen in den Zweigen der Bäume und um die Blüten der Bosquets schwirrten und die Zauberwirkung dieses Abends noch vermehrten, da hatte ich immer wieder

das Gefühl, hier liesse sich leben, hier möchte man im ewigen warmen Frühling seine Tage verbringen, hier, wo Menschenhand und Menschenfleiss die schöpferische Kraft der heissen Zone und eines fruchtbaren Bodens sich dienstbar gemacht, wo die gütige Natur der grossen Masse des Volkes das Leben leicht gestaltet, wo Zucht und Ordnung die Freude an Erwerb und Besitz vermehren.

Erst in den Kolonien, speziell den spanischen Republiken lernt man es verstehen, welchen unendlichen Wert politische Ruhe, Sicherheit von Hab und Gut, von Leben und Eigentum besitzen, wie unbezahlbar eine gute, vorsorgende Regierung ist. Was bei uns daheim selbstverständliche Voraussetzung jedes Unternehmens ist, das fehlt dort, hindert jede Entwicklung, jeden Fortschritt, macht jedes Unternehmen zu einem gewagten Hazardspiel. Hier in der Hauptstadt der englischen Kolonie überkam mich das Gefühl absolutester Sicherheit.

Hier sorgte die Regierung für Handel und Verkehr, hier herrschte Ehrlichkeit und treue Pflichterfüllung unter den Beamten als selbstverständliche Tugend, hier hörte man keine Klagen über unredliches Regiment, über Bestechung und Begünstigung und das ganze Wirtschaftsleben schien auf diesen Grundpfeilern der modernen Kreditwirtschaft, auf Treu und Glauben, auf Vertrauen zum anderen zu beruhen.

Noch oft bin ich an taufrischen Morgenden hinausgewandert zu den unvergleichlich schönen Garten-Anlagen um »the governors residence«. Ist doch dieser Garten als botanischer Garten, als Kulturstätte aller möglichen tropischen und subtropischen Blumen, Sträucher und Bäume weit berühmt und auch für den Laien auf dem Gebiete der Botanik von unwiderstehlicher Anziehungskraft. Die berühmte Palmen-Allee in der die schönsten Formen dieses tropischen Baumes zusammengestellt sind, zu denen das südamerikanische Festland, wie die Pacific- und Bermuda-Inseln beigesteuert haben, in der die mächtigen Latanien von Madagaskar neben den Elais von West-Afrika zu finden sind, reizt den Nordländer

natürlich ganz besonders. Ganze Palmengebüsche aus den verschiedensten Arten zusammengesetzt, entzücken das Auge des Beschauers, kleine Haine von Muskatnussbäumen waren mit zahllosen Pfirsichartigen reifen Früchten behangen, aus denen beim Herabfallen die aromatische Nuss von blutrotem Netzwerk überspannt, sich loslöst. Zimmet- und Kampfer-Bäume, Brotfrucht- und Mango-Bäume, seltene Koniferen etc. sind daneben in Massen zu finden, herrliche Lianen schlingen sich um die Baumriesen, Orchideen wuchern in ihren Zweigen und die prachtvollsten Bambusgebüsche spiegeln ihre schlank aufschiessenden, wohl an hundert Fuss langen, mit zartem Laub befiederten Schäfte in dem klaren Wasser eines Weihers.

Allmählig verliert sich Regel und Ordnung, die Wege schlängeln sich in die Berge hinein und hier schliesst sich undurchdringlicher Urwald mit all dem Zauber der Waldwildniss an die Stätten der Kultur an. Kaffee- und Kakao-Plantagen ziehen sich in die Thäler hinein in deren einem ein deutscher Chemiker und Zuckerfabrikdirektor, dessen Gast ich sein durfte, sein idyllisches Heim sich gegründet hatte.

Ein Ausflug, zu dem einige Kilometer weit im Innern der Insel an einem klar fliessenden Bergstrom gelegenen Wasserreservoir der Stadt führte mich gleich anfangs in die bestrickende Schönheit der Berge von Trinidad hinein; aber das schönste waren für mich stets die alle Wasserläufe bekränzenden, riesigen Bambusbüsche, die ich nie in solcher Üppigkeit gesehen habe, als gerade auf dieser gesegneten Insel.

Doch hier, wie überall interessierten mich in erster Linie die Menschen, ihre Art, zu leben, zu arbeiten, zu denken, und gerade hier war zu solchen Beobachtungen die beste Gelegenheit.

Trinidad ist bekanntlich die weitaus grösste der sog. kleinen Antillen mit besonders reichem, fruchtbarem Boden ausgestattet und keineswegs ungesunder, als andere Länder

gleicher Lage, dazu liegt es ausserhalb der Zone der verheerenden Wirbelstürme und hat unter Erdbeben nicht zu leiden. Darum strömten die überschüssigen Bevölkerungs-Elemente der benachbarten, kleinen Inseln, auf denen der Raum bald zu eng ward für die schnellwachsende Masse, hierher, wo erst $^1/_4$—$^1/_3$ des Areals in Kultur genommen und für neue Ansiedelungen noch reichlich Platz vorhanden ist.

So hat sich die Bevölkerung erstaunlich schnell vermehrt. Während man ihre Zahl nach der Eroberung durch die Engländer 1797 auf 17,718 Seelen angab, und nach der Befreiung der Sklaven im Jahre 1838 erst 39,328 gezählt wurden, ergab der Census

von	1861	bereits	84 483	Einwohner.
»	1871	»	109 638	»
»	1881	»	153 128	»
»	1891	»	200 028	»

Also jedesmal in 20 Jahren fast eine Verdoppelung des früheren Bestandes. Wie stark diese Zunahme durch die Einwanderung aus den benachbarten Inseln beeinflusst wurde, beweist die Thatsache, dass nicht weniger als 33,071 Eingeborene anderer westindischer Inseln bei der letzten Volkszählung verzeichnet wurden.

Trotzdem fehlte es stetig an tüchtigen Arbeitskräften und die Regierung entschloss sich deshalb unter ihrer Kontrolle ostindische Kulis in grosser Zahl für die Bebauung der Zuckerrohrfelder und Kakaoplantagen einzuführen.

Im Jahre 1845 macht man die ersten Versuche, die sich vortrefflich bewährten, sodass immer grössere Mengen dieser interessanten Bewohner Ostindiens herangezogen wurden und jetzt, d. h. bei der Volkszählung von 1891 nicht weniger als 70,218 Indier gezählt wurden, die bereits 35,10 pCt. der ganzen Volkszahl ausmachten.

Neger und Indier bilden daher heute den weitaus überwiegenden Teil der Bevölkerung der Insel und starke Einwanderung und starker Zuwachs an Kindern vermehren diese Elemente immer mehr, während man die Zahl der Weissen

und Mulatten noch auf höchstens 25,000 schätzt, und die ersteren eher ab- als zunehmen und speziell die herrschende Klasse der Engländer stark im Rückgang begriffen ist.

Wie sich die Bevölkerungsverhältnisse und die soziale Gliederung des Volkes im Laufe der nächsten Generation weiter entwickeln werden, ist in der That ein überaus interessantes Problem; denn bisher stossen sich die beiden Hauptteile des Volkes einander ab, wie Feuer und Wasser. Freilich vertragen sich Indier und Neger recht gut, jeder gönnt dem anderen seine Stellung und Lebensweise und der Neger vor allem denkt nicht daran den fleissigen Kulie um seine harte Arbeit zu beneiden, oder in ihm den gefährlichen Konkurrenten zu hassen, der ihm die Löhne herabdrückt und die Arbeitsgelegenheit nimmt. Aber zu einer Vermischung der Rassen kommt es wohl noch lange nicht.

Man kann sich auch kaum grössere Gegensätze denken, als diese beiden Repräsentanten der hiesigen Arbeiterklassen.

Der Neger, meist kräftig und robust gebaut mit gewaltiger Körperkraft ausgestattet und zu schwerster Arbeit in heisser Sonne geeignet, ist selten besonders geneigt zu fleissigem Schaffen. Er ist lernbegierig und geschickt in der Nachahmung und, wenn er bei der Arbeit ist, thut er seine Schuldigkeit, aber er ist zumeist das reine Naturkind geblieben, der an kindlichem Spiel und kindlicher Fröhlichkeit Gefallen findet, dem dauernde Arbeit selten Freude macht, und der es deswegen vielfach vorzieht, im Innern der Insel eine kleine Scholle Kronland zu erwerben und auf ihr sich mühelos zu ernähren.

Die leichte Hütte ist schnell aus Bambusstämmen erbaut, mit Lianen zusammengebunden und mit Palmblättern gedeckt. Bananen und Orangen geben ihm reichliche Früchte, Jams und Mais ist mit wenig Mühe zu kultivieren, einige Kakaobäume liefern ihm eventuell beim Verkauf der Früchte das nötige Kleingeld für die Bedürfnisse des Lebens, die er nicht auf seinem kleinen Gütchen befriedigen kann. Schweine und Hühner gedeihen ohne viel Pflege. Die eigenen Kinder

wachsen auf wie die Küchlein, die Alten lehren sie, ihr Futter suchen und überlassen sie sich selbst. Das Kleidungsbedürfnis ist leicht befriedigt in einem Klima, wo jede Bedeckung des Körpers überflüssig scheint, — andere Bedürfnisse kennt er nicht, und entbehrt sie deshalb nicht. Er arbeitet nur nach Belieben einige Stunden in seinem kleinen Besitztum und geniesst sein Leben in faulem, behaglichem Nichtsthun; die englische Regierung schützt ihn in seinem kleinen Besitz, sichert ihm Leben und Existenz, er fühlt sich dabei noch stolz als native englishman und gehört sicherlich stets fröhlich und zufrieden, wie er ist, zu den glücklichsten Geschöpfen auf Gottes Erdboden.

Wenn er Lust hätte, darüber nachzudenken, würde er gewiss sehr froh darüber sein, dass seine Vorfahren einst als Sklaven aus Afrika geraubt und hierher gebracht wurden, denn drüben in der alten Heimat würde er die behagliche Sicherheit der Existenz ganz sicher entbehren müssen.

Die Neger in den Städten und speziell in der Hauptstadt führen natürlich ein anderes, nach unseren Begriffen besseres Leben. Viele sind in Beamtenstellungen, als Polizisten, Soldaten, als Lehrer oder Eisenbahnbeamte thätig und füllen ihren Posten vollauf aus, andere sind als Handwerker geschätzt, oder verdienen, was sie besonders lieben, als Kutscher oder Fuhrleute ihr Brod. Als Bootsleute und Hafenarbeiter verrichten sie selbst in heissester Sonnenglut schwere Arbeit, aber zur Feldarbeit für fremden Herrn scheinen sie wenig Neigung zu haben.

Die Negerinnen sind als Dienstboten und Wäscherinnen vielfach zu finden oder verdienen als Verkäuferinnen im Kleinhandel ihr Brot. Sie lieben es natürlich sich möglichst zu putzen und in ihren hellen Kallikokleidern nach europäischem Schnitt sich zu zeigen, aber sie halten mit ihrer derben Gestalt, ihren modischen Kleidern, und dem blumengeschmückten Hut auf dem breitmäuligen Kopfe, den Vergleich mit den schlanken, vornehmen Gestalten der Indierinnen nicht aus, deren Ebenmaass der Formen, deren zarter, schlanker Wuchs,

deren graziöse Haltung und Bewegung, deren klassisch schöner Faltenwurf ihrer leichten Kleidung unwillkürlich die bewundernden Blicke des Fremden auf diese eigenartigen Erscheinungen lenken.

Als ich bei meiner ersten Fahrt in das Innere der Insel plötzlich eine junge Indierin vor mir auf der Strasse gehen sah, einen Krug mit Wasser auf dem Kopfe, von dem nackten Arm gehalten, der mit zahlreichen Silberspangen umkleidet war, während auch die feinen Knöchel der nackten Füsse massive Silberringe umschlossen, — fragte ich unwillkürlich, obwohl ich auf die indischen Bewohner vorbereitet war, meinen jugendlichen schwarzen Rosselenker, was das sei?

»That's an Indian girl Sir!«

antwortete er respektvoll und als er mein Erstaunen über die auffallend schöne Erscheinung bemerkte, fügte er hinzu »all very nice looking people,« »but you find no bad girl among them« kam es dann fast bedauernd über seine dicken Lippen »perhaps two or three,« meinte er endlich sich besinnend und nach mehreren Minuten wandte er sich nochmals um »perhaps four or five! Sir.« Die Sittlichkeit der Indierinnen schien ihm ganz besonders am Herzen zu liegen und als ich ihn darauf fragte, wie es denn mit seinen schwarzen Mitschwestern stünde, erwiderte er grinsend, dass darunter keine einzige Gute zu finden sei, »about all bad people« setzte er laut lachend hinzu.

Das war nun freilich ein schlechtes Zeugnis, aus kompetentestem Munde, aber ich hörte später sein absprechendes Urteil bestätigen. Während die Indierin züchtig die Augen niederschlägt und nur selten aus ihren braunen Augen den Fremden anschaut, geht die breitmäulige Negerin selten auch nur einen Zoll breit zur Seite, sondern starrt den Fremden frech und herausfordernd an und wird sich nicht lange besinnen, ihn anzureden oder sich zum Gaudium ihrer Kolleginnen über ihn lustig machen.

Auch die Indier unterscheiden sich in ihrem Äusseren und in ihrem Auftreten vorteilhaft von den meisten Negern.

Auch sie haben ihre heimischen Trachten beibehalten. Ein weisser Turban umhüllt nicht selten den Kopf, um die Hüften ist das lange braunwollene Tuch geschlungen, das bei der Arbeit fest angezogen nur eine Art Badehose bildet, sonst aber bis zu den Knien herabgezogen und nur die unteren Teile der Beine freilassend, einer kurzen Hose gleicht. Sie sind alle nicht gerade kräftig sondern eher zierlich und schlank gebaut, selten über mittelgross, aber leisten in ununterbrochener oft 16stündiger Tages-Arbeit Vorzügliches und drängen sich zu jeder Mehr-Arbeit, wenn sie nur grösseren Verdienst gewährt.

Aus den übervölkerten Hungerdistrikten am Ganges sind sie hierher gebracht, in der alten Heimat zu Gunsten der Verbleibenden Raum und Nahrungs-Gelegenheit schaffend, und mit hier absolut niedrigen, aber für ihre Begriffe und Bedürfnisse hohen Löhnen sich schnell zu einem gewissen Wohlstand emporarbeitend. Selten mehr, als eine Mark wird im Tagelohn gezahlt, aber sie, die daheim an Löhne von 30 Pfennig gewöhnt waren, sparen dabei Geld und ihre Frauen sind gleichzeitig ihre lebenden Sparbüchsen. Ihnen hängen sie die ersparten Silbermünzen um den Hals und fügen zu den halben Dollarstücken bald Goldmünzen hinzu, selbst 20 Dollarstücke sah ich am Halse dieser Schönen, oft durch zierliche Kettchen mit einander verbunden. Auch werden die runden Arme der Frauen mit Silberspangen umkleidet, welche indische Silberschmiede mit einfachsten Werkzeugen kunstfertig herstellen. Oft zwanzig und mehr solcher Armbänder zieren den Unterarm und bilden eine feste Umhüllung, seltener wurden fingerdicke, silberne Ringe um die Füsse oder schwere Ohrgehänge getragen und ein wohl zwei Zoll im Durchmesser haltender Ring von Goldfiligran durch den linken Nasenflügel gezogen. Aber als höchster Schmuck schien ein schwer, massiver Halsring zu gelten, roh geschmiedet, aus gediegenem Münz-Silber, den nur Wenige trugen.

Bei einem indischen Silberschmiede in dem nahe der Hauptstadt gelegenen Indierdorfe kaufte ich selbst einige

dieser Armspangen und sah zu, wie mehrere, nicht mehr jugendliche Indios an der Erde hockten, um für ein bildschönes junges Weib, das gewiss schon für einige Hundert Mark Schmucksachen an Arm und Hals trug, einen dieser fingerdicken Silberreifen zu erhandeln.

Das Bild wäre des Pinsels eines Malers wert gewesen, wie hier im grünen Schatten prächtiger Bananenbüsche die alten Indier an der Erde hockten, der Silberschmied eine kleine Goldwage in der Hand hielt, auf deren einer Schale der schwere Ring lag, während auf der anderen eine Silbermünze nach der anderen aufgelegt wurde. Zögernd holten die Käufer immer neue Münzen hervor, immer wieder sorgfältig prüfend, ob die Wage noch nicht zu ihren Gunsten ausschlagen wollte, und das junge Weib lehnte inzwischen wie eine Königstochter mit übergeschlagenen Armen an dem glatten Stamme einer Königspalme und sah mit verlangenden aber siegesgewissen Blicken auf das ersehnte Schmuckstück, während manchmal ein verächtliches Zucken ihre Mundwinkel umflog, wenn der Eheherr allzulange zauderte, bis er sich zu neuer Auflage entschloss.

Leider konnte ich das Ende der Scene nicht abwarten, aber sie brachte mich auf den Gedanken, dass die Indier wohl nicht blos über die Keuschheit und eheliche Treue ihrer Weiber so eifersüchtig wachen, sondern dass sie mit ihren Gattinnen zugleich ihren Besitz und ihr Vermögen behüten, und wenn sie, wie erzählt wird, nicht selten die ungetreue Ehehälfte, die sie im Hause eines Anderen finden, einfach niederstechen*), so mag der Verlust ihrer Ersparnisse wohl ebenso dazu beitragen, wie die gekränkte Liebe.

Jedenfalls sorgt diese Eifersucht der Männer dafür, dass die Tugend der Frauen so selten angetastet wird, und da es bei so schneller und massenhafter Einwanderung

*) Vor Gericht soll es oft sehr schwer sein, solch einen Verbrecher zu überzeugen, dass er Unrecht gethan. Die Frau ist sein Eigentum, er hat nach seiner Meinung das Recht, über ihr Leben zu verfügen.

natürlich ist, dass mehr Männer als Frauen herübergebracht wurden*), so werden die Mädchen schon im zartesten Alter verheiratet, d. h. dem Manne versprochen, der das Kind schon mit Silberschmuck behängt und sie von den Eltern empfängt, sobald sie mannbar geworden. So fehlt es an jungen, unverheirateten Mädchen, die unbewacht von eifersüchtigen Ehegatten den guten Ruf ihres Stammes gefährden könnten.

Um so trauriger sind die sittlichen Zustände bei der Negerbevölkerung. Es soll kaum ein Dienstmädchen geben, das nicht 2—3 Kinder ihr eigen nennt, aber noch über keinen Ehemann verfügt und sich dieses Verhältnisses auch gar nicht schämt. Das Heiraten vermeiden sie hier, wie in andern westindischen Kolonien und aus denselben Gründen, weil sie die Freiheit vorziehen und die kirchliche Trauung nur mit allem Pomp oder garnicht haben wollen. Trotzdem sind die Neger natürlich äusserlich treue Anhänger der christlichen Religion. Ich fand eines Abends die hellerleuchtete protestantische Hauptkirche gedrängt voll von Andächtigen, sodass ich es nur der Liebenswürdigkeit der selbst in den Thüreingängen stehenden Schwarzen verdankte, wenn ich einen Sitzplatz erhielt, denn sie traten ohne Weiteres zur Seite und ein junger Neger stand auf und nötigte mich auf seinen Sitz.

Vorn vor dem Hochaltar sassen viele weisse Damen, wie es schien zu einem Sängerchor vereinigt, denn sie begleiteten die Liturgie mit vorzüglich gesungenen Chören. Das weite Schiff der Kirche war aber gefüllt mit geputzten Männern, Frauen und Kindern und als dann der Geistliche die Kanzel bestieg und mit grosser Beredsamkeit in fünfviertelstündiger Rede den Wert der sogen. »Civilisation« im

---

*) Nach dem Census für 1891 waren 42905 männliche und nur 27 277 weibliche Indier vorhanden. Da aber von den auf der Insel geborenen Kindern 17 200 unter 15 Jahren waren und diese sich zur Hälfte auf die beiden Geschlechter verteilen, so ist das Missverhältnis unter den Erwachsenen noch grösser.

Vergleich zu den ewigen Gütern des Glaubens beleuchtete, da schliefen erst die Kinder neben mir ein, dann auch ihre Wärterinnen und Mütter, die sich eine Zeit lang vergeblich bemüht hatten, die Kleinen wach zu halten und schliesslich sass ich auf der langen Bank, das blonde Köpfchen eines reizenden, sieben bis achtjährigen Mädchens in meinem Schosse als der einzig Wachende, während alle Anderen sich schon mehr oder weniger fest aus diesem Jammerthal der Civilisation in ein besseres Dasein hinübergeträumt hatten.

Von allen westindischen Kolonien hat Trinidad noch am wenigsten unter den schlechten Zeiten der letzten Jahre zu leiden gehabt und hat sich jetzt durch die Krisis hindurch gearbeitet; denn die Insel war von jeher eine der reichsten und fruchtbarsten und hat niemals, sowie die meisten Nachbarinseln Alles auf eine Karte gesetzt und ausschliesslich von dem Gedeihen einer Kultur den gesamten Wohlstand des Landes abhängig gemacht.

Neben dem Zuckerrohr, das in den feuchten Niederungen das Land bedeckte, waren Kaffee- und Kakaokulturen in den Thälern und Bergabhängen seit langer Zeit in Blüte und die Kokosnüsse spendeten den Strandbewohnern reiche Erträge. Als daher die europäische Rüben-Zuckerindustrie den Weltmarkt zu beherrschen begann, und die Preise für dieses ursprünglich tropische Erzeugnis auf einen Stand herabdrückte, der es unmöglich machte, mit den alten Arbeitsmethoden weiter zu wirtschaften, da traf der Schlag die Kolonie wohl sehr empfindlich; aber sie hatte, so sehr auch Einzelne litten, noch immer reiche Hülfsquellen in ihren ausgedehnten Kakaokulturen und mit anerkennenswerter Energie warf man sich sofort auf diese, noch immer, und bei steigenden Preisen, noch besser lohnende Industrie.

Die englische Regierung hatte schon seit Jahren von ihren Kronländereien zu billigen Preisen an Kolonisten verkauft und in der Zeit von 1877—1887 wurden nicht weniger

als 71,000 acres hauptsächlich zu Kakaopflanzungen vergeben. Durchschnittlich sollen in diesen 10 Jahren jährlich 1 Million Bäume gepflanzt worden sein, die gerade zur rechten Zeit, in der Mitte des vorigen Jahrzehntes begannen, ihre kostbare Frucht zu tragen und in ihren Verkaufspreisen Ersatz boten für den zeitweiligen Ausfall bei der Zuckerernte.

Die alten Zuckerpflanzer, die früher bei hohen Preisen ihres Produktes reiche Gewinne machten und in luxuriösem Leben verschwendeten, haben durch die Zuckerkrisis eine recht harte Lehre empfangen, haben viel Geld verloren und sind durch die Not gezwungen worden, endlich die alte, verschwenderische Methode der Zuckerbereitung aufzugeben und sparsame, rationelle Arbeit einzuführen. Viele sind dabei zu Grunde gegangen, von dem alten, vielgerühmten Reichtum der Pflanzerfamilien findet man heute nichts mehr, recht viele haben Alles verloren und ihre Plantagen sind in die Hände derer übergegangen, die ihnen Geld auf Hypotheken geliehen.

Heute hat sich die Industrie als solche wieder hindurchgearbeitet, sodass sie wieder mit mässigem Nutzen arbeitet, nachdem die kleineren Mühlen den Betrieb eingestellt haben und ihr Rohr grösseren Nachbarfabriken zuführen, die allmälig bessere Betriebseinrichtungen geschaffen haben, wenn man auch von Vollkommenheit in den meisten Fällen noch recht weit entfernt ist.

Arbeiteten doch erst 20 von den im Jahre 1891 noch vorhandenen 72 Fabriken mit Vacuum-Pfannen, während noch immer 30 nur Muskovado-Zucker herstellten. Die alten Fabriken werden sich noch mehr konzentrieren, dann auch leistungs- und konkurrenzfähig bleiben und ihren Bestand bewahren, aber sich schwerlich ausdehnen.

Seit 8 Jahren ist kaum ein acre Landes neu in Rohrkultur genommen und an wesentliche Neupflanzungen ist für die nächste Zukunft nicht zu denken. Das Vertrauen ist geschwunden und es bedarf heute grosser Kapitalien, um neue Plantagen anzulegen, zu denen an sich Grund und Boden

noch reichlich vorhanden wäre. Aber diese Kapitalien fehlen den Trinidader Familien, englisches Kapital zieht sich eher zurück, als dass es sich neu engagiert, und in der Nähe der bereits bestehenden Fabriken, die mit ihren verbesserten Maschinen mehr Rohr verarbeiten könnten, fehlt es an Neuland. Auf dem alten Lande muss aber bereits recht tüchtig gedüngt und durchschnittlich alle drei Jahre neu gepflanzt werden und die Produktionskosten sind trotz der billigen Arbeitskräfte nicht gering, wegen der zahlreichen Entwässerungsgräben, die fabelhaft schnell vergrasen.

Wenn Land in Neukultur genommen wird, so geschieht es in den feuchtern Thälern zur Kakaokultur, in den Bergen zum Kaffeebau, an den Küsten für Kokosnüsse. Alle diese Kulturen lohnen weit besser als Zuckerrohr und auf ihnen wird die wirtschaftliche Zukunft des wunderschönen Eilandes beruhen.

Wie sich die soziale Zukunft gestalten wird?

Wer vermag das zu sagen? Die Schwarzen vermehren sich schnell, die Zahl der Indier nimmt rapide zu, die Weissen werden geringer an Zahl und speziell die Engländer sind Wandervögel, die für kurze Zeit ihr Nest in dem reichen Lande bauen und wieder von dannen fliegen, wenn sie ein Vermögen erworben haben. Die Ansiedlung der Neger auf kleinen Eigentumsparzellen wird fortschreiten, sie werden erzeugen, was sie brauchen und die schnelle Vermehrung dieser kleinen Güter und der schwarzen Rasse ist wahrscheinlich unaufhaltsam. Auch die Indier fangen bereits an, in grosser Zahl Land zu erwerben und Gartenkultur zu treiben, sie produzieren auch für den Verkauf, bringen Milch und Früchte zur Stadt und manche frische Kokosnuss habe ich getrunken, die mir ein brauner Sohn Ost-Indiens mit seiner Macheta aufschlug.

Wo heute für 200000 Menschen noch reichlich Nahrungsspielraum vorhanden, können in wenigen Generationen wohl Millionen Farbige eine behagliche Existenz finden, aber die Insel würde damit aufhören, für den Welthandel Bedeutung

zu haben und ich gebe J. A. Froude unbedenklich Recht, nur solange ein straffes, englisches Regiment diese untergeordneten Rassen in Ordnung erhält, werden sie sich dabei wohl fühlen und wird England seiner civilisatorischen Aufgabe gerecht werden. Will man aber nach modernen Recepten auch diesen schwarzen und braunen Unterthanen ihrer Majestät eine »Konstitution« geben und ihnen die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten übertragen, so würde das wachsende numerische Übergewicht der farbigen Bevölkerung sicherlich dahin führen, dass die Weissen der Insel den Rücken kehren oder nur des Handels und Geldgewinnes wegen, wie in Haïti, eine Zeit lang ihren Wohnsitz aufschlagen in einem Lande, in dem Schwarze und Braune das Szepter in Händen haben.

XVII.

Ueber Grenada und St. Vincent nach Barbados.

Dicht gedrängt umschliessen die Inseln der kleinen Antillen in weitem Bogen das Caraibische Meer, nur wenige Stunden Fahrt trennen sie von einander und doch sind sie fast alle in wirtschaftlicher Beziehung und in der Gliederung ihres Volkslebens so verschieden, wie ihre äussere Gestalt.

Leider nahte mein Aufenthalt in den Tropen schnell seinem Ende und nur im Fluge konnte ich die Inseln sehen, denen ich gerne gründliches Studium gewidmet und die dies Studium gelohnt hätten.

Nach sechstägigem Aufenthalt verliess ich Trinidad an einem schönen März-Abend. Viele Passagiere hatten sich auf den »Intercolonial Steamer« der englischen »Royal Mail«-Linie eingefunden, namentlich viele Engländer, die, wie das immermehr Mode wird, auf grund eines 65 Tage giltigen Rundreisebillettes (à 800 Mk.) von Southampton aus die Fahrt nach Barbados und von dort nach Jamaica, La Guayra, Demerara, Trinidad und die kleineren Inseln in den Wintermonaten machen, um in dieser für Westindien günstigsten Reisezeit einen kurzen Einblick in die tropischen Kolonien zu erhalten und dem kalten Winter in der Heimat zu entgehen.

Am nächsten Morgen lagen wir vor der kleinen Insel Grenada vor Anker und ich benutzte den zweistündigen Aufenthalt, um schleunigst an Land zu rudern, und von der

Stadt zu sehen, was sich in der kurzen Zeit sehen liess. Der Dampfer lag draussen auf der Rhede nahe dem Ufer, der malerisch den Berg sich hinanziehenden kleinen Stadt St. George gegenüber. Um ein halbverfallenes, altes Fort ruderten mich ein paar kräftige Neger, mit anderen um die Wette fahrend, schnell durch die aufspritzenden, grünen Wellen in den kleinen, aber ausserordentlich sicheren und tiefgründigen Hafen, den man einst berufen hielt, den Hauptstützpunkt der englischen Seemacht abzugeben.

Zwei Dampfer und einige kleine Segler lagen im Hafen und von dem jammervollen Verfall, von den versunkenen Landungsbrücken in dem absolut verödeten Hafen, von den dächer- und fensterlosen Waarenhäusern, wie sie J. A. Froude vor 5 Jahren fand, habe ich nichts gesehen.

Am Strande standen hunderte von Negern und Negerinnen herum, die Fremden anstarrend und harmlos schwatzend und lachend, sonderlich viel geschäftliches Leben schien nicht zu herrschen, aber die Umgebung des Hafens war in dem Schmuck tropischer Vegetation von wunderbarer Schönheit. Der ältere Teil der Stadt hat eine Reihe dreistöckiger, massiver Häuser aufzuweisen, die, ganz in dem hässlichen Styl englischer Vorstadthäuser aus schlecht gebrannten Backsteinen mit weissen Fugen, ohne alle Gesimse, den Eindruck machten, als ob sie am wenigsten in das Land der Tropen passen. Die Strassen steigen steil empor, zwei stattliche Kirchen überragen das Ganze, schattige Alleen führten in's Innere zu Spiel- und Ballplätzen. Die Neger wohnten meist in leichten Bretterhäusern, auf Pfählen erbaut; aber überall herrschte Ordnung und die schwarze Polizei — es sollen hundert Vertreter der heiligen Hermandad auf der Insel stationiert sein, — machte denselben vortrefflichen Eindruck, wie in Trinidad.

Schon zur Zeit des französischen Besitzes war der grösste Teil der Insel unter kleinere Grundeigentümer aufgeteilt und nur wenig Grossbetrieb und Plantagenbau vorhanden. Die Engländer begannen in ausgedehnterem Masse

Land zu erwerben und Pflanzungen anzulegen; aber der Erfolg war trotz der Fruchtbarkeit des Bodens und der Gunst des Klimas wohl nie ein sonderlich grosser, die Zahl der alten Pflanzerfamilien schmolz bald zusammen, ihr Grundbesitz ward parzelliert und mit dem Rückgang der Zuckerpreise hat der Zuckerexport, der zeitweilig über 100,000 Ctr. betrug, so gut wie aufgehört. Der englische Einfluss schwindet seitdem immer mehr, nur einige 30 englische Landgüter sollen noch existieren, während über 8000 kleinbäuerliche Besitzungen in den Händen der Neger sind und ihnen ein glückliches, harmloses Dasein ermöglichen. Sie haben durch ihren Besitz auch die Liebe zum Eigentum gelernt, sollen prozesssüchtig wie viele Kleinbauern sein, fügen sich aber gerne unter ein gerechtes, englisches Regiment und denken nicht daran; selbst regieren und herrschen zu wollen.

In neuster Zeit hat die Gewürzkultur auf der Insel Fortschritte gemacht und namentlich grosse Mengen von Muskatnussbäumen sind angepflanzt und scheinen tüchtigen Pflanzern reichlichen Ertrag zu geben. Indische Kulies sind auch in dieses, von Negern reich bevölkerte, kleine Eiland schon eingeführt, mein Bootsführer bezeichnete mir ein am Hafeneingang wunderbar schön am Berge gelegenes, weisses Haus, als das »Indian hospital«, fügte aber gleich hinzu, das national english hospital sei viel grösser und schöner. Die »geborenen Engländer« sind natürlich reine, wollköpfige Neger, aber sie sind auf ihre Qualität als Engländer so stolz, dass sie es wahrscheinlich als Beleidigung auffassen würden, wollte man sie mit den nicht in der Kronkolonie geborenen Indiern auf eine Stufe stellen. Thatsächlich sind sie auch die Herren dieses kleinen Paradieses und werden es wohl immer mehr werden.

Der Dampfer fuhr nahe genug der Küste entlang nach Norden, sodass wir die in üppigstem Grün prangende Insel genugsam bewundern konnten. Kokospalmen umkränzen die Küste, blühende Mangobäume beschatteten die Hütten

der Neger, schön gezackte Felsen mit üppigstem Waldschmück bedeckt, drängen hie und da an die Küste und fallen in steilen Klippen zum Meere ab. Ein guter Fahrweg, z. T. in Felsen gehauen, führt an der Küste entlang zu einem an der Nordspitze gelegenen kleinen Städtchen und die ganze Insel, die ein überaus angenehmes Klima haben soll, macht mit ihrem herrlichen Pflanzenwuchs und malerischen, über 1000 Meter hohen Bergen einen prächtigen Eindruck.

Sie hat nach Norden zu ihre Fortsetzung in einer langen Reihe niedriger, kleiner Inseln, der Grenadinen, von denen einige gross genug sind, um Pflanzungen und Ansiedelungen zu ermöglichen, andere nur kleine, gleich Türmen über das Wasser hervorragende Klippen bilden, offenbar Teile eines zusammenhängenden Gebirgsrückens, dessen höhere Gipfel und Kämme bei der spiegelglatten See über die blauen Fluten hervorragten, als ob eine gewaltige Überschwemmung alles Land bis auf diese höchsten Spitzen unter Wasser gesetzt hätte.

So fuhren wir stets Angesichts des Landes in angenehmster Fahrt dahin, die grössere Insel St. Vincent tauchte langsam mit ihren Bergen aus dem Wasser empor, in der weiten nach Süden offenen Hafenbucht der Hauptstadt Kingstown lag ein mächtiges, englisches Kriegsschiff vor Anker und hell und freundlich leuchteten die Häuser der Stadt aus dem Grün der Bäume hervor. Hinter der Stadt erheben sich in langsamem Anstieg die Berge mit saftigen Weiden und leuchtenden Zuckerrohrfeldern, einen entzückenden Hintergrund für diese menschlichen Wohnstätten abgebend; auch diese Insel ist wie die meisten der kleinen Antillen ein Juwel landschaftlicher Schönheit.

An einem festgezimmerten, weit in das Meer hinausragenden Pier legt unser Boot an. In Unmassen stehen die Neger am Ufer herum, den grossen Postdampfer, der nur alle 2 Wochen die einsame Insel besucht, und den »man of war«, das Kriegsschiff, anstaunend, wie die Be-

wohner unserer Landstädtchen am Sonntag Nachmittag den Eisenbahnzug mustern. Einige Negerjungen liefen uns auf der Strasse nach und erboten sich in natürlicher Aufdringlicheit uns durch die Stadt und zur Post office zu führen und um der Quälerei ein Ende zu machen, versprach ich einem der zerlumpten, schwarzen Kerlchen einige Pence, wenn er uns die Schönheiten der Stadt zeigen wollte.

Von nun an meinte der Bengel natürlich, er gehöre zu uns und lief konsequent mit uns in einer Reihe, uns mit grosser Zungenfertigkeit auseinandersetzend, wer hier und dort wohne, dass dies und jenes ein ganz besonders grosser Store sei, aus dem viele hunderte von Fässern Zucker verfrachtet würden.

Diese Vertraulichkeit mit den Fremden schien aber den Einheimischen recht ungewohnt zu sein; denn Kinder und Erwachsene riefen häufig hinter uns her, wir sollten doch den black fellow nicht unter uns dulden. Dann sah er mich jedesmal so Hülfe flehend an, dass ich einige male lachend den lieben Landsleuten des Kleinen erklärte, das wäre mein Freund, der hätte das Recht, mit uns zu gehen. »Yes that's my massa, he pays me« antwortete der Junge dann ganz stolz und bemühte sich umsomehr, uns alles Sehenswerte zu zeigen, die Post, die Kirche, das Haus des Doktors etc. Auch jeden Laden erklärte er uns. »That 's a Rum shop, Sir«, betonte er mit Nachdruck, mich am Ärmel festhaltend, »and there es an other« — »and there is a Rum shop too«, die Schnapsläden schienen in seiner kindlichen Einbildung schon die Hauptrollen im städtischen Leben zu spielen.

Thatsächlich spielen sie es auch, denn die Steuer auf Branntwein und Branntweinschenken stellt hier den Hauptteil der Staatseinnahmen dar, und man ist in Westindien nicht ängstlich, »das Schnäpschen des armen Mannes«, für das unsere Volksbeglücker soviel Sympathie an den Tag legen, recht tüchtig mit Steuern zu belasten. Trinidad erhebt z. B. von der Imperial gallon = 4,54 liter Rum, die

mit 2 Schilling hergestellt werden kann, nicht weniger als 7½ Schilling Steuer und verlangt von den Schnapsläden bis zu 200 Pfund Sterling = 4000 Mark jährliche Gewerbesteuer. Nahezu 2 Millionen Mark werden auf der kleinen Insel aus diesem Getränke für öffentliche Zwecke flüssig gemacht. Und man muss gestehen, dass die Engländer all diese Mittel nicht schlecht anwenden. Alle öffentlichen Gebäude sind in trefflichem Zustande, Wege und Brücken werden neuerdings in das Innere der Insel hineingebaut, für öffentlichen Unterricht, für Verbesserung der Kulturen geschieht wenigstens auf den grösseren Inseln sehr viel und für öffentliche Ordnung und Sicherheit ist allenthalben gesorgt.

Das Volk der Neger machte überall harmlos schwatzend, lachend und lärmend den Eindruck glücklicher, ausgelassener Kinder. Die kleinen Inselstädte, über welche so leicht, wegen der wenig hervorragenden öffentlichen Gebäude, der vielen kleinen Hütten etc., als »elende Nester« der Stab gebrochen wird, weil man sie vergleicht mit den grossen Hafen und Hauptstädten der alten Welt, sind, wenn man sie in richtiger Weise mit unseren kleinen Landstädtchen von 4—5000 Einwohnern in Parallele stellt, ganz gewiss in ihren bescheideneren Verhältnissen anerkennungswerte Gemeinwesen, in denen man neben vielen schlechten Hütten mindestens ebensoviele gut gebaute und von schönen Gärten umgebenen Villen und Häuser findet, als in gleichwertigen Städtchen und Flecken der Heimat.

Man darf auch nicht vergessen, dass viele dieser Städte ihr Leben erst nach so viel Jahrzehnten zählen, als unsere Landstädtchen nach Jahrhunderten und dass die Vergangenheit, die Geschichte mit ihren interessanten Denkmälern und Erinnerungen naturgemäss diesen jungen Gemeinden fehlt, in denen ein Gemisch von allen möglichen Völkerschaften zu gemeinsamer Arbeit herangezogen werden soll — während daheim die Einwohnerschaft seit Generationen mit der Scholle verwachsen, seit Vaters und Grossvaters

Zeiten mit einander bekannt und verwandt dieselben Interessen vertritt. — Hier ist das bleibende in der Bevölkerung eigentlich nur die untere Schicht. Die Kaufleute und Industriellen, die Staatsbeamten und Officiere, sie alle betrachten den zeitigen Wohnsitz nur als einen Durchgangsposten, für den besonderes Interesse zu bezeugen, kaum lohnt. Selbst die Gouverneure sind Wandervögel, die ihren vorgesetzten Behörden im Kolonial-Amt die gewaltige Arbeitslast nicht noch vermehren wollen, um von dieser untersten Stufe ihrer Karriere noch möglichst hoch weiter zu steigen.

Am nächsten Morgen ankerten wir vor der ältesten der englischen Besitzungen in Westindien, vor Barbados, das schon vor mehr als 250 Jahren unter die Herrschaft der Briten kam, während über den meisten der anderen Inseln erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts die englische Flagge weht.

Mag anderswo der englische Einfluss im Schwinden sein und mögen die Engländer ihren Besitz selber der Pflege nicht mehr für wert erachten, hier, wo Jahrhunderte lang die stolzen, thatkräftigen Söhne Albions gearbeitet und gekämpft, hier haben sie unverwischbare Spuren ihres Wirkens hinterlassen und weit mehr als alle anderen repräsentirt diese kleine Insel ein Stück tropischen Altenglands. Die weite Hafenbucht vom Bridge-town war gefüllt mit zahllosen Schiffen, Dampfern und Seglern, feste steinerne Dämme hat man zum Schutz der hier ankernden Schiffe ins Meer hinausgebaut und grossartige Hafen-Neubauten, denen ganze Strassenzüge am Strande zum Opfer fallen sollen, waren geplant und in Angriff genommen, Hier ist das Hauptquartier des englisch-westindischen Geschwaders, hier sind die englischen Regimenter vereinigt, die zum Schutze der britischen Flagge hier gehalten werden. Hier sind die grossen Docks, in denen die vom Sturm beschädigten Fahrzeuge ihre Havarie beseitigen und sich für neue Seereisen ausrüsten können. Hierher laufen die grossen schlanken Dampfer der englischen Royal Mail alle 14 Tage ein und

verbinden in 12tägiger Fahrt die fernen Inseln mit dem Heimatlande. Von hier aus gehen in regelmässigen Fahrten die Intercolonial-Steamer derselben Gesellschaft, der eine nach Süden, nach Trinidad, Demerara, Tobago und La Guayra, der andere nach Norden, nach Sta. Lucia, Martinique, Dominica, Guadeloupe, nach den Leewards-Inseln und San Thomas, während die Dampfer der Hauptlinie von hier ihre Fahrt über Jacmel in Haïti nach Jamaica und Colon (Panama) fortsetzen, um auf der Rückreise Post und Passagiere von den kleineren Dampfern zu übernehmen und nach Europa zu bringen.

Hier eint sich deshalb das Geschäftsleben Westindiens und Bridge-town ist von Alters her ein wichtiger Hafen- und Stapelplatz gewesen und dementsprechend ist der Eindruck, den man beim Landen erhält. Nach fester, billiger Taxe — ein seltener Vorzug in den Kolonien, — wird man ans Land gerudert, billige Droschken stehen zur Rundfahrt zur Verfügung und man hätte wohl in einem Tage die kleine, flache Insel mit ihnen durchqueren können und zur Abfahrt des Dampfers rechtzeitig eintreffen.

Beim deutschen Konsul konnte ich nur wenig Rath erbitten; denn der Ärmste hatte als Inhaber eines der grössten Speditions- und Exportgeschäfte durch die gleichzeitig von allen Seiten einlaufenden Postdampfer einige Hundert Briefe erhalten, die alle bis zum Abend für den europäischen oder bis nächsten Tag für die Kolonial-Dampfer beantwortet werden müssen und die Arbeitskraft des gesamten Personals übermässig in Anspruch nehmen, während nachher Tage der Ruhe folgen. Aber ein deutscher Bekannter, Herr Geo Stade, der hier eine grossartige Rumraffinerie nach den neuesten Erfindungen eingerichtet hat, nahm mich in seinem Wagen mit hinaus zu seiner am Meeresstrande gelegenen Besitzung und zeigte mir sein vortrefflich eingerichtetes, gerade vollendetes Werk. Er fuhr mich nachher durch die Insel und Stadt hindurch und ihm verdanke ich es, wenn ich in der kurzen Zeit meines Auf-

enthaltes einen leidlichen Einblick in die Verhältnisse gewonnen.

Barbados ist im Gegensatz zu den anderen Inseln der Antillengruppe kein Felseneiland, das durch seine wunderbare Schönheit fesselt. Hier ragen keine Berge zum Himmel empor, hier bedeckt kein Urwald mit seinem üppigen Pflanzenwuchs das schluchtenreiche Innere und bietet nur in den Thälern und Vorländern Platz zu intensiver Kultur, sondern diese kleine, flachgewölbte, der ganzen Inselreihe weit vorgelagerte Koralleninsel ist eigentlich nichts anderes, als ein einziges Zuckerrohrfeld, dicht bevölkert und fast übervölkert von einer schnell sich vermehrenden Volksmasse. Nur 43000 ha umfasst die kleine Kolonie, aber 200000 Menschen, zum weitaus grössten Teil natürlich Schwarze, leben in ihr und produzieren jährlich die fast unglaubliche Menge von 60—70000 Tonnen Zucker.

Diese Thatsache drückt auch dem ganzen socialen und wirtschaftlichen Leben seinen Stempel auf. Für andere Kulturen als Zuckerrohr ist hier kaum Platz, nur als Zwischenfrucht wird zeitweise Mais gebaut und in den Hausgärten werden süsse Kartoffeln und Bananen gezüchtet. Für Weideflächen und Viehzucht, für grünenden Wald ist kein Raum, nur in der Nähe der Häuser sind schattende Bäume zu finden und Rasenflächen vorhanden. Die dichtgedrängte Bevölkerung ist zu fleissiger Arbeit gezwungen, wenn sie nicht verhungern will, denn hier ist keine Möglichkeit, Neger freeholds zu gründen wie in Trinidad oder Grenada, hier ist alles Land längst in Besitz genommen und die Schwarzen, die sich sorglos vermehren, aber von der heimatlichen Insel nicht weichen wollen und nur ungern auswandern, sind gezwungen zu niedrigsten Lohnsätzen zu arbeiten und erhalten heute zum grossen Teil durch die Billigkeit ihrer Arbeit die einzige Industrie und Ernährerin der Insel, die sonst mit ihren primitiven Apparaten und dem Zwange, den seit Jahr-

hunderten ausgesogenen Boden in intensivster Weise zu kultivieren, den Wettewerb mit anderen Ländern nicht aushalten könnte.

Wenn es schon auf Kuba und z. T. auf Portoriko wunderbar anmutete, zu sehen, wie ein reiches, fruchtbares Land gezwungen ist, seinen Hauptbedarf an Nahrungsmitteln aus der Fremde zu beziehen, so ist das hier fast ins Extrem durchgeführt. Die Zuckerrohrfelder dulden kaum eine andere Frucht neben sich, die wenigen Mais- oder Batatenkulturen, die als Zwischenfrucht eingeschoben werden, reichen nicht aus für das nötige Spannvieh das Futter zu liefern, die kleinen Gärten und Gemüsefelder um die Hütten der Neger können wohl einen Zuschuss zur Wirtschaftsführung geben; aber alles was als Brot, Fleisch und Fett genossen wird, muss fast ausnahmslos von Ausserhalb bezogen werden, und Nordamerika ist heute der Brot- und Fleisch-Lieferant für die Insel. Von dort kommt Speck, Schinken und Schmalz, von da her werden Stockfisch, Konserven und Gemüse eingeführt und der Zucker muss die Bezahlung dafür liefern, muss die grosse Masse der Arbeiter ernähren. Nur das Meer hilft noch einigermassen, denn ungeheuere Massen von fliegenden Fischen in der Grösse kleiner Häringe werden an den Küsten gefangen, zu billigem Preise verkauft und in jeder Negerhütte verspeist. 8—10 Stück werden gewöhnlich für 10 cts. = 42 Pf. verkauft, während amerikanischer Stockfisch bis zu 8 cts. pro Pfund bezahlt wird, bestes Weizenbrot 6—7 cts. pro Pfund kostet und 14 Pfund süsse Kartoffeln für 10 cts. geliefert werden. Die Lebensmittelpreise sind also noch immer billig aber ebenso auch die Löhne. Eine Mark ist der Durchschnittslohn für einen tüchtigen Arbeiter und 80 Pf. wird den Negerweibern gezahlt, die hier nicht wie anderswo auf den Strassen herumwatscheln, sondern der Not gehorchend fleissig mitarbeiten müssen und beispielsweise bei Bauten den Mörtel anrührten und den Männern zutrugen und dabei ihre kräftigen Glieder recht gut zu gebrauchen wussten.

Die Billigkeit der Löhne bedingt auch die schönen soliden Bauten, die man allenthalben sieht. Der Korallenfelsen, aus dem die ganze Insel besteht, ist leicht zu behauen, aber erhärtet an der Luft schnell, er ist leicht zu brennen und liefert mit dem Dünensande vermischt vortrefflichen Mörtel, sodass man aus billigstem Material mit billigen Händen, leicht solide massive Bauten ausführen kann, die das Leben auf dieser Insel noch angenehmer machen; denn das Klima ist hier, da die frischen Seewinde fast ständig über den flachen Erdhügel streichen, ein überaus wohlthuendes, nur in den Strassen der Stadt zwischen den hohen, drei- und vierstöckigen Häusern empfindet man die Hitze der Tropen.

Vortreffliche Wege durchqueren die Insel nach allen Seiten, überall einfach in das feste Korallengestein eingehauen, bedürfen sie keines Pflasters und kaum der Reparaturen. Auch die Strassen der Vorstädte sind in derselben Weise hergestellt, die Stufen, die von ihnen zu den Negerhütten emporführen, sind gleichfalls in dies treffliche Material eingeschnitten, während reizende Villen von schönen Ziergärten und schattenden Bäumen umgeben, aus dem gleichen, weissleuchtenden Baustein errichtet, um so freundlicher aus dem Grün hervorlugen.

An schönen, grossen Kasernen, in denen die weissen und schwarzen Regimenter untergebracht sind, führte uns der Wagen vorbei. Unter den weit vorspringenden Veranden sah man die Vaterlands-Verteidiger die Ruhe der Mittagszeit geniessen; aber trotz der Sonnenglut lebte auch der weite, riesige Exerzierplatz, der Savannah von Port of Spain ähnlich, von den rothen Röcken der englischen Soldaten, die hier nicht etwa gedrillt und einexerziert wurden, sondern im Ballspiel sich amüsirten, während im Schatten riesiger Mandelbäume einige Offiziere mit ihren Damen Lawn Tennis spielten, als ob es nicht $2\frac{1}{2}$ Uhr wäre und tropische Mittagshitze sondern die Abendkühle der englischen Parks herrschte. Zahlreiche, elegante Fuhrwerke begegneten uns in den

schattigen Alleen, die den weiten Platz umgaben und lieferten den Beweis, dass auch hier die Engländer ihr Leben zu geniessen wissen und sich vor der Sonne nicht fürchten.

Die Ernährerin der Insel, die allbeherrschende Zucker-Industrie, die vor wenigen Jahren dem Ruin nahe zu stehen und den Wohlstand der Kolonie dauernd vernichten zu wollen schien, hat sich auch hier unter dem Einfluss günstiger Ernten und sorgsamer Kultur wieder gehoben und da, wo zweckentsprechende Apparate aufgestellt sind und auch eine bessere Fabrikation ermöglicht haben, sollen wieder angemessene Gewinne gemacht werden. Ich hatte aber auch den Eindruck, als ob die scheinbar ganz verwerflichen alten Betriebsweisen unter den eigenartigen Verhältnissen der Insel noch immer lebensfähig und volkswirtschaftlich berechtigt seien.

Der stetig und regelmässig über das Eiland hinwehende Wind erzeugt eine vorzügliche, billige und zuverlässige Triebkraft, die in zahllosen, holländischen Windmühlen ausgenützt wird. Diese Windräder drehen die aufrechtstehenden Walzen der Zuckermühle, die verbleibende Bagasse dient als einziges Feuerungsmaterial unter den offenen Kesseln der kleinen Siedehäuser, den Kalk zum Scheiden der Säfte brennt man in vorzüglicher Qualität aus den überall zu Tage tretenden Korallenfelsen und produziert so einen leidlich guten, weichen Muskovadenzucker, aus dem man den Syrup durch Siebböden in den grossen Fässern langsam abtropfen lässt.

Das ist eine höchst primitive Betriebsweise, über die jeder Techniker mit Recht die Achseln zucken wird, als über eine masslose Vergeudung des Rohstoffes.

Aber die alte, massiv in Korallengestein erbaute Windmühle steht seit Jahrzehnten, ist längst amortisiert, erfordert kaum Reparaturen und der Wind arbeitet umsonst. Das alte Siedehaus mit seinen kupfernen Pfannen, hölzernen Trögen und primitiven Heizeinrichtungen ist gleichfalls längst »abgeschrieben« und verursacht keine oder ganz minimale

Unterhaltungskosten und die Hände der Arbeiter und Arbeiterinnen, die das Rohr zwischen die Walzen schieben und die Bagasse zur Feuerung schleppen, sind aussergewöhnlich billig.

So kann der Besitzer der kleinen Plantage, wenn er nicht allzu hoch verschuldet ist, — was leider recht oft der Fall sein soll, — noch immer mit Nutzen arbeiten und weiter produzieren, während die Beschaffung technisch vollendeterer Einrichtungen viel Kapital erfordern würde, das nur bei grösserem Betriebe ausgenutzt und verzinst werden könnte.

Der Zusammenlegung der vielen kleinen Pflanzungen steht aber zumeist die starke Verschuldung entgegen. Solange der Grosskaufmann in Bridgetown, — der den Zucker und die Melasse des Pflanzers kauft, und ihn mit den geringen Lebensbedürfnissen versorgt, einigermassen seine Zinsen erhält, hat er kein Interesse daran, das bestehende Verhältnis zu ändern, sodass die Windmühlen wohl noch für längere Zeit die charakteristische Erscheinung im Inneren der Insel darstellen werden.

Der reiche, trotz Jahrhunderte langer, einseitiger Kultur noch immer reichlich lohnende, weil intensiv bearbeitete und stark gedüngte Boden und die billigen Arbeitskräfte von Barbados halten die Industrie aufrecht und sichern damit der Kolonie ihre zeitweise schwer bedrängte Existenz.

Die eigentliche Geschäftsstadt enthält eine Reihe von grossartigen Bauten, vornehmen Bankgebäuden und grossen eleganten Geschäftshäusern, in denen durch drei Stockwerke hindurch alle möglichen Waaren feilgeboten werden; aber von dem Luxus, der einst in diesen Strassen geherrscht haben soll, von dem Glanz der Geschäfte und Juwelierläden, die sich rühmten, mit den Parisern in Konkurrenz treten zu können, ist heute und schon seit langer Zeit nichts mehr zu sehen.

Ein vornehmes Parlaments-, Regierungs- und Postgebäude, zugleich Residenz des Gouverneurs ist in gotischem

Stil aus Steinquadern erbaut. Gute Glasmalereien, die Reihe der englischen Könige darstellend, dekoriren die Spitzbogenfenster der Sitzungsäle des Parlamentes und des Senates und in dieser echt englischen Umgebung nehmen auch die schwarzen Gentlemen Platz, um mit dem ganzen Selbstbewusstsein englischer Parlamentsmitglieder über die Geschicke der kleinen Insel zu entscheiden. Seit den Zeiten der Stuarts besteht hier eine Verfassung, 24 Volksvertreter werden erwählt, 9 von der Krone ernannt und so lange das Wahlrecht an den Besitz von Grund und Boden geknüpft war, wirkte das System ohne grosse Schwierigkeiten. Neuerdings hat man aber auch hier dem demokratischen Zuge des Gladstoneschen Regiments folgend eine Erweiterung des Wahlrechtes eintreten lassen, ohne daran zu denken, dass die Masse der Schwarzen an Zahl so gewaltig die weisse Bevölkerung überwiegt, dass ersterer sehr bald die parlamentarische Macht zufallen muss, sobald man die Stimmen nur zählt, nicht wägt.

Mit solcher demokratischen Verfassung, wie sie leider auch Trinidad und die anderen Kolonien erstreben, wird aber der englische Einfluss immer mehr untergraben.

Was berechtigt ist und sich vollauf bewährt in Kolonien, in denen, wie in Australien und Kanada, die Engländer ihr grossartiges Besiedelungssystem durchgeführt haben, und ihre Landeskinder die breiten Schichten des Volkes bilden, das ist noch lange nicht berechtigt da, wo wenige Weisse die grosse Masse einer farbigen einst als Sklaven gehaltenen Bevölkerung beherrschen, oder wo, wie in Indien, Millionen eines anderen Volksstammes mit dem Schwerte in der Hand in blutigen Kriegen unterworfen sind.

Man mag vielleicht zugeben, dass bei gleicher Erziehung und gleicher Vorbildung der Neger dasselbe zu leisten im Stande ist als der Weisse — so wie heute die westindischen Neger sind, wird man sie trotzdem noch als eine untergeordnete Rasse bezeichnen und behandeln müssen; denn es fehlt ihnen mit wenigen Ausnahmen, die Schulung

und Bildung zu politischer Arbeit, und was sich die europäischen Kulturvölker in Jahrhunderte langer Selbstzucht an staatsbürgerlichen Tugenden anerzogen haben, das mangelt den Schwarzen als Volk noch völlig. Zwingt man sie also durch demokratische Verfassungen, sich selbst zu regieren, so werden die thierischen Instinkte und Leidenschaften der grossen Masse recht bald die Oberhand gewinnen.

So lange sie unter einer strengen und gerechten Regierung von Anderen geleitet werden, kann man einzelnen hervorragenden Schwarzen unbedenklich gestatten, teilzunehmen an der Arbeit der Regierenden und das Volk wird sich dabei wohl fühlen; aber ihnen das Heft der Regierung in die Hand drücken, heisst die Weissen vollends verdrängen, die, schon heute in bescheidener Minderzahl, sich mehr und mehr zurückziehen und ihre alten Besitzungen verkaufen, sobald es ihnen gelingt.

Der Handel gravitiert unwillkürlich und fast naturnotwendig nach Nord-Amerika, das den Zucker aufnimmt und die Nahrungsmittel im Austausch dafür liefert. Mit diesem Schwinden der merkantilen Interessen schwindet aber auch vielen Engländern das Interesse an diesen schönen Inseln, in denen, wenn man das alte System kräftiger Regierung aufrecht erhalten wollte, noch viele Schätze zu heben und sicherlich unendlich viel leichter zu gewinnen wären, als die, denen heute die ländergierigen Engländer in den Wüsten Ost- und Süd-Afrikas nachjagen. Hier herrscht bereits, was dort erst geschaffen werden soll und vielleicht erst in Generationen zu schaffen ist, rechtliche und soziale Sicherheit und Ordnung, hier sind Verbindungen und Wege vorhanden, hier fehlt es nicht an Arbeitskräften und man versteht nicht, wie die Politik der Engländer so eifersüchtig die Hand auf jedes Fleckchen Erde legen kann, das erst in Jahrzehnten Nutzen bringt, während sie hier die Kleinode, die sie besitzen, sich langsam aus der Hand gleiten lassen und sicher verlieren werden, wenn sie, wozu die liberale Partei nur zu geneigt erscheint, die demokratische

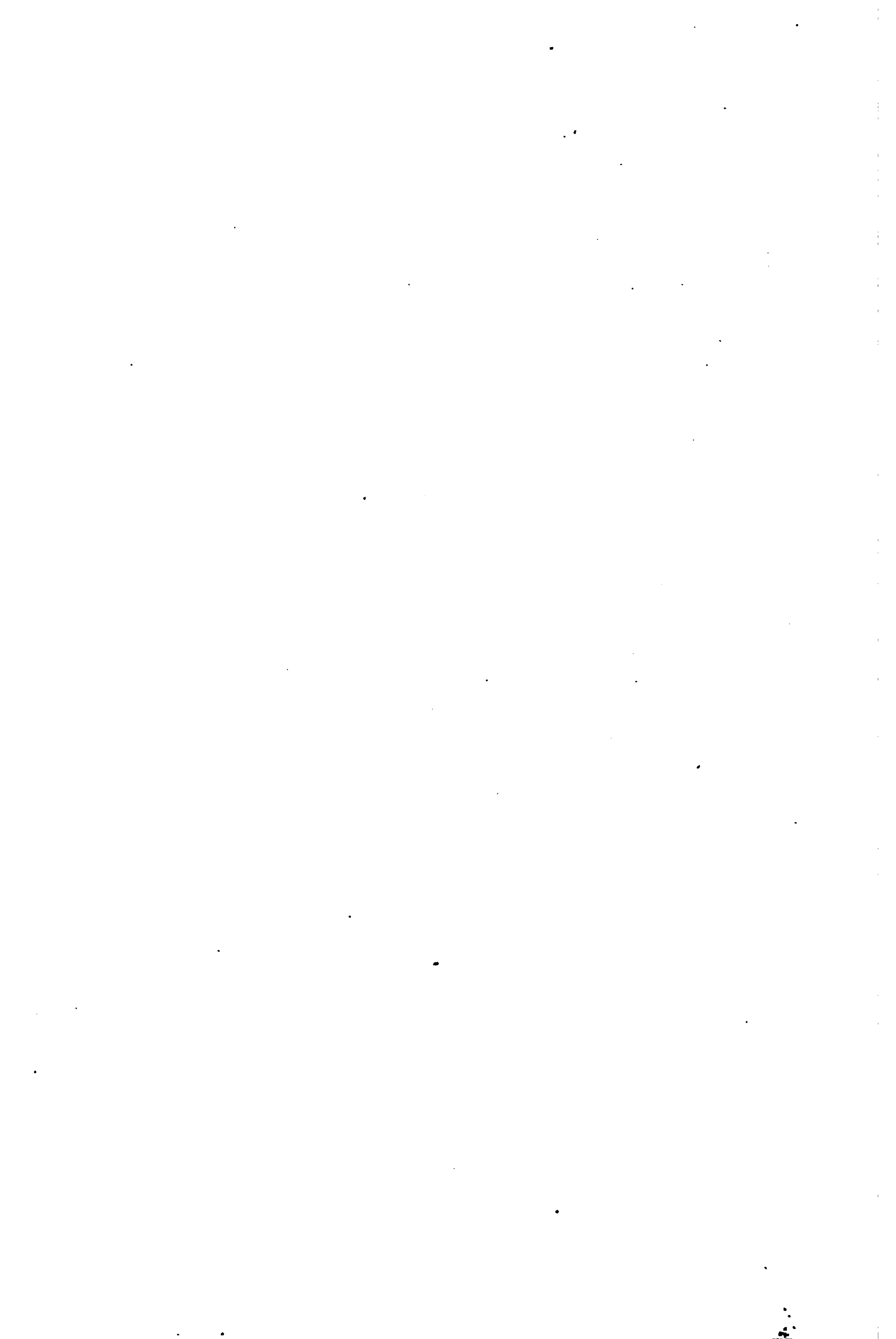
Theorie der Gleichberechtigung aller Klassen und Stände auch auf diese Inseln ausdehnen wollen.

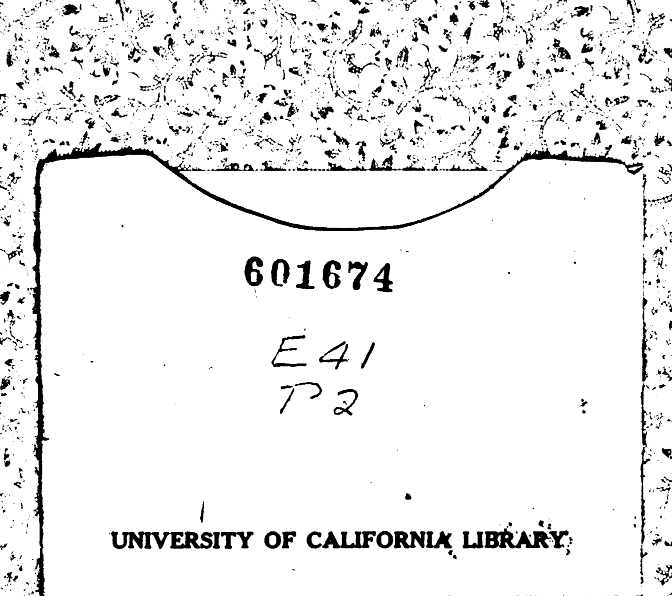
Die Zeiten, in denen Westindien als eines der glänzendsten Juwele in der Krone Englands betrachtet wurde, sind für immer vorbei und heute würden die britischen Flotten wohl schwerlich, wie vor hundert Jahren, gewaltige Seeschlachten ausfechten, um sich den Besitz der Inseln zu sichern.

Am Spätnachmittage lichtete der Dampfer »Para« die Anker zur Heimfahrt über den atlantischen Ozean und als der Feuerball der Sonne im fernen Westen ins Meer tauchte, da verschwanden auch die weissen Umrisse von Barbados und mit ihnen versank vor meinen leiblichen Augen das letzte Stück der herrlichen Tropenwelt, deren Zauber ich in den letzten Monaten geniessen durfte, ohne dass der geringste Unfall mir die Freude an dem geschmälert hätte, was eine grossartige Natur hier geschaffen und was Menschenhand daraus zu bilden unternommen hat.



Druck von E. Baensch jun. in Magdeburg.




601674
E41
P2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

